This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

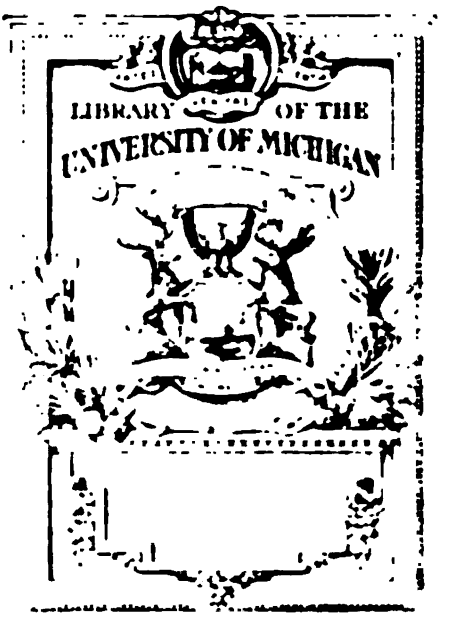
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

830.6
P74

Preußiſche Jahrbücher.

Herausgegeben

von

H. von Treitſchke und H. Delbrück.

Siebenundfunfzigſter Band.

Berlin, 1886.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erſtes Heft.

Politiſches und Sociales aus dem heutigen Athen. I. II. . . . . Seite 1
Johann Hieronymus Yelin. Ein Bild aus den hohenlohe'ſchen Religionswirren des vorigen Jahrhunderts. (K. Gußmann.) . . . . . — 31
Alois Emanuel Biedermann. (Otto Pfleiderer.) . . . . . — 53
Politiſche Correſpondenz: Das Jahr 1885. — England nach den Unterhauswahlen. — Miniſterkriſis in Frankreich. — Verſchiedenes. — Allgemeine Betrachtung. (ω.) — Das Spiritus-Monopol. — Die Ausſichten des Monopols. (D.) — Der neue Statthalter in den Reichslanden. . . . — 77
Notizen: Otto Ribbeck, Agroikos, eine ethologiſche Studie. — Adolf Böttticher, Olympia das Feſt und ſeine Stätte. . . . . — 100

Zweites Heft.

Rede zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs Wilhelm I. (Heinrich von Treitſchke.) . . . . . — 105
Politiſches und Sociales aus dem heutigen Athen. III. (Schluß.) . . . . — 116
Die Reform unſerer Gymnaſien nach jeſuitiſcher Anſchauung. (S.) . . . . — 138
Wandlungen innerhalb der klaſſiſchen Archäologie. (J. B.) . . . . . — 167
Gewerbliche Zuſtände in der Gegenwart. I. (Wilhelm Stieda.) . . . . . — 180
Politiſche Correſpondenz: Der preußiſche Etat. (D.) — Das Branntwein-Monopol. — Einwände gegen das Monopol. — Die Unterſchiede zwiſchen dem Tabaks- und dem Branntwein-Monopol. (D.) — Engliſche Miniſterkriſis. — Franzöſiſches Miniſterprogramm. — Beſchwichtigung der Balkanländer. — Ausgang der Karolinenfrage. — Kulturkampfausſichten. (ω.) — Die nationale Frage im Oſten. (D.) . . . . . — 196
Notizen: Berliner Börſen Zeitung, Der Deutſche Handelstag. M. Brömel, Bericht über die Verhandlungen des 22. Kongreſſes deutſcher Volkswirthe. — Dr. Wilh. Ruprecht, Die Erbpacht. . . . . — 210

Drittes Heft.

Die ökonomiſche Grundanſchauung von Karl Marx. (Dr. R. Stegemann.) — 213
Gewerbliche Zuſtände in der Gegenwart. (Schluß.) (Wilhelm Stieda.) . . — 235
Zeitgenöſſiſche Religionsphiloſophie. (A. Laſſon.) . . . . . — 246
Zur Geſchichte des ruſſiſchen Einfluſſes in Aſien. . . . . — 276
Politiſche Correſpondenz: Anfänge des dritten Miniſteriums Gladſtone. — Anfänge des dritten Miniſteriums Freycinet. — Langſame Beruhigung der Balkanländer. (ω.) — Die wirthſchaftliche Noth. Die Ueberproduction. Die Währungsfrage. (D.) . . . . . — 299

Notizen: Theodor Töche, Gesammelte Ansprachen und Zuschriften zum neunzigsten Geburtstage von Leopold von Ranke. — Eberhard Gothein, Ignatius Loyala. . . . . Seite 319

Viertes Heft.

Ueber die Bedeutung der Erfindungen in der Geschichte. (H. Delbrück.) . . — 325
Die geschichtliche Stellung des mosaischen Gesetzes nach den neueren alttestamentlichen Forschungen. . . . . — 339
Berlin und sein Verkehr. (T.) . . . . . — 355
Französische Masken. (Constantin Rößler.) . . . . . — 398
Politische Correspondenz: Das Ministerium Gladstone und die irische Frage. — Symptome der herannahenden Krisis in Frankreich. — Neue Zwischenfälle in der Balkankrisis. (ω.) — Rückblick auf die Verhandlungen über das Branntwein-Monopol. (D.) . . . . . — 410
Notizen: Barrentrapp, F. C. Dahlmann's Kleine Schriften und Reden. — Gesammelte Aufsätze von D. Otto Mejer. — Dr. Heinrich Rosin, Das Recht der öffentlichen Genossenschaft. . . . . — 425

Fünftes Heft.

Entwicklung und Krisis des wirthschaftlichen Individualismus in England. (Erwin Nasse.) . . . . . — 429
Die Dotation unserer Landschulen, speciell in der Provinz Schlesien. (Graf Pilati.) . . . . . — 464
Ein Blick auf das französische Heerwesen. . . . . — 479
Der Gang des Kulturkampfes. (Evangelicus.) . . . . . — 492
Politische Correspondenz: Die Vollendung der Unfall-Versicherung. — Die Fortsetzung der Social-Reform. (D.) — Fortgang der Balkankrisis und Stellung der Mächte. — Die französische Kriegspartei. — Das Ministerium Gladstone und die irische Frage. (ω.) . . . . . — 508
Notizen: Dr. Alfred Zimmermann, Blüthe und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien. — Fr. Bienemann, Aus den Tagen Kaiser Paul's. — Gutachten und Berichte des Vereins für Socialpolitik, Die Wohnungsnoth der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten. Erster Band. . . — 522

Sechstes Heft.

Die Naturanschauung des Hellenismus und der Renaissance. (Dr. Alfred Biese.) . . . . . — 527
Die Zeugnißpflicht der Reichstagsabgeordneten. (O. Mittelstädt.) . . . . . — 557
Die Ansiedler Friedrichs des Großen — ein Wink für die Gegenwart. (Dr. Max Beheim-Schwarzbach.) . . . . . — 574
Julian Schmidt bei den Grenzboten. (G. Freytag.) . . . . . — 584
Onno Klopp gegen den Großen Kurfürsten. (Ernst Berner.) . . . . . — 593
Politische Correspondenz: Fortgang der Balkankrisis und Stellung der Mächte. — Das Ministerium Gladstone und die irische Frage. (ω.) — Der neue Entwurf einer Branntwein-Steuer. (D.) . . . . . — 631
Notizen: Ernst Delbrück, Schultheß' Europäischer Geschichtskalender. — Ernst Delbrück, (Aegidi und Klauhold). Das Staatsarchiv. . . . . — 637

Politisches und Sociales aus dem heutigen Athen.

I.

Griechenland befindet sich in der Lage eines schlecht situirten Familienvaters, der die Ansprüche seiner äußeren Stellung mit den ökonomischen Hülfsmitteln nicht in Einklang zu bringen vermag und deshalb ungeduldig auf den Tod eines reichen Erblassers wartet. Das Unbehagliche dieser Spannung wird noch vermehrt durch die Wahrnehmung, daß die europäischen Aerzte darauf bedacht sind, dem kränklichen Greis das Leben thunlichst zu verlängern. Wozu noch Pillen und Arzneien, wenn der innere Verfall doch nicht aufzuhalten! Bei jeder Krisis, welche den schwächlichen Körper erschüttert, hofft der Erbe, daß es die letzte sein werde, und rüstet sich, seinen Antheil am Nachlaß von den andern gleich begehrlichen Verwandten zu erstreiten. Und immer wieder heißt es: warten. Die Schuldenlast wächst, der Kredit ist erschöpft, der Haushalt kann nicht standesgemäß weitergeführt werden, der Grundbesitz ist durch jahrhundertelange Mißwirthschaft verödet, die fruchtbaren Gebiete liegen jenseits der Grenze, zu Meliorationen fehlt es an Geld, und doch verlangt man von dem bedrängten Hausvater, daß er sich gedulde.

Man muß sich diese Lage vergegenwärtigen, um den Unmuth, die Gereiztheit und das aufgeregte Gebahren zu verstehen, das in der Politik Griechenlands jedesmal zu Tage tritt, wenn die orientalische Frage bei internationalen Abmachungen in den Vordergrund gelangt. Die europäischen Cabinete sind dieser ewigen Klagen, Forderungen und Beschwerden längst müde, und der Unwille über ein lästiges Querulantenthum wird noch durch die Erkenntniß gesteigert, daß man an dem unbefriedigenden Bestand in Griechenland nicht ohne Schuld ist. Die Patronatsmächte haben dem jungen Staat seiner Zeit eine moderne, radikal-parlamentarische Verfassung, eine Königskrone und einen Wechsel auf die Zukunft in die Wiege gelegt. Aber diese wenig kostspieligen Pathengeschenke genügten nicht zur Begründung eines gesicherten Staatswesens. Die finanzielle Equipirung fiel dürftig aus. Die Zuschüsse waren bald aufgezehrt. Die

ersten Staatslenker Griechenlands verstanden nicht zu wirthschaften. Das ganze Volk war ökonomisch unerfahren. Als der Rausch patriotischer Begeisterung verflogen war und die ernste, mühsame Arbeitszeit begann, traten die wirthschaftlichen Mängel der neuen Staatsschöpfung klar zu Tage; sie waren um so fühlbarer, als Selbsterkenntniß und Selbstbeschränkung nicht zu den Tugenden des jungen Volkes gehörte. Von Freigelassenen darf man diese Eigenschaften freilich weniger erwarten, wie von gereiften, in der Schule eines langen Culturlebens erzogenen Volksstämmen. Durch überlautes Betonen seiner Ansprüche hat sich Griechenland theilweise die Freundschaft der einstigen Gönner verscherzt. Eben dies Uebermaß der Forderungen macht es schwer erkennbar, wo ein begreifliches Ringen um die Existenz in chauvinistische Expansionsgelüste ausartet oder wo die Grenze liegt zwischen einem berechtigten Zusammenhalten gleichartiger Volksstämme und dem phrasenhaften Großhellenismus. So ist es gekommen, daß man in Europa oft das für unbescheiden hält, was ein Gebot der Noth ist und daß an die Stelle des Philhellenismus, der in den 20er Jahren die ganze gebildete Welt, vor Allem auch in Deutschland, ergriffen hatte, ein Gefühl der Gleichgültigkeit getreten ist, das sich mitunter zur Abneigung steigert. In Griechenland fühlt man dies und sucht sich deshalb um so mehr bemerkbar zu machen. Wie ein eitler Schauspieler mag sich der Hellene nicht mit der bescheideneren Rolle des Comparsen begnügen; er muß stets vorn an der Rampe, im vollen Licht des Tagesinteresses stehen; er will immer gesehen, gehört, besprochen, womöglich bewundert werden. Daneben beherrscht ihn die dem Südländer eigene Neigung zu Uebertreibungen, zur Ueberschätzung des eigenen Werths, der eigenen Leistungen, wie der politischen Bedeutung seines Landes überhaupt. Seine patriotischen Wallungen haben etwas krankhaft Ueberreiztes; sie ermangeln der Beständigkeit und entspringen der leidenschaftlichen Erregung des Augenblicks.

Aber unter dieser wuchernden Hülle von Dünkel und Ruhmredigkeit glüht ein tiefes Gefühl echter Vaterlandsliebe. Und dies ist ein zweites Moment, das bei der Beurtheilung des hellenischen Volkscharakters volle Beachtung beansprucht. Das ausgesprochene Nationalgefühl, die Anhänglichkeit an die heimathliche Erde bilden einen charakteristischen Zug, der den hellenischen Volksstamm von den anderen Nationalitäten der Levante unterscheidet. Den Armeniern ist er nahezu ganz verloren gegangen, bei den Bulgaren und Albanesen erst neuerdings wiederbelebt; die türkischen und arabischen Stämme andererseits können das Nomadenleben ihrer Vorfahren nicht vergessen. Ihre Ansiedelungen haben immer den Charakter des Provisorischen behalten. Der Grieche dagegen hat sich, wenn auch

dern mit Ostentation die einer späteren Periode, des byzantinischen Kaiserthums, kultiviren. Die Kulturmission, welche die alten Städterepubliken erfüllt hatten, und die damit verbundene Beschränkung der politischen Machtsphäre auf ein verhältnißmäßig kleines territoriales Gebiet paßt nicht zu den Expansionsgelüsten des Panhellenismus. Um diesen Velleitäten eine rechtliche Unterlage zu geben oder doch wenigstens für die übermäßigen Ansprüche an Gebietserweiterung den Schein eines Anrechts zu haben, muß man sich als Erbe des griechischen Kaiserthrons proklamiren. So kehrt denn auch in allen diplomatischen Verhandlungen das Stichwort der droits historiques et légitimes in ermüdender Weise wieder. Es würde nichts nützen, sich mit hellenischen Staatsmännern in eine Diskussion über die Begründung eines solchen Erbrechtes einzulassen. Seitdem dies Nationalitätenprincip in das moderne Völkerrecht eingeführt ist, weisen jene auf die weite Ausdehnung griechischer Ansiedlungen hin und erwarten, daß bei der demnächstigen Erbtheilung die Grenzen der ihnen zufallenden Territorien soweit gesteckt werden, wie die griechische Zunge klingt. Das hieße ihnen den größten Theil des levantinischen Küstengebietes ausliefern.

Alle einzelnen Phasen der „griechischen Frage" lassen sich auf die Verfechtung dieser Grundidee zurückführen, bei welcher die athenischen Politiker eine Zähigkeit entwickeln, die in der That ihre Früchte bereits getragen hat und noch eine reiche Ernte in Aussicht stellt. Denn wie die Dinge auf der Balkanhalbinsel einmal liegen, ist keiner der dortigen großen Volksstämme dem griechischen an Intelligenz, Betriebsamkeit und politischen Eigenschaften gewachsen. Das Königreich hat den Vortheil, die der konstitutionellen Kinderkrankheiten bereits durchgemacht zu haben, welche den Bulgaren, Albanesen und Montenegrinern noch bevorstehen.

Ich habe der Schilderung meiner persönlichen Eindrücke die bisherigen Bemerkungen allgemeiner Natur vorangeschickt, weil sie zum Verständniß mancher eigenthümlichen Erscheinungen des griechischen Volks- und Gesellschaftslebens wichtig sind. Die drei erwähnten charakteristischen Leidenschaften sind so eingewurzelt, so allgemein, daß sie aus allen politischen und nationalen Acten hervorleuchten. Auf die Griechen findet das Dictum volle Anwendung: qu'ils ont les défauts de leurs qualités. Natürlich kann man einen Volksstamm nicht mit zwei oder drei Adjectiven charakterisiren, wie etwa ein Individuum. Subjective Empfindungen der Sympathie oder Abneigung werden außerdem meistens das Urtheil des Fremden trüben. Die Griechen haben einen sehr schnellen Stimmungswechsel der öffentlichen Meinung Europas mehrmals erfahren müssen. Die schwärmerische Begeisterung, welche die Freiheitskämpfe wachriefen, ist

für öffentliche Institute und Verschönerungen in Athen fast ganz überhoben ist. Die Prachtbauten des Wiener Banquiers Baron Sina: die Academie und die Sternwarte, ferner die Universität, zwei große Bildungsanstalten Barbakion und Arsakion sind so entstanden und nicht nur erbaut, sondern mit reichlichen Fonds dotirt. Andere im Ausland reich gewordene Griechen kehren im späteren Lebensalter nach Athen zurück, bauen sich prachtvolle Häuser und verzehren ihre Renten im Inlande. Wenn ein angesehener Athener Bürger stirbt, so ist gewöhnlich die erste Frage: „τί ἄλιπε" d. h. was hat er (dem Staat) hinterlassen? Athen hat sich Dank der Munificenz von Privatleuten in den letzten 20 Jahren außerordentlich verschönert. Aus einem unansehnlichen Städtchen, das es noch zu Zeiten König Otto's war, hat es sich zu einer europäischen Residenz zweiten Ranges emporgeschwungen. Es erinnert in baulicher Hinsicht an Städte wie Stuttgart, Kassel ꝛc. und ist frei von jeder orientalischen Beimischung. Begegnete man nicht einzelnen Fustanellenträgern, so könnte man sich, was den Aspect der Straßen und Läden anbetrifft, in eine süddeutsche oder südfranzösische Stadt versetzt glauben. Bekanntlich ist der Einfluß König Ludwigs auf die erste Anlage bestimmend gewesen; man kann wohl sagen: leider. Athen hat dadurch etwas von der Langweiligkeit und Nüchternheit des Münchener Straßenbaus geerbt. Weite, schattenlose Plätze, breite Straßen mit verhältnißmäßig niedrigen Häusern. Loggien und Arkaden, welche den Häusern Kühlung, den Passanten Schatten gespendet hätten und wie sie aus klimatischen Rücksichten dort so gut wie in Italien angebracht gewesen wären, fehlen leider ganz.

Neben den weiter oben angeführten beiden Grundzügen des griechischen Volkscharakters muß noch ein dritter erwähnt werden, welcher erst ein Product der Neuzeit, für die gebildeten Stände aber äußerst charakteristisch ist: die festgewurzelte Ueberzeugung von der directen Abstammung des modernen Griechenstammes von den Hellenen des Alterthums. Obwohl dieser Stammbaum bedeutende Lücken aufweist und Geschichte wie Sprachenkunde mindestens eine starke Vermischung des althellenischen Elements mit dem slavischen vermuthen lassen, so wird doch jeder Zweifel an der Reinheit der Race von dem Individuum als eine Art persönlicher Beleidigung aufgefaßt. Mit Wort und Schrift ziehen die Griechen gegen wissenschaftliche Kritiker zu Felde. Vielleicht ist ihnen kein Name so sehr verhaßt, als derjenige Fallmereyers, der sie bekanntlich für Nachkommen eingewanderter albanesischer Stämme erklärte.

Auffallend ist indessen, daß die Griechen, wenngleich sie sich sonst in jeder Weise auf ihre klassischen Vorfahren zu beziehen lieben, doch in ihrer Großmachtspolitik keineswegs die Traditionen des Alterthums, son-

dern mit Ostentation die einer späteren Periode, des byzantinischen Kaiserthums, kultiviren. Die Kulturmission, welche die alten Städterepubliken erfüllt hatten, und die damit verbundene Beschränkung der politischen Machtsphäre auf ein verhältnißmäßig kleines territoriales Gebiet paßt nicht zu den Expansionsgelüsten des Panhellenismus. Um diesen Velleitaten eine rechtliche Unterlage zu geben oder doch wenigstens für die übermäßigen Ansprüche an Gebietserweiterung den Schein eines Anrechts zu haben, muß man sich als Erbe des griechischen Kaiserthrons proklamiren. So kehrt denn auch in allen diplomatischen Verhandlungen das Stichwort der droits historiques et légitimes in ermüdender Weise wieder. Es würde nichts nützen, sich mit hellenischen Staatsmännern in eine Diskussion über die Begründung eines solchen Erbrechtes einzulassen. Seitdem dies Nationalitätenprincip in das moderne Völkerrecht eingeführt ist, weisen jene auf die weite Ausdehnung griechischer Ansiedlungen hin und erwarten, daß bei der demnächstigen Erbtheilung die Grenzen der ihnen zufallenden Territorien soweit gesteckt werden, wie die griechische Zunge klingt. Das hieße ihnen den größten Theil des levantinischen Küstengebietes ausliefern.

Alle einzelnen Phasen der „griechischen Frage" lassen sich auf die Verfechtung dieser Grundidee zurückführen, bei welcher die athenischen Politiker eine Zähigkeit entwickeln, die in der That ihre Früchte bereits getragen hat und noch eine reiche Ernte in Aussicht stellt. Denn wie die Dinge auf der Balkanhalbinsel einmal liegen, ist keiner der dortigen großen Volksstämme dem griechischen an Intelligenz, Betriebsamkeit und politischen Eigenschaften gewachsen. Das Königreich hat den Vortheil, viele der konstitutionellen Kinderkrankheiten bereits durchgemacht zu haben, welche den Bulgaren, Albanesen und Montenegrinern noch bevorstehen.

Ich habe der Schilderung meiner persönlichen Eindrücke die bisherigen Bemerkungen allgemeiner Natur vorangeschickt, weil sie zum Verständniß mancher eigenthümlichen Erscheinungen des griechischen Volks- und Gesellschaftslebens wichtig sind. Die drei erwähnten charakteristischen Eigenschaften sind so eingewurzelt, so allgemein, daß sie aus allen politischen und nationalen Acten hervorleuchten. Auf die Griechen findet das Dictum volle Anwendung: qu'ils ont les défauts de leurs qualités. Natürlich kann man einen Volksstamm nicht mit zwei oder drei Adjectiven charakterisiren, wie etwa ein Individuum. Subjective Empfindungen der Sympathie oder Abneigung werden außerdem meistens das Urtheil des Ausländers trüben. Die Griechen haben einen solchen Stimmungswechsel in der öffentlichen Meinung Europas mehrmals erfahren müssen. Die schwärmerische Begeisterung, welche die Freiheitskämpfe wachriefen, ist

längst verflogen und die sprüchwörtliche Ungemüthlichkeit, die in Geldsachen vorherrscht, hat die europäischen Gläubiger verdrießlich gemacht. Als Griechenland auf wirthschaftlichem Gebiet das nicht hielt, was man sich von ihm versprochen hatte, trat eine übelwollende Kritik an die Stelle der einstigen Schwärmerei. Beides war übertrieben. Die Griechen sind weder so edel noch so tadelnswerth, wie man sie darstellte. Ich glaube, daß die Freiheitshelden, welche das Volk besingt, aus einem Menschenschlag hervorgingen, der noch heute vorhanden, und daß andererseits bei der Schöpfung des neuen Staats damals ebensoviel persönliche Umtriebe, Parteifehden und selbstsüchtige Ränke sich geltend machten, wie sie noch heute das Kammertreiben in Athen zur Erscheinung bringt.

Meine Beobachtungen in Griechenland vertheilen sich auf den Zeitraum von etwa 10 Jahren (1872—82). Ob sich in neuester Zeit die Zustände dort wesentlich verändert haben, weiß ich nicht aus eigener Erfahrung, möchte es aber bezweifeln. Die jüngsten Vorgänge, welche die bulgarische Krisis veranlaßte, erinnern allzusehr an die patriotischen Wallungen von 1876 und 1881.

Griechenland hat eine demokratische Verfassung erhalten, und dies war insofern natürlich, als sich ein Ständewesen nicht vorfand. Das Fehlen des aristokratischen Elements, eines Land- und Feudaladels, eines begüterten oder angesehenen Klerus oder städtischer Kommunen hat eine Parteibildung, wie sie in den meisten europäischen Staaten entstand, nicht veranlassen können. Die Begriffe conservativ, liberal und radical haben auch heute dort noch keine sachliche Bedeutung. An Stelle der Fractionen mit unterschiedlichem Programm giebt es dort nur Gefolgschaften einzelner politischer leaders.

In den 70er Jahren traten deren vier besonders hervor. Diese sich unausgesetzt bekämpfenden, durch Wahlmanöver, Preßfehden und zeitweilige Kompromisse um die Majorität in der Kammer ringenden Staatsmänner waren der alte Bulgaris, ein aus den Freiheitskriegen übernommener Kämpe, der selbst die Tracht jener Zeit noch nicht abgelegt hatte und auch bei Hof mit dem langen, gestreiften Hemd, dem pelzbesetzten Kaftan und dem fußhohen, altgriechischen Fez erschien, — ferner die beiden seit langen Jahren schon bekannten Parteiführer Kumunduros und Zaïmis und endlich der erst später auf der politischen Bühne aufgetauchte Volkstribun Herr Trikupis. An die Spitze der durch den Tod Kumunduros' verwaisten Partei ist neuerdings Herr Delyannis getreten. Die Anhängerschaft des alten Bulgaris, der, ohne europäische Bildung, des Französischen nicht mächtig und auch nicht im Stande war, die hochgehenden Wogen des Parlamentarismus in kritischen Zeiten zu beschwören, nahm immer mehr

an Zahl und Bedeutung ab. Bulgaris vertrat noch im gewissen Sinne eine conservative, fast feudale Richtung; er war sehr alt und der Ruhe bedürftig, daher meist gegen jede Neuerung und vor allem gegen kriegerische Komplikationen. Als er im Jahre 1878 starb, gingen seine Anhänger größtentheils zu Kumunduros über, ohne daß man diesem eine besonders conservative Tendenz hätte zuschreiben können. Ueberhaupt hatte keiner der drei Ministerkandidaten ein bestimmtes Programm. Sie wollten eigentlich alle dasselbe und auch mit den gleichen Mitteln: Die Befestigung ihres Einflusses und Befriedigung aller der aus dem Kreise der Anhänger ihnen entgegengebrachten Wünsche sowie den möglichst langen Besitz des Portefeuilles. Die nach der jeweiligen Lage verschiedenartig aufgestellten Programms dienten nur als Deckmantel für die persönlichen Bestrebungen. In der auswärtigen Politik war der Großhellenismus, d. h. die Ausbreitung des Königreichs über alle griechischredenden Stämme, der leitende Gesichtspunkt für jeden Ministerpräsidenten, und nur darin differirten sie, ob die Entwickelung der Machtsphäre des Königreichs vorwiegend mit der Hülfe anderer Mächte oder durch selbständige Agitation unter den noch unfreien Stammesgenossen zu bewirken sei. Kumunduros war für die letztere Auffassung; Trikupis, der Europa und die Hülfsmittel der Diplomatie besser kannte, selbst in London erzogen war und im Auslande mannichfache Verbindungen angeknüpft hatte, liebte es mehr, die endlosen Wünsche und Proteste des kleinen Hellas vor das Forum der Mächte zu ziehen und streitige Fragen zwischen Griechenland und der Pforte im Konferenzwege zu regeln.

Die auswärtige Politik ist den leitenden Staatsmännern Griechenlands allerdings durch die Entstehung und Gestaltung des Königreichs und dessen natürliches, der geographischen wie finanziellen Lage entspringendes Expansionsbedürfniß vorgezeichnet. Es kommt demnach nur die Frage in Betracht: wann ist der geeignetste Zeitpunkt gekommen, um den einen oder anderen Bruderstamm zur Empörung aufzureizen, ihn in's Geheim mit Geld und Waffen zu unterstützen, eventuell ihm in offenem Kampf zu Hülfe zu eilen? Es gilt, die Erschütterungen, denen das türkische Reich von Zeit zu Zeit ausgesetzt ist, rechtzeitig benutzen, den Keil der Zersetzung jedesmal kräftiger in das morsche Staatsgebäude hineintreiben und von vornherein diejenigen fiktiven Grenzen ziehen, welche beim Zusammenbruch der osmanischen Herrschaft das griechische Erbtheil umschließen sollen. Auf diesem letzteren Gebiet trifft der Hellenismus mit dem Slavismus zusammen: beide streiten sich schon heute um die Haut des Bären, dessen Brummen sie doch noch fürchten. Auf beiden Seiten geht die Taktik dahin, ein möglichst großes Gebiet als stammverwandt zu

bezeichnen und als solches schon jetzt von den Großmächten anerkannt zu wissen. Hinsichtlich der Provinzen Epirus und Thessalien kann auf der Balkanhalbinsel die Frage der Nationalität so wenig zweifelhaft sein, wie auf der anderen Seite in Bulgarien und Rumelien; aber in Macedonien und Thracien und in dem südlichen Theile Albaniens ist wegen der Vermischung der slavischen und griechischen Bevölkerung die Abgrenzung weniger einfach. Dort ist die Küste größtentheils von Griechen, das Innere von Stämmen verschiedener Abkunft bewohnt. Bulgaren, Kuzo-Wallachen, katholische und orthodoxe Albanesen sind hier bunt durch einander gewürfelt, und die vielen Invasionen und Wechsel der Herrschaft haben den ursprünglichen Charakter der Bewohnerschaft verwischt. Daß die Inseln des griechischen Archipels, vor allen Kreta, dann ein Theil der jonischen Küste rechtmäßig zu dem dereinstigen erweiterten Königreich gehören, ist für die griechischen Staatsmänner ebenso selbstverständlich, wie daß der Besitz von Constantinopel als Hauptstadt dieses Reiches die endliche Krönung des Gebäudes ausmacht.

Aber alle diese Begehrlichkeiten können doch nicht offen ausgesprochen werden. Die Pforte ist immerhin noch mächtig genug, um dem kleinen Griechenland Widerstand zu leisten, wenn die Mächte ihr nicht die Hände binden. Aus diesem Gefühl der Ohnmacht entspringt jene Ungeduld und Reizbarkeit, welche die meisten politischen Akte Griechenlands begleitet und eine konstante, systematische innere Entwicklung unmöglich macht. In kritischen Zeiten steigert sie sich zur Exaltation. Es geschieht dann alles für den Schein, für den Augenblick; es wird Reklame gemacht, der Patriotismus entflammt; schwungvolle Reden werden gehalten, Meetings und Volksbeschlüsse provocirt; man rasselt mit dem Säbel, trifft Kriegsvorbereitungen, um schließlich doch dem ernsten Rath der friedliebenden Großmächte nachzugeben und in einer fast entwürdigenden Weise dem Druck der Verhältnisse sich zu fügen. In Stambul weiß man das, verachtet die Rodomontaden hellenischer Volksredner und hat für die militärischen Evolutionen an der Grenze nur ein Lächeln der Geringschätzung.

Als im Jahre 1875 der Aufstand in der Herzegowina begann und ein Jahr darauf Serbien zum Kriege überging, herrschte natürlich auch in hellenischen Kreisen große Aufregung. Bezeichnend genug wünschte man den slavischen Konkurrenten eine tüchtige Schlappe, und doch hätte man gar zu gern auch die Türkenherrschaft in's Wanken gebracht. Dennoch wog die Stimme der Klugheit vor, da namentlich England und Frankreich entschieden von einer Action abriethen; nur der kretensische Aufstand wurde durch Freiwillige und Geld, wenngleich lediglich aus Privatmitteln, unterstützt. Deutschland rieth gleichfalls zur Enthaltsamkeit und wies auf

an Zahl und Bedeutung ab. Bulgaris vertrat noch im gewissen Sinne eine conservative, fast feudale Richtung; er war sehr alt und der Ruhe bedürftig, daher meist gegen jede Neuerung und vor allem gegen kriegerische Komplikationen. Als er im Jahre 1878 starb, gingen seine Anhänger größtentheils zu Kumunduros über, ohne daß man diesem eine besonders conservative Tendenz hätte zuschreiben können. Ueberhaupt hatte keiner der drei Ministerkandidaten ein bestimmtes Programm. Sie wollten eigentlich alle dasselbe und auch mit den gleichen Mitteln: Die Befestigung ihres Einflusses und Befriedigung aller der aus dem Kreise der Anhänger ihnen entgegengebrachten Wünsche sowie den möglichst langen Besitz des Portefeuilles. Die nach der jeweiligen Lage verschiedenartig aufgestellten Programme dienten nur als Deckmantel für die persönlichen Bestrebungen. In der auswärtigen Politik war der Großhellenismus, d. h. die Ausbreitung des Königreichs über alle griechischredenden Stämme, der leitende Gesichtspunkt für jeden Ministerpräsidenten, und nur darin differirten sie, ob die Entwickelung der Machtsphäre des Königreichs vorwiegend mit der Hülfe anderer Mächte oder durch selbständige Agitation unter den noch unfreien Stammesgenossen zu bewirken sei. Kumunduros war für die letztere Auffassung; Trikupis, der Europa und die Hülfsmittel der Diplomatie besser kannte, selbst in London erzogen war und im Auslande mannichfache Verbindungen angeknüpft hatte, liebte es mehr, die endlosen Wünsche und Proteste des kleinen Hellas vor das Forum der Mächte zu ziehen und streitige Fragen zwischen Griechenland und der Pforte im Konferenzwege zu regeln.

Die auswärtige Politik ist den leitenden Staatsmännern Griechenlands allerdings durch die Entstehung und Gestaltung des Königreichs und dessen natürliches, der geographischen wie finanziellen Lage entspringendes Expansionsbedürfniß vorgezeichnet. Es kommt demnach nur die Frage in Betracht: wann ist der geeignetste Zeitpunkt gekommen, um den einen oder anderen Bruderstamm zur Empörung aufzureizen, ihn in's Geheim mit Geld und Waffen zu unterstützen, eventuell ihm in offenem Kampf zu Hülfe zu eilen? Es gilt, die Erschütterungen, denen das türkische Reich von Zeit zu Zeit ausgesetzt ist, rechtzeitig benutzen, den Keil der Zersetzung jedesmal kräftiger in das morsche Staatsgebäude hineintreiben und von vornherein diejenigen fiktiven Grenzen ziehen, welche beim Zusammenbruch der osmanischen Herrschaft das griechische Erbtheil umschließen sollen. Auf diesem letzteren Gebiet trifft der Hellenismus mit dem Slavismus zusammen: beide streiten sich schon heute um die Haut des Baren, dessen Brummen sie doch noch fürchten. Auf beiden Seiten geht die Taktik dahin, ein möglichst großes Gebiet als stammverwandt zu

auch später, denn die Scenen wiederholten sich in der gleichen Weise —, Augenzeuge derselbe gewesen. Tumultuarische Auftritte, heftiges Schreien, Drohungen und Messerblitzen, — dann ruhiges Auseinandergehen der Streitenden ist im griechischen Straßenleben nichts Seltenes. Dieser unvermittelte Stimmungswechsel überträgt sich auch auf die Politik. Die Ministerien folgen sich rasch; wer heute noch an der Spitze des Einflusses steht, kann morgen gestürzt sein, um übermorgen wieder zu Ehren zu kommen. Ministeranklagen, Angriffe der niedrigsten und persönlichsten Art in der Presse bilden die nothwendige Würze des dortigen Parlamentarismus. Skandalsucht und Klatscherei, Verläumdung, Simonie und Bestechlichkeit sind leider nicht selten in der innern Verwaltung. 1876 sollte das ganze Ministerium auf die Anklagebank gebracht werden. Die auswärtigen Verwicklungen zogen die Sache hinaus; später ließ man die Anklage fallen. In jene Zeit fiel auch ein Proceß gegen mehrere hohe kirchliche Würdenträger, die des Verkaufs geistlicher Stellen bezichtigt waren. Es kamen sehr unerfreuliche Vorgänge dabei zu Tage.

Wenn ein Minister abtritt, wechselt das ganze Beamtenthum vom Demarchen bis herab zum Nachtwächter und Landbriefträger. Dann gelangen die Nepoten und Wähler des ministeriellen Nachfolgers zur Anstellung, alle bedacht, in der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit ihre Taschen soviel zu füllen, daß sie während der mageren Monate der Beschäftigungslosigkeit, in welche sie der nächste Ministerwechsel zurückschleudert, für sich und die Ihrigen zu leben haben. Eine griechische Familie bedarf nicht viel, und das Leben ist billig; aber die Gehalte sind doch zu klein, um für die Ansprüche dreier Serien der gleichen Kategorie von Beamten zu genügen. Natürlich finden Neben- und Uebergriffe statt. Dem Griechen gilt der Staat als eine Art Versorgungsanstalt. Er sucht soviel als möglich aus dem Staatssäckel für sich zu ziehen. Um aber billig zu sein, muß man erwägen, daß Griechenland auf der Grenze des Orients liegt, daß die Bevölkerung noch vor einem halben Jahrhundert nach orientalischer Praxis regiert wurde, und daß in der ganzen Levante, mit der das Königreich so viele wirthschaftliche- und Handelsverbindungen unterhält, noch heute ganz andere Rechtsbegriffe, ganz andere Ansichten über amtliche Würde und Schicklichkeit herrschen, als in den europäischen Kulturländern.

Bei dem stetigen Beamtenwechsel, von dem meistens nur die griechischen Diplomaten und einige, ihrer Geschäftskunde wegen schwer entbehrliche Unterstaatssekretäre und Büreauchefs in den Ministerien ausgenommen sind, ist natürlich eine Kontinuität in der Verwaltung undenkbar. Die Meliorationen, welche das eine Ministerium etwa begonnen hat, läßt das nächste fallen. Die Durchführung gewisser, volkswirthschaftlicher

die Gefahren hin, denen ein isolirtes Vorgehen das Land aussetzen würde. Das Landheer bestand etwa aus 16 000 Mann; die Zeitungen fabelten zwar von einem Heer von 80—, ja selbst 100 000 Mann, das durch Aushebungen, resp. Einziehung der Reserven und den Masseneintritt Freiwilliger in wenig Wochen zusammenzubringen sein würde; allein man wußte anderswo recht gut, daß weder Waffen noch Munition für eine solche Armee vorhanden, daß von der Artillerie nur ein geringer Theil bespannt, der Bedarf an Pferden für Fuhrwesen aller Art nicht aufzubringen war, daß die Marine mit ihren zwei Corvetten und drei Kanonenbooten zum Schutz der Küste nicht ausreichte, daß eine Kriegsanleihe im Ausland Schwierigkeit haben würde, weil die früheren Assignate der Staatsschuld nicht bezahlt wurden und der griechischen Regierung der Kredit an ausländischen Börsen seitdem verschlossen blieb. Man brauchte kein Stratege zu sein um einzusehen, daß zwei türkische Panzer von Piräus oder vom Phaleron aus die Hauptstadt in Asche legen, daß ein türkisches Streifcorps an jedem Theil der durchgehend unbefestigten Küste debarquiren konnte; denn die Citadellen von Nauplia und Corfu kamen wegen unzureichender Armirung gar nicht in Betracht; es wäre nur die Möglichkeit eines langen resultatlosen Guerillakrieges in den Grenzgebirgen übrig geblieben, und auch dazu hätte es umfassender Vorkehrungen bedurft, vor allem einer sorgsamen Reorganisation des Heeres; alles aber, wozu Ausdauer, bedächtige und pedantische Arbeit erforderlich ist, widersteht dem leicht erregbaren, aber ebenso leicht erlahmenden Temperament des Griechen. Hiervon ein Beispiel.

Am 1. Oktober 1876 wurde auf der Pnyx bei Athen eine Volksversammlung abgehalten, wo der Rektor der Universität, Kokinos, und der bekannte Geschichtsprofessor Paparigopulos zündende Reden hielten, dahin gehend, daß den bedrückten Brüdern Hülfe zu leisten und von der Regierung die offene Kriegserklärung zu verlangen sei. Abends wälzte sich eine dichte Menschenschaar vor das Palais und rief nach dem König. Die ganze Stadt war in Aufregung, Züge von Studenten durchzogen die Straßen, patriotische Lieder singend; überall erscholl der Ruf: „πόλεμος, πόλεμος!“ Ich eilte nach dem Schloß, wo ich aufregende Scenen fürchtete. Der König erschien auf dem Balkon und hielt eine beschwichtigende Ansprache, worauf das Volk in ein langanhaltendes „ζήτω“ ausbrach und in die Stadt zurückströmte. Zwei Stunden darauf war alles ruhig; in den Cafés wurde etwas länger und geräuschvoller geplaudert, aber die nächste Sonne fand die athenische Bevölkerung wieder bei ihrer gewohnten Beschäftigung. Ich würde einen so raschen Umschwung in der öffentlichen Stimmung nicht für möglich gehalten haben, wäre ich nicht diesmal und

Gewohnheiten; wenn man zu ihm kam, fand man das Ministerium des Innern, dem er präsidirte, mit Gruppen lärmender, schreiender Menschen erfüllt; in den Büreaux lief alles durcheinander, Thüren klappten; Bettler und Schmarotzer hockten auf den Treppenstufen: man glaubte sich in einem Polizeigebäude zu befinden. In einem Zimmer des oberen Stockwerks, das dürftig möblirt und nicht sehr reinlich gehalten war, saß der Minister auf einem kleinen, schmierigen Ledersopha, fast immer umgeben von einigen Freunden und Parteigenossen, welche rauchten, in die Stube spuckten und dabei lebhaft debattirten. An einem Schreibtisch saß ein Sekretär, der die Aufträge des Ministers niederschrieb, ohne daß ihn der Höllenlärm im Zimmer zu stören schien. Ein Vorzimmer existirte nicht, ebensowenig wurde man angemeldet, ein jeder konnte zum Minister eintreten und sein Anliegen vorbringen, wie dies auch bei den türkischen Provinzialbeamten üblich ist. Oft wenn man Herrn Kumunduros besuchte, stürmten zerlumpte, unheimlich aussehende Gesellen in Schafpelz und Fustanella in's Zimmer und führten ihre Wortgefechte vor dem Minister, der sie ruhig anhörte, an irgend einen Beamten verwies und dann die Unterhaltung wieder aufnahm. Oder es erschienen Krüppel, die ein Almosen begehrten, alte Mütterchen, die um eine Pension baten, unzufriedene Abgeordnete, Präfekten aus der Provinz, alle in bunter Reihenfolge, und alle wollten etwas, alle lärmten und gestikulirten und alle wurden mit derselben unzerstörbaren Ruhe abgefertigt. Der Sekretär schrieb dabei emsig weiter, die Freunde in der Ecke ließen sich ebensowenig stören, nur die Luft verdickte sich von Tabaksrauch und Menschendunst, und man war froh, wenn man dieses Karavanserai hinter sich hatte, obwohl die Unterhaltung mit dem klugen, vorsichtigen und bei aller äußeren Vernachlässigung formgewandten Staatsmanne an sich viel Interesse bot.

Ganz anders waren die Empfänge bei Trikupis, welcher, wenn er Ministerpräsident war, das auswärtige Departement zu übernehmen pflegte und in dessen Räumen arbeitete. Hier gab es einen Empfangssalon mit daranstoßendem Kabinet, den üblichen Sitzungstisch mit grüner Decke und mächtigem Tintefaß, einige bequeme Fauteuils, an den Wänden Landkarten und auch ein größeres Oelgemälde, den Pharisäer darstellend, ich glaube, von Gysis, einem talentvollen Griechen, der in der Pilotyschule ausgebildet war. Ich erwähne dies, weil gute, moderne Bilder in Athen damals etwas Seltenes waren. In der Zimmereinrichtung, selbst der Wohlhabenderen, ist der modernen Kunst wenig Raum gewährt.

Trikupis war damals noch ein homo novus und hatte seine Karrière auf dem Wege des Radikalismus gemacht. Im Frühjahr 1875 erschien [illegible]phlet mit der Aufschrift: „Wer trägt die Schuld?" Es war

Principien ist gleichfalls unmöglich. Die schwachen industriellen Versuche, welche hie und da gemacht werden, brechen zusammen, sobald die schützende Hand des befreundeten Ministers fehlt und ein Konkurrent von der Gegenpartei bevorzugt wird. Diese innere Systemlosigkeit, der alle Kreise durchdringende Parteihader, die Abneigung gegen stetiges und fleißiges Ausbauen nationaler Eigenthümlichkeiten, das Verpflanzen fremder Gesetzbücher, Staatseinrichtungen und social-politischer Maximen auf den hellenischen Boden, — alles das sind die Grundfehler, an denen das griechische Staats- und Gemeindeleben krankt, Fehler, welche bewirkt haben, daß Griechenland heute kein noch so dürftiges Straßennetz, keine größere Bahnverbindung, keine irgend wie bedeutende Industrie besitzt; daß die Staatsschuldenlast wächst, während die Steuerkraft abnimmt; daß das Landvolk arm und unwissend bleibt und die natürlichen Hülfsquellen nicht zur Geltung gelangen, weil es an Arbeitskräften, an Verständniß und an den nothwendigsten Verkehrsbedingungen fehlt, um die Produkte reicher und fruchtbarer Gebiete vom Innern an die Küsten, d. h. an die Absatzdepots zu bringen. Was könnte allein durch eine zweckmäßige Verwaltung der Forsten in wenig Jahren für ein wirthschaftlicher Umschwung erzielt werden? Noch jetzt besteht die Unsitte, daß die Hirten große Strecken Wald verbrennen, um Futterboden für die Heerden zu gewinnen. Auf diese Weise wird das Land noch mehr entwaldet, die Niederschläge bleiben aus, die Frühlingsgewässer spülen den Rest an Humus von den höhergelegenen Berghängen, die Trockenheit dörrt die Ebenen aus und zerstört die Vegetation. Der Wassermangel, der mit jedem Jahre zunimmt, ist der Grund, daß diese herrlichen, durch Fruchtbarkeit und Baumwuchs einst berühmten Gefilde sich allmählich in steinige Einöden verwandeln. Die Regierung thut nichts dagegen. Für die Hebung der Landwirthschaft ist kein Geld vorhanden. Hätte man die Summen, die in den letzten zwanzig Jahren für Wahlagitationen, politische Vergrößerungsspekulationen, für den Aufstand in Kreta oder sonstige unproduktive Zwecke verschleudert wurden, an wirthschaftliche Verbesserungen gewendet, so würde der steigende Wohlstand des Landes jetzt eine bessere Unterlage für eine künftige Großmachtspolitik bieten, als der Wortschwall aufgeblasener Kammerredner.

Die einsichtsvolleren Staatsmänner haben dies längst erkannt, allein sie sind machtlos gegenüber dem begierigen und stellensüchtigen Anhang, dessen sie nicht entrathen können. Herr Trikupis hat einige zweckmäßige Finanzarrangements getroffen und namentlich durch ein Compromiß mit den Gläubigen der alten aus 1824/25 datirenden Staatsschuld den Kredit des Landes wieder gehoben. Kumunduros regierte mehr nach der alten Schablone, er hatte im Privat- wie im öffentlichen Leben patriarchalische

Dynastie. Und doch thäten die Griechen besser, sich nicht
Freundschaftsbund zu berufen, den sie selbst durch die übereil
24. October 1862 acht- und würdelos zerrissen haben.

Man spricht oft von der Undankbarkeit der Fürsten; mi
Recht könnte man auf die Undankbarkeit der Völker hinweisen
nicht das Haus Wittelsbach, was das bayerische Volk für d
Nation gethan! Und wie sind die Anstrengungen der Königs
Leistungen der nach Athen entsandten Beamten, Offiziere
Künstler, wie die Opfer der bayerischen Steuerzahler gelo
Erst im Jahre 1880 ist es der deutschen Reichsregierung gel
Theil der Gelder, welche König Ludwig I. aus seinem Pri
vorgestreckt hatte, für seine Erben vom griechischen Fiscus
langen. Das Athener Schloß, das gleichfalls aus den
Königsfamilie erbaut war und deshalb zum Privatbesitz des
gehörte, ist auch heute noch nicht bezahlt, obwohl es eine Eh
die griechische Regierung gewesen wäre, diese Schuld zu tilgen
sind Geldangelegenheiten. Weit bitterer hat das vertriebene
den Undank der Athener Bevölkerung empfunden, unter der
gelebt und der es manches persönliche Opfer gebracht, so man
gewidmet hatte. Wieviele Anlagen in und vor der Stadt ver
der Königin Amalie ihre Entstehung! Wohl mögen unter
rung Irrthümer und Fehler begangen sein, wohl mögen d
Beamten die Eigenart des hellenischen Volksstammes nicht in
erkannt und gewürdigt haben, wohl mochte die Kinderlosigk
confessionelle Standpunkt des Königspaares die Knüpfung en
erschweren; immer bleibt die Revolution von 1862 ein bedau
Act, die Hast, mit der man sich der einst herbeigerufenen
ledigte, ein beschämendes Zeugniß der Uebereilung und d
In neuerer Zeit hat man dies übrigens in Griechenland erka
bin oft Leuten begegnet, welche die Vertreibung des Königsp
trüglich bedauerten, auch Worte der Anerkennung für dessen
mühungen fanden.

Was aber ist inzwischen aus der großen Zahl deutscher
gewerben, die einst, dem Aufruf des Königs von Bayern fol
Sohn nach Hellas begleitet und sich dort niedergelassen hatten?
ist das Accommorationsvermögen der deutschen Race, die A
serer Auswanderer, sich mit den Stämmen der neuen Heim
mischen und in dieser Vereinigung alle nationalen Eigenthüml
thlich abzustreifen, deutlicher erkennbar, als in Griechenla
deutschen Wesens, das diesem Lande seine Freiheit und

gegen den König gerichtet und wimmelte von Ausfällen gegen die Monarchie. Aber schon wenige Monate darauf war der Anhang des Agitators so gewachsen, daß er das Ministerium stürzen und den König zwingen konnte, ihm, seinem erbittertsten Gegner, die Präsidentschaft zu übertragen. Einmal zur Macht gelangt, zeigte sich indessen Trikupis zahm und friedliebend und in den späteren Jahren ist er mehr und mehr zu einer ruhigen, gemäßigt-liberalen Richtung hinübergeglitten.

König Georg herrschte streng parlamentarisch. Jedes Ministerium, welches die Majorität hatte, erhielt auch das Portefeuille; niemals suchte der König einzuwirken oder gegen die Beschlüsse der Kammer Einspruch zu thun. Sein Indifferentismus gegen diese Personalveränderungen hatte fast etwas Verletzendes. „Ihr wollt Kumunduros? — Gut! Ihr sollt ihn haben! — Ihr wollt ihn nicht mehr? — Auch gut! — Ihr wollt ihn wieder? — Mir ganz recht!" Das war der Ton der königlichen Entschließungen. Ich habe erlebt, daß in einer Woche vier Ministerien auf einander folgten. Die guten Hellenen hatten ihr Regierungssystem jedenfalls häufiger gewechselt als ihre Wäsche. Nur dieser seiner korrekten, verfassungsmäßigen Haltung hatte es der König zu danken, wenn ihm die Griechen keine ernsten Schwierigkeiten machten. Im Grunde des Herzens sind alle demokratisch gesinnt. Ihre Eitelkeit erträgt nicht die Herrschaft eines Einzelnen, sie fügen sich dem König nur, weil sie einen Präsidenten aus ihrer Mitte noch schwerer ertragen würden. Jeder Hellene hält sich zu den höchsten Staatsstellen befähigt und berechtigt. Es kostet ihm Ueberwindung, dem Könige mit Ehrerbietung zu nahen. Das Erscheinen der königlichen Familie an öffentlichen Orten wurde damals selten begrüßt. Im Gegentheil, oft hörte man laute Schmähreden ausstoßen. Im Theater des Phaleron mußte der Hof einmal seine Loge verlassen, weil das Publikum, fast lauter Gebildete aus Athen, sich demonstrativ benahm, johlte, zischte und pfiff. Feingekleidete Herren und Offiziere benahmen sich am auffallendsten. Wir Ausländer waren indignirt und verließen gleichfalls das Theater. Es wird dem Fremden schwer, sich an die Skandalsucht und Vorliebe der Griechen für kleine harmlose, fast kindische Putsche zu gewöhnen. Was mir am meisten mißfiel, war, daß auch die Frauen daran Theil nahmen. Sie haben alle eine Passion für Politik. Sie theilen die Ausländer gern in zwei Kategorieen: in gute und schlechte Menschen, d. h. in Philhellenen oder solche, die es nicht sind. Die gesellschaftliche Behandlung richtet sich danach. Nationaler Indifferentismus wird nicht geduldet, man muß Farbe bekennen. Bei den Deutschen setzt man philhellenische Gesinnung ohne Weiteres voraus und erwartet viel davon. Es ist das noch eine Ueberlieferung aus der Zeit der bayrischen

von je her unbedeutend war, und die Fremden keinen Grund zu besonderer Abwehr gegen die Lokalbehörden hatten, fehlte ein solcher Anlaß für eine künstliche Ausdehnung der konsularischen Vertretung. Die preußische Regierung und die des Norddeutschen Bundes hatten manchen Deutschen aus den süddeutschen Landestheilen in den Schutzverband aufgenommen. Die Mehrzahl der Letzteren hatte aber namentlich nach dem durch Vertreibung König Otto's veranlaßten Einziehen der bayerischen Gesandtschaft den österreichischen Schutz angerufen, viele waren griechische Unterthanen geworden.

So ist denn in Corfu, Patras, Kalamata und Syra, wo Deutschland durch Konsuln, in Zante und Kephalonia, wo es durch Konsularagenten vertreten ist, die Zahl der deutschen Schutzgenossen eine sehr geringe und nur in Athen und Piräus von solcher Stärke, daß sie den Eindruck einer deutschen Kolonie machen kann. Ihre Mitglieder haben hier einen Verein gegründet, besitzen ein eigenes Vereinslokal und zeigen in manchen Bestrebungen die Neigung, mit dem Mutterlande in fester Verbindung zu bleiben, wohlverstanden: dies alles aber erst seit 1870; bis dahin hatte Niemand auf seine Eigenschaft als deutscher Unterthan einen besondern Werth gelegt oder sie gar öffentlich bekannt.

Eine kleine Gemeinde deutscher Abkunft aber gab es, für die auch die politischen Errungenschaften der Jahre 1870 und 71 bedeutungslos geblieben waren. Das kleine Dorf Heraklea, eine Stunde von Athen entfernt, welches den aus der bayerischen Besatzung ausgetretenen Soldaten einst zur Ansiedelung überwiesen war, gewährte einen Anblick trostloser Verkommenheit: obwohl die Hinterbliebenen dieser Kolonisten noch theilweise Pensionen von der bayerischen Regierung erhielten, und obwohl ein deutscher, katholischer Geistlicher von Bayern aus dort angestellt wurde, so war doch schon der zweiten Generation jede Erinnerung an deutsches Wesen, Sprache und Sitte abhanden gekommen, mit Ausnahme einer einzigen Eigenthumlichkeit: der Neigung zu starken Getränken. Dieses Erbtheil der Väter war den Söhnen unverkümmert überkommen. So waren denn fast alle Bewohner der Ansiedlung, selbst die weiblichen, der Trunksucht und damit dem wirthschaftlichen Ruin verfallen. Ich besuchte dieses Dorf einmal im Frühjahr 1876 und verließ es mit dem Gefühl wahrer Betrübniß über den Zustand geistiger und physischer Verwahrlosung, in den die Nachkommen eines biedern und mannhaften Volksstammes gerathen waren. Die Wohlfeilheit des Weins war ihr Unglück. Sie trieben etwas Ackerbau, aber nur so viel, um nicht geradezu Hungers zu sterben. Die Hütten waren verfallen, auf der Straße spielten blonde, blauäugige Kinder, kaum mit einigen Lumpen bedeckt. In einigen Wohn-

tische Existenz gab, so völlig verwischt ist. Hier hatte ein deutscher Fürst regiert, deutsche Minister, ein ganzes Heer deutscher Beamten hatten das Land verwaltet; ein deutsches Hülfskorps hielt es lange Jahre besetzt, und Hunderte von Offizieren und Unteroffizieren waren in die neugebildete griechische Armee übergetreten. Und nichts erinnert mehr an jene Zeit, an die Opfer, welche ein fremder Staat für dieses Land gebracht. Die Namen derer, welche das erste Staatsleben Griechenlands begründet haben, sind vergessen, die Deutschen aus den Reihen des Heeres und des Beamtenthums hinausgedrängt, pensionirt oder auch ohne Pension verabschiedet, sie waren gestorben, verdorben und die, welchen die Mittel zur Rückkehr nach Deutschland fehlten, oder die durch bescheidenen Besitz an den griechischen Boden gekettet waren, nahmen griechische Sitten und Gewohnheiten an, vergaßen ihre Muttersprache, ja vertauschten sogar ihren Familiennamen gegen einen der griechischen Zunge geläufigeren. Hätten anstatt der Bayern hier Engländer oder Franzosen das erste Protektorat über das junge Königreich ausgeübt, so würde das Land noch heute den Stempel ihres Nationalcharakters tragen, oder es würde sich doch wenigstens der Rest, welchen die letzten Revolutionen nicht hinweggespült hätten, seine Eigenthümlichkeiten in selbstbewußter Abgeschlossenheit bewahrt haben. Wohl bestand noch eine deutsche Schule in Athen, die aus Privatmitteln unterhalten wurde, allein die meisten Kinder von Eltern deutscher Abkunft mußten hier erst mühsam nach den Regeln der Grammatik ihre Muttersprache lernen. Freilich waren in den Jahren von 1832/66 die politischen Verhältnisse Deutschlands nicht danach angethan gewesen, das Ansehen seiner Bürger im Auslande zu heben oder auch nur zu schützen. Alle diejenigen, welche kaufmännischer Unternehmungsgeist oder die Mißerfolge in der Heimath zur Wahl festen Wohnsitzes in den Küstenorten und Handelsplätzen der Levante veranlaßt hatten, schlossen sich, je nach dem persönlichen Bedürfniß oder dem überwiegenden Einfluß der einen oder anderen europäischen Macht, verschiedenen Konsulaten an. Die meisten Mächte nahmen Fremde ohne besondere Schwierigkeiten in das Schutzverhältniß auf; bei manchen bestand sogar die irrige Ansicht, daß durch ein größeres Anwachsen der Kolonieen diese an Einfluß und Bedeutung gewönnen, während doch thatsächlich nur die Zahl der Reklamationen und damit die Gelegenheit zu Auseinandersetzungen mit der Lokalregierung zunahm. Auf türkischem Gebiet, wo die Kapitulationen den Fremden größere Freiheiten und der Konsularvertretung eine Art selbständiger Verwaltung und polizeilicher Aufsicht über ihre Schutzgenossen einräumen, mochte die Größe der Kolonie den Individuen eine größere Sicherheit geben. In den griechischen Hafenplätzen aber, wo der Handel

Beamte, Diplomaten wie alle übrigen Personen, welche ihr Dienst gelegentlich zum Hoflager hinausführt, sind willkommene Gäste; denn sie sind die Einzigen, welche neue Anregung in den ziemlich engen Hofzirkel bringen. König Georg liebt das Landleben; denn er kann sich hier freier, ungezwungener bewegen als in der Residenz; auch ist sein gelegentlicher Verkehr mit fremden, nicht zur nächsten Umgebung gehörigen Personen weniger überwacht oder Mißdeutungen ausgesetzt. In der Stadt ist dies anders. Da ein Landadel oder überhaupt irgend eine exclusive Aristokratie, welche in andern Ländern die Stufen des Throns zu umdrängen pflegt und betreffs des Zutritts zu Hof besondere Privilegien besitzt, in Griechenland nicht existirt, die Bevorzugung Einzelner aber von der demokratisch gesinnten Gesellschaft nicht gelitten wird, so ist das Königspaar ausschließlich auf den Verkehr mit den Angestellten des Hofes angewiesen. Kleine Gesellschaften, Thees bei der Königin, musikalische Abende oder ähnliche Vereinigungen, die einen intimeren Charakter tragen und eine engere Auswahl aus den Reihen der Athener Gesellschaft erfordern würden, sind nicht üblich. Versuche, welche der König früher in dieser Hinsicht gemacht hat und welche Neid, Mißgunst und Intriguen aller Art hervorriefen, sind längst aufgegeben, und das Königspaar hat auf diese Art der Geselligkeit wenngleich sehr ungern verzichtet. Die Heranziehung der Mitglieder des diplomatischen Corps, welche außerhalb des Bereichs dieser kleinen Eifersüchteleien stehen würden, ist andererseits wieder aus politischen Rücksichten unzulässig; denn das häufigere Erscheinen des einen oder des anderen Gesandten würde von den athenischen Politikern sicher bemerkt und in übelwollender Weise besprochen werden. Ueberhaupt ist die Tendenz dieser Kreise, den König von dem Umgang mit Fremden möglichst abzuschneiden, unverkennbar. Die nationale Eitelkeit verlangt, daß er sich an dem Umgang mit seinen Landsleuten genügen lasse, auch wenn derselbe weniger anregend ist, als es das Bedürfniß nach Unterhaltung vielleicht wünschenswerth machte. Daß einer der Flügeladjutanten ein Däne ist und die Königin wie jede im Ausland verheirathete Großfürstin einen russischen secrétaire aux commandements hat, der als solcher Beamter und Unterthan des Czaren bleibt, hat schon oft eine unfreundliche Kritik erfahren. Obwohl diese beiden Persönlichkeiten sich von der Politik fernhalten und lediglich dazu verwendet werden, die privaten Verbindungen der Fürstlichkeiten mit den Heimathländern zu unterhalten, glauben die argwöhnischen Griechen doch immer an politische Intriguen und Einflüsterungen. An Verdächtigungen in dieser Hinsicht hat es nicht gefehlt; der König aber ist den wiederholt auf Beseitigung der beiden Ländern gerichteten Bestrebungen sehr entschieden entgegengetreten.

stuben fanden sich noch lithographirte Portraits des Königs Ludwig und der bekannteren Philhellenen; aber der Hausrath war dürftig. Ueberall sah das Elend hervor. Der Geistliche, ein hageres Männchen mit kummervollen Zügen und in abgeschabter, fettiger Soutane, zeigte mir die Kirche, die halb verfallen und eines neuen Daches benöthigt war. Auch er beklagte sich bitter über die Trägheit seiner Gemeindemitglieder.

Es zeigte sich hier wieder einmal, wie leicht deutsche Kolonisten nur die Fehler ihrer neuen Mitbürger nachahmen, die eigenen Laster aber behalten. Die bayerischen Ansiedler hatten nur die Arbeitsscheu, nicht aber die Mäßigkeit der Griechen angenommen.

II.

Der Aufenthalt in Athen theilt sich in zwei zeitlich ziemlich gleiche, hinsichtlich der Behaglichkeit und Beschäftigung aber sehr verschiedenartige Abschnitte. Bestimmend wirken dabei die klimatischen Verhältnisse. Während der 6 Wintermonate, Oktober—März gewährt die gleichmäßig milde Temperatur eine äußerst angenehme Existenz. Man kann der Heizvorrichtungen fast ganz entbehren. Nur der in dieser Hinsicht verwöhnte Nordländer wird in kalten Dezembertagen ein Feuer im Kamin anzünden. Langanhaltender Regen ist selten. Die ersten Niederschläge im Oktober erfrischen den ausgedörrten Boden und beleben die Flora. Man kann alsdann zu jeder Tageszeit im Freien verkehren, Ausflüge und Reisen unternehmen; die herbstliche Beleuchtung ist der waldarmen Landschaft am günstigsten. Anders im Sommer. Während dieser Zeit erstirbt das öffentliche Tagesleben und nur in den späten Abend- und Nachtstunden ist der Aufenthalt im Freien erträglich. Die Folge dieser scharfen klimatischen Abgrenzung ist, daß geselliges Leben sich auf die Wintermonate beschränkt. Im Sommer entflieht Jeder, den nicht Berufsgeschäfte zurückhalten und der die Mehrausgaben einer Villeggiatur bestreiten kann, der Hochofentemperatur, die in den Städten Griechenlands herrscht.

Der königliche Hof giebt zu diesem Exodus der begüterten Klassen das Signal. Seit 1874 bewohnt der König während der Sommermonate die Villa in Tatoi, welche, etwa 3 Meilen von Athen entfernt, auf einer Terrasse des nordöstlichen Abhangs des Pentelikon liegt. Die innere Einrichtung des im Chaletstyl mit einigen bescheidenen Ornamenten geschmückten Gebäudes ist sehr einfacher Art, aber die Lebensgewohnheiten seiner fürstlichen Bewohner sind hier durchaus der Situation und Umgebung angepaßt. Der König lebt hier ganz wie ein Privatmann ein harmloses Familienleben, und die wenigen Hofbeamten, welche ihn dorthin begleiten, werden in diesen vertrauten Kreis mitaufgenommen. Minister,

Diese Antwort war beschämend für die Antragsteller; man ließ die Sache fallen. Der König reiste unbehelligt mit allen den Seinigen ab. Es kam keineswegs zu den für diesen Fall vorhergesagten Unruhen, und, als das Herrscherpaar nach einigen Monaten in die Residenz zurückkehrte, wurde es von der ganzen athenischen Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Ueberhaupt ist die Königin jetzt sehr beliebt, soweit dies bei einer Bevölkerung von vorwiegend demokratischer Färbung möglich ist. Sie verdankt dies neben dem Liebreiz ihrer Erscheinung, dem gewinnenden Wesen und der strengen Enthaltung jedweder Einmischung in die Staatsgeschäfte sehr wesentlich dem Umstand, daß sie dem Lande eine Reihe blühender Prinzen geschenkt, welche, in der orthodoxen Confession erzogen, die Erbfolge der Dynastie sichern. Der königliche Hofwagen, aus dem die Schaar blonder, frischer Kindergesichter munter hervorblickt, ist den Athenern ein freundlicher Anblick und ein besseres Bindeglied zwischen den ausländischen Regenten und den Unversöhnlichen der radikalen Partei als eine Reihe von Verfassungsparagraphen.

Die Kinderlosigkeit war es hauptsächlich gewesen, welche die Königin Amalie die volle Sympathie ihrer Unterthanen niemals ganz hatte gewinnen lassen. Daneben hatte ihr auch ihr vielfaches Eingreifen in die Politik des Landes sehr geschadet. War es doch soweit gekommen, daß sich eine Verschwörung gegen das Leben dieser Fürstin gebildet hatte und ein glücklicherweise mißlungenes Attentat wirklich stattfand. Derjenige, welcher den Schuß abfeuerte, war ein Mitglied der in Athen sehr angesehenen und begüterten Familie Dosios. Er wurde zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt, durch die bald darauf ausgebrochene Revolution aber befreit. Es ist bezeichnend für die griechischen Zustände, daß ein den höheren Gesellschaftsklassen angehörender Mann sich überhaupt bereit finden konnte, zum Werkzeug eines so gemeinen Complots zu werden. Noch befremdlicher aber bleibt es, daß derselbe Mann später lange Jahre unbehelligt und an der Spitze eines Bankhauses in Athen weiter lebte, obwohl das Verdict weder gesetzlich noch durch einen Begnadigungsact des neuen Monarchen aufgehoben war. Es erscheint uns unbegreiflich, daß ihn die griechische Gesellschaft wiederaufnahm. Wir Ausländer haben allerdings jeden Verkehr mit ihm gemieden. Er ist später an einer Geisteskrankheit gestorben, und dieser Umstand erklärt vielleicht jenen Grad von Verblendung, der den Unglücklichen dahin gebracht hatte, auf eine wehrlose Frau zu feuern.

König Georg herrscht nunmehr seit 22 Jahren in Griechenland. Er ist somit der Doyen der christlichen Fürsten auf der Balkanhalbinsel. Seine Regierungszeit überdauert die des Königs Karl von Rumänien noch

um 3 Jahre. Die Lage dieser beiden aus deutschen Fürstenhäusern entsprossenen Monarchen bietet manche Parallele. Beide haben schwierige Krisen überwunden und ihre Stellung kann neuerdings wohl als für die Zukunft gesichert angesehen werden. Von einem griechischen König gilt mehr noch als von anderen konstitutionellen Monarchen: qu'il règne, mais qu'il ne gouverne pas. Die stricte Befolgung dieses Grundsatzes ist es gewesen, die dem dänischen Prinzen in schwierigen Zeiten und gegenüber den nie endenden Umtrieben und Anfeindungen politischer Coterieen den Königsthron erhalten hat. Die Vergrößerung des Territorialbesitzes, einmal durch die bei seinem Regierungsantritt englischerseits erfolgte Abtretung der ionischen Inseln und die Occupation eines bedeutenden Gebiets an der Nordgrenze im Jahre 1881 hat hierbei schwerlich mitgewirkt. Denn die griechischen Staatsmänner sind nicht geneigt, das Verdienst dieser Erwerbungen Anderen als sich selbst zuzuschreiben. Auch die Familienverbindungen des Königs, welcher Schwager des Kaisers von Rußland und des englischen Thronfolgers ist, fallen bei ihnen nicht sehr in's Gewicht und sind auch für die Sicherung der neuen Dynastie wohl niemals ausschlaggebend gewesen. Bestimmend dafür war vielmehr die persönliche Haltung des Königs, der sowohl bei inneren Conflicten als bei äußeren Verwicklungen die kühle Ruhe des Nordländers bewahrt hat. Es gab Zeiten politischer Erregung, wo er in Athen der einzige klar und objectiv urtheilende Kopf war. Seiner Passivität bei Ministerkrisen habe ich schon oben gedacht. In der auswärtigen Politik ist sein nüchternes, von chauvinistischer Gereiztheit unbeeinflußtes Urtheil dagegen oft bestimmend gewesen, mehr vielleicht als die griechischen Minister ahnen oder zugeben möchten. Auch dem König liegt gewiß eine Vergrößerung Griechenlands, die er für die materielle Entwicklung des Königreichs unerläßlich erachtet, am Herzen, allein er will sicher gehen. Eine Politik der Abenteuer ist ihm unsympathisch, unnöthiges Säbelgerassel zuwider. Die militärische Seite einer kriegerischen Expedition, die einen mehr soldatisch veranlagten Fürsten vielleicht verlocken könnte, bleibt für ihn ohne Reiz. Mäßigung, Vorsicht und ein feines Verständniß für die wechselnden Fluctuationen der europäischen Großmachtspolitik bestimmen seine Entschließungen, den griechischen Staatsmännern imponirt diese Ruhe und Objectivität. Auch wissen sie recht wohl, daß die Verbindung des Königs mit den europäischen Höfen dort sehr nützlich werden kann, wo die Anstrengungen ihrer diplomatischen Agenten nutzlos sind. Eine Persönlichkeit, die, wie König Georg, über den Parteien des Landes steht, sich nie in deren kleinliches Gezänk einmischt und bei den ewig wiederkehrenden Personalfragen einen kühlen, gewissermaßen vornehmen Indifferentismus

bewahrt, wird in Zeiten leidenschaftlicher Erregung von selbst die Blicke auf sich ziehen und das Vertrauen in die Richtigkeit ihres Urtheils steigern. Dies Vertrauen, das bei der Behandlung der letzten kriegerischen Orientwirren seine Probe bestanden und bewirkt hat, daß Griechenland ohne Schwertstreich zwei blühende Provinzen gewann, scheint auch in der gegenwärtigen Krisis fortzubestehen. Es hat sich auch wesentlich dadurch befestigt, daß der König trotz seiner nahen Beziehungen zum russischen Hof der russischen Diplomatie keinen Einfluß auf die auswärtige Politik Griechenlands eingeräumt hat. Früher war Rußland schon in Folge des gleichen Bekenntnisses der beiden Volksstämme die natürliche Protectionsmacht. Der Feldzug von 1877 und die thatkräftige Unterstützung, welche der Czar dem südslavischen Element zu Theil werden ließ, haben aber in Athen die Befürchtung hervorgerufen, es könne diese Begünstigung der slavischen Volksstämme eine Beeinträchtigung der hellenischen Gebietsansprüche im Gefolge haben. Je weiter die Befreiungszone nach Süden herabrückt, desto ängstlicher wird man in der griechischen Hauptstadt. Der Augenblick ist nahe, wo der Panslavismus und der Panhellenismus um den Besitz Macedoniens in Streit gerathen müssen. Und dieser Kampf wird nur das Vorspiel sein zu dem weit heftigeren, der um die Herrschaft an den Meerengen dereinst entbrennen muß. Es ist sehr charakteristisch, daß alle Erfolge, welche Serben, Bulgaren und Montenegriner im letzten Decennium gegen die Türkei errungen haben, bei dem griechischen Bruderstamm eine schlecht verhehlte Verstimmung erregten und man dem alten, mohamedanischen Erbfeind eigentlich im Stillen den Sieg wünschte. Diese Eifersucht ist auch bei der jüngsten bulgarischen Krisis wieder deutlich zu Tage getreten.

Daß man von Athen aus stets in enger Fühlung mit den hellenischen Unterthanen des Sultans bleibt, ist selbstverständlich. Soviel als möglich geschieht dies durch die Geistlichkeit. Da aber die griechischen Popen der Landgemeinden arm, unwissend und im bürgerlichen Leben ohne Ansehen sind, so werden auch geheime Emissäre und Agenten unterhalten, welche über die Stimmung in den türkischen Grenzdistricten berichten. Dasselbe ist in Kreta, Samos und anderen vorzugsweise von Griechen bewohnten Inseln des Archipels der Fall. Jede Orientkrisis wird von der Hauptstadt aus mit Spannung verfolgt, und es giebt dort immer eine Partei, welche den Augenblick für die Aufwiegelung der noch unter der Türkenherrschaft schmachtenden Bruderstämme geeignet hält. Es bilden sich dann Comité's aus den Flüchtlingen, die jenen türkischen Provinzen entstammen. Geldbeiträge werden gesammelt, Waffendepots angelegt, Kreuzer bemannt ꝛc. Das athenische Cabinet befindet sich dann in der schwierigen Lage, ent-

weder diese chauvinistischen Wallungen niederzuhalten, — was natürlich von der Opposition sofort als Mangel an Vaterlandsliebe ausgelegt und zu heftigen Kammerangriffen benutzt wird —; oder es muß die Bewegung als eine berechtigte, volksthümliche begünstigen und wird auf dieser Bahn dann weiter fortgerissen, als es die politische Klugheit oder der Stand der Finanzen gestattet. Diese Fälle wiederholen sich mit ermüdender Regelmäßigkeit. Der leitende Minister, mag er nun Kumunduros, Trikupis oder Delyannis heißen, weiß recht wohl, daß die Staatskasse erschöpft, die Truppenmacht ohne auswärtige Hülfe den Streitkräften des Sultans nicht gewachsen und die europäische Politik einer Wiederaufnahme der griechischen Freiheitsbewegung nicht günstig ist; allein seine Stellung, seine Popularität, ja vielleicht sein persönliches Ansehen steht auf dem Spiele, und so stellt er sich denn an die Spitze der Bewegung, um sie wenigstens zu leiten. Ihn verfolgt außerdem die stete Besorgniß, man werde Griechenland vergessen und auch bei einer friedlichen Lösung auf einem Congresse nur für diejenigen Stämme Reformen erwirken, welche sich mit den Waffen gegen die türkische Herrschaft aufgelehnt und so für die Unerträglichkeit ihres Zustandes blutige Beweise geliefert haben. Es giebt auch in Europa Staatsmänner, welche dieses Mittel für probat halten. Ich weiß, daß ein in der Orientpolitik sehr erfahrener, vielgenannter russischer Diplomat die Vorstellungen eines griechischen Agenten unter Hinweis auf die bulgarischen Greuel von 1876 mit den cynischen Worten ablehnte: „Pourquoi n'avez-vous pas eu votre petit massacre en Épire?“ Ein solches „kleines Massacre“ könnte man freilich jeden Augenblick ohne Schwierigkeit in Scene setzen. Aber zur Ehre der griechischen Staatslenker sei es gesagt: sie haben dieses Mittel niemals anwenden wollen, um daraus eine Unterlage für erfolgreichere Unterhandlungen mit der Pforte zu gewinnen.

Wie schon angedeutet, sieht der Hof die athenische Gesellschaft nur bei großen, officiellen Festen, wie bei dem üblichen Neujahrsball, bei der Cour am Constitutionstage und sonstigen feierlichen Anlässen. Die Einladungen werden dann sehr weit ausgedehnt, und die Haltung der Gäste ist durch das Ceremoniell nicht sehr beengt. Eine Hofkleidung ist nicht vorgeschrieben, der schwarze Frack überwiegt. Die Feste erinnern, was die Zusammensetzung und den Ton der Geladenen betrifft, sehr an die jetzigen Empfänge im Elysée oder beim Seinepräfecten. Die Hofhaltung ist, ohne besonders glänzend zu sein, würdig und den lokalen Verhältnissen angemessen. Auffallend ist, daß in der inneren Ausstattung der Festräume des Schlosses die Namenszüge und Embleme der entthronten Dynastie noch vorhanden und nicht durch andere ersetzt sind. Die Ge-

sandten empfängt der König nur bei besonderen Anlässen in feierlicher Audienz und hier und da zur Tafel, wenn ein ausländischer Prinz oder ein foreigner of distinction anwesend ist. Im Herbst übersiedelt der Hof meistens nach Korfu und bewohnt dort das kleine Palais, das einst für den englischen Gouverneur erbaut war, und vor welchem sich das Standbild des in venetianischen Diensten stehenden Feldmarschalls Grafen von der Schulenburg befindet. Daß die einzige Statue des Orts den Namen eines preußischen Adelsgeschlechts führt, wirkt auf den Reisenden ebenso überraschend, wie der Name Richelieu auf dem Monument in Odessa, welches die russische Hafenstadt dem Nachkommen des berühmten Herzogs zum Dank für seine zehnjährige Statthalterschaft errichtet hat.

Noch beengter ist der Hof während der Sommerresidenz in Tattoi. Es ist mir nicht klar, welche Gründe für die Wahl dieses Orts bestimmend gewesen sind. An den Abhängen des Hymettos oder am Cap Sunium hätten sich wohl malerischere und mit reicherer Vegetation bedachte Plätze für eine solche Anlage gefunden. Die ganze Schöpfung ist noch im Werden begriffen. Doch kann aus derselben niemals ein so reizvoller Landsitz entstehen, wie ihn das rumänische Königspaar in der großartigen Umgebung von Sinaïa sich geschaffen hat. Die Landschaft in der Umgegend von Tattoi ist ziemlich reizlos: Kieferwaldungen, in denen die Bäume nur eine mäßige Höhe erreichen und in weiten Intervallen aus dem grasloſen, hier und da mit Haidekraut bedeckten Erdreich kümmerlich emporwachsen, wechseln mit Felsparthieen, weiten Strecken unwirthlichen Gerölls, ausgetrockneten Flußbetten, und nur in den tieferen Thaleinschnitten, wo Schatten und Feuchtigkeit ihr Wachsthum ermöglichen, erscheinen manchmal Gruppen von Steineichen, Platanen oder immergrünen Gesträuchen.

Die Fahrt nach Tattoi führt eine Strecke auf gutem Wege über Kolonos in der Ebene zwischen Oelwäldern und dürftigen Getreidefeldern hin; dann steigt die Straße stetig aber sanft bis zu dem genannten Ort empor, überall durch unbewohnte Wildniß führend. Mit Ausnahme einer kleinen Wirthschaft, an der die Kutscher Rast zu machen und den Pferden Wasser zu geben pflegen, erblickt das Auge keine menschliche Ansiedlung.

Bis zum Jahre 1872 wäre es unmöglich gewesen, auch nur den dritten Theil dieser Strecke zurückzulegen, ohne von Räubern oder Wegelagerern angefallen zu werden. Die Unsicherheit in der nächsten Umgebung der Hauptstadt war damals so groß, daß selbst Spaziergänge nach Kolonos, Daphne oder Patissia zu gefährlichen Wagnissen wurden. Die Räuber hatten es hauptsächlich auf den Raub der kleinen Prinzen abgesehen. Der Wagen, der die Kinder des Königs spazierenfuhr, durfte die Stadtenceinte nicht verlassen. Auch die Gesandten oder wohlhabende

Fremde hätten einen guten Fang abgegeben. Die Landespolizei war machtlos oder zu schlaff.

Es ist schwer, sich in Europa ein klares Bild von dem Treiben und den Existenzbedingungen der in der Levante hausenden Räuberbanden zu machen. Sie erscheinen stets im Gefolge oder bei Beginn eines Aufstandes. Zuerst sind es Insurgenten, welche in die Berge entfliehen, und unter Anführung von Männern, die sich mit einem patriotischen Nimbus umgeben, in die Ebene herniedersteigen. Sie suchen dann die Verbindung mit den geheimen Leitern der Bewegung, die sich nicht selten an dem Sitz der Regierung befinden, zu erhalten und den Aufruhr unter ihren Stammesgenossen zu verbreiten. Aus solchen kleinen Anfängen sind im letzten Decennium alle größeren Bewegungen in den türkischen Provinzen, in der Herzegowina, in Bulgarien und Albanien entstanden. Mit jedem Sommer beginnt dies Spiel an den Grenzen auf's Neue; in einzelnen unwegsamen Distrikten überwintern die Banden sogar; es giebt selbst, wie im Rhodope-Gebirge, in den südlichen Theilen des Sandschaks Novi-Bazar und an der albanisch-montenegrinischen Grenze Gruppen von Ortschaften, welche sich der Landesregierung niemals ganz unterworfen haben, die Steuern verweigern und die jeden Augenblick bereit sind, Truppen oder Gensdarmen, welche zur Exekution dorthin entsendet werden sollten, mit Schüssen zu empfangen.

Ist die Revolution niedergeworfen, so bleiben die Trümmer der aufständischen Banden in den Schluchten und Schlupfwinkeln der Berge zurück, rekrutiren sich in Friedenszeiten aus der großen Schaar von Flüchtlingen, die sich einer wegen gemeinen Verbrechens sie bedrohenden Strafe entziehen, und fristen eine kümmerliche Existenz bis zum nächsten Aufstand durch Brandschatzen der zunächst gelegenen Ortschaften. In Albanien, wo nur der Raub von Eigenthum des eigenen oder verbündeten Stammes als ein Unrecht angesehen wird, wo seit uralten Zeiten die Begriffe des „Klephthen" und des Kämpfers für die nationale Unabhängigkeit mit einander verschmolzen sind, ist die Grenze, wo der Patriot aufhört und der Räuber anfängt, undefinirbar.

Solche Zustände waren auch dem jungen Königreich Griechenland aus den Zeiten der wilden Kämpfe um die Befreiung von der Türkenherrschaft überkommen. Namentlich in den albanesischen Niederlassungen, die über ganz Attika und den Peloponnes verstreut lagen, und die ihren slavischen Charakter noch bis in die Gegenwart bewahren, fand die Neigung zu wildem, gesetzlosem Leben in der nationalen Bewegung einen willkommenen Anlaß zu Streif- und Raubzügen, welche ebensowohl für die Heldenthaten eines nach Unabhängigkeit ringenden Stammes, als für

Ausschreitungen eines beutesüchtigen, arbeitsscheuen Hirtenvolkes gelten konnten. Denn die Erpressungen erstreckten sich nicht nur auf die Mohammedaner, sondern auch auf die besitzenden Klassen der Stammesgenossen. Als das Werk der Befreiung vollendet, das griechische Staatswesen geschaffen und der Moment gekommen war, wo diese Freischaaren einem jahrelangen Kriegsleben entsagen und zur Ausübung friedlicher Bürgerpflichten zurückkehren sollten, trat ihre Abneigung gegen geregelte Arbeit, namentlich gegen den Ackerbau und gegen die Unterordnung unter eine dem Abendland entnommene schematische Gesetzgebung deutlich hervor. Gleichzeitig begann die innere Spaltung in Parteien oder richtiger in Gruppen, welche dem einen oder dem andern ehrgeizigen und einflußreichen Palikaren anhingen. Die Parteiführer bedienten sich ihrer bewaffneten Gefolgschaft nunmehr gegen einander; die Wahlkämpfe wurden nicht durch Agitation oder Bestechung, sondern mit Flinte und Yatagan ausgefochten. Und wenn auch mit dem Hereinströmen fremder Gesittung und europäischer Kultur diese groben Mittel des Parteikampfes seltener wurden, so blieb doch bis in die jüngsten Zeiten eine Tradition bestehen, welche die Führer in der athenischen Kammer mit den entlegeneren Wahldistrikten in Verbindung hielt und ihnen eine Art von feudaler Gefolgschaft sicherte. Auf einen Wink ihres Führers waren die Hirten im Parnes, in der Maina, vor allem aber die Grenzbewohner in Epirus und Thessalien jederzeit bereit, das Klephthenwesen wieder aufzunehmen, eine Lebensart, die ihren Neigungen und Ueberlieferungen entsprach, und der sie nur ungern entsagt hatten. In den sechziger Jahren war es eine übliche Taktik der in der Opposition befindlichen Kammerminorität, Räubereien in den Provinzen zu provociren, um aus der dadurch veranlaßten allgemeinen Unsicherheit die Unfähigkeit der Regierung abzuleiten. Unter dem Ministerium Bulgaris, welches seiner ganzen patriarchalisch-feudalistischen Färbung nach zu gewaltsamem Einschreiten gegen die einstigen Waffenbrüder nicht in der Lage war, wurde diese Karte von der Opposition mit Vorliebe ausgespielt, und wenn auch Zustände, wie sie Edmond About in seinem „roi des montagnes“ dargestellt hat, für übertrieben gelten müssen, so bewies doch die zunehmende Unsicherheit in der allernächsten Umgebung Athen's, daß Männer wie Hadschi Stavros nichts Seltenes waren. Erst die traurige Marathonaffaire rüttelte die Regierung aus ihrer Sorglosigkeit und Schlaffheit auf. Diesmal waren es Fremde, Engländer, Söhne bekannter Familien, welche in den Hinterhalt fielen. Die englische Regierung drang nachdrücklich auf Untersuchung; die Nachricht von der schändlichen Blutthat durchlief ganz Europa, die Stellung Griechenlands als civilisirter Staat stand auf dem Spiel.

Es ist erwiesen, daß in der Art, wie die Räuber verfolgt, ihnen das Lösegeld für die Gefangenen verweigert und sie dadurch zu der anfänglich nicht beabsichtigten Ermordung derselben getrieben wurden, eine Reihe von Ungeschicklichkeiten begangen worden ist, welche theils der englischen Vertretung, theils der griechischen Gensdarmerie zur Last fallen. Ebenso erwiesen ist es aber auch, daß der Ueberfall unter Mitwissen, theilweise auch Veranlassung hochstehender Personen unternommen wurde, welche zu den ersten Familien der Stadt gehörten. Eine Untersuchung hierüber wurde zwar verschleppt und schließlich ganz aufgegeben, — es wären wahrscheinlich allzu peinliche Thatsachen an's Licht gezogen worden, — allein es wurde der Regierung klar, daß ein entscheidender Schlag gegen das Räuberwesen geführt werden müsse, wenn ihr Ansehen im In- und Auslande nicht empfindlich geschädigt werden sollte. Ueberall ging man mit energischen Maßregeln vor, aber 1872, zwei Jahre nach der Marathon-Affaire, war die Umgegend Athen's noch keineswegs sicher. Hierfür einen Beleg. Der König machte damals mit seinen fürstlichen Besuchern, dem Großherzog von Mecklenburg und dem Prinzen Friedrich Carl, einen Ausflug nach dem Pentelikon; auch die Königin und die Damen nahmen daran Theil, im Ganzen eine Gesellschaft von dreißig Personen. Der etwa drei Meilen lange Weg war zu beiden Seiten durch Truppendetachements und Vorpostenketten gedeckt. Im Hof des Klosters Pentéli, unterdessen Arkaden das Frühstück eingenommen wurde, lagerten gleichfalls Truppen. Alle Vorkehrungen waren so getroffen, daß diese dem Auge der Reisenden verborgen blieben, damit ihnen über einer harmlosen Spazierfahrt das Gefühl der Sicherheit nicht genommen werde. Es wäre allerdings ein fetter Fang gewesen: sieben fürstliche Personen aus verschiedenen Häusern, darunter zwei Souveräne. Dem militärisch geschulten Auge der beiden deutschen Fürsten war aber die verdeckte Truppenaufstellung nicht entgangen. Weitere Ausflüge unterblieben deshalb.

Ueberraschend wirkte es, daß schon nach wenigen Jahren die öffentliche Sicherheit im ganzen Lande hergestellt war. Auf welche Weise, durch welche einschneidenden Maßregeln war dies erreicht? Gedrängt durch die griechischen Gensdarmen hatten sich diejenigen Banden, welche aufzulösen nicht möglich gewesen war, nach der türkischen Grenze gezogen und dieselbe theilweise überschritten. Den Vorstellungen der Mächte gelang es, die Pforte zu einem Vorgehen gegen die thessalischen Räuber zu bewegen, und mit der Ausführung dieser Aufgabe wurde der damals in Albanien commandirende Mehemed Ali Pascha beauftragt. Es war dies derselbe Mehemed Ali, der, ein deutscher Renegat (Detroit aus Magdeburg), die Pforte später auf dem Berliner Congreß vertrat und bald darauf von

albaneſiſchen Aufrührern ermordet wurde. Bisher hatten die türkiſchen Befehlshaber dem Räuberunweſen nur geringe Beachtung geſchenkt, theilweiſe war ſogar das Beſtehen ſolcher Banden an der griechiſchen Grenze nicht unerwünſcht geweſen, weil ſich aus den dabei vorkommenden Gebietsüberſchreitungen und Gefechten jederzeit ein Anhalt für weitere Complicationen bot. Auf griechiſcher Seite hatte man ebenſo gedacht. Die griechiſchen Grenzjäger, eine vorzügliche, in die Nationaltracht gekleidete, für den Kampf in den Bergfeſten geſchulte und ausgerüſtete Truppe, lebten mit den türkiſchen Zapthiés und Nizambataillonen ſtets auf einer Art Kriegsfuß; nicht ſelten wurden zwiſchen ihnen Schüſſe gewechſelt, wenn es ſich darum handelte, Schmuggler oder Räuber aufzujagen. Dieſer Zuſtand fortgeſetzter Feindſeligkeiten und gelegentlicher Scharmützel gefiel beiden Theilen; die Räuber ſchlugen ſich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, und es würde ſchwerlich gelungen ſein, friedliche Zuſtände hier zu ſchaffen, wenn nicht Mehemed Ali ſeine Aufgabe wirklich ernſt genommen und mit ebenſo großer Energie als Geſchicklichkeit durchgeführt hätte. Er legte die Hand an die Wurzel des Uebels: das Hehlerthum. Mit unnachſichtlicher Strenge ließ er alle diejenigen, welche mit den gefangenen oder noch flüchtigen Räubern in irgend einer verwandtſchaftlichen Beziehung ſtanden, — und dieſer Begriff iſt im Orient bekanntlich ein ſehr weiter, — ſowie alle die, welche, wenn auch nur gezwungen, den Räubern Obdach oder Lebensmittel gewährt hatten, in's Gefängniß führen. Auch Weiber und Kinder waren darunter. Die Einwohnerſchaft ganzer Dörfer wanderte in die Gefängniſſe der macedoniſchen Städte, und wer von dem Zuſtande der türkiſchen Kerker eine Ahnung hat, wird begreifen, daß nicht viele dieſer Unglücklichen die Heimath wieder ſahen. Die Unterſuchungen zogen ſich monate-, jahrelang hinaus, Hunderte wurden hingerichtet, darunter natürlich viele Unſchuldige; die meiſten wurden auf den bloßen Verdacht hin eingezogen. Aber das Mittel wirkte radikal: Die Räuber, ihrer Subſiſtenzmittel beraubt, kamen um, ſchifften ſich nach Kleinaſien ein oder kehrten auch wohl zu friedlichen Gewerben zurück. Die Grenzdiſtricte auf der türkiſchen Seite waren entvölkert, und die Panik, welche das grauſame Verfahren des Paſcha's verurſacht, wirkte nach Griechenland hinüber. Auch dort ging man in ähnlicher, wenn auch humanerer Weiſe gegen die Hehler vor. Die Staatsgefängniſſe füllten ſich mit Verdächtigen oder Ueberführten. Die Hauptſache aber war, daß ein Flüchten über die Grenze hinaus unmöglich wurde; denn die türkiſchen Zapthie's ſchoſſen jeden Verdächtigen nieder. So verdankt Griechenland ſeine Befreiung von dieſer Landplage eigentlich dem verhaßten Nachbar.

Gegenwärtig kann man das Innere des Landes nach allen Richtungen hin mit dem Stock in der Hand durchwandern, ohne irgendwelcher Gefahr oder Behelligung ausgesetzt zu sein. Aber solche Reisen sind nicht gerade unterhaltend. Wen nicht die Trümmer der antiken Welt anlocken oder wer nicht wissenschaftliche Zwecke verfolgt, der wird für die Mühen und Entbehrungen einer Wanderung durch das Land schwerlich entschädigt werden. Die größeren Ortschaften und archäologisch interessanten Punkte, wie Korinth, Argos, Olympia ꝛc. liegen hart an der Küste. Ihre Besichtigung ist auf dem Seewege leichter zu erreichen. Im Inneren sind die Straßen schlecht, Postverbindungen bestehen nicht. Zum Studium des Volkscharakters und der Landessitten genügt ein Aufenthalt in den Hafenstädten, dessen Gesammteindruck man durch Ausflüge in die nähere Umgebung in ausreichender Weise ergänzen kann. So kommt es, daß das Innere Griechenlands von Touristen wenig besucht wird. Bedarf doch jede Reise größerer Vorbereitungen, wenn man nicht auf die allereinfachsten Ansprüche europäischen Komforts verzichten will. Ohne Koch, Pferde, Tragethiere, Führer, ja eigentlich ohne Feldbett oder Zelt ist eine solche Expedition nicht zu unternehmen. Außerdem sind die Kosten bedeutend. Die Landschaft ist fast überall die gleiche: kahle, entwaldete Berge, wasserlose Ebenen, hie und da ein Olivenwald, armselige Städtchen oder baufällige Dörfer. Ein griechisches Dorf ist die häßlichste Ansiedlung, die ich kenne: die Häuser entbehren jedes Schmucks, ja selbst des einfachsten Anstrichs. Rohe, unbehauene Steine, durch groben Mörtel zusammengefügt, tragen auf einer Balkendecke flache Dächer, theils aus Ziegeln, theils aus Asphalt bestehend. Kein Gärtchen vor der Thür, hie und da ein ärmlicher Feigenbaum, im günstigsten Falle ein Weingelände, dazwischen Kehrichthaufen, Cisternen, kleine, unansehnliche Ziegenställe oder richtiger Umfriedigungen, in denen das Vieh unter einem offenen Schuppen nächtigt. Die Häuser liegen unregelmäßig durcheinander; neben den Brandstätten oder den Ruinen durch Erdbeben zerstörter Gebäude erheben sich die neuen Ansiedlungen, ohne daß es jemand einfällt, den Schutt und die Trümmer aus seiner Nähe zu entfernen. Der Boden ist werthlos. Das stattlichste Gebäude ist gewöhnlich die Kirche, wenigstens ist in ihr noch eine Abart des alten byzantinischen Styls erkennbar. Daneben haust der Geistliche mit seiner zahreichen Familie in ärmlicher Hütte. In keinem Ort fehlt der Bakâl (Krämer), der gleichzeitig Kaffeschenk ist. Vor seinem Hause befindet sich eine kleine, aufgemauerte, mit Sand bedeckte Terrasse, welche eine rohgezimmerte, mit getrockneten Tannenzweigen belegte Laube beschattet. Auf niedrigem Schemel sitzend erhält man hier Kaffe, Rhaki, frisches Wasser, für das der Grieche eine große Vorliebe hat, und im

günstigsten Fall Lukumi, ein klebriges, aus Zucker und Stärkemehl bereitetes Confect.

Noch trostloser ist der Anblick der hier und da zerstreuten Gehöfte und Meiereien. Sie sind wie eine Art Festung, nach allen Seiten mit hohen Mauern umgeben, so daß man von außen die nach dem Hof zu gekehrten Wohnungen und Ställe nicht erblickt. Von Weitem gleichen sie einem großen Steinhaufen. Keine Gärten oder Anlagen in der Nähe. Die Weinberge werden durch eine Hecke von Agaven oder Kaktus gegen den Einbruch des Viehs geschützt; alles sieht öde, verlassen, verbrannt, staubig und armselig aus. Der Reiz der griechischen Landschaft besteht nur in den wunderbaren Formationen des Terrains, in den schönen Linien der Bergsilhouetten und den malerischen Verschiebungen der Küste, in den zarten Färbungen der Ferne, welche die durchsichtige Luft dem Auge leicht vermittelt, und in einer gewissen Großartigkeit der Perspectiven und Aussichten.

Aber es fehlt ihr durchweg an der Scenerie, an Leben, — ein Maler würde sagen: an Vordergründen —; ein Ritt durch das Land wird daher dem Landschafter nur geringe Ausbeute für Studien, dem Naturfreund wenig Genuß oder doch jedenfalls wenig Wechsel bringen. Solche Reisen sind ermüdend nicht nur für den Körper, sondern auch für das Auge, und man findet, nach Athen zurückgekehrt, fast immer, daß dies der schönste und des Sehens würdigste Ort in Griechenland ist. Seine Bewohner haben daher, ebenso wie die angesiedelten Fremden, gewöhnlich wenig Lust zu solchen überaus zeitraubenden Ausflügen in's Innere. Auch Besuche der Inseln oder der durch Dampferlinien erreichbaren Küstenorte sind umständlich, die Schiffsverbindungen ungenügend. Zudem sind die griechischen Schiffe schmutzig, die Seefahrten oft stürmisch, da der Wind in dem buchtenreichen Küstenland schnell umspringt. So kommt es, daß man diese Hauptstadt seltener verläßt als irgend eine andere europäische Residenz.

(Schluß folgt.)

Johann Hieronymus Yelin.

Ein Bild aus den hohenlohe'schen Religionswirren des vorigen Jahrhunderts.

Von

Stadtpfarrer **K. Gußmann** in Sindringen.

Fürst Bismarck hat in seiner Rede vom 3. Dezember 1884 geäußert: „ich fürchte, es würde mit diesem Streben (der Ultramontanen) ein Friede nicht möglich sein, so lange nicht alles in Deutschland vernichtet ist, was an das ehemalige Corpus Evangelicorum erinnert". — Von der Bedeutung und Thätigkeit dieses Corp. Evang. giebt das im Folgenden gezeichnete Geschichtsbild ein Beispiel. Es sind Begebenheiten, die sich auf verhältnißmäßig kleinem Raum abspielten; aber es hatte seinen guten Grund, daß das ganze römische Reich deutscher Nation darüber in Aufregung gerieth. Wenn man unter Kulturkampf den Widerstand gegen einen mächtig gewordenen und rücksichtslos auftretenden Ultramontanismus versteht, so haben wir hier einen Kulturkampf des vorigen Jahrhunderts, wie man sich ihn gar nicht besser wünschen kann. In Ansehung der äußeren Verhältnisse sind die Rollen gegen heute getauscht: unter katholischem Kaiser katholische Landesherren und evangelische Unterthanen; aber der bewegende Gedanke ist ganz derselbe wie in der gegenwärtigen Zeit. Und daß der, welcher in diesem Kulturkampf des 18. Jahrhunderts das letzte Wort spricht, der Markgraf von Onolzbach, gerade ein Brandenburger ist, erscheint zum mindesten als ein besonders interessantes Spiel des Zufalls. — Die nachfolgenden Schilderungen beruhen in der Hauptsache auf Quellenschriften, in welchen die streitenden Parteien gleichmäßig zum Wort kommen. So war die Möglichkeit einer objektiven Darstellung gegeben und ich hoffe, derselben gerecht geworden zu sein.

Vom „Osterstreit" spricht heute noch mancher Hohenlohe'sche Bürgersmann. Aber ins Gewand der Sage beginnt sich einzukleiden, was vor 150 Jahren Geschichte gewesen ist und vom Thatsächlichen hat die Volksüberlieferung nur so viel in die Gegenwart herübergerettet, als der Altvater und der Urgroßvater der jetzigen Generation noch vom Hörensagen erzählen konnten. Und doch hat jener Hohenlohe'sche Osterstreit auf's tiefste ins Volksleben dieser Leute eingeschnitten und heute noch sind die Wunden, die er ihm geschlagen hat, in manchen Spuren vorhanden.

Osterstreit ist in der allgemeinen Kirchengeschichte ein geläufiges Wort und umfaßt Verwicklungen und Ereignisse fast eines Jahrtausends. Zwischen ihnen und diesen fränkischen Begebenheiten besteht weder ein äußerer noch ein innerer Zusammenhang: nur Gegenstand und Name decken sich. In der Kirchengeschichte weiß und erfährt man von einem Hohenlohe'schen Osterstreit zumeist nichts. „Als Ereigniß war's unbedeutend", das ist alles, was Hase darüber zu sagen hat. Und dennoch hat dieses Ereigniß, welches jetzt in den Winkel der Welt- und Kirchengeschichte gestellt ist, zu seiner Zeit Kaiser und Reich in Bewegung gesetzt; eine Fakultät um die andere mußte ihre Weisheit hergeben und die gesammte zeitgenössische Litteratur, die darüber erschien und nur schwer auffindbar ist, beläuft sich auf Dutzende von Bänden. Der Stoff ist heutzutage fast vergessen. Abgesehen von gelegentlichen und oberflächlichen „Erwähnungen" finde ich nur in Fischer's Geschichte des Hauses Hohenlohe" eine gedrängte Darstellung desselben und vom gleichen Verfasser in Zeller's theolog. Jahrbüchern eine ausführlichere Abhandlung darüber. Karl Weitbrecht's Erzählung: „der Kalenderstreit von Sindringen", zu welcher ich dem Dichter die historischen Notizen liefern konnte, stellt eine novellistische Verwerthung des Gegenstandes dar. Durch verschiedene Funde in meiner Pfarrregistratur und in Bauernhäusern war es mir möglich, ein ziemlich vollständiges Bild vom Verlauf des Osterstreits speziell in Sindringen zu gewinnen, wo er in der Person des Pfarrers Yelin und der des Bürgermeisters Edelmann seinen Höhepunkt erreichte.

Bevor ich hiefür das Interesse des Lesers in Anspruch nehme, schicke ich eine kurze Schilderung des Osterstreits im Allgemeinen nach Ursache und Verlauf voraus.

Das Gesammthaus Hohenlohe war schon frühe evangelisch geworden. Im Jahr 1667 traten die Häupter der beiden Linien Waldenburg-Schillingsfürst und Bartenstein aus noch nicht klargestellten Gründen zum Katholizismus über. Die Zweiglinie Pfedelbach blieb evangelisch, starb jedoch aus und fiel an die katholisch gewordene Seite. Der letzte Pfedelbacher hatte durch Verträge und letztwillige Verordnungen die Religions-

Johann Hieronymus Yelin.

Ein Bild aus den hohenlohe'schen Religionswirren des vorigen Jahrhunderts.

Von

Stadtpfarrer K. Gußmann in Sindringen.

Fürst Bismarck hat in seiner Rede vom 3. Dezember 1884 geäußert: „ich fürchte, es würde mit diesem Streben (der Ultramontanen) ein Friede nicht möglich sein, so lange nicht alles in Deutschland vernichtet ist, was an das ehemalige Corpus Evangelicorum erinnert". — Von der Bedeutung und Thätigkeit dieses Corp. Evang. giebt das im Folgenden gezeichnete Geschichtsbild ein Beispiel. Es sind Begebenheiten, die sich auf verhältnißmäßig kleinem Raum abspielten; aber es hatte seinen guten Grund, daß das ganze römische Reich deutscher Nation darüber in Aufregung gerieth. Wenn man unter Kulturkampf den Widerstand gegen einen mächtig gewordenen und rücksichtslos auftretenden Ultramontanismus versteht, so haben wir hier einen Kulturkampf des vorigen Jahrhunderts, wie man sich ihn gar nicht besser wünschen kann. In Ansehung der äußeren Verhältnisse sind die Rollen gegen heute getauscht: unter katholischem Kaiser katholische Landesherren und evangelische Unterthanen; aber der bewegende Gedanke ist ganz derselbe wie in der gegenwärtigen Zeit. Und daß der, welcher in diesem Kulturkampf des 18. Jahrhunderts das letzte Wort spricht, der Markgraf von Onolzbach, gerade ein Brandenburger ist, erscheint zum mindesten als ein besonders interessantes Spiel des Zufalls. — Die nachfolgenden Schilderungen beruhen in der Hauptsache auf Quellenschriften, in welchen die streitenden Parteien gleichmäßig zum Wort kommen. So war die Möglichkeit einer objektiven Darstellung gegeben und ich hoffe, derselben gerecht geworden zu sein.

---

eine landesherrliche und väterliche Anordnung; die Angelegenheit sei ja gar nicht religiöser sondern rein politischer und polizeilicher Natur. — Die Evangelischen faßten im Zusammenhang mit den geschilderten Religionsbeschwerden, deren Anlässe dieser Verfügung vorangehen, auch diese selber als schweres „Religionsgravamen" auf, zumal die Art ihrer Ausführung eine überaus scharfe und energische war. Den Pfarrern wurde die Verordnung an Septuagesimae und Estomihi unmittelbar vor Beginn des Gottesdienstes durch Soldaten zu sofortiger Verkündigung eingehändigt und jeder Ungehorsam mit Absetzung bedroht. Musketiere mit aufgepflanzten Bajonetten bewachten am evangelischen Gründonnerstag und Karfreitag die Kirchthüren. In Waldenburg z. B. wurden außerdem die Stadtthore verschlossen, so daß die Einwohner nicht in die Kirche, die Filialisten nicht in die Stadt kommen konnten; so hielt „das Stadtvolk Gottesdienst außer der Kirche auf der Seite gegen Mittag, das Landvolk aber außer der Stadt unter der Linde mit Singen und Beten, auch mit Vorlesung einer Predigt, wozu das Predigtbuch von Jemanden über die Stadtmauer hinübergelassen wurde, unter vielen vergossenen Thränen". In Untersteinbach, Eschelbach ꝛc. predigten die Pfarrer unter freiem Himmel. Nur ausnahmsweise fügte sich ein Geistlicher oder eine Gemeinde. Die renitenten Pfarrer wurden kassirt. Das gemeinsame Consistorium war bei Erlassung des Dekrets gänzlich umgangen worden; die Waldenburger Grafen erklärten: sie können ihren Bedienten, weltlichen und geistlichen, Befehle zuschicken, welche sie wollen, und brauchen dazu kein Consistorium. Der Superintendent Knapp wurde suspendirt, das Consistorium in Oehringen überhaupt aufgehoben, ein neues Kirchenregiment organisirt (nur ein theol. Mitglied) und nach Pfedelbach verlegt, während in Bartenstein ein Consistorium aus 4 weltlichen katholischen Mitgliedern und einem protest. Theologen zusammengesetzt wurde.

Die bedrängten Evangelischen suchten Hilfe bei der evangelischen Neuensteiner Hauptlinie. Aber alle Remonstrationen von dieser Seite waren vergebens und es blieb nur der Weg übrig, sich an den Reichshofrath und den evangelischen Körper der Reichsversammlung zu wenden. Hierbei vertraten die Neuensteiner die evangelischen Interessen auf's Nachdrücklichste und so erwuchs aus diesem Streit eine heftige Familienfehde zwischen Neuenstein und Waldenburg.

Es ergingen verschiedene kaiserliche Mandate (besonders 1748): die ·belstände seien abzustellen und alles in den vorigen Stand zu setzen. : Waldenburger (bezw. Bartensteiner) gehorchten nicht. Kaiserliche nmissäre wurden zu mündlicher Verhandlung nach Oehringen gesandt: katholischen Grafen erschienen gar nicht. Zur Ordnung der kirchlichen

Wirren wurde von dieser Commission wieder ein gemeinschaftliches Consistorium eingesetzt; die katholischen Regenten verweigerten die Anerkennung und verboten ihren Unterthanen den Gehorsam. Die Commissionskosten, welche sich auf 4000 Gulden beliefen, wurden von ihnen durch Mahnschreiben eingefordert: sie erklärten sich für unverbindlich. — Ein bezeichnendes Bild, wie kläglich es damals, als ein Karl VII., ein Franz I. auf dem deutschen Kaiserthron saßen, um kaiserliche Macht und kaiserliches Ansehen beschaffen war! — Bei dieser Unmacht des Kaisers verloren die evangelischen Stände des Reichs endlich die Geduld und beauftragten 1750 den Markgrafen von Brandenburg-Onolzbach, Militärexekution vorzunehmen. Dieser selber hatte sich offen und sehr bestimmt dahin ausgesprochen, „das kaiserliche obristrichterliche Ansehen habe durch die Verschleppung der Sache wirklichen Anstoß zu befahren gehabt". So schickte denn der Markgraf im Oktober 1750 eine Abtheilung seiner Ansbachischen Grenadiere ins Land, für welche von der württembergischen Regierung die Erlaubniß zum Durchmarsch durch ihr Gebiet bei Schwäbisch Hall erwirkt worden war, und ließ insbesondere die Stadt Waldenburg besetzen. Aber erst nach Monatsfrist gaben die Landesherren nach und verstanden sich zu einer für alle Betheiligten gleichlautenden Erklärung, in der sie versprachen, sich zu fügen und insbesondere das eingesetzte Consistorium anzuerkennen. Das Militär zog ab und der Streit war in der Hauptsache geschlichtet. Die Kalender- bezw. Osterfrage wurde endgiltig durch das kaiserliche Patent vom 7. Juni 1776 im Sinn der richtigen gregorianischen Rechnung geregelt. Dem Osterstreit selber folgte zwar ein Nachspiel: Der Reichshofrath mißbilligt wie der Kaiser selber jenen Akt der Selbsthilfe; das Corpus Evangelicorum erklärt ihn für berechtigt; beide Theile berufen sich auf den westfälischen Frieden. Diese Streitigkeiten bieten jedoch wenig Interesse und verlaufen schließlich im Sand. — Damit war der Osterstreit, der nach den Berichten von Zeitgenossen in ganz Deutschland und darüber hinaus das größte Aufsehen erregt hatte, zu Ende. —

In den kaiserlichen Mandaten dieser 6 Jahre (1744—50 bezw. 52), in den vielen Beschlüssen des Reichshofraths, in den verschiedenen Universitäts- und Privatgutachten, die von beiden Seiten eingefordert wurden, in der ganzen verwirrenden Menge der hiehergehörigen Publikationen ist es Ein Name, der stets wiederkehrt bei Freund und Feind, in Lob und Schimpf, der Name: Johann Hieronymus Yelin, Stadtpfarrer zu Sindringen und das kleine Bartensteinische Städtlein, im tiefen Kocherthal verborgen, gelangte damals zu einer Berühmtheit in deutschen Landen, welche es weder vorher noch nachher je gehabt hat. Für uns ist in den Schicksalen jenes Mannes und seiner mit ihm treu verbundenen Gemeinde

ein Bild gezeichnet, das alle Stadien des Osterstreits in kleinem Rahmen, aber äußerst charakteristisch wiedergibt.

Johann Hieronymus Yelin war ein geborener Sindringer, aber nicht aus fränkischem Geschlecht. Sein Vater (vor ihm 29 Jahre Pfarrer in Sindringen) und dessen Bruder und Amtsvorgänger Jakob Yelin (ebenso der diesem vorangegangene Pfarrer Seyfried) stammten aus Lindau. Er trägt sich selber (sein Vater hatte aus unbekannten Gründen über 11 Jahre lang keine Einträge gemacht) ins Taufbuch ein „geb. 19. März 1694 styli veteris" und wünscht dabei, sein Name möge im Himmel angeschrieben sein, gleichwie er sich auch hier dem Herrn mit seiner eigenen Hand zuschreibe. Yelin studirte in Jena. Nachdem er in Adolzfurt und Pfedelbach Vikar gewesen, wurde er nach seines Vaters Tod Pfarrer in Sindringen 15. August 1721. Er besitze, heißt es von ihm, nicht minder seine Gaben und Gelehrsamkeit als eine schöne Bibliothek. 1730 veröffentlichte er unter dem Pseudonym: „Hieronymus Leidenthal" eine Erbauungsschrift. Von seiner poetischen Begabung zeugen zahlreiche Vota, Nachrufe ꝛc., die er jedem ihn persönlich berührenden Eintrag ins Kirchenbuch beifügt. Auch sonst verfehlt er nicht, besondere Merkwürdigkeiten zu notiren: Unglücksfälle, Naturereignisse (1740 seien ihm bei Administration des Abendmahls, als er zum 2. oder 3. Mal consecriren wollte, die Weinkannen zugefroren gewesen), Verbrechen u. s. w. Dabei fügt er in der Regel charakteristische Bemerkungen an. Bei einem nach merkwürdiger Operation wieder genesenden Patienten, der „πολλῳ οἰνῳ δουλευων" war, wünscht er, daß das alte Sprichwort nicht wahr werde: Da der Kranke genas, ward er ärger, denn er zuvor was. Ueber einen Quacksalber von Buchsheim und die beschrieene Wasserbeschauerin in Korb ist er entrüstet, da die letztere ein Beichtkind von ihm, einen 25jährigen Mann, „durch ein pferdemäßiges Brechpulver vollends zu Tod befördert". — Ich füge diese Dinge deßwegen ein, nicht als ob es mir unbekannt wäre, daß auch sonst fast überall die alten Kirchenbücher zugleich als Orts- und Zeitchronik geführt wurden und derlei zu enthalten pflegen, sondern weil die besondere Art und Weise, wie Yelin ernste und heitere Vorgänge in seiner Heimath berichtet, von seinem gesunden Sinn und seiner warmen Liebe zu seinen Pfarrkindern zeugt und darum auch die rührende Anhänglichkeit erklärt, die ihm in seiner späteren Drangsalszeit fast die ganze Gemeinde Mann für Mann bewies und die, keineswegs blos mit den Familienverbindungen, die er im Städtchen hatte (Stadtvogt und Bürgermeister sind als seine Taufpathen eingeschrieben; sein Bruder war im Ort „angesehener Kauf- und Handelsmann" ansässig und mit der Tochter des früheren Bürgermeisters verheirathet) zusammenhängt. Dabei war

er eine energiſche Natur. Wo er das Recht auf ſeiner Seite fand, da gab er nicht nach. So wurde er bald nach ſeinem Amtsantritt in läſtige Zehntſtreitigkeiten mit dem Kloſter Schönthal und mit ſeiner Bartenſteiniſchen Herrſchaft verwickelt und verfeindete ſich dabei aufs Heftigſte mit dem herrſchaftlichen Amtmann Klein. Der Streit gewann eine ſolche Ausdehnung, daß Yelin 1732 förmlich abgeſetzt wurde und das Städtchen verlaſſen mußte. Aber ſchon bei dieſem erſten Exil vergaß ihn ſeine Gemeinde nicht; mit Freuden wurde er wieder empfangen, als er nach drei Jahren durch kaiſerlichen Befehl reſtituirt wurde. Er ſchreibt darüber: „Am 14. September 1735 iſt mein, Pfarrer J. H. Yelins Einzug nach meinem 3jährigen Exilio, ſo in Künzelsau zugebracht, wieder Gottlob auf allerhöchſten kaiſerlichen Befehl und allergnädigſt reiterirtes hartes Mandat, auch hochgräflich bartenſteiniſch gerechte Veranſtaltung hieher zu meiner Reſtitution geſchehen, da denn nicht nur mit Trommeln und Fahnen von der lieben Burgerſchaft fröhlich eingeholt auf den Grenzen bei Ernsbach und unterſchiedliche Salven gegeben, auch eine bewegliche Anrede gehalten, ſondern auch von den Rathhausläden beim Anfahren gegen das Pfarrhaus mit Blaſen der Waldhörner ſalutiret worden.“ — Einmal hatte ers jetzt gegen ſeine Herrſchaft beim Kaiſer gewonnen. Dabei hatte er ſich überzeugen können, wie treu ſeine Gemeinde an ihm hieng. Das mußte dem energiſchen Mann doppelt Muth und Vertrauen geben, als ers zum zweiten Mal mit ſeiner Herrſchaft zu thun bekam und diesmal in Dingen, die nach ſeiner Anſicht ſeinen theuren lutheriſchen Glauben betrafen.

Es war am 9. Februar 1744. Yelin wollte ſich eben zum Frühgottesdienſt begeben, da traten Soldaten ins Haus und ein Wachtmeiſter von den Dragonern behändigte ihm ein herrſchaftliches Dekret, wornach er heute nach geendigter Predigt von der Kanzel zu verkündigen hätte: Oſtern wird nicht am 29. März ſondern am 5. April gefeiert. Gehorche er nicht, ſo werde er abgeſetzt. — Zur ſelben Stunde, am gleichen Tage und gleichfalls durch militäriſche Boten hatten ſämmtliche evangeliſche Pfarrer, vom Oberſuperintendenten an, dieſen Befehl zugeſtellt erhalten. Oberſuperintendent Knapp ſchrieb ſofort an die Herrſchaft zurück und ſtellte vor: ſie, die Evangeliſchen, würden ja dadurch vom ganzen Corpus Evangelicorum abgeſondert; die Perikopen kommen in Verwirrung; überall auf den evangeliſchen Pfarrämtern ſei der evangeliſche Kalender eingeführt; die Sache ſei überhaupt mehr einem statuto ecclesiastico als politico gleichförmig. Knapp wurde darauf als praevaricator manifestus bezeichnet und ſchwer bedroht. Am 13. Februar gab das Conſiſtorium an ſämmtliche Pfarrämter den Erlaß hinaus: Die Pfarrer ſollen eine Bittſchrift um Zurücknahme an die Herrſchaft eingeben und betonen, daß

die Grafschaft — abgesehen von den Hereingezogenen — pur evangelisch sei; daß man im Normaljahr 1624 Ostern auch nach dem julianischen Kalender gefeiert habe und daß eine solche Verlegung der Feier schon wegen der eingepfarrten Ausherrischen zu allerlei Unannehmlichkeiten führen müsse; die Antwort auf diese Eingabe solle man abwarten. Zu gleicher Zeit hatte sich das Consistorium an die Herrschaft selbst gewendet und um Bedenkzeit, sowie um Wiedereinsetzung der bereits abgesetzten Pfarrer gebeten. Ueberdies schrieb Knapp noch einmal von sich aus in ziemlich entschiedenem Ton an die Herrschaft: Das sei eine Beeinträchtigung der garantirten Religionsfreiheit; würde Augustissimus etwas davon erfahren, so würde er gewiß abhelfen; aber er, Knapp, wolle seiner gnädigsten Herrschaft keinen Verdruß durch eine Anzeige beim Kaiser zuziehen; bitte daher privatim um Zurücknahme des Befehls. Bald darauf kam die Antwort: Die Suspension Knapps.

Ueberhaupt hatte jeder Pfarrer, der das Dekret nicht sogleich verlesen hatte, seine Cassationsurkunde zugefertigt erhalten und die Cassation wurde „auf ungemein pressante Art traktiret".

So giengs vor Allem bei Yelin, der wegen seines Siegs in der früheren Streitsache bei der Herrschaft besonders übel angeschrieben war. Auch er hatte nach Empfang des Dekrets Bedenkzeit verlangt und das Dekret nicht verlesen. Da erschienen bereits zwei Tage nachher zwei Musketiere, brachten einen Pfarrer Geibel von Ettenhausen mit, der von jetzt an die Pfarrfunktionen in Sindringen auszuüben habe und verlangten dem Präceptor mit gewaffneter Hand die Kirchenschlüssel ab. Yelin durfte die Kirche nicht mehr betreten. Am 15. Februar jedoch vor Beginn des Gottesdienstes begab er sich mit dem seither eingetroffenen kaiserlichen Notar Blintzig nebst zwei Zeugen in die Beichtkammer (Sakristei), protestirte daselbst gegen die Einführung des Geibel, salvirte sich alle seine Rechte und berief sich auf den Kaiser. Da als er aus der Beichtkammer herausgieng, in Meinung, nach Haus zu kehren, konnte er, als er das völlige Auditorium vor ihm sah, sich unmöglich entschließen, von diesen seinen lieben Zuhörern und Pfarrkindern stillschweigend wegzugehen und hielt zwischen Altar und Taufstein stehend, in Gegenwart des Notars eine Ansprache an die Gemeinde. Anfechtungen und Leiden erdulden, Versuchungen bestehen, das sei eines Christen Sache, wie es auch Christi Sache gewesen; so gehe es jetzt auch ihm: er leide alle diese Drangsal, welcher er vor seine Person wohl entgehen können, wofern er nicht sein Gewissen und der Kirchen Heil, „ja eure eigene freie Religionsübung bedenken wollte, welches aber von mir ferne sei"! Er hoffe zuversichtlich, daß sie bald wieder in diesem Gotteshaus beisammen sein werden. Er

bitte zu Gott, daß er das Herz der Landesregierung anders lenken und neigen wolle, er selber thue blos seine beschworene Pflicht. „Nun, meine Lieben, die Zeit ist da, daß ich auf eine kleine Weile aus diesem Gotteshaus gehe; darum sage ich inzwischen: Adieu Taufstein, allwo die Meisten unter uns und ich selbsten ehedem zu dem Bad der Wiedergeburt und Erneurung des h. Geistes gelanget! Adieu Beichtstuhl, worinnen nach Christi Ordnung der Trost der h. Absolution denen Bußfertigen angekündigt wurde! Adieu Altar, wo Leib und Blut Christi ausgetheilt wurde! Adieu Kanzel, von welcher nach Anweisung der h. Schrift und unseres Augsburger Glaubensbekenntnisses das göttliche Wort rein und lauter gelehret und vorgetragen worden!" Nach solcher Rede fiel Yelin auf die Kniee, mit ihm die ganze Gemeinde, in der sich ein sehr klägliches, überlautes allgemeines Weinen, Winseln und Ertönen der ganzen Versammlung erhob von Alten und Jungen, männlichen und weiblichen Geschlechts, sprach ein Gebet und schloß mit Vaterunser und Segen. Sodann gieng er mit dem Notar und den Zeugen mitten durch die Kirche hinaus und mit ihm die Gemeinde, so daß Pfarrer Geibel eine leere Kirche antraf. —

Inzwischen hatte Yelin bereits für rechtliche Gutachten über seine Sache Sorge getragen und sich an einen „württembergischen vornehmen Theologen", sowie an die theologische und juristische Fakultät in Altdorf gewendet. Die Fragen lauteten gleichmäßig nach Württemberg und Altdorf:

ob die Bitte um Bedenkzeit recht gewesen;

ob dem Befehl der Herrschaft zu gehorchen gewesen und ob die Publikation ohne Nachtheil der evangelischen Kirchenfreiheit hätte stattfinden können;

endlich: was zu thun, wenn die Cassation wirklich exequirt würde.

Der „württembergische vornehme Theologe" gab die Auskunft: eine Bedenkzeit war nöthig, schon wegen der ungeschickten Zeit der Dekretsübergabe, gerade vor Beginn der Kirche, wo ein Pfarrer seinen Kopf mit vielen ernstlichen Betrachtungen angefüllt habe; weiter: evangelische Unterthanen haben ihren katholischen Herrschaften, wenn sie im Normaljahr 1624 unter ihnen gestanden, gemäß dem Instrum. Pac. Westph. art. V. § 48 in allen civilen aber nicht in kirchlichen Dingen zu gehorchen; wollen die Drohungen verwirklicht werden, so sei zuerst bei der Herrschaft selber zu remonstriren; helfe das nichts, so könne man notariellen Protest erheben und sich an den Kaiser wenden, von dem er, Yelin, ja schon einmal, wiewohl in alia causa, restitutio in integrum erlangt habe.

Die Altdorfer antworteten — mit großem Apparat von biblischen, theologischen und juristischen Belegstellen — bereits unterm 14. März

1744. „Ob der Herr Stadtpfarrer wohlgethan, daß er sich eine Bedenkzeit vorbehalten? ja, das sei bei der Wichtigkeit der Sache sogar sehr löblich und wohlgethan gewesen. Man sei der Obrigkeit Gehorsam schuldig; wenn aber ein Befehl juri divino vel positivo vel naturali aut gentium zuwiderlaufe, ebenso wenn er mit Verträgen und Abmachungen im Widerspruch stehe, so brauche man nicht zu gehorchen. Zum Mindesten hätte das Dekret zu mehr geeigneter Zeit erlassen werden müssen, damit er, Stadtpfarrer, mit seinem Superintendenten, auch Nachbarn darüber hätte conferiren können. Ferner betr. die Frage: war Gehorsam möglich ohne Benachtheiligung der evangelischen Kirchenfreiheit? „so tragen wir kein Bedenken, negative darauf zu antworten". Es zweifle kein Augsb. Confess. Verwandter und so auch der Herr Pastor nicht, daß man der Obrigkeit unterthan sein müsse. Auch thue es der Ehre Gottes keinen Eintrag, ob Ostern 8 Tage früher oder später gefeiert werde und zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche sei es auch nicht erforderlich, daß überall die gleichen Ceremonien eingeführt seien. Ferner scheine ein Landesherr vermöge der vis circa sacra zu solchem Befehl wohl befugt zu sein. Aber: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Und mit der potestas statuum imperii circa sacra sei es jetzt nicht mehr so beschaffen, wie selbige nach dem jure publico universali aussiehet, sondern durch das Instrum. Pac. Westph. sei diese potestas also moderirt worden, daß die römischen Stände ihre augsburgischen Unterthanen bei dem freien Religions-exercitio una cum annexis, quatenus illa anno 1624 exercuerunt, ungehindert und ungekränkt zu lassen verbunden; wie solches auf die Relionsgebräuche überhaupt gehe, so beziehe es sich besonders auch auf die Feste und Festzeiten. Ein Conclusum Corporis Evangelicorum habe bereits 30. Januar 1723 die Osterzeit bestimmt und so auch wieder das Conclusum vom 15. Mai 1743; deßhalb sei die also fixirte Osterfeier als ein Charakter der evangelischen Kirchengemeinden zu betrachten, demnach der Vorwand der katholischen Regierung, es betreffe eine res mere civilis & politica, hinfällig sei. Auch ihre Berufung auf das Normaljahr 1624 („damals hätten die Evangelischen auch mit den Katholischen Ostern gehabt, also müsse es auch jetzt so sein und bleiben") sei zu verwerfen. Vielmehr komme umgekehrt das Normaljahr den gräflichen Unterthanen zu Statten: Anno 1624 hatten sie das liberum exercitium religionis A. C.; von diesem lib. ex. aus wurde der gregorianische Kalender verworfen und der verbesserte eingeführt; dieser letztere aber habe ja eben die evangelische Osterfeier also bestimmt. Ferner liege ein Familienpakt von 1710 vor, in welchem der letzte Pfedelbacher seinen katholischen Nachfolgern die Gestattung der aller-

bitte zu Gott, daß er das Herz der Landesregierung anders lenken und neigen wolle, er selber thue blos seine beschworene Pflicht. „Nun, meine Lieben, die Zeit ist da, daß ich auf eine kleine Weile aus diesem Gotteshaus gehe; darum sage ich inzwischen: Adieu Taufstein, allwo die Meisten unter uns und ich selbsten ehedem zu dem Bad der Wiedergeburt und Erneurung des h. Geistes gelanget! Adieu Beichtstuhl, worinnen nach Christi Ordnung der Trost der h. Absolution denen Bußfertigen angekündigt wurde! Adieu Altar, wo Leib und Blut Christi ausgetheilt wurde! Adieu Kanzel, von welcher nach Anweisung der h. Schrift und unseres Augsburger Glaubensbekenntnisses das göttliche Wort rein und lauter gelehret und vorgetragen worden!" Nach solcher Rede fiel Yelin auf die Kniee, mit ihm die ganze Gemeinde, in der sich ein sehr klägliches, überlautes allgemeines Weinen, Winseln und Ertönen der ganzen Versammlung erhob von Alten und Jungen, männlichen und weiblichen Geschlechts, sprach ein Gebet und schloß mit Vaterunser und Segen. Sodann gieng er mit dem Notar und den Zeugen mitten durch die Kirche hinaus und mit ihm die Gemeinde, so daß Pfarrer Geibel eine leere Kirche antraf. —

Inzwischen hatte Yelin bereits für rechtliche Gutachten über seine Sache Sorge getragen und sich an einen „württembergischen vornehmen Theologen", sowie an die theologische und juristische Fakultät in Altdorf gewendet. Die Fragen lauteten gleichmäßig nach Württemberg und Altdorf:

ob die Bitte um Bedenkzeit recht gewesen;

ob dem Befehl der Herrschaft zu gehorchen gewesen und ob die Publikation ohne Nachtheil der evangelischen Kirchenfreiheit hätte stattfinden können;

endlich: was zu thun, wenn die Cassation wirklich exequirt würde.

Der „württembergische vornehme Theologe" gab die Auskunft: eine Bedenkzeit war nöthig, schon wegen der ungeschickten Zeit der Dekretsübergabe, gerade vor Beginn der Kirche, wo ein Pfarrer seinen Kopf mit vielen ernstlichen Betrachtungen angefüllt habe; weiter: evangelische Unterthanen haben ihren katholischen Herrschaften, wenn sie im Normaljahr 1624 unter ihnen gestanden, gemäß dem Instrum. Pac. Westph. art. V. § 48 in allen civilen aber nicht in kirchlichen Dingen zu gehorchen; wollen die Drohungen verwirklicht werden, so sei zuerst bei der Herrschaft selber zu remonstriren; helfe das nichts, so könne man notariellen Protest erheben und sich an den Kaiser wenden, von dem er, Yelin, ja schon einmal, wiewohl in alia causa, restitutio in integrum erlangt habe.

Die Altdorfer antworteten — mit großem Apparat von biblischen, theologischen und juristischen Belegstellen — bereits unterm 14. März

jetzt Ostern am 5. April feiern wollten oder nicht? Als die 22 erklärten, sich in der Osterfeier von ihren evangelischen Glaubensgenossen nicht scheiden zu wollen, drohte Gazen mit Einquartierung von 2 Compagnien Würzburger Soldaten und stellte Strafen von 50—100 Reichsthalern in Aussicht. Die 22 verlangten nunmehr, sich mit der übrigen Bürgerschaft besprechen zu dürfen. Das geschah, hatte aber die einmüthige Erklärung der ganzen Gemeinde zur Folge: Ostern mit den Evangelischen! Gazen sah die Erfolglosigkeit seiner Schritte ein und reiste ab, setzte aber vorher auf den nächstfolgenden Donnerstag (26. März), den evangelischen Gründonnerstag, um eine kirchliche Feier zu vereiteln, das jährliche Ruggericht an. Aber am Donnerstag erschien kein Bürger auf dem Rathhaus und das Volk feierte Gründonnerstag. Ebenso am 27. Charfreitag und am 29. März Ostern. So wurde es auch in den anderen evangelischen Orten gehalten.

Da traf bereits am 31. März der herrschaftliche Befehl ein: die gehaltene Osterfeier sei abominabel, auch null und nichtig; darum sei am 5. April nochmals Ostern zu halten und dem entsprechend die davon abhängenden Feste. Zugleich wird jene Berufung auf das kaiserliche Concluſum vom 20. März wiederholt. Dagegen verbot das Consistorium in einem sofortigen Ausschreiben eine solche doppelte Osterfeier und nahm das kaiserliche Dekret für sich in Anspruch, wonach Ostern nach der im Land üblichen Norm zu feiern sei. So wurde denn der 5. April als gewöhnlicher Sonntag begangen. Aber die abgesetzten Pfarrer blieben abgesetzt. Diesen Zuständen sollte ein neues (II.) kaiserliches Concluſum, datirt 5. Mai 1744, ein Ende machen: die Pfarrer, Consistorialmitglieder ꝛc. sind zu restituiren, die Kirchenschlüssel zurückzugeben; der evang. Gottesdienst darf in keiner Weise behindert werden; die Evangelischen sollen ihre Feste mit den übrigen Protestanten begehen, aber — die Erlaubniß hierzu haben sie als Gnade anzusehen und jedenfalls an den kathol. Festtagen die Arbeit einzustellen. „So viel aber den Pfarrer Yelin von Sindringen betrifft, so ist derselbe wegen seiner in der Kirche gehaltenen Anrede, die leicht zu Aufruhr hätte Anlaß geben können, von der Restitution noch zur Zeit auszuschließen und gegen ihn, aber legaliter et servato juris ordine, zu procediren.“ — Diese Ausschließung Yelins hatte für ihn und die Gemeinde die schlimmsten Folgen. Derselbe Hofrath Gazen, der schon einmal die Bürgerschaft bedroht hatte, beeilte sich jetzt, diese Drohungen wahr zu machen. Es war inzwischen hinzugekommen, daß die Bürger den neuen Vikar Mejer aus Gründen, die [illegible]er zur Sprache kommen werden, nicht anerkennen wollten. Gazen [illegible]t alle Zusammenkünfte der Bürgerschaft auf dem Rathhaus, ja das

freieſten Religionsübung zur Pflicht gemacht habe. Nach alle dem iſt Herr Stadtpfarrer den ihm zugeſchickten Befehl zu befolgen nicht ſchuldig, könne ſolches auch nicht ohne Nachtheil der evangeliſchen Kirchenfreiheit thun. Es wäre nur zu wünſchen, daß ſämmtliche Pfarrer der Grafſchaft die Sache Yelins zur ihrigen machten. Wie aber, wenn die gedrohte Caſſation exequirt werden wollte? Herr Stadtpfarrer ſolle nochmals remonſtriren, dann aber, wenn es wiederum umſonſt ſei, ſich an den kaiſerlichen Reichshofrath um Hilfe wenden. Zum Proteſt endlich gegen das Wegnehmen der Kirchenſchlüſſel und die Behinderung in ſeinem geiſtlichen Amt, ebenſo zu ſeiner beſtimmten Rechtsverwahrung und zur Berufung auf den Kaiſer habe er ſo gut wie ſeinerzeit der Apoſtel Paulus vollauf Grund und Urſache gehabt. —

So die Theologen und Juriſten der Nürnbergiſchen Univerſität Altdorf. Yelin konnte damit zufrieden ſein. Was half aber dem nur auf ſich und ſeine Gemeinde angewieſenen Mann alle akademiſche Billigung ſeines Auftretens? Was nützte es ihm, als jetzt der Kaiſer in der That ins Mittel trat? — An den Kaiſer hatten ſich beſchwerdeführend nicht nur die evangeliſchen, ſondern auch die katholiſchen Grafen ſelber gewendet: ihre Pfarrer wollen ihnen nicht mehr gehorchen; und ſo erfolgte am 20. März 1744 das (I.) Concluſum des Reichshofraths: Kaiſerliche Majeſtät können nicht begreifen, wie in dem Verhalten der Pfarrer eine Renitenz vorliegen ſolle; die Grafen haben die kaſſirten Pfarrer wieder einzuſetzen und ſich nach ihren beſtehenden Kirchenordnungen und Verträgen zu richten. Geſtützt auf dieſen kaiſerlichen Befehl erging am 23. März ein Conſiſtorialerlaß an die Pfarrämter, worin die Feier des Gründonnerstags, Charfreitags und Oſterfeſts regelrecht auf 26., 27. und 29. März angeordnet wurde. Von dieſem Erlaß hatte die Herrſchaft ſogleich Kunde erhalten und noch an demſelben Tag wurde den Pfarrämtern die Weiſung zugeſchickt: in jenem kaiſerlichen Edikt ſei nicht nur nichts gegen ihre, der Grafen, öſterliche Anordnungen enthalten, vielmehr ſeien darin die Pfarrer zum Gehorſam ermahnt; überhaupt haben die Pfarrer von jetzt an alle vom Conſiſtorium ihnen zugefertigten Signaturen unerbrochen an die gräfliche Kanzlei einzuſchicken. — Faſt überall verweigerten es Pfarrer und Gemeinden, dieſem Befehl zu gehorchen.

Wieder war es der verhaßte Yelin, gegen den die Regierung mit den ſchärfſten Maßregeln vorging. Zunächſt ſuchte man die feſt zum Pfarrer ſtehende Bürgerſchaft zu ſchrecken. Der bartenſteiniſche Hofrath Hazen traf in Begleitung des Pfarrers Meyer von Riedbach, der an die Stelle des bisherigen Strafvikars Geibel trat, ſowie des Notars Zaun in Sindringen ein, lud 22 Bürger vor und fragte ſie beſtimmt: ob ſie

bringen abgeschickt, um ihn gefänglich nach Bartenstein abzuführen. Es rettete ihn diesmal noch seine zufällige Abwesenheit vom Städtchen. Er begab sich sofort wieder nach Frankfurt, sowohl um seiner Sicherheit willen, als auch, um aufs Neue sich beim Reichsgericht zu beschweren. Inzwischen wurde zu seinem Schaden mit Hilfe von herrschaftlichen Geldern seinem Wirthshaus (jetzt Post) gegenüber eine Concurrenzwirthschaft „zur Krone" aufgethan und amtlich patronisirt. Wie dem Bürgermeister so nützte jener Erlaß des Kaisers auch dem Pfarrer nichts, sondern brachte ihm nur weiteren Schaden. Yelin wurde keineswegs restituirt, sondern vor eine Lokalcommission gestellt, die aus 2 katholischen Räthen und einem evangelischen Pfarrer bestand und darum seinen Protest hervorrief. Immerhin verurtheilte ihn dieselbe, das Pfarrhaus in 14 Tagen, die Stadt in 3 bis 4 Wochen zu räumen. Dies Urtheil konnte nicht vollstreckt werden, da Yelin, dem Beispiel des Bürgermeisters folgend, sich nunmehr ebenfalls persönlich nach Frankfurt „sub alas aquilae" begab. —

Auf den ersten ihm von Bartenstein gesetzten Vikar Geidel war inzwischen, wie bereits erwähnt, ein zweiter gefolgt, der Pfarrer Mejer, bisher in Riedbach. Das Auftreten dieses Mannes war nicht dazu angethan, die erbitterten Bürger wieder mit ihrer Herrschaft zu versöhnen und Frieden in den verstörten Ort zu bringen, noch weniger sie ihren rechtmäßigen Pfarrer vergessen zu machen. Mißtrauisch empfing ihn die Gemeinde; seine Aufführung erfüllte sie bald mit Haß und Verachtung gegen ihn und dieser Stimmung gab man auch offenen Ausdruck. Mejer beschwerte sich in Bartenstein und erzielte die Sentenz: Die Gemeinde hat sich in allen zum Gottesdienst gehörigen Stücken an ihn, Mejer, zu halten und dies bei Vermeidung hoher Strafe; etwaige Beschwerden über ihn sind beim neu (constituirten) bartensteinischen Consistorium (aus vier Katholiken und einem Evangelischen zusammengesetzt) anzubringen. Letzteres geschah. Eine Eingabe, fast von der gesammten Bürgerschaft unterzeichnet, ging nach Bartenstein ab: Des Vikars Lebenswandel mache es nicht möglich, daß man seine Predigten besuche oder von ihm geistlichen Trost begehre; das müsse selbst der Amtsverwalter Zaun bei eidlicher Befragung bestätigen; man möge doch dem erbarmungswürdigen, außerst desolirten Kirchenwesen und Gottesdienst ein Ende machen und Yelin wieder in sein Pfarramt einsetzen. Dieser Eingabe lag ein Verzeichniß bei „der Gravamina derer Sindringer Pfarrgemeinde, welche dem Interims-Vikario [illegible]rn Mejer zur Last gelegt und nöthigenfalls bewiesen werden wollen".

Von diesem Schritt der Gemeinde sprach man weit und breit. Es [illegible]te in der That kein geringer Muth dazu, nach der bisherigen Art

Aus- und Eingehen aus und zu dem Städtchen, jeden Verkehr mit den Nachbarorten; bei 50 Thaler Strafe. Als öffentliche Strafe für die Gemeinde wurde angesetzt, daß 4 Bürger auf Gemeindeunkosten nach Bartenstein gesandt werden mußten, um daselbst Frondienste zu leisten. Die einzelnen Bürger bekamen starke Einquartierung; verschiedene wurden in den Thurm gelegt; einer erhielt 50 Prügel; viele wurden zu 20 Thalern Strafe, innerhalb 24 Stunden zu erlegen, verurtheilt und sodann an Betten, Kleidern, Möbeln ꝛc. mit Ueberschreitung des Strafbetrags Pfändung vorgenommen, das Gepfändete an die Juden der Nachbarschaft verkauft. — So war es den Sindringern unmöglich gemacht, ihre Felder und Weinberge zu bauen; aller Handel war vernichtet; dazu verursachte die Einquartierung, von welcher natürlich auch das Pfarrhaus nicht verschont blieb, unerschwingliche Kosten und durch die immensen Geldstrafen und die unbarmherzigen Pfändungen wurde der Einzelne ruinirt. In dieser schweren Bedrängniß entschloß sich die Bürgerschaft, Hilfe beim Kaiser zu suchen und entsendete den Amtsbürgermeister und Ochsenwirth Johannes Edelmann mit noch etlichen Deputirten nach Frankfurt.

Die Hilfe kam, aber wiederum nur auf dem Papier. Der Reichshofrath erließ am 21. Juli 1744 ein (III.) Conclusum: Ihre kaiserliche Majestät mißbilligen das höchst illegale und gewaltsame Verfahren gegen die Sindringer Bürgerschaft und verbieten den Grafen, weder selbst noch durch ihre Räthe, besonders den Hofrath Gazen, derartig zu verfahren; die Bürgerschaft soll ihre Beschwerden über den ihr gesetzten Vikar Mejer vorbringen und sich zur Besprechung darüber auf dem Rathhaus versammeln dürfen; die Einquartierung sei sogleich zurückzuziehen und die in den Thurm Gesetzten seien freizulassen, die Gepfändeten zu entschädigen; der nach Frankfurt geschickten Deputation dürfe dieser Schritt in keiner Weise nachgetragen werden. Der Pfarrer Yelin habe inzwischen durch ein instrumentum notarii bewiesen, daß in seiner Anrede an die Gemeinde nichts Aufrührerisches enthalten gewesen sei; deßhalb ist er auf nochmaliges gebührliches Ansuchen gleich den andern Geistlichen zu restituiren; wegen angeblicher Renitenz soll er vor sein Consistorium gestellt werden. Es versehe sich Ihro kaiserliche Majestät binnen 2 Monatsfristen, daß diesem allem nachgelebt worden, der unfehlbaren Paritions-Anzeige.

Die Sindringer und ihr Pfarrer athmeten auf, als sie diesen Beschluß erfuhren. Aber sie sollten bald merken, wie viel ihre Grafen nach dem Kaiser (Karl III., dem Baiern) fragten. Gegen den Bürgermeister Edelmann, den Führer jener Deputation, wurde ein Verhaftsbefehl erlassen und sogleich eine Chaise sammt bewaffneter Begleitung nach Sin-

halb drei Wochen müßten sie selber drei steinerne Galgen auf der Straße nach Oehringen, dem „Heulochs", erbauen, beschied die Bürger aufs Rathhaus und ordnete für jeden, der sich statt an Mejer an einen andern Pfarrer halte, oder der einen andern, von dem er wisse, daß er auswärts eine Kirche besuche, nicht anzeige, ebenso für jeden, der ohne Vorwissen des Beamten zu einer Versammlung auf dem Rathhaus gehe, 50 Thaler Strafe und 20 Thaler für den, der sonst irgendwo an einer Versammlung sich betheilige. Diejenigen, welche die Beschwerdeschrift gegen Mejer einst unterschrieben hatten, wurden aufgefordert, sich zu ihrem Vortheil zu melden. Aber es meldete sich niemand; die ganze Bürgerschaft erklärte sich verbindlich für alles darin Angegebene und verlangte eine Untersuchung, durch welche sich schon alles verifiziren werde. Hofrath Gazen begann eine Scheinuntersuchung und vernahm nicht die Augen- und Ohrenzeugen sondern andere Bürger und zwar in der Rathsstube, neben welcher Mejer seine Wohnung hatte, so daß er die Aussagen ungesehen hören konnte. Auch waren etliche Musketiere mit aufgepflanzten Bajonetten aufgestellt. Die Bürgerschaft wollte sich diese Art der Untersuchung nicht gefallen lassen und beschwerte sich in Bartenstein. Aber die scharfen Exekutionen hatten nach wie vor ihren Fortgang. Zu allem Leidwesen traf ein weiteres (IV.) Conclusum des Reichshofraths, Datum 30. September 1744, ein, das ganz und gar ungünstig für Pfarrer und Gemeinde lautete. Yelin habe, nach Bericht der Grafen, das Kaiserliche Conclusum vom 21. Juli (s. Seite: 18) ganz sub-et obreptitie ausgelegt und verbreitet und dadurch den Anlaß zu all dem Ungestüm und Ungehorsam der Unterthanen gegeben. Darum soll es bei dem Conclusum vom 5. Mai (Ausschließung Yelins von der Restitution) sein Bewenden haben und das im Conclusum vom 21. Juli Clausirte sei dadurch hinfällig geworden. Doch solle der Suspendierte — nicht Kassirte, wie die Grafen wollten — bei friedlichem Betragen bis auf Weiteres im Pfarrhaus wohnen dürfen und man solle seine Effecten nicht hinauswerfen. Die Herrschaft soll jetzt eine unparteiische Commission, aus Protestanten bestehend, zur Untersuchung gegen Yelin einsetzen und die Akten seien hernach einer protestantischen Fakultät einzusenden. Anstatt des Vikars Mejer wollen „Kaiserliche Majestät zur Beruhigung der Gemeinde und aus andern erheblichen Ursachen einen andern vicarium ad interim, einen tugendhaften Mann, aufgestellt wissen". Die Gemeinde Sindringen erhielt wegen ihres sträflichen Ungehorsams, der es lieber auf Exekution habe ankommen lassen, einen allerhöchsten scharfen Verweis. Aber auch den Grafen wird ernstlich und bei unausbleiblicher Kaiserlicher Ahndung anbefohlen, die Unterthanen anders zu behandeln, speciell den Edelmann und die anderen Deputirten ihren Re-

kurs an den Kaiser nicht entgelten zu lassen. Mit den Neuensteiner Agnaten, die sich übrigens in diese ganze Sache, welche sie nichts angehe, nicht hätten mischen sollen, haben sie Frieden zu halten. — Dies klang ernst auch für die Grafen. Was es aber damit auf sich hatte, bewies die gerade zu jener Zeit erfolgt Erhebung der gesammten Waldenburger Linie in den Reichsfürstenstand.

Für Mejer war dieser Erlaß von großem pekuniärem Vortheil: er wurde auf die gut dotirte Pfarrei Kupferzell befördert.

Yelin dagegen, der wieder nach Sindringen zurückgekehrt war, wurde nach Bartenstein vorgeladen und als er daselbst auf der Kanzlei erschien, traf er allerdings eine Commission an; dieselbe war aber ganz und gar nicht im Sinn des Kaiserlichen Befehls zusammengesetzt, sondern bestand aus zwei Katholiken, Hofrath Bollus von Mergentheim und Sekretär Meyer, und dem evangelischen Pfarrer von Markt-Nordheim. Yelin säumte nicht, gegen diese Zusammensetzung Protest einzulegen und die Commission ließ ihn auch in Ruhe. Bollus diktirte ein Protokoll: Yelin habe den von Herrschaftswegen gesetzten Vikar in keiner Weise zu stören sub poena cassationis; betreffend die Vorenthaltung der Kelche, Pfarrbücher und Akten gegenüber dem Vikar, so wäre nöthig, daß er, Yelin, diese Fakta diluirte. Yelin merkte hieraus, welche Beschwerdepunkte die Commission gegen ihn hatte ins Feld führen wollen und gab, aber nur als Privatmittheilung, nicht qua commissariis, an: der nach Mejers Abgang geschickte Vikar Merkel habe die Kelche und Pfarrbücher durch den Präceptor holen lassen wollen; weil es jedoch schon Abend gewesen, habe er die Auslieferung auf den folgenden Tag verschoben. Inzwischen habe er durch die zwei Heiligenpfleger Weismann und Köhler, die vasa sacra wägen lassen, zum Zweck der nachfolgenden Bescheinigung, wie er bei seinem Amtsantritt auch eine solche habe ausstellen müssen. Als diese beiden vernahmen, die vasa sacra sollten ins Schloß, wo der Vikar beim Amtmann wohnte, verbracht werden, hielten sie es für räthlicher, sie im Pfarrhaus zu belassen, weil kurz zuvor in dem an der Stadtmauer stehenden Schloß eingebrochen und ein Kolben mit Branntwein gestohlen worden sei. Die Gefäße könne man ja zum Gebrauch im Pfarrhaus abholen und wieder dahin zurückbringen. Als die Heiligenpfleger dies dem Merkel mitgetheilt, habe sich dieser sehr erzürnt gezeigt und die beiden zu Protokoll nehmen wollen, worauf sie sich aber nicht einließen. Das sei das Ganze. Schließlich bitte er um eine Abschrift des Commissionsprotokolls zur Vorlage an einen Rechtsgelehrten. Dies wurde ihm abgeschlagen, weil er ja die Commission gar nicht anerkannt habe; jedoch entließ man ihn in höflicher Weise und er kehrte heim. Aber am 20. März 1745 wurde ihm die

dieſer Commiſſion folgende Sentenz — mit der damals doppelt unhöflichen Adreſſe „dem Hieronymus Yelin zu behändigen“ — zugeſtellt: wegen verweigerter Herausgabe der vasa sacra an den Vikar Merkel, der deßwegen ein bereits verkündigtes Abendmahl nicht habe halten können, wegen Vorenthaltung der Kirchenbücher unter dem Vorwand, ſie ſeien vollgeſchrieben, während das neuere noch 100 Seiten vacuum gehabt; ferner weil er, Yelin, ſeine Familie gar nie zu Merkel in die Kirche laſſe — ſein, Yelins, Eheweib habe ſogar, als ſie eine Leiche begleitet, ſich nicht geſchämt noch entfärbet, als der Conduct an die Kirche gekommen, einen öffentlichen Abſchied vor der Kirchenthüre zu nehmen, wo man doch wiſſen ſollen und müſſen, daß es weder ihrem Stand, weder der Lebensart, weder dem Chriſtenthum gemäß ſei — wegen dieſer Verfehlungen ſei der incorrigible Yelin ſeiner Rechte ganz und gar zu entſetzen; auch habe er innerhalb neun Tagen von jetzt ab nebſt Koſtenerſatz das Pfarrhaus zu räumen. — Nebenbei bemerkt: das Kirchenbuch hatte allerdings noch leere Blätter; das war aber die Lücke, die Y.'s Vater durch langjährige Unterlaſſung von Einträgen verurſacht hatte und die Y. durch allmählige Nachführung der Regiſter, ſo weit ihm dies möglich war, ausgefüllt hat.

Die Ausführung jener Commiſſionsſentenz ließ nicht lange auf ſich warten. Das Commiſſionsmitglied Sekretär Meyer und Notar Heichhauſen mit zwei Zeugen erſchienen am 30. März bei Yelin und gaben ihm zwei Stunden Bedenkzeit, ob er das Pfarrhaus freiwillig räumen wolle oder nicht; verneinendenfalls werde man ſeine Möbel ins Rathhaus ſchaffen, dort unter Verſchluß legen und ihm den Schlüſſel zuſtellen. Yelin proteſtirte und verlangte ein notarielles Certifikat über dieſen Proteſt; die zweiſtündige Bedenkzeit ſei auch viel zu kurz; nur um ſeine ſtarke Bibliothek auszuräumen, brauche er mindeſtens einen Tag. Die Beamten begaben ſich ins Schloß zu dem gleichfalls anweſenden Hofrath Gazen, kamen auf deſſen Geheiß nach zwei Stunden wieder ins Pfarrhaus und fanden jetzt den Pfarrer mit Verpacken ſeiner Bibliothek beſchäftigt. Er befragte ſie wie es wegen ſeines ziemlich bedeutenden Weinlagers*) gehalten werde,

*) Was es in jener guten alten Zeit für Pfarrkeller gab, das möge man aus dem bei dieſer Gelegenheit aufgenommenen amtlichen Keller-Inventar Yelins ermeſſen. — Nachdem der Küfer 2 Fuhrfäſſer 1739ger Wein gefüllt und dieſe weggethan waren, „ſind an vorräthigen Weinen bei Viſitirung im Keller verblieben: als

im erſten drei-ſüdrigen Faß linker Hand 1739ger Wein à . .	32 Eimer:
im zweiten Faß auch linker Hand am Faß: „Gloria in excelsis Deo“ ſtehend 1743ger Wein ganz voll	3 Fuder.
Das dritte Faß gegen 3 Fuder haltend iſt leer.	
Das vierte linker Hand an der Mauer liegend 1736ger und 41ger Wein, voll, hält	44 Eimer.
Rechter Hand: Das zweite bei drei Fuder haltendes Faß, worauf die Jahrzahl 1684, worinnen noch 1744ger Wein befindlich bei	2½ Fuder.

das er jetzt unmöglich wegführen lassen könne und erhielt die Antwort, man könne den Wein im Keller liegen lassen, aber die Fässer seien zu versiegeln. Das fand Yelin für bedenklich und verlangte, daß er wenigstens zwei Fässer mit 39ger Wein füllen und mit sich nehmen dürfe, was ihm erlaubt wurde. Nachmittags sahen die Beamten wieder nach und trafen drei Packwagen vor dem Haus an, bereits beladen. Yelin kam aus dem Pfarrhaus auf sie zu und übergab dem Notar Heickhausen ein Schriftstück, worin er erklärte, er weiche der Gewalt, reservire sich alle seine Rechte und werde sich wiederum an den Reichshofrath wenden; unterschrieben: „E Museo, inter strepitus, raptim. Syndringen 31. März 1745. J. H. Yelin, Pfarrer allda". Am folgenden Tag verfügte sich der Notar wieder ans Pfarrhaus, sah drei weitere mit Effekten beladene Wagen davorstehen, fand das Pfarrhaus fast ganz ausgeräumt und behändigte an Yelin — nach Erhebung der Gebühr — die verlangte Urkunde über erhobenen Protest und Rechtsverwahrung. Yelin trat nun aus dem Haus und sprach unter der Hausthüre mit erhobener Stimme: „Der Herr segne meinen Ausgang, auch wieder meinen Eingang"! Dann stieg er mit seiner Familie in die Chaise, welche ihm der Rath und Amtmann Wibel von Ernsbach zur Verfügung gestellt hatte, verließ das Städtchen und fuhr kocheraufwärts Forchtenberg zu. — Gegen die Bürgerschaft verfügte die Commission: Die Bürger hätten an Pfarrer Mejer wegen der eingeschickten Beschwerdeschrift Abbitte zu leisten (worauf Mejer nachträglich verzichtete). Die Beschwerdeschrift selber, ab actis removirt, wurde öffentlich durch den Amtsknecht zerrissen und dem „ruhe- und friedehässigen" Edelmann, der diesmal in Sindringen erwischt und arretiert war, vor die Füße geworfen; auch sollte er den Mejer persönlich um Verzeihung bitten. Seiner Bürgermeisters- und Richtersstelle wurde er entsetzt, „nachher werde gegen diesen Erzkalumnianten wegen anderer Vergehen noch scharf vorgegangen werden und er sei deßhalb im Arrest in Bartenstein zu behalten". So wurde denn Edelmann nach Bartenstein abgeführt und daselbst 47 Wochen lang gefangen gehalten und zwar in einem feuchten Kerker, wo er nicht einmal auf seine Kosten einheizen durfte, so daß er sich im Bett zu halten genöthigt war. Sein Haus, die Wirtschaft zum Ochsen im Werth von 700 Gulden, wurde von der Herrschaft in Besitz genommen.

In der Mitte des Kellers an der Mauer; in einem 34eimerigen Faß befindet sich 1742ger Wein nach der Visirung ungefähr 26 Eimer. Weiter rechter Hand: Das erste Faß, woran eine Traube und die Jahrzahl 1728 3 Fuder haltend, leer; das dritte und vierte Faß von $2^1/_2$ Fuder, leer. Ferner im Keller noch befindlich: 2 große Fuhrfässer jedes à 8 Eimer; 1 dergln. von 5 Eimer: 1 3eimerigt Faß, worinnen Apfelmost, 1 klein Fäßlein mit Quittenmost. 2 Trichter. 1 Schlauch. 1 Brenndrath."

Als seine Frau später eine Bittschrift nach Bartenstein schickte, wurde der Ueberbringer des Schreibens, ein Sindringer Bürger, von Serenissimi eigener Hand mit dem Meerrohr durchgeprügelt und erhielt außerdem noch 30 Prügel durch einen Gefreiten, sowie Hungerarrest. Als sodann ein Senator der freien Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber, der Notar Purckhauer, die Vertheidigung Edelmanns übernahm und in Bartenstein erschien, wurde auch er sofort eingesperrt und so lange in Haft behalten, bis er sich unterschriftlich verpflichtete, gegen Bartenstein keine Rechtssache mehr zu führen. — So blieb Edelmann ohne Vertheidigung. Aber alle Bemühungen des Hofraths Gazen, den Mann zu zwingen, daß er unter Verzicht auf alles Weitere sich einer zu fällenden Sentenz unterwerfen wolle, waren vergeblich. So mußte man ihn schließlich aus der Haft entlassen und verbannte ihn aus dem herrschaftlichen Gebiet. Ueber sein weiteres Schicksal ist weder in Kirchenbüchern noch in Akten Näheres aufzufinden; die evangelischen Neuensteiner sollen ihn in Schutz und Unterhalt genommen haben. Nach Sindringen ist er, wie es scheint, nicht mehr zurückgekehrt; wenigstens enthält das Todtenregister seinen Namen nicht.

Yelin hatte wenigstens seine persönliche Freiheit gerettet. Amt und Stellung hatte er auf Jahre hinaus verloren. Auf den Vikar Merkel folgte — von einem Theil der mürbe gewordenen Gemeinde freundlich begrüßt — Georg Albert Bayer, bis dahin Pfarrer zu Herrenthierbach, als „Pastor Syndringensium ordinarius“ wie er sich einschreibt; die Kirchenbücher gehen in seine Hand über und werden von ihm wieder regelmäßig geführt. — Aber den Muth verlor Yelin doch nicht. Ein reichshofräthliches (V.) Conclusum vom 12. Juni 1748 gab ihm wieder neue Hoffnung. Die Herrschaft hatte auf jenen Befehl vom 30. Sept. 44 (s. Seite 22) zwar eine Paritionsanzeige erstattet; dieselbe wird aber jetzt verworfen, weil aus diesem Schriftstück selber erhelle, wie den Bestimmungen jenes kaiserlichen Conclusums gerade ex diametro zuwidergehandelt worden sei. Wiederhole sich das, so werden Kais. Majestät kraft ihres tragenden obristrichterlichen Amtes anderweite schärfere Verordnungen ergehen lassen. Das gewaltthätige Verfahren gegen den Pfarrer Yelin wurde für null und nichtig erklärt und angeordnet, daß alles wieder in den Stand vom 30. September 1744 zu setzen sei. Die Herrschaft soll also Yelin nebst Ersatz aller ihm entstandenen Kosten wieder ins Pfarrhaus einführen und ungestört darin belassen; auch sind ihm die abgenommenen Weine auszufolgen. Die Beschwerden gegen Yelin sind in Gemäßheit des Conclusums vom 30. Sept. 1744 zu untersuchen; inzwischen hat er durante lite die Hälfte des Pfarreinkommens zu beziehen. Paritionsanzeige binnen 2 Monaten, „andernfalls bei län-

das er jetzt unmöglich wegführen lassen könne und erhielt die Antwort, man könne den Wein im Keller liegen lassen, aber die Fässer seien zu versiegeln. Das fand Yelin für bedenklich und verlangte, daß er wenigstens zwei Fässer mit 39ger Wein füllen und mit sich nehmen dürfe, was ihm erlaubt wurde. Nachmittags sahen die Beamten wieder nach und trafen drei Packwagen vor dem Haus an, bereits beladen. Yelin kam aus dem Pfarrhaus auf sie zu und übergab dem Notar Heickhausen ein Schriftstück, worin er erklärte, er weiche der Gewalt, reservire sich alle seine Rechte und werde sich wiederum an den Reichshofrath wenden; unterschrieben: „E Museo, inter strepitus, raptim. Syndringen 31. März 1745. J. H. Yelin, Pfarrer allda". Am folgenden Tag verfügte sich der Notar wieder ans Pfarrhaus, sah drei weitere mit Effekten beladene Wagen davorstehen, fand das Pfarrhaus fast ganz ausgeräumt und behändigte an Yelin — nach Erhebung der Gebühr — die verlangte Urkunde über erhobenen Protest und Rechtsverwahrung. Yelin trat nun aus dem Haus und sprach unter der Hausthüre mit erhobener Stimme: „Der Herr segne meinen Ausgang, auch wieder meinen Eingang"! Dann stieg er mit seiner Familie in die Chaise, welche ihm der Rath und Amtmann Wibel von Ernsbach zur Verfügung gestellt hatte, verließ das Städtchen und fuhr kocheraufwärts Forchtenberg zu. — Gegen die Bürgerschaft verfügte die Commission: Die Bürger hätten an Pfarrer Mejer wegen der eingeschickten Beschwerdeschrift Abbitte zu leisten (worauf Mejer nachträglich verzichtete). Die Beschwerdeschrift selber, ab actis removirt, wurde öffentlich durch den Amtsknecht zerrissen und dem „ruhe- und friedehässigen" Edelmann, der diesmal in Sindringen erwischt und arretiert war, vor die Füße geworfen; auch sollte er den Mejer persönlich um Verzeihung bitten. Seiner Bürgermeisters- und Richtersstelle wurde er entsetzt, „nachher werde gegen diesen Erzkalumnianten wegen anderer Vergehen noch scharf vorgegangen werden und er sei deßhalb im Arrest in Bartenstein zu behalten". So wurde denn Edelmann nach Bartenstein abgeführt und daselbst 47 Wochen lang gefangen gehalten und zwar in einem feuchten Kerker, wo er nicht einmal auf seine Kosten einheizen durfte, so daß er sich im Bett zu halten genöthigt war. Sein Haus, die Wirtschaft zum Ochsen im Werth von 700 Gulden, wurde von der Herrschaft in Besitz genommen.

In der Mitte des Kellers an der Mauer; in einem 34eimerigen Faß befindet sich 1742ger Wein nach der Visirung ungefähr 26 Eimer. Weiter rechter Hand: Das erste Faß, woran eine Traube und die Jahrzahl 1728 3 Fuder haltend, leer; das dritte und vierte Faß von 2½ Fuder, leer. Ferner im Keller noch befindlich: 2 große Fuhrfässer jedes à 8 Eimer; 1 dergln. von 5 Eimer. 1 3eimerigt Faß, worinnen Apfelmost, 1 klein Fäßlein mit Quittenmost. 2 Trichter. 1 Schlauch. 1 Brenndrath."

nach seiner zweiten Restitution nicht gefühlt haben, so lang er unter bartenstein'scher Herrschaft stand. So verließ er denn Ende 1752 die Gemeinde Sindringen und trat die Stelle als pastor primarius in Winterhausen bei Würzburg an. Näheres über seinen Abzug und seine ferneren Lebensschicksale ist nicht aufzufinden. Aber seines Andenkens Spuren haben sich heute noch nicht ganz im Gedächtniß der Gemeinde verloren, mit deren Vorfahren er um der Freiheit des evangelischen Glaubens, die sie bedroht wähnten, um des guten Rechts willen so viele und so schwere Drangsale gemeinsam getragen hat. —

gerem Umtrieb der Sache die wider Yelin zur Zeit verhängte Suspension gänzlich aufgehoben und derselbe in sein Pfarramt völlig restituirt, solche Restitution auch von einer Exekutionscommission ohne Anstand besorgt werden soll." Zugleich erhielten in diesem Befehl die herrschaftlichen Räthe eine scharfe Verwarnung, sie sollen ihre Schriften künftig mit größerer Bescheidenheit und reichsconstitutionsmäßigen Schreibart verfassen, damit Kais. Majestät nicht mit fiskalischer Ahndung gegen sie verfahren müsse.

Auch dieser Befehl blieb von der Herrschaft unbefolgt und Yelins Verbannung dauerte fort. Der Kaiser schien noch einmal Ernst machen zu wollen: am 13. September 1748 wurde das kaiserliche Commissorium ad exequendum an die ausschreibenden Fürsten des fränkischen Kreises erlassen, welchem am 21. März 1749 ein kaiserliches rescriptum excitatorium ad exequendum folgte. Aber die Bedrohten wußten die Ausführung immer wieder durch Revisionsgesuche zu verzögern. Auch machte der Fürstbischof von Bamberg, der neben dem mit der Exekution beauftragten Markgrafen von Brandenburg-Onolzbach Aufträge in dieser Sache vom Kaiser erhalten hatte, allerlei Schwierigkeiten. Da entschloß sich Anno 1750 das Corpus Evangelicorum, um der Affaire ein Ende zu machen, zu der oben (s. Seite 6.) geschilderten Selbsthilfe. — Auch in Sindringen erschienen die Onolzbachischen Delegirten. Yelin wurde von ihnen am 2. Juli 1750 feierlich restituirt und bekam wieder die Kirchenschlüssel in die Hände. Die später erfolgte Militärexekution zwang die Herrschaft, ihn auch in den wirklichen Wiedergenuß von Wohnung und Gehalt einzusetzen, ihn pro plenarie restituto anzuerkennen und sich zu vollständigem Schadenersatz an ihn zu verpflichten. Yelin erhielt gegen 3000 Gulden ausbezahlt. —

So war er nach langjährigem Exil (31. März 1745 bis 2. Juli 1750) wieder Pfarrer zu Sindringen. Daß er seine Suspension bezw. Cassation niemals als zu Recht bestehend anerkannte, erhellt auch aus verschiedenen Bemerkungen von seiner Hand in den Kirchenbüchern. Während seines ersten Exils hatte ihn der für ihn eingesetzte Pfarrer Moser beim Eintrag seines Namens ins Taufregister — er war Pathe bei einem Söhnlein seines Bruders, des Sindringer Kaufherrn — als „ehemaligen Pfarrherrn allhie" bezeichnet; unter diesem Eintrag findet sich von Yelins Hand: „nicht nur ehemaliger, sondern auch damaliger, obschon abwesender Pfarrer, dessen vices nur der illegali modo intrudierte Herr M. Moser von Pfitzingen bis zu seiner beschehenen Restitution einstweilen versehen soll." Seinen letzten Taufeintrag 1752 versieht er mit einem Schlußwort und unterzeichnet: „I. H. Yelin, Syndr. pastor hactenus anno 1721". — Allzusicher und allzuwohl wird er sich auch

Mitwirkung der idealen Faktoren, wie sie vorzüglich und, was das Volk betrifft, fast ausschließlich in der Religion enthalten sind. Wenn nun freilich Manche rasch zur Hand sind, hieraus den Schluß zu ziehen, daß also das einfache Heilmittel für alle Uebel der Zeit in der allgemeinen Rückkehr zum Bekenntniß der Väter, in der strammen kirchlichen Lehrzucht und in umfassendster Machtausstattung der kirchlichen Hierarchie bestehe, so ist das eine nicht bloß naive sondern geradezu verhängnißvolle Täuschung. Es ist dabei übersehen, daß jene dogmatischen Vorstellungen, in welchen der Glaube der Väter seinen natürlichen, weil mit ihrer sonstigen Weltanschauung übereinstimmenden Ausdruck fand, von unserem durch die Wissensergebnisse der Gegenwart umgewandelten Weltbild so weit abliegen, daß es je länger je mehr zur baren Unmöglichkeit wird, in ihnen den ungezwungenen und wahren Ausdruck des eigenen Glaubens zu finden. Diese Thatsache, daß wir über die Weltanschauung unserer Väter überhaupt und damit auch über ihre religiösen Lehrformen hinausgeschritten sind, läßt sich nun einmal durch keine Gewaltmittel irgendwelcher Art redressiren und ebensowenig läßt sie sich auf die Dauer ignoriren; auch die Auskunft, welche von manchen Seiten vorgeschlagen wurde, daß die religiösen Ueberlieferungen als poetisch schöne und praktisch werthvolle, sonst aber unwahre Ideale gelten sollen, die mit unserem Wissen von der wirklichen Welt garnichts zu schaffen haben, hält natürlich nicht Stich; denn Ideale, die als Illusionen durchschaut sind, vermögen auch nicht mehr als praktische Beweggründe zu wirken. So erhebt sich denn immer aufs neue und immer dringender die Frage: wie die Wahrheit des Christenthums, auf die wir nicht verzichten können noch wollen, mit der Wahrheit der modernen Weltanschauung, die uns als denkenden Menschen feststeht, sich ohne klaffenden Widerspruch vereinigen und eine einheitliche, ebenso religiöse wie vernünftige Ueberzeugung gewinnen lasse? Dieser Frage galt die Lebensarbeit unseres verewigten Freundes Biedermann, und wie man auch über seine einzelnen Ergebnisse urtheilen mag — unfehlbar war ja freilich auch er nicht — soviel wird man ihm zugestehen müssen, daß er zur Lösung jener schweren Aufgabe den werthvollsten Beitrag gegeben hat.

Biedermann war für seinen Lebensberuf durch Naturanlage und Erziehung bestens ausgerüstet. Vom Vater hatte er den Drang nach selbständigem Denken und Prüfen und den Muth, seiner Ueberzeugung furchtlosen Ausdruck zu geben, aber zugleich das ernste Verantwortlichkeitsgefühl, die Pietät gegen geschichtliche Ordnungen und die Abneigung gegen alles frivole und tumultuarische Wesen. Der Rationalismus, der Trieb nach [illegible]nünftigem Denken auch in Sachen der Religion, steckte schon dem

Alois Emanuel Biedermann.

Von

Otto Pfleiderer.

Im Januar vorigen Jahres ſtarb zu Zürich der Profeſſor an der dortigen Univerſität Alois Emanuel Biedermann, ein Theologe, der Tiefe und Schärfe des wiſſenſchaftlichen Denkens und unbeſtechlichen rückſichtsloſen Wahrheitsmuth mit lebhafter Religioſität und kirchlichem Sinn in ſo ſeltenem Grade verband, daß er nicht bloß in der Gegenwart ſondern überhaupt in der Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie einen hervorragenden Ehrenplatz einnimmt. Mit ſeiner Denkweiſe auch weitere Kreiſe bekannt zu machen, iſt nicht bloß eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den edlen Todten, ſondern iſt auch eine Pflicht gegen unſere Zeitgenoſſen, die an dem Vorbild eines Biedermann lernen können Muth zu faſſen zur bleibenden vernünftigen Wahrheit des Chriſtenthums. Man ſagt zwar unſerer Generation nach, daß ſie über den großen praktiſchen Aufgaben der Politik und des Erwerbslebens Muße und Intereſſe für die religiöſen Fragen verloren habe. Daß indeſſen dieſes Urtheil, gleichviel ob es als Tadel oder als Lob gemeint ſei, doch nicht in dem Maße, als von der einen oder andern Seite vielfach vorausgeſetzt wird, begründet iſt, das beweiſen Erſcheinungen wie die Feier des Lutherjubiläums bei uns und des Zwinglijubiläums in der Schweiz, bei welchen eine überraſchende Begeiſterung für die ewigen Güter der Religion aus den Tiefen der Volksſeele hervorbrach. In der That möchte ich behaupten, daß die Prognoſe für die Zukunft der Religion unter uns heute ſich eher günſtiger ſtelle, als vor einem Menſchenalter. Konnte man damals noch meinen, daß das ideale Bedürfniß unſerer Gattung in Kunſt und Wiſſenſchaft ſeine genügende Befriedigung finden und der Religion je länger je mehr entbehren könne, ſo wird heute kein Einſichtiger glauben, daß die ſchweren ſocialen Aufgaben, welche uns und unſere Kinder und Kindeskinder auf lange hinaus beſchäftigen werden, ſich glücklich löſen laſſen ohne lebhafte

freilich die Sache selbst geradezu auf den Kopf zu stehen: Hegel fieng mit dem reinen Denken an und schien so aus diesem die Erfahrungswelt herausspinnen zu wollen, während mir war, als könne in Wahrheit das „reine Denken" durchaus immer nur das Ziel sein, das wir von der Erfahrung und der in unserer sinnlichen Natur bedingten Vorstellungsform unseres Bewußtseins aus erst zu erstreben hätten. Immer entschiedener schlug ich in meinem Philosophiren den letzteren Weg ein. Ob ich damit dem ächten Geiste Hegels treu blieb oder prinzipiell von ihm abgieng, konnte mir gleich sein: ich wollte ja nicht Hegel sondern die Wahrheit. Für mich war ich allerdings der ersteren Ueberzeugung und bin es noch. In alle Wege aber war und bin ich Hegel vor allen anderen Philosophen für die reichste Befruchtung meines eigenen Denkens dankbar."

Biedermann ist also nie strikter Hegelianer im Sinne der Schule gewesen, sondern hat deren eigenthümliche Methode, die aprioriſche Dialektik, von Anfang als Irrthum und Schwäche des Systems erkannt und durch besonnenes Ausgehen von der Erfahrung zu korrigiren gesucht. Hierin berührte er sich mit der Theologie Schleiermachers, welcher von der religiösen Erfahrung ausgehend durch Reflexion über dieselbe die theologischen Sätze gewinnt. Unter Biedermanns Freunden waren Einige, die durch A. Schweizer, den treusten und freisten Erben von Schleiermachers wissenschaftlichem Geist, für dessen Theologie begeistert worden waren. In lebhaften mündlichen und brieflichen Verhandlungen mit diesen Freunden überzeugte sich Biedermann von der Möglichkeit und Nothwendigkeit einer wechselseitigen Ergänzung beider Richtungen, der Hegel'schen, die von der objektiven, und der Schleiermacher'schen, die von der subjektiven Seite der Religion den Ausgangspunkt nimmt. Das hat ihn vor der Einseitigkeit bewahrt, in welche jede der beiden Schulen um so tiefer verfiel, je mehr sie sich gegen die andere schroff ausschließend verhielt, wie das damals in Norddeutschland noch allgemein der Fall war. So sah sich denn auch Biedermann durch seine Vorliebe für die Hegelianer Vatke und Marheinecke doch gar nicht gehindert, auch bei Neander zu hören und an dem homiletischen Seminar des Dompredigers Strauß Theil zu nehmen, welcher an den Disputationen der ketzerischen Schweizer mit seinen orthodoxen Schülern sogar Wohlgefallen fand. Biedermann macht hierzu in seinen Erinnerungen die beachtenswerthe Bemerkung: „So lernte sich in persönlichem Austausch auf freiem neutralem Boden nicht nur vertragen, sondern fruchtbar und freundschaftlich austauschen, was im prinzipiellen Kampf sich wie Feuer und Wasser nur gegenseitig ausschließen zu müssen schien. Es wäre gut, wenn auch die Geistlichen im Amte, besonders die in hohen Aemtern der Kirchenleitung

Knaben im Blute und äußerte ſich in frühen Disputationen mit Kameraden. Dabei ſtand ihm von Anfang ſchon feſt, daß die theoretiſchen Zweifel an bibliſchen Erzählungen und einzelnen Dogmen nicht irreligiöſe ſündhafte Regungen ſeien, die man als gefährlich für die Religion ſcheuen und unterdrücken müßte; wie er an ſeinem Vater herzliche Frömmigkeit mit weitherzig aufgeklärter Denkweiſe verbunden ſah, ſo galt es ihm von Anfang für ſelbſtverſtändlich, daß das Denken mit der Religion verträglich und zur Läuterung der religiöſen Wahrheit förderlich ſei. Beſtärkt wurde der Jüngling in dieſer Ueberzeugung, als er auf der Univerſität Baſel durch den gelehrten und freiſinnigen Bibelforſcher De Wette in das theologiſche Studium eingeführt wurde. „An ihm hatten wir, wie Biedermann in ſeinen „Erinnerungen“ ſagt, ein vorleuchtendes Beiſpiel, wie freie Wiſſenſchaft mit poſitiv religiöſem Sinn und warmer Liebe zur Kirche ſich gar wohl vertragen.“ Freilich genügte Biedermanns ſchärferem Denken die gefühlsmäßig verſchwommene Art, wie De Wette beides zu verbinden und zu vermitteln ſuchte, nicht völlig und ſo wandte er ſich im Herbſt 1839 mit einigen Freunden nach Berlin, um hier mit concentrirtem Eifer ſich in die Hegel'ſche Philoſophie zu vertiefen.

Ueber den Einfluß, den dieſe Philoſophie auf ihn übte und die Selbſtändigkeit, die er ſich doch auch ihr gegenüber immer wahrte, hören wir am beſten ihn ſelber berichten: „Bald fügte ſich mein geſammtes Denken in die großartige Architektonik dieſes Syſtems ein und auch die Sprache wurde mir mehr und mehr natürlich zu eigen, während, was doch als der eigentliche Kern dieſer Philoſophie galt, die aus dem reinen Denken ſpinnende aprioriſtiſche Weltkonſtruktion der Begriffsdialektik, mir von Anfang an als nur eine andere Art von philoſophiſcher Mythologie, gegenüber der religiöſen, verdächtig war. Ich ſtand vor dem Räthſel, daß der am tiefſten in die Dinge ſich verſenkende und am ſtrengſten wahrhaft geiſtig denkende Philoſoph doch wieder ganz den Eindruck eines Taſchenſpielers machen konnte, welcher vor dem verblüfften Publikum, das nicht weiß, wie ihm geſchieht, die ganze Welt nur ſo aus dem Aermel zupft. Ich glaubte je mehr und mehr die Löſung dieſes Räthſels darin zu finden, daß ich die durch dialektiſche Selbſtbewegung des reinen Gedankens unternommene aprioriſtiſche Weltkonſtruktion nur für eine verhängnißvolle Uebertreibung des tiefen, in Wahrheit Hegels Syſtem zu Grunde liegenden Gedankens anſah, daß in Allem, was iſt und geſchieht, Vernunft enthalten, dieſe Vernunft in den Dingen aber durch unſer eigenes vernünftiges, ſtreng logiſches Denken als das ſchöpferiſche Weſen derſelben, als der innere Grund ihrer Erſcheinung zu begreifen ſei. Durch dieſe Uebertreibung, die doch eigentlich und urſprünglich nur im Ausdruck lag, kam

gehalt der religiösen Wahrheit in die Form begrifflicher Erkenntniß zu fassen. Diese positive Ergänzung zur Strauß'schen Negation zu liefern, erkannte Biedermann frühe schon als seine eigene Lebensaufgabe. Wie er sie in der Dogmatik zu lösen suchte, werden wir unten sehen.

Auf seiner Heimkehr von Berlin suchte Biedermann Strauß in Stuttgart, Zeller, Baur und Vischer in Tübingen auf und knüpfte eine Freundschaft mit diesen Gelehrten, die er fortan gepflegt hat. Nach Baur's Tod hat er diesem ihm besonders kongenialen und sympathischen Theologen in einer Reihe von Aufsätzen (sie sind in die gesammelten Abhandlungen Biedermann's, herausgegeben von Kradolfer, aufgenommen) ein Denkmal gestiftet, welches für den Gefeierten und den Feiernden gleich ehrenvoll ist. Auch mit Strauß wurden trotz des weiten Auseinandergehens der späteren Bahnen beider Männer die freundschaftlichen Beziehungen zeitlebens unterhalten. Das ist eine der schönsten Seiten von Biedermann, daß er über trennende Klüfte der Meinungsverschiedenheit sowohl zur Linken wie zur Rechten die Hand der Freundschaft zu reichen und in Treue festzuhalten vermochte; er ist bei aller Bestimmtheit und Festigkeit der eigenen Ueberzeugung nie zu einem engherzigen und ausschließlichen Parteimann geworden.

Nach der Rückkehr in die Heimath hatte der junge Gelehrte erst durch die enge Pforte des Examens sich den Einlaß in den Kirchendienst zu erwerben. Da war nun zwar nicht an die gewöhnlichen Examensnöthe zu denken, denn Biedermann's wissenschaftliche Bildung war wohl damals schon derjenigen seiner Examinatoren um ein ziemliches überlegen. Aber die große Frage war: konnte ein Candidat von seiner Richtung in Basel in den Kirchendienst aufgenommen werden? Mit seiner Ueberzeugung zurückzuhalten war Biedermann's Sache nicht; war er doch der festen Ueberzeugung, gerade durch das rückhaltslose Streben nach einer freien wissenschaftlichen Glaubenserkenntniß sich am wahrsten und fruchtbarsten auch für den praktischen Dienst der Kirche vorbereitet zu haben, wenn auch freilich wichtiger noch als diese theoretische Vorbereitung die Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Glaubensgesinnung sei. Eben in dieser Hinsicht aber hatte Biedermann damals und immer ein so gutes Gewissen, war sich seiner wahrhaft christlichen Herzensstellung und seiner aufrichtigen Liebe zur evangelischen Kirche so sicher bewußt, daß er sich sein gutes Recht auf einen Platz unter den Dienern der Kirche nie nehmen oder anfechten ließ, so weit auch seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen von der Heerstraße der gewöhnlichen Doktrin abliegen mochten. Er hatte denn auch die Genugthuung, daß nach einer Privatglaubensprüfung gerade der strengste Orthodoxe unter den Examinatoren ihm zu-

sitzen, allerorten noch Veranlassung, ja die Nöthigung hätten, mit Andersgesinnten ebenfalls auf freiem Boden persönlichen Austausch zu pflegen. Es unterbliebe vielleicht mancher Skandal von bornirter Engherzigkeit und Ausschließlichkeit."

Vor seinem Abgang von der Universität schrieb Biedermann seine erste im Druck veröffentlichte Abhandlung über „die Persönlichkeit Gottes". Veranlaßt durch die Rosenkranz'sche Recension der Strauß'schen Glaubenslehre, ging diese Abhandlung zunächst zwar mit Strauß von einer Kritik der persönlichen Vorstellung Gottes aus, ging aber dann über Strauß hinaus im positiven Nachweis des in jener Vorstellung enthaltenen wahren Gedankens des „absoluten Geistes", der zwar von der Welt nicht äußerlich getrennt zu denken, aber darum doch keineswegs mit ihr identisch sei, vielmehr sich zu ihr als der einheitliche Grund ihres räumlichen Daseins und als die beherrschende Macht ihrer zeitlichen Entwicklung verhalte. Die Bezeichnung „Pantheismus", der Biedermann so oft zur Last gelegt wurde, wies er schon in dieser Erstlingsarbeit wie auch später stets von sich ab, nicht aus Scheu vor dem übelbeleumdeten Stichwort, sondern aus der Ueberzeugung, daß eigentlicher Pantheismus ebensogut eine sinnliche Vorstellungsweise sei wie der populäre Theismus, nur aber eine praktisch schlimmere Trübung der reinen Gedankenwahrheit, weil der Gefahr naturalistischer Aufhebung der Religion ausgesetzt. Es tritt uns schon hier der specifische Unterschied Biedermann's von Strauß, der sich später immer bestimmter herausbildete, in sehr instruktiver Weise entgegen. Biedermann hat nie ein Hehl gemacht aus seinem Einverständniß mit den kritischen Leistungen von Strauß sowohl auf dem Gebiet der evangelischen Geschichte als auf dem der Glaubenslehre; ja er giebt seiner Bewunderung der Virtuosität von Strauß' Kritik rückhaltlosen Ausdruck: „Schon die klassisch schöne, ruhig heitere Sprache eines furcht- und rückhaltlosen Wahrheitssinnes bei Strauß war mir wie ein erfrischendes Bad." Aber er hat auch frühe schon die Grenze von Strauß' Begabung darin erkannt, daß er über die kritische Auflösung der Vorstellungen religiöser Tradition nicht hinauskomme zur spekulativen Erkenntniß und Darstellung des in denselben enthaltenen positiven Wahrheitsgehaltes. Trat diese positive Kehrseite zur negativen Arbeit der Kritik schon bei den früheren Werken von Strauß merklich zurück, so ist sie vollends bei seinem letzten Buch über „den alten und neuen Glauben" völlig in die Brüche gegangen. Für Biedermann dagegen war mit der Kritik, in deren Schärfe er Strauß nichts nachgab, nur die eine Hälfte der Aufgabe gegeben, die andere aber bestand ihm darin, den im Schmelztigel der kritischen Analyse von seinen sinnlichen Schlacken geläuterten reinen Gold-

gion aber eine Sache des Herzens und der Gesinnung sei und als solche praktisch behandelt sein wolle, — Jeder, sage ich, der damit Ernst macht, kommt, er weiß nicht wie, zu dem Geruch pietistischer Neigungen; im Grunde wollen die Leute damit nichts weiter sagen, als daß der Prediger sie am Herzen anzufassen verstehe — ein schönes Lob, das jeder Prediger, weß Geistes Kind er im Uebrigen sein mag, erstreben sollte!

Bei allem Eifer, mit welchem er sich der pfarramtlichen Thätigkeit widmete, ließ der Dienst an der kleinen Gemeinde Biedermann doch immer noch Muße genug, um auch seine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen. Als erste größere Frucht derselben erschien 1844 sein Buch: „Die freie Theologie oder Philosophie und Christenthum in Streit und Frieden", gewidmet seinem Lehrer Vatke, von welchem er während der Berliner Studienzeit die meisten Anregungen zur Bildung seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung erhalten hatte. Biedermann nahm in dieser Schrift seine Stellung zu dem damals gerade Aufsehen erregenden Apostaten des Hegel'schen Idealismus und Propheten der alleinigen Gottheit des Menschen, zu L. Feuerbach. Er versetzte sich möglichst weit auf dessen Standpunkt, um dann den Punkt um so schärfer zu bezeichnen, wo ihre Wege sich trennten. Hatte Feuerbach gesagt, der Mensch verhalte sich in der Religion zu seinem eigenen Wesen, welches er sich wie ein fremdes Wesen gegenüberstelle, um von ihm alles das zu erbitten und zu erhoffen, was er selber gerne sein und haben möchte, aber nicht könne: so sagte Biedermann, daß zwar allerdings der Mensch in der Religion sich zu seinem eigenen Wesen verhalte, aber nicht zu seinem sinnlich natürlichen Wesen als egoistisches Ich, sondern zu seinem allgemeinen wahren Wesen als Geist, welches als der Wesensgrund seiner natürlichen Existenz und der Natur überhaupt eine reale Macht über den einzelnen Menschen, ihr schöpferisches Prinzip oder Gott sei. An die Stelle des Feuerbach'schen Naturalismus, welchem Gott die phantastische Illusion des kranken, mit der Weltordnung entzweiten Herzens war, setzte also Biedermann den absoluten Idealismus, welchem Gott das allgemeine geistige Wesen ist, in welchem jedes endliche Wesen und insbesondere der Mensch als endliche Erscheinung des Geistes seinen Grund und sein Gesetz hat; damit ist dann auch das praktische Verhalten zu diesem Wesen nicht mehr eine Aeußerung des unvernünftigen egoistischen Herzens, sondern die wahrhaft vernünftige Hingabe des Herzens an die ewigen Ordnungen des göttlichen Geistes, wie sie sich in der sittlichen Weltordnung und in der geschichtlichen Religion uns offenbaren. So war die Intention Biedermann's von der Feuerbach'schen himmelweit verschieden; aber daß er dessen Stichwort beibehielt und die Religion als „praktisches

gestand, bei aller Ketzerei merke man doch in seinen Ansichten „etwas vom Wehen des christlichen Geistes"; ein Anderer meinte: er sei zwar ein pantheistischer Ungläubiger, aber ein lieber Ungläubiger. Zuletzt ging Biedermann sammt seinen gleichgesinnten Freunden aus dem monatelangen Prüfungsfeuer mit Hochachtung gegen die wahrhaft weitherzige Kirchenbehörde, freien Hauptes und mit dem freudigen Vorsatz hervor, sich des entgegengebrachten Vertrauens würdig zu erweisen.

Obgleich seine Neigung immer mehr auf ein akademisches Lehramt gerichtet war, entschloß sich Biedermann doch zunächst ein Pfarramt in einem Dorf bei Basel anzunehmen, wo er seinen häuslichen Heerd zu gründen in der Lage war. Und er hat diese Jahre der praktisch-kirchlichen Wirksamkeit nie zu bedauern gehabt. Sie gaben ihm die Gelegenheit, die Probe auf die praktische Brauchbarkeit seiner wissenschaftlichen Denkweise zu machen. Da die Gemeinde nach der Losreißung von Basel-Stadt revolutionär aufgeregt und verwildert und ökonomisch zerrüttet war, so lagen die Verhältnisse für einen jungen Pfarrer nicht leicht. „Sentimental oder mit dem Amtsnimbus durfte man diesem Schlag von Leuten nicht kommen; einfach, natürlich, gradaus, immer furchtlos und gelegentlich auch derb — so kam man am besten mit ihnen aus, gewann ihr Zutrauen und so viel Einfluß, als sie überhaupt in ihrem Selbständigkeitsgefühl vertrugen". Da es an kirchlicher Organisation und Aufsicht so gut wie ganz fehlte, so hätte der Pfarrer in „Reformen", wenn sein Sinn darauf stand, so weit gehen können, als er wollte. Aber Biedermann's Sinn stand gerade nicht darauf, sondern er suchte seine Aufgabe darin, innerhalb der bestehenden kirchlichen Sitte auf Weckung und Nährung des religiösen Sinnes zu wirken und so mittelbar dahin zu arbeiten, daß er auch im öffentlichen und privaten Leben der Gemeinde gesunde Früchte bringe. Im Predigen war es, nach seinem eigenen Zeugniß, von jeher sein erstes Bestreben, „orthodox zu sein", d. h. wohlverstanden, nach seiner eigenen Beurtheilung dessen, was „richtige" Predigtweise sei: er wollte seinen Zuhörern stets nur rein und ganz den christlichen Wahrheitskern des Themas aufschließen und ihren Seelen nahebringen; hingegen sogenannte Standpunktspredigten zu halten, überhaupt Fragen von bloß theoretischem Interesse auf die Kanzel zu bringen, lag ihm fern. Er wollte nicht aus der Kirche eine Schule, aus der Kanzel einen Lehrstuhl machen, sondern einfach die Gemeinde erbauen. Wir begreifen daher, daß Manche in seiner Predigtweise einen „pietistischen Zug" finden wollten. Bei dem weitschichtigen Sinn dieses Begriffs kommt jeder Theolog, der als Prediger Ernst macht mit der Einsicht, daß die Kirche Religion und nur diese zu pflegen habe, daß Reli-

1868 B.'s Hauptwerk: „Christliche Dogmatik", ein Werk, dessen hervorragende Bedeutung alsbald von allen Seiten, auch von den gegnerischen Richtungen, anerkannt wurde und Biedermann's Namen in der ganzen protestantischen Welt berühmt machte. Eine zweite Auflage dieses Werkes hat Biedermann in den letzten Lebensjahren bearbeitet und das Erscheinen des ersten Bandes derselben noch kurz vor seinem Tode erlebt (1884); die Herausgabe des zweiten, sachlich nicht veränderten Theils ist von einem jüngeren Freund nach des Meisters Tode besorgt worden (1885). Wesentliche sachliche Aenderungen enthält auch der erste Band der zweiten Auflage nicht, dagegen hat er werthvolle Bereicherungen erfahren, theils durch Auseinandersetzungen mit anderen theologischen und religions-philosophischen Werken der Gegenwart, theils durch Voranstellung einer erkenntnißtheoretischen Grundlegung, welche die Methode der wissenschaftlichen Verarbeitung des religiösen Stoffes begründet und die allgemeinsten metaphysischen Prinzipien, welche für die Biedermann'sche Theologie maßgebend sind, ans Licht stellt. Diese philosophische Prinzipienlehre ist nun freilich gerade die schwierigste und abstrakteste Partie des ganzen Werks, daher zu fürchten ist, daß manche Leser an diesen harten Nüssen sich so zerarbeiten möchten, daß sie die Lust zum Weiterlesen darüber verlieren; dies wäre aber um so mehr Schade, da nach meiner Ueberzeugung der bleibende Werth des Werkes nicht in diesen philosophischen Prinzipien liegt, welche, wenn auch nicht einfach hegelisch, doch immer noch viel zu sehr im Bann des abstrakten Logismus befangen sind; vielmehr liegt sein bleibender Werth in der Virtuosität, mit welcher die dogmatischen Vorstellungen durchweg analysirt und aus den theoretischen Hülsen der eigentliche Kern religiöser Geistesprozesse herausgeschält, hinwiederum aus den Gesetzen des religiösen Bewußtseins die Bildung der eigenthümlichen geschichtlichen Erscheinungsformen abgeleitet und erklärt wird.

Biedermann's Erkenntnißtheorie hält sich in eigenthümlicher Mitte zwischen Hegel's logischem Idealismus und Spinoza's Parallelismus des denkenden und ausgedehnten Seins als der beiden Seiten der einen Substanz. Biedermann hält fest an dem Hegel'schen Grundgedanken, daß die Substanz des Geistes logisches Sein sei und als dieses nur in logischen Categorien, in solchen aber auch ganz und ohne Rest zu begreifen sei, und zwar ebensowohl hinsichtlich des unendlichen Geistes oder Gottes, wie hinsichtlich des endlichen oder des Menschen. Aber Biedermann ist nicht der Meinung, daß das logische Sein des Geistes alles Sein in sich schließe und die Welt nur die Entfaltung und Erscheinung der absoluten sei; ebensowenig ist er der Meinung, daß wir die Welt durch die

Selbstbewußtsein des Menschen von seinem absoluten Wesen oder allgemeinen Begriff" definirte, war freilich ungeschickt und mußte nothwendig zu Mißverständnissen führen. Die Angriffe auf diese Schrift blieben denn auch nicht aus und gaben Anlaß zur Abwehr und Vertheidigung, damit wohl zugleich zur Abklärung des eigenen Standpunkts. Der bedeutendste der Gegner war Romang, ein in Schleiermacher'scher Theologie wohl bewanderter Geistlicher, der in seiner Schrift über „neuesten Pantheismus oder junghegelsche Weltanschauung" diese Richtung als eine die Religion und Sittlichkeit schwer gefährdende verderbliche Geistesverirrung brandmarkte. Biedermann antwortete darauf in seiner Streitschrift: „Unsere junghegelsche Weltanschauung oder der sogenannte neueste Pantheismus". Daß der Gegner, gegen welchen er sich in ritterlichem Kampfe gewehrt hatte, sich von dieser Schrift beleidigt fühlte, that Biedermann leid; um so mehr freute ihn die spätere Aussöhnung, die zur Anknüpfung eines freundschaftlichen Briefwechsels führte. Um das Verständniß für das kirchliche Recht seiner „freien Theologie" auch in weiteren Kreisen zu verbreiten, gab Biedermann von 1845—50 eine populär-theologische Zeitschrift: „Die Kirche der Gegenwart" in Gemeinschaft mit seinem Freunde Fries heraus, welche viel dazu beitrug, in der Schweiz einer freien religiösen Ueberzeugung Bahn zu brechen. Später traten an ihre Stelle die von Heinrich Lang herausgegebenen „Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz", welche manchen gediegenen Aufsatz von Biedermann brachten.

Daß eine so hervorragende theologische Kraft, als welche Biedermann in diesen Schriften und Kämpfen sich erwies, ihre richtige Stelle auf einem theologischen Lehrstuhl erhalten müsse, wurde gleichzeitig in Bern und Zürich erkannt, und es macht den maßgebenden Kreisen beider Hochschulen alle Ehre, daß sie sich durch die Bedenken und Warnungen von kirchlichen Gegnern der Biedermann'schen Theologie nicht abschrecken ließen, den kühnen Vertreter der „freien Theologie" auf einen Lehrstuhl zu berufen. Biedermann entschied sich für Zürich und trat im Herbst 1850 seine akademische Lehrthätigkeit daselbst an, mit welcher eine Reihe von Jahren hindurch auch noch der Religionsunterricht an den höheren Classen des Gymnasiums verbunden war. Nun erst war Biedermann in seinem rechten Element; im lehrenden Verkehr mit der Jugend verschiedener Altersklassen, die den Lehrer wie den Menschen in ihm gleich sehr verehrte und liebte, und im freundschaftlichen Umgang mit Collegen und freisinnigen Geistlichen, wie Fries, Pfarrer Pfarrer und Lang, konnte er für seine Weltansicht wirken und zugleich dieselbe allseitiger durchbilden, begründen und läutern.

Als reife Frucht dieser unablässigen stillen Arbeit erschien im Jahr

ob der Grund der Welt, wenn dieſe aus dem Gegenſatz von ideellem und materiellem Sein beſteht, mit logiſchem Recht als bloßes ideelles Sein gedacht werden darf oder nicht eher als indifferente Subſtanz oder Identität zu denken wäre? Oder aber, wenn einmal der Weltgrund als ideelles Sein oder Geiſt gefaßt werden ſoll, ob dann nicht auch in der Welt ſelbſt das materielle Sein in irgendwelcher Weiſe auf ein geiſtartiges Sein zurückgeführt werden müßte? — Alle dieſe und ähnliche Bedenken können und ſollen zwar unſerem Reſpekt vor dem großartigen Gedankenbau Biedermann's keinen Abbruch thun, wohl aber mögen ſie uns warnen, dem kühnen Meiſter nicht allzu blindlings auf allen ſeinen Wegen zu folgen! Zugleich liegt darin eine Entſchuldigung für die jüngere theologiſche Generation, wenn ſie dogmatiſche Syſteme von der Art des Biedermann'ſchen, welche die abſolute Wahrheit im reinen Gedankenausdruck der abſtrakten logiſchen Formeln enthalten ſollten, nicht mehr aufzurichten wagt: ſie iſt eben hinſichtlich der erkenntnißtheoretiſchen Fundamentirung ſolcher Gedankengebäude ſehr viel vorſichtiger geworden. Man braucht darum noch lange nicht an aller Erkennbarkeit der religiöſen Objekte ſkeptiſch zu verzweifeln, wenn man auch der Ueberzeugung iſt, daß unſere Erkenntniß derſelben ſtets nur eine relative und approximative bleibt, die ſich nie in abgezogenen und abgeſchloſſenen logiſchen Formeln zuſammenfaſſen läßt, ſondern gerade der mannigfachen Analogien und Bilder bedarf, um ſich ihrem Gegenſtand von den verſchiedenſten Seiten und in den verſchiedenſten Verſuchen (Experimenten) zu nähern. „Unſer Wiſſen iſt Stückwerk, denn wir ſehen jetzt durch's Spiegelbild („ſpekulativ") im dunklen Wort!" Ueber dieſe apoſtoliſche Erkenntnißtheorie wird meines Erachtens keine neuhegelſche und keine neukantiſche jemals hinauskommen.

Wenden wir uns von dieſen philoſophiſchen Prinzipien, in welchen nach meiner Meinung der bleibende Werth der Biedermann'ſchen Dogmatik nicht zu ſuchen iſt, zu ſeiner Behandlung der religiöſen Grundbegriffe, ſo finden wir hier eine ſolche Fülle von geiſtvollen und fruchtbaren Erörterungen, daß die Auswahl, wie ſie durch die Rückſicht auf den uns zugemeſſenen Raum gefordert iſt, nicht leicht fällt. Die Unterſuchung des pſychologiſchen Begriffs der Religion geht aus von einer treffenden Beurtheilung der drei epochemachenden Religionsbegriffe von Kant, Schleiermacher und Hegel, welche nach Biedermann alle an dem Fehler einſeitiger Betonung je nur *eines* Momentes am Geſammtphänomen der Religion: des ethiſchen, des myſtiſchen und des theoretiſchen, leiden; ein Fehler, der bei allen Dreien die Folge davon ſei, daß ſie nicht zuerſt die Analyſe des thatſächlichen Phänomens der Religion für ſich vollzogen und dann erſt nach deſſen metaphyſiſchem Grunde gefragt, ſondern daß ſie ihre meta-

aprioriſche Dialektik oder Selbſtbewegung des reinen Begriffs konſtruiren und logiſch deduciren können. Vielmehr, lehrt Biedermann, iſt uns das geiſtige oder ideelle Sein immer nur mit und an dem ſinnlichen oder materiellen Sein gegeben, ſo zwar, daß beide zu einander im Weſensgegenſatz ſtehen — jenes iſt raum- und zeitloſes logiſches, dieſes räumlich-zeitlich dingliches Sein — aber beide doch nur mit und ineinander die eine ganze Wirklichkeit ausmachen. Die Aufgabe des Erkennens beſteht nun darin, an allem Bewußtſeinsinhalt das ideelle Sein (die logiſche oder geiſtige Beſtimmtheit deſſelben) von dem dinglichen Sein, mit welchem es zuſammen exiſtirt, zu abſtrahiren und nach ſeinem weſentlichen Gegenſatz, aber auch ſeiner wirklichen Subſiſtenzeinheit mit jenem zu begreifen. Dies iſt das reine Denken im Sinne Biedermann's, welches alſo nicht, wie das bekannte Hegel'ſche, eine aprioriſche Begriffsſpekulation, ſondern die Erfaſſung des ideellen Gehaltes der Erfahrung in abſtrakt-logiſchen Kategorien iſt. In dieſen erkenntnißtheoretiſchen Sätzen liegt auch ſchon das Fundament der Biedermann'ſchen Metaphyſik; die beiden wichtigſten Fragen, nach dem Verhältniß von Leib und Seele und von Gott und Welt, finden ihre Löſung bei Biedermann aus der Conſequenz jener Vorderſätze. Um ſo weniger darf nun freilich verhehlt werden, daß ſich gegen jene Fundamentalſätze die gewichtigſten Bedenken mehrfacher Art erheben*). Es läßt ſich nicht überſehen, daß der Begriff des „ideellen Seins" zweideutig ſchwankt zwiſchen den ſehr verſchiedenen Meinungen: Denkendes Sein (Geiſt, Seele, Bewußtſein) und: Zu denkendes oder gedachtes Sein (logiſches Verhältniß, Geſetz, Zweckmäßigkeit ꝛc.), eine Verwechſelung, die Biedermann mit allen Syſtemen des logiſchen Idealismus theilt und die unleugbar manche Verwirrung anrichtet. Es läßt ſich ferner fragen, ob uns denn wirklich ein zeitloſes geiſtiges Sein irgendwo gegeben, ja ob es auch nur für uns denkbar ſei, da wir doch geiſtiges Sein nur aus unſerem Bewußtſein kennen, hier aber es ſtets nur als zeitliches, im Nacheinander der Bewußtſeinsthätigkeiten und -Zuſtände verlaufendes vorfinden? Es läßt ſich ferner fragen, ob uns denn materielles Sein unmittelbar gegeben ſei, da doch das unmittelbar Gegebene in Bewußtſeinserſcheinungen, alſo ideellem Sein beſteht, von wo aus wir erſt ein etwaiges materielles Sein außer unſerem Bewußtſein erſchließen können? Es läßt ſich ferner fragen, ob den pſychologiſchen Thatſachen Rechnung getragen ſei bei einer Theorie, welche Leib und Seele in Spinoza's Weiſe als den materiellen (ausgedehnten) und ideellen (denkenden) bei einer ſubſtanziellen Wirklichkeit faßt? Es läßt ſich endlich fragen,

*) Ich verweiſe hierüber auf die ſcharfſinnige Beſprechung von Biedermanns Erkenntnißtheorie durch Lipſius, Philoſ. u. Religion, S. 59 ff.

dem ganzen Durchmesser auf allen Punkten sich kreuzend berühren, aber auf keinem einzigen sich ausschließen. — Wenn diese Gedanken einmal zum Gemeingut der theologischen und sonstigen gebildeten Welt geworden sind, so werden wir über viele unerquickliche und unfruchtbare Streitigkeiten um „Glauben und Wissen“ hinaus sein.

Hat nun auch die Religion als allgemeines menschliches Phänomen ihren nächsten Grund im Wesen des Menschen selbst, sofern er endlicher Geist ist, so liegt darin doch noch nicht ihr letzter metaphysischer Grund. Sondern die subjektive Erhebung des menschlichen Geistes zu Gott hat zur objektiven realen Voraussetzung das Sein Gottes als des unendlichen Geistes und seine Selbstbeziehung auf den Menschen oder seine Offenbarung. Dies ist für das unmittelbare religiöse Bewußtsein eine selbstverständliche und keines Beweises bedürftige Gewißheit; darum ist aber doch der Weg, auf welchem sich das religiöse Bewußtsein thatsächlich und ohne Reflexion auf das Recht dieses Thuns zu Gott erhebt, auch vom denkenden Verstand in seiner Berechtigung und Nothwendigkeit nachzuweisen. Dies geschieht in den sogenannten „Beweisen für das Dasein Gottes“, welche ausgehen von der allgemeinsten Erfahrung, dem Dasein und der Gesetz- und Zweckmäßigkeit der Welt, dann von der spezielleren des menschlichen Geistseins und der sittlichen Weltordnung, endlich von der Thatsache des religiösen Bewußtseins, und schließen auf den denknothwendigen für sich seienden Grund des endlichen materiellen und ideellen Seins, also auf Gott, als den „rein ideellen“ oder „absoluten Geist“. Dieser Begriff ist nun nach Biedermann in reiner, d. h. abstrakt logischer Formulirung so zu fassen: „Die Absolutheit des Geistseins Gottes besteht darin, daß der actus purus seines fürsichseienden Insichseins die raum- und zeitlose absolute Voraussetzung, d. h. der ewige und allgegenwärtige Grund für den räumlich-zeitlichen Prozeß des endlichen Weltdaseins ist“. Wir haben die Momente unseres Geisteslebens mit Abzug alles dessen, was die Endlichkeit (Sinnlichkeit) desselben ausmacht, auf Gott zu übertragen, nämlich so: Dem Gefühl entspricht in Gott der actus purus des reinen fürsichseienden Insichseins, dem Willen das ewig-allgegenwärtige Aussich- und Außersichsetzen des unendlichen Daseinsprozesses der Welt, dem Wissen das Reflektiren dieses Daseinsprozesses in das Insichsein Gottes. Daß diese Aussagen zu inhaltsleer sind, um dem religiösen Gottesglauben zu genügen, leugnet auch Biedermann nicht, aber er glaubt aus dem reicheren Inhalt der Vorstellung, wie sie für den praktischen Bedarf ganz berechtigt sei, eben nur jene Bestimmungen als den reinen Denkgehalt herausnehmen zu dürfen. Man wird dies konsequent finden können von seinen erkenntnißtheoretischen Prinzipien aus und doch urtheilen

physischen Voraussetzungen von vornherein zu ihrer Bestimmung des psychischen Wesens der Religion mitgebracht haben. Dies also will jetzt (anders früher) Biedermann vermeiden und beschreibt daher die Religion zunächst psychologisch: sie ist die subjektive Erhebung des menschlichen Ich aus einer negativ empfundenen Weltschranke seines natürlichen Lebens zu einer über derselben erhabenen Macht, um von ihr Befreiung zu erlangen; ihr Motiv ist alles, worin der Widerspruch zwischen dem Lebensanspruch des Menschen und seiner erfahrenen Schranke hervortreten kann; die psychische Form dieser Erhebung ist der Glaube, in welchem alle elementaren Funktionen des persönlichen Geistes einheitlich zusammenwirken: ein Gefühl von Weltschranke und Abhängigkeit als Ausgang und von Freiheit als Ziel des Erhebungsakts, ein Vorstellen von einer unendlichen Macht über dem Menschen, und ein Wollen der Erhebung zu ihr mit dem Verlangen nach Freiheit von der hemmenden Weltschranke. Nur dieser *ganze* Akt des persönlichen Ich, in welchem die theoretische und die praktische Seite untrennbar als Momente verbunden sind, macht den wirklichen religiösen Glauben aus, wogegen das „Glauben" im Sinn des bloßen theoretischen Fürwahrhaltens noch gar kein religiöser Akt ist. Das wird ja nun wohl im Allgemeinen überall zugegeben, aber sehr selten wird dann auch im Besondern die Consequenz daraus gezogen, sondern man spricht doch immer wieder ganz naiv von „Glauben und Unglauben", wo es sich doch gar nicht um den Gegensatz von praktischer Religiosität und Irreligiosität, sondern nur um den Gegensatz *theoretischer* Ansichten handelt, deren jede gleichgut mit *praktischer* Frömmigkeit verbunden sein kann. Biedermann hat diese Confusion mit unerbittlicher Consequenz in allen ihren Schlupfwinkeln aufgedeckt und hat gezeigt, wie nur bei säuberlicher Sonderung dieser disparaten Begriffe, des theoretischen „Glaubens" oder Fürwahrhaltens und des praktischen Glaubens oder der Erhebung des Herzens zu Gott, das Verhältniß von Religion und Wissenschaft sich wirklich friedlich gestalten lasse: nicht als ein bloßer Grenzvertrag, bei welchem doch immer der Eine oder Andere oder gar beide Theile zu kurz kommen und daher der Streit um die Grenzlinie endlos sich fortzieht (wie am Beispiel der Ritschl'schen Grenzbestimmung zwischen theologischer und weltlicher Wissenschaft treffend nachgewiesen wird), sondern so, daß Religion und Wissenschaft sich zwar jede gleichsehr auf den ganzen Umkreis des Seienden beziehen, jede aber unter anderem Gesichtspunkt; Biedermann braucht hierfür das anschauliche Bild: Religion und Wissenschaft verhalten sich nicht wie zwei auf derselben Fläche sich schneidende Kreise, sondern wie zwei Kreisflächen, welche die ganze Kugel der für das menschliche Ich vorhandenen Welt im Centrum durchschneiden und auf

lichen Offenbarungsgrund mit der menschlichen Erscheinung derselben in Personen, Handlungen und Worten oder auch Cultusmitteln, einfach zu identificiren. Dieses „Gesetz der Identifikation" herrscht nach Biedermann's feiner Beobachtung durch die ganze Religionsgeschichte hindurch und enthält den Schlüssel zur Erklärung einer Menge religiöser Phänomene. „Was in einer Gemeinschaft Glauben erweckende Macht und damit zur Glaubensautorität für eine religiöse Gemeinde geworden ist, das wird, während es für sich, natürlich betrachtet, selbst eine Erscheinung menschlichen Glaubenslebens ist, für diese eben damit kurzweg zur göttlichen Offenbarung selbst. Der menschliche Offenbarungsquell wird von ihr mit dem göttlichen Offenbarungsgrund darin identificirt: der Religionsstifter, aus dessen Innerem erst als sein persönliches religiöses Bewußtsein hervorgegangen ist, was für eine Gemeinde zur Glaubensautorität geworden, gilt ebendamit der Gemeinde selbst entweder als der Bote der göttlichen Offenbarung oder als die persönliche Selbstoffenbarung des Gottes selbst. Beidemal aber gilt sein Wort unmittelbar als „das Wort Gottes". Ebenso werden die Schriften, in welchen eine Gemeinde ihre Glaubensautorität findet, für sie zum göttlichen Wort, Cultushandlungen zur göttlichen Heilsspendung, Institutionen zur göttlichen Heilsanstalt." Eine weitere Folge dieses Gesetzes der Identifikation ist das der „Stabilität": das mit dem Göttlichen identificirte Menschliche bekommt Theil an der unantastbaren und unwandelbaren Autorität des Göttlichen und wirkt damit als erhaltende aber auch aufhaltende Macht unter dem Wechsel und Wandel des geschichtlichen Lebens. Biedermann fügt hier einige treffliche Bemerkungen bei, welche für seine ganze kirchliche und politische Denkweise zu bezeichnend sind, als daß sie hier übergangen werden dürften: „Wir nennen Zeitgeist die jeweilen in einem Zeitpunkt dominirende Richtung des Menschheitslebens. Er hat die beiden Seiten an sich: er ist ebensogut das, was in Wahrheit der Geist in diesem Zeitmoment der Geschichte als seine Aufgabe erfaßt hat, wie das, was nur als vorübergehende Strömung die Geister beherrscht. Der Zeitgeist ist niemals kurzweg entweder die höchste Autorität oder der zu bekämpfende böse Feind, er trägt immer von beiden etwas in sich und ihn kurzweg als Stichwort für das eine oder andere zu brauchen, ist gleich bornirt. Der Stabilitätshang der objektiven Religion übt aber stets eine Gegenwirkung gegen den Zeitgeist aus. Er hat daher auch stets eine doppelte: eine wohlthätig erhaltende und eine hemmend aufhaltende Wirkung. Dem Geiste der bloßen Zeitlichkeit gegenüber erhält er das Bewußtsein des Ewigen, aber zugleich hält er den Geist in seiner natürlichen zeitlichen Entwickelung auf. Nach jener Seite kann die in Lehre und Institutionen fixirte

müſſen, daß eben hier der Fehler jener Prinzipien, der logiſche Formalismus, in augenfälliger Weiſe ſich äußere. Jene Categorien enthalten ſo wenig das reine abſolute Weſen des Geiſtes nach Abzug der ſinnlichen Momente, daß ſie vielmehr gerade im Gegentheil den lebendigen Geiſt auf die dürftigſten Categorien der räumlichen Anſchauung („in ſich, außer ſich, in ſich zurück") zu reduciren ſcheinen. Daß Biedermann den Weg der Analogie und das Mittel des bildlichen Ausdrucks als der wiſſenſchaftlichen Rede unangemeſſen verwirft, dient nicht dazu, die Gotteslehre reiner, ſondern nur ſie inhaltsleerer zu machen. Nicht der Vorwurf des „Pantheismus", wie oft geſchah, wohl aber der des leeren Formalismus wird alſo mit Recht gegen den Biedermann'ſchen Gottesbegriff zu erheben ſein und dieſer hängt mit den Fundamenten ſeiner philoſophiſchen Denkweiſe zuſammen.

Die Religion iſt nun alſo nicht bloß menſchliche Beziehung auf den vorgeſtellten Gott, ſondern reale Wechſelbeziehung göttlich-unendlichen und menſchlich-endlichen Geiſtes innerhalb der Sphäre des letztern; dem menſchlichen Akt des Glaubens entſpricht als ſein metaphyſiſches Prius der göttliche Akt des Selbſterweiſes oder der Offenbarung für das Ich und in dem Ich des Menſchen. Es iſt der Fehler des abſtrakt-dualiſtiſchen Rationalismus, daß das göttliche Moment im religiöſen Verhältniß ihm nur die Bedeutung einer ſubjektiven Vorſtellung von problematiſcher Wahrheit behält; der Supranaturalismus hält hingegen mit Recht die Realität dieſes göttlichen Moments gegenüber dem menſchlichen Ich feſt und irrt nur darin, daß er die Offenbarung von außen als etwas dem Menſchen weſentlich Fremdes an ihn herankommen, aber nicht wahrhaft in ihn hineinkommen läßt. In Wahrheit iſt aber nach Biedermann die Offenbarung ebenſowohl übernatürlich, ſofern ſie die endliche Naturbeſtimmtheit des Menſchen überragt und über dieſelbe hinaushebt, wie zugleich natürlich, ſofern ſie dem geiſtigen Weſen des Menſchen entſpricht und daſſelbe verwirklicht. Alle Offenbarung iſt vermittelt durch das Weſen des Menſchen, aber unmittelbar als innerer Vorgang im perſönlichen Geiſt. Näher offenbart ſich Gott in dreifacher Weiſe: als Grund des menſchlichen Geiſteslebens im Vernunfttrieb, als Geſetz deſſelben im Gewiſſen und als Kraft ſeiner Beſtimmungserfüllung in der realen Freiheit. Letzteres iſt die eigentliche religiöſe Offenbarung, welche als Grund und Inhalt des menſchlichen Glaubens erleuchtend, beſeligend und heiligend wirkt. Dieſe inneren Erfahrungen des religiöſen Geiſtes ſind alſo wirkliche unmittelbare Offenbarungen Gottes, aber auch die einzige eigentliche Offenbarung. Was von ſolcher noch hinter und außer ihnen geſucht wird, beruht auf der eigenthümlichen Weiſe der religiöſen Vorſtellung, den gött-

Doppeltes im Auge zu behalten ist: einmal, daß seine religiöse Persönlichkeit nicht bloß in seinen Lehren besteht, sondern in seinem ganzen zu Gott im Verhältniß der Kindschaft stehenden Leben, wie es sich in seinem Denken, Fühlen und Wollen ausprägte; sodann aber, daß das Neue, was erlösend und heilbringend auf die Menschheit wirkte und also den Gegenstand des Glaubens der Gemeinde bildet, nur in seiner religiösen Persönlichkeit besteht, in dem inneren Leben seines Geistes in Gemeinschaft mit Gott, nicht aber in dem, was nur die Naturgrundlage seines geistigen Lebens und was nur die geschichtlich bedingte Form seiner äußeren Lebens- und Denkweise bildete. Dies letztere ist die menschliche Erscheinung, welche einfach natürlich, wie jede individuelle Lebensgeschichte, zu betrachten und soweit möglich zu erforschen ist. Aber das eigenthümlich Neue des religiösen Selbstbewußtseins Jesu, wie es Bewußtsein der Sohnschaft Gottes war, läßt sich nicht bloß geschichtlich erklären, sondern weist auf einen metaphysischen Grund hin, auf die göttliche Offenbarung im Geiste Jesu. Diese zu leugnen und das religiöse Selbstbewußtsein Jesu als bloß subjektiv menschliches Bewußtsein zu denken, wäre ebenso rationalistisch abstrakte Vorstellung, wie es abstrakt supranaturalistisch wäre, die göttliche Offenbarung in Jesu irgendwo anders als eben im Centrum seines inneren Lebens, in seinem religiösen Selbstbewußtsein zu suchen. Daß das letztere in der Glaubensanschauung der Christenheit von Jesu von Anfang und in steigendem Grade bis zu den trinitarisch-christologischen Aussagen der kirchlichen Symbole geschehen ist, war also zwar kein bloßer Zufall oder Willkür und Irrthum infolge heidnischer Philosopheme, wie eine oberflächliche Betrachtung der Dogmengeschichte auch heute z. Th. wieder urtheilt, ist aber ebensowenig für die fundamentale und bleibende Wahrheit des Christusglaubens zu halten, wie die orthodoxe Dogmatik zu thun pflegt; vielmehr beruhen alle diese christologischen Lehren einfach auf dem oben besprochenen „Gesetz der Identifikation", nach welchem das auf Offenbarung beruhende neue religiöse Lebensprinzip mit der menschlichen Persönlichkeit, in welcher es erstmals zur geschichtlichen Erscheinung und wirkenden Kraft geworden ist, identificirt und damit diese Persönlichkeit selber über das geschichtlich-menschliche Dasein hinausgerückt und zum schlechthinnigen Wunderwesen nach Ursprung und Art erhoben ward. Das Wunderbare des religiösen Kindschaftsbewußtseins Jesu im Verhältniß zu Gott, was die Wurzel des Christenthums war und dessen Seele ist und bleibt, soll also zwar keineswegs geleugnet, aber es soll in seiner religiösen Wahrheit verstanden werden, welche auch wieder kein Wunder ist insofern, als jenes Bewußtsein doch nur die höchste Blüthe des religiösen Bewußtseins der Mensch-

Religion einer Gemeinschaft zum Segen, nach der andern zum Fluch für die Cultur der Menschheit gereichen. Je nach ihrem Verhältniß zum jeweiligen Culturstand kann dieselbe Religion beides sein (Beispiel: Die katholische Kirche zu Anfang und zu Ende des Mittelalters). Irgend eine positive Religion aber zu irgend einer Zeit wegen der Wirkung des Stabilitätsgesetzes in ihr bloß als Segen oder bloß als Fluch zu betrachten, ist bornirter Fanatismus. Nur das allseitige Verständniß des inneren Grundes dieses Stabilitätsgesetzes kann auch die allseitig gerechte Würdigung seiner Wirkungen und die vernünftige Stellung zu denselben lehren. Wie in der Politik eigentlich nur der immer relative Gegensatz von liberal-konservativer und konservativ-liberaler Richtung Vernunft hat, der pure Conservatismus und der pure Radikalismus dagegen immer bornirt und, sobald die Umstände es erlauben, fanatisch ist: so auch im kirchlichen Leben."

In diesen beiden Gesetzen, dem der Identifikation und dem der Stabilität, deren Entdeckung — wenigstens in dieser bestimmten Formulirung und konsequenten Durchführung — sein eigenstes Verdienst ist, hat nun Biedermann den Schlüssel zum Verständniß und den Kanon zur Beurtheilung der ganzen und insbesondere der biblisch-kirchlichen Religionsgeschichte. Wie die Religion des Einzelnen, so wird auch die Religionsgeschichte nur dann allseitig wahr aufgefaßt, wenn sie unter dem doppelten Gesichtspunkt einerseits einer göttlichen Offenbarungsgeschichte oder Erziehung des Menschengeschlechts, andererseits einer stufenweisen Selbstentwickelung des menschlichen Glaubens im natürlichen Zusammenhang mit der menschlichen Culturentwickelung überhaupt begriffen wird. Dem Stufengang dieser religiösen Entwickelung hat die wissenschaftliche Betrachtung der Religionsgeschichte in der Art nachzugehen, daß sie weder a priori konstruirt, wovon man jetzt mit Recht nichts mehr wissen will, noch aber auch sich in die zufälligen Aeußerlichkeiten der Geschichte verliert, sondern aus dem Inbegriff der Anschauungen und des Cultus jeder Religion das gemeinsame Wesentliche als das Realprinzip derselben zu begreifen sucht. Diesen trefflichen Grundsatz wendet dann Biedermann auf die Charakteristik des Christenthums an.

Die christliche Religion hat ihren historischen Grund und Quellpunkt in der Person Jesu, ihr Wesen oder Prinzip in „demjenigen religiösen Verhältniß, wie es uns im religiösen Selbstbewußtsein Jesu als eine neue, seine ganze Persönlichkeit bestimmende und Glauben an diese Persönlichkeit erzeugende Offenbarungsthatsache entgegentritt". Man kann also allerdings als das Realprinzip des Christenthums die „religiöse Persönlichkeit Jesu" bezeichnen, nur daß dabei ein

sich in seiner specifisch höheren Wahrheit zu behaupten, beziehungsweise wiederherzustellen. Dieser ihrer Grundtendenz gab die Reformation dogmatischen Ausdruck in dem Formalprinzip von der alleinigen Autorität des Wortes Gottes gegenüber jeder menschlichen Autorität, und in dem Materialprinzip von der Rechtfertigung allein aus Gnade und allein durch den Glauben. Aber in der Kirchenbildung der protestantischen Confessionen hat der Protestantismus sein Prinzip, das eins ist mit dem seines Wesens selbstbewußten Christenthum, noch nicht allseitig mit seinem ganzen Inhalt zum Bewußtsein und zur kirchenbestimmenden Geltung gebracht, sondern zunächst nur nach seinem praktisch religiösen Schwerpunkt. In Beziehung auf das theoretische Moment des christlichen Glaubensbewußtseins ist der Protestantismus der Reformationszeit geschichtlich nothwendig bei dem blos relativen Gegensatz gegen den Autoritätsglauben der katholischen Kirche innerhalb des allgemeinen Standpunkts desselben stehen geblieben, indem er gegenüber der kirchlichen Tradition die primäre historische Erkenntnißquelle des Christenthums, die heilige Schrift noch unmittelbar mit dem Begriffe Wort Gottes identificirte und damit dieser menschlich vermittelten Offenbarungsquelle absolute Autorität zuerkannte. Zwar war es geschichtlich nothwendig und innerlich berechtigt, daß man für das Zeugniß von Christo hinter die Tradition der Kirche auf die Schrift zurückging, weil diese jener gegenüber allerdings die primäre und allein in authentischer Gestalt uns erhaltene historische Erkenntnißquelle des Christenthums ist. Aber es blieb nicht bei dieser berechtigten historischen Würdigung und Geltendmachung der Schrift, sondern nachgerade wurde sie selber als „das Wort Gottes für uns" kurzweg geltend gemacht und als absolute Autorität gehandhabt: Dieses aber war, wir mögen es noch so sehr geschichtlich begreifen und rechtfertigen, prinzipiell noch nicht protestantisch sondern noch katholisch. Ebenso widersprach dem Wesen des Protestantismus die Fixirung oder Restauration einer geschichtlichen Lehrform in den unbedingten Lehrsatzungen der symbolischen Bücher. Protestantisch ist nur die stete Regeneration der Glaubenslehre aus dem christlichen Prinzip mittelst wissenschaftlicher Kritik der bisherigen Lehrentwicklung und freier Ausprägung seines Inhalts in den der gesammten Culturentwicklung jedes Zeitalters entsprechenden Bewußtseinsformen. Dies ist die Aufgabe der theologischen Wissenschaft, welche sie zunächst an dem Formalprinzip durch kritische Auflösung der Identifikation von Wort Gottes und Schrift und weiterhin ähnlich an allen übrigen Dogmen durch Unterscheidung des religiösen Kerns von den jeweiligen geschichtlich gewordenen Lehrformen vollzieht, wie dies an dem Beispiel des christologischen Dogmas oben angedeutet wurde.

heit überhaupt und also die naturgemäße Vollendung ihrer religiösen Anlage, die Verwirklichung des Zieles ihrer göttlichen Bestimmung ist. Daß die Kirche aus diesem relativ Wunderbaren, was sie mit Recht in Christo als göttliche Heilsoffenbarung gegeben sah, ein schlechthinniges Wunder, die überweltliche Person des Gottmenschen gemacht hat, war ein psychologisch ganz begreiflicher und historisch nothwendiger Prozeß, weil eben nur in dieser Form das göttliche Offenbarungsmoment an der Person des geschichtlichen Heilands sich gemeinfaßlich fixiren ließ. Demnach besteht die Aufgabe der heutigen Theologie diesem Dogma gegenüber einerseits in der kritischen Auflösung jener Identifikation von Prinzip und Person, in der Unterscheidung des christlichen Geistes, der Idee, des Lebensideals, oder wie man es sonst nennen möge, von der geschichtlich menschlichen Person seines ersten Trägers und Offenbarungsmittlers, sodann aber auch andererseits in der richtigen Beziehung beider auf einander oder in dem Nachweis, wie jenes religiöse Prinzip, der Geist der Gotteskindschaft, in der Person Jesu als individuelles Leben und durch sie in der Gemeinde der Christen als gemeinsames Leben zur geschichtlichen Wirklichkeit geworden („Fleisch geworden") sei. — Dies sind die tiefsinnigen und, wie ich meine, bleibend werthvollen Grundgedanken der Biedermann'schen Christologie. Wie er sie den einzelnen Bestimmungen der kirchlichen Dogmatik gegenüber durchgeführt hat, ist nur von fachwissenschaftlichem Interesse und daher hier überflüssig. Nur soviel möchte ich noch hinzufügen, daß die Details seiner Ansicht von Christi Person viel einfacher, klarer und in der That auch religiös wahrer in seinem populären Vortrag über „Unsere Stellung zu Christo" ausgeführt sind als in den §§ seiner Dogmatik, wo wieder einmal das Streben nach „rein logischem Gedankenausdruck" zu ziemlich ungenießbaren und abstrusen Formeln geführt hat (vgl. z. B. §§ 822ff.). Man muß eben, wie überall, so besonders hier die Schulform, in welcher freilich Biedermann selber den Gipfel seiner Leistung erblickt haben mag, von seiner Theologie erst abstreifen, um ihre gesunden und werthvollen Gedanken recht zu würdigen. Es verhält sich bei ihm übrigens darin genau ebenso wie bei Hegel.

Ganz analog wie das Wesen des Christenthums beschreibt Biedermann auch das des Protestantismus. Er unterscheidet auch hierbei zwischen dem Prinzip und der geschichtlichen Erscheinung in der Kirchenbildung der Reformation. Jenes besteht in der immer in der Geschichte vorhandenen, weil im Wesen des Christenthums begründeten Grundtendenz des christlichen Geistes, gegen seine kirchliche Entstellung und Herabziehung auf die Stufe der Gesetzes- und Naturreligion zu reagiren und

gebe ich ohne Weiteres zu, daß es hohe ethische Religiosität beim Verzicht auf Unsterblichkeitsglauben geben *kann* — Biedermann selbst ist das leuchtende Beispiel dafür — wie umgekehrt beim Unsterblichkeitsglauben ein roher egoistischer Eudämonismus seine Rechnung finden *kann*. Und darum darf ein für allemal dieser Glaube nicht zum Gesetz *für* Jeden und nicht zum Maßstab der Frömmigkeit der Einzelnen gemacht werden. Allein ganz anders gestaltet sich doch die Sache, wenn wir an die durchschnittliche Menschheit denken, für welche die Kirche durch ihre Unterweisung die für's praktische Leben und Sterben brauchbaren Ueberzeugungen und Motive an die Hand zu geben hat. Daß für die Gesellschaft der Unsterblichkeitsglaube ein *unersetzlich werthvolles Motiv* ist, ohne welches die Wenigsten sich unter den Sorgen des Lebens wie unter seinen Versuchungen aufrecht zu halten vermöchten, und daß also die Kirche nicht zugeben kann und darf, daß um philosophischer, übrigens unerwiesener Prinzipien willen ihre Diener diesen Glauben der Gemeinde vorenthalten oder gar direkt zerstören: das, meine ich, wird man bei nüchtern realistischer Betrachtung der Dinge und Menschen zugestehen müssen.

Wenn ich nun aber auch in diesem speciellen Fall dem *Dogmatiker* Biedermann den Vorwurf des wissenschaftlich und praktisch unberechtigten Dogmatismus nicht ersparen kann, so muß ich dafür um so unbedingter meine Hochachtung gegen den *Menschen* Biedermann aussprechen, der nur darum so leichten Herzens auf die Hoffnung der Unsterblichkeit verzichten konnte, weil er auch so freudigen Herzens mit dem Psalmisten zu sprechen vermochte: „Herr, wenn ich nur *Dich* habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!" In diesem Sinne hat der edle Freund während eines langen schweren Krankenlagers angesichts des sicheren Todes die Feuerprobe seines Glaubens bestanden, in freudig-friedlicher Ergebung in Gottes Willen hat er mit dem Dasein abgeschlossen. Und noch eins nöthigt uns und Allen, die nicht vom Parteigeist ganz befangen sind, die höchste Achtung und Verehrung ab: ich meine den furchtlosen Mannesmuth, mit welchem Biedermann das, was nun einmal seine Ueberzeugung war, ohne Rückhalt auch öffentlich lehrte. Wie wohlthuend und erhebend, wie Vertrauen erweckend wirkt solch' eine theologische Persönlichkeit auf Mit- und Nachwelt, im Vergleich zu den diplomatisirenden Opportunisten, bei welchen man sich des Eindrucks oft kaum entschlagen kann, daß man die eigentliche Meinung zwischen den Zeilen lesen müsse. Für Biedermann ging nichts über die Wahrheit, die er, so wie er sie durch ehrliche Forschung erkannt zu haben glaubte, auch Anderen mitzutheilen als seinen Lebensberuf betrachtete, an dessen Erfüllung ihn keinerlei Nebeninteresse hindern durfte, weder ein persönliches noch auch das einer Partei. Auch

Selbstbewußtsein des Menschen von seinem absoluten Wesen oder allgemeinen Begriff" definirte, war freilich ungeschickt und mußte nothwendig zu Mißverständnissen führen. Die Angriffe auf diese Schrift blieben denn auch nicht aus und gaben Anlaß zur Abwehr und Vertheidigung, damit wohl zugleich zur Abklärung des eigenen Standpunkts. Der bedeutendste der Gegner war Romang, ein in Schleiermacher'scher Theologie wohl bewanderter Geistlicher, der in seiner Schrift über „neuesten Pantheismus oder junghegelsche Weltanschauung" diese Richtung als eine die Religion und Sittlichkeit schwer gefährdende verderbliche Geistesverirrung brandmarkte. Biedermann antwortete darauf in seiner Streitschrift: „Unsere junghegelsche Weltanschauung oder der sogenannte neueste Pantheismus". Daß der Gegner, gegen welchen er sich in ritterlichem Kampfe gewehrt hatte, sich von dieser Schrift beleidigt fühlte, that Biedermann leid; um so mehr freute ihn die spätere Aussöhnung, die zur Anknüpfung eines freundschaftlichen Briefwechsels führte. Um das Verständniß für das kirchliche Recht seiner „freien Theologie" auch in weiteren Kreisen zu verbreiten, gab Biedermann von 1845—50 eine populärtheologische Zeitschrift: „Die Kirche der Gegenwart" in Gemeinschaft mit seinem Freunde Fries heraus, welche viel dazu beitrug, in der Schweiz einer freien religiösen Ueberzeugung Bahn zu brechen. Später traten an ihre Stelle die von Heinrich Lang herausgegebenen „Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz", welche manchen gediegenen Aufsatz von Biedermann brachten.

Daß eine so hervorragende theologische Kraft, als welche Biedermann in diesen Schriften und Kämpfen sich erwies, ihre richtige Stelle auf einem theologischen Lehrstuhl erhalten müsse, wurde gleichzeitig in Bern und Zürich erkannt, und es macht den maßgebenden Kreisen beider Hochschulen alle Ehre, daß sie sich durch die Bedenken und Warnungen von kirchlichen Gegnern der Biedermann'schen Theologie nicht abschrecken ließen, den kühnen Vertreter der „freien Theologie" auf einen Lehrstuhl zu berufen. Biedermann entschied sich für Zürich und trat im Herbst 1850 seine akademische Lehrthätigkeit daselbst an, mit welcher eine Reihe von Jahren hindurch auch noch der Religionsunterricht an den höheren Classen des Gymnasiums verbunden war. Nun erst war Biedermann in seinem rechten Element; im lehrenden Verkehr mit der Jugend verschiedener Altersklassen, die den Lehrer wie den Menschen in ihm gleich sehr verehrte und liebte, und im freundschaftlichen Umgang mit Collegen und freisinnigen Geistlichen, wie Fries, Hirzel und Lang, konnte er für seine Weltansicht wirken und zugleich dieselbe allseitiger durchbilden, begründen und läutern.

Als reife Frucht dieser unablässigen stillen Arbeit erschien im Jahr

gebe ich ohne Weiteres zu, daß es hohe ethische Religiosität beim Verzicht auf Unsterblichkeitsglauben geben *kann* — Biedermann selbst ist das leuchtende Beispiel dafür — wie umgekehrt beim Unsterblichkeitsglauben ein roher egoistischer Eudämonismus seine Rechnung finden *kann*. Und darum darf ein für allemal dieser Glaube nicht zum Gesetz für Jeden und nicht zum Maßstab der Frömmigkeit der Einzelnen gemacht werden. Allein ganz anders gestaltet sich doch die Sache, wenn wir an die durchschnittliche Menschheit denken, für welche die Kirche durch ihre Unterweisung die für's praktische Leben und Sterben brauchbaren Ueberzeugungen und Motive an die Hand zu geben hat. Daß für die Gesellschaft der Unsterblichkeitsglaube ein *unersetzlich werthvolles Motiv* ist, ohne welches die Wenigsten sich unter den Sorgen des Lebens wie unter seinen Versuchungen aufrecht zu halten vermöchten, und daß also die Kirche nicht zugeben kann und darf, daß um philosophischer, übrigens unerwiesener Prinzipien willen ihre Diener diesen Glauben der Gemeinde vorenthalten oder gar direkt zerstören: das, meine ich, wird man bei nüchtern realistischer Betrachtung der Dinge und Menschen zugestehen müssen.

Wenn ich nun aber auch in diesem speciellen Fall dem *Dogmatiker* Biedermann den Vorwurf des wissenschaftlich und praktisch unberechtigten Dogmatismus nicht ersparen kann, so muß ich dafür um so unbedingter meine Hochachtung gegen den *Menschen* Biedermann aussprechen, der nur darum so leichten Herzens auf die Hoffnung der Unsterblichkeit verzichten konnte, weil er auch so freudigen Herzens mit dem Psalmisten zu sprechen vermochte: „Herr, wenn ich nur *Dich* habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!" In diesem Sinne hat der edle Freund während eines langen schweren Krankenlagers angesichts des sicheren Todes die Feuerprobe seines Glaubens bestanden, in freudig-friedlicher Ergebung in Gottes Willen hat er mit dem Dasein abgeschlossen. Und noch eins nöthigt uns und Allen, die nicht vom Parteigeist ganz befangen sind, die höchste Achtung und Verehrung ab: ich meine den furchtlosen Mannesmuth, mit welchem Biedermann das, was nun einmal seine Ueberzeugung war, ohne Rückhalt auch öffentlich lehrte. Wie wohlthuend und erhebend, wie Vertrauen erweckend wirkt solch' eine theologische Persönlichkeit auf Mit- und Nachwelt, im Vergleich zu den diplomatisirenden Opportunisten, bei welchen man sich des Eindrucks oft kaum entschlagen kann, daß man die eigentliche Meinung zwischen den Zeilen lesen müsse. Für Biedermann ging nichts über die Wahrheit, die er, so wie er sie durch ehrliche Forschung erkannt zu haben glaubte, auch Anderen mitzutheilen als seinen Lebensberuf betrachtete, an dessen Erfüllung ihn keinerlei Nebeninteresse behindern durfte, weder ein persönliches noch auch das einer Partei. Auch

aprioriſche Dialektik oder Selbſtbewegung des reinen Begriffs konſtruiren und logiſch deduciren können. Vielmehr, lehrt Biedermann, iſt uns das geiſtige oder ideelle Sein immer nur mit und an dem ſinnlichen oder materiellen Sein gegeben, ſo zwar, daß beide zu einander im Weſensgegenſatz ſtehen — jenes iſt raum- und zeitloſes logiſches, dieſes räumlich-zeitlich dingliches Sein — aber beide doch nur mit und ineinander die eine ganze Wirklichkeit ausmachen. Die Aufgabe des Erkennens beſteht nun darin, an allem Bewußtſeinsinhalt das ideelle Sein (die logiſche oder geiſtige Beſtimmtheit deſſelben) von dem dinglichen Sein, mit welchem es zuſammen exiſtirt, zu abſtrahiren und nach ſeinem weſentlichen Gegenſatz, aber auch ſeiner wirklichen Subſiſtenzeinheit mit jenem zu begreifen. Dies iſt das reine Denken im Sinne Biedermann's, welches alſo nicht, wie das bekannte Hegel'ſche, eine aprioriſche Begriffsſpekulation, ſondern die Erfaſſung des ideellen Gehaltes der Erfahrung in abſtrakt-logiſchen Kategorien iſt. In dieſen erkenntnißtheoretiſchen Sätzen liegt auch ſchon das Fundament der Biedermann'ſchen Metaphyſik; die beiden wichtigſten Fragen, nach dem Verhältniß von Leib und Seele und von Gott und Welt, finden ihre Löſung bei Biedermann aus der Conſequenz jener Vorderſätze. Um ſo weniger darf nun freilich verhehlt werden, daß ſich gegen jene Fundamentalſätze die gewichtigſten Bedenken mehrfacher Art erheben*). Es läßt ſich nicht überſehen, daß der Begriff des „ideellen Seins" zweideutig ſchwankt zwiſchen den ſehr verſchiedenen Meinungen: Denkendes Sein (Geiſt, Seele, Bewußtſein) und: Zu denkendes oder gedachtes Sein (logiſches Verhältniß, Geſetz, Zweckmäßigkeit ꝛc.), eine Verwechſelung, die Biedermann mit allen Syſtemen des logiſchen Idealismus theilt und die unleugbar manche Verwirrung anrichtet. Es läßt ſich ferner fragen, ob uns denn wirklich ein zeitloſes geiſtiges Sein irgendwo gegeben, ja ob es auch nur für uns denkbar ſei, da wir doch geiſtiges Sein nur aus unſerem Bewußtſein kennen, hier aber es ſtets nur als zeitliches, im Nacheinander der Bewußtſeinsthätigkeiten und -Zuſtände verlaufendes vorfinden? Es läßt ſich ferner fragen, ob uns denn materielles Sein unmittelbar gegeben ſei, da doch das unmittelbar Gegebene in Bewußtſeinserſcheinungen, alſo ideellem Sein beſteht, von wo aus wir erſt ein etwaiges materielles Sein außer unſerem Bewußtſein erſchließen können? Es läßt ſich ferner fragen, ob den pſychologiſchen Thatſachen Rechnung getragen ſei bei einer Theorie, welche Leib und Seele in Spinoza's Weiſe als den materiellen (ausgedehnten) und ideellen (denkenden) Pol einer ſubſtanziellen Wirklichkeit faßt? Es läßt ſich endlich fragen,

*) Ich verweiſe hierüber auf die ſcharfſinnige Beſprechung von Biedermanns Erkenntnißtheorie durch Lipſius, Philoſ. u. Religion, S. 59 ff.

zeugungen, zwei Eigenschaften, welche darum sich so selten verbunden finden, weil sie ebenso hohe Geistesbildung wie edle Charakterbildung erfordern. Daß in Biedermann beide Eigenschaften in seltenem Grade verbunden waren, das hat ihn uns zu dem echten „Biedermann" gemacht, an dessen leuchtendem Vorbild wir und noch manche Generation, wie wir hoffen, das Auge klären, das Herz erwärmen und den Muth stählen können!

rhysischen Voraussetzungen von vornherein zu ihrer Bestimmung des psychischen Wesens der Religion mitgebracht haben. Dies also will jetzt (anders früher) Biedermann vermeiden und beschreibt daher die Religion zunächst psychologisch: sie ist die subjektive Erhebung des menschlichen Ich aus einer negativ empfundenen Weltschranke seines natürlichen Lebens zu einer über derselben erhabenen Macht, um von ihr Befreiung zu erlangen; ihr Motiv ist alles, worin der Widerspruch zwischen dem Lebensanspruch des Menschen und seiner erfahrenen Schranke hervortreten kann; die psychische Form dieser Erhebung ist der Glaube, in welchem alle elementaren Funktionen des persönlichen Geistes einheitlich zusammenwirken: ein Gefühl von Weltschranke und Abhängigkeit als Ausgang und von Freiheit als Ziel des Erhebungsakts, ein Vorstellen von einer unendlichen Macht über dem Menschen, und ein Wollen der Erhebung zu ihr mit dem Verlangen nach Freiheit von der hemmenden Weltschranke. Nur dieser ganze Akt des persönlichen Ich, in welchem die theoretische und die praktische Seite untrennbar als Momente verbunden sind, macht den wirklichen religiösen Glauben aus, wogegen das „Glauben" im Sinn des bloßen theoretischen Fürwahrhaltens noch gar kein religiöser Akt ist. Das wird ja nun wohl im Allgemeinen überall zugegeben, aber sehr selten wird dann auch im Besondern die Consequenz daraus gezogen, sondern man spricht doch immer wieder ganz naiv von „Glauben und Unglauben", wo es sich doch gar nicht um den Gegensatz von praktischer Religiosität und Irreligiosität, sondern nur um den Gegensatz theoretischer Ansichten handelt, deren jede gleichgut mit praktischer Frömmigkeit verbunden sein kann. Biedermann hat diese Confusion mit unerbittlicher Consequenz in allen ihren Schlupfwinkeln aufgedeckt und hat gezeigt, wie nur bei säuberlicher Sonderung dieser disparaten Begriffe, des theoretischen „Glaubens" oder Fürwahrhaltens und des praktischen Glaubens oder der Erhebung des Herzens zu Gott, das Verhältniß von Religion und Wissenschaft sich wirklich friedlich gestalten lasse: nicht als ein bloßer Grenzvertrag, bei welchem doch immer der Eine oder Andere oder gar beide Theile zu kurz kommen und daher der Streit um die Grenzlinie endlos sich fortzieht (wie am Beispiel der Ritschl'schen Grenzbestimmung zwischen theologischer und weltlicher Wissenschaft treffend nachgewiesen wird), sondern so, daß Religion und Wissenschaft sich zwar jede gleichsehr auf den ganzen Umkreis des Seienden beziehen, jede aber unter anderem Gesichtspunkt; Biedermann braucht hierfür das anschauliche Bild: Religion und Wissenschaft verhalten sich nicht wie zwei auf derselben Fläche sich schneidende Kreise, sondern wie zwei Kreisflächen, welche die ganze Kugel der für das menschliche Ich vorhandenen Welt im Centrum durchschneiden und auf

Das Jahr 1885 hat das Ergebniß hinterlassen, das neue Schlachtfeld für den Kampf um Indien und um das südliche Ostasien in Afghanistan abgesteckt zu haben. Es ist vielleicht nur ein geringer Theil der englischen Staatsmänner, welcher diese Wendung mit allen Aufgaben begreift, die sie der innern und äußern Politik Englands stellt. Die Mehrzahl der englischen Staatsmänner und vor allem des englischen Publikums, so weit es überhaupt auswärtige Politik begreift, hält noch zähe an dem alten Lieblingsgedanken, die englischen Kastanien lediglich durch andere Nationen, durch Verfeindung derselben mit Englands Hauptrivalen, durch Intriguen und Diversionen aus dem Feuer zu holen. Die Ereignisse werden nicht verfehlen, diesen Lieblingsgedanken zu zerstören. Was an die Stelle desselben treten muß und wird, ist allerdings nicht der Gedanke der unvermeidlichen Isolirung Englands bei der Erhaltung seiner Macht, sondern vielmehr die Vertauschung der egoistischen Isolirung Englands, während die andern sich zu seinem Vortheil raufen, mit einem System dauerhafter, auf gerechter Leistung und Gegenleistung beruhender Allianzen. Es ist noch weit hin, bis dieser Gedanke Wurzel fassen wird, und noch weiter, bis die Staatsmänner zur richtigen Verwirklichung sich finden. Aber er ist das Ziel der Zukunft, ohne welches Englands asiatische Macht mit allem, was an derselben hängt, verloren ist.

In Frankreich hat das Jahr 1885 die Nichtlebensfähigkeit der dritten Republik besiegelt. Seit dem 4. September 1870, wo die napoleonische Dynastie vertrieben, die Regierung der nationalen Vertheidigung eingesetzt wurde, seitdem hat die Republik gleich einer zarten Pflanze um Wachsthum und Befestigung ihrer Wurzeln gerungen mit langsamem, doch stetigem Erfolg. Seit Gambettas, ihres ersten Erstürmers und leidenschaftlichen Verfechters, Tode schien sie erst sich einwurzeln zu können; denn Gambetta war auch ihre Gefahr durch seinen ausschweifenden, aber im Grunde unfruchtbaren Geist, durch die unmöglichen Erwartungen, die er beständig erweckte, und die Furcht, die er mit ebendenselben einflößte. Unerwartet günstig verliefen die zwei Jahre des Ministeriums Ferry für die innere und äußere Befestigung der Republik. Aber das Jahr 1885, welches den Sturz des Ministeriums Ferry herbeigeführt, hat die unheilbare Krankheit in der scheinbar kräftig emporgeschossenen Pflanze aufgedeckt. Es bekämpfen sich auf Tod und Leben eine mögliche und eine unmögliche Republik. Der Kampf könnte und würde vielleicht zu Gunsten der ersten ausgetragen werden, wenn nicht der Klerus der Feind beider Republiken wäre, weil beide ihn, den einzigen Anker der Religion in Frankreich, bekämpfen und zu bekämpfen sogar gedrungen sind durch das Bedürfniß des französischen Geistes nach innerer Freiheit, der gleichwohl keine Reformation, d. h. keine Versöhnung zwischen Religion und Freiheit zu vollbringen imstande ist. Der Klerus arbeitet also für die Wiederherstellung der Monarchie, die freilich in doppelter Form erstrebt und dadurch in ihren Fortschritten gelähmt wird, deren Partisane aber doch verstehen, ihren Zwist zeitweise zu vertagen. Nun kann aber eine Republik den Kampf ums Leben nicht bestehen, die auf der einen Seite den durch ihr

müſſen, daß eben hier der Fehler jener Prinzipien, der logiſche Formalismus, in augenfälliger Weiſe ſich äußere. Jene Categorien enthalten ſo wenig das reine abſolute Weſen des Geiſtes nach Abzug der ſinnlichen Momente, daß ſie vielmehr gerade im Gegentheil den lebendigen Geiſt auf die dürftigſten Categorien der räumlichen Anſchauung („in ſich, außer ſich, in ſich zurück") zu reduciren ſcheinen. Daß Biedermann den Weg der Analogie und das Mittel des bildlichen Ausdrucks als der wiſſenſchaftlichen Rede unangemeſſen verwirft, dient nicht dazu, die Gotteslehre reiner, ſondern nur ſie inhaltsleerer zu machen. Nicht der Vorwurf des „Pantheismus", wie oft geſchah, wohl aber der des leeren Formalismus wird alſo mit Recht gegen den Biedermann'ſchen Gottesbegriff zu erheben ſein und dieſer hängt mit den Fundamenten ſeiner philoſophiſchen Denkweiſe zuſammen.

Die Religion iſt nun alſo nicht bloß menſchliche Beziehung auf den vorgeſtellten Gott, ſondern reale Wechſelbeziehung göttlich-unendlichen und menſchlich-endlichen Geiſtes innerhalb der Sphäre des letztern; dem menſchlichen Akt des Glaubens entſpricht als ſein metaphyſiſches Prius der göttliche Akt des Selbſterweiſes oder der Offenbarung für das Ich und in dem Ich des Menſchen. Es iſt der Fehler des abſtrakt-dualiſtiſchen Rationalismus, daß das göttliche Moment im religiöſen Verhältniß ihm nur die Bedeutung einer ſubjektiven Vorſtellung von problematiſcher Wahrheit behält; der Supranaturalismus hält hingegen mit Recht die Realität dieſes göttlichen Moments gegenüber dem menſchlichen Ich feſt und irrt nur darin, daß er die Offenbarung von außen als etwas dem Menſchen weſentlich Fremdes an ihn herankommen, aber nicht wahrhaft in ihn hineinkommen läßt. In Wahrheit iſt aber nach Biedermann die Offenbarung ebenſowohl übernatürlich, ſofern ſie die endliche Naturbeſtimmtheit des Menſchen überragt und über dieſelbe hinaushebt, wie zugleich natürlich, ſofern ſie dem geiſtigen Weſen des Menſchen entſpricht und daſſelbe verwirklicht. Alle Offenbarung iſt vermittelt durch das Weſen des Menſchen, aber unmittelbar als innerer Vorgang im perſönlichen Geiſt. Näher offenbart ſich Gott in dreifacher Weiſe: als Grund des menſchlichen Geiſteslebens im Vernunfttrieb, als Geſetz deſſelben im Gewiſſen und als Kraft ſeiner Beſtimmungserfüllung in der realen Freiheit. Letzteres iſt die eigentliche religiöſe Offenbarung, welche als Grund und Inhalt des menſchlichen Glaubens erleuchtend, beſeligend und heiligend wirkt. Dieſe inneren Erfahrungen des religiöſen Geiſtes ſind alſo wirkliche unmittelbare Offenbarungen Gottes, aber auch die einzige eigentliche Offenbarung. Was von ſolcher noch hinter und außer ihnen geſucht wird, beruht auf der eigenthümlichen Weiſe der religiöſen Vorſtellung, den gött-

der Ausnutzung dieſer Umſtände haben aus dem engliſchen Volke eine Ariſtokratie unter den Völkern der Erde gemacht. In dieſer Ariſtokratie gab es eine engere Ariſtokratie, welche in der Verwerthung jener günſtigen Umſtände das Beſte that, dafür aber auch den größten Theil des Gewinnes für ſich nahm. Wenn dieſe Ariſtokratie, der Noth der Zeit gehorchend, den Gewinn der bevorzugten Nationalſtellung von nun an in weit größerem Maße mit den bisher zurückgeſetzten Volksgenoſſen theilt, ſo kann ſie ſich noch immer zum Wohl des Ganzen an der Spitze deſſelben behaupten. Der ariſtokratiſche Zug geht einmal durch das ganze engliſche Volk, wie wir in der letzten Correſpondenz ausgeführt, der ariſtokratiſche Zug, welcher nicht etwa nach dem Maße radikaler Einſicht in angeborner Bedientenhaftigkeit beſteht, ſondern in dem männlichen Inſtinkt, daß, wo ein Werk gethan werden ſoll, der Tüchtigſte befehlen muß und daß die Tüchtigkeit für die meiſten Dinge nicht angeboren ſein kann, ſondern angebildet ſein muß. Anſtatt zu dem demokratiſchen Neid, das Ganze herunterzubringen und ohnmächtig zu machen, iſt der Engländer aller Klaſſen zu der Einſicht fähig, daß es beſſer iſt, in einem reichen und mächtigen Ganzen die zweite und dritte Rolle zu ſpielen, als mit allen zuſammen die gleiche Rolle der Dürftigkeit in einem ſchwachen und mittelmäßigen, beſtändig dem Verluſt der Selbſtändigkeit ausgeſetzten Ganzen.

Aber trotz dieſer Bürgſchaften einer bedeutenden Zukunft ſind die Schwierigkeiten der nächſten Stunde in England ungemein groß. So überwiegend iſt bei keinem Volk weder die angeborne Klugheit noch der Klugheitsſporn des Egoismus, um die Krankheit des Radikalismus gar nicht aufkommen zu laſſen. England hat um ſo ſtärker an dieſer Krankheit zu leiden, als es bei ſeiner ariſtokratiſchen Entwicklung die Pflichten der ausgleichenden Gerechtigkeit übermäßig hintenan geſetzt hatte. Der Radikalismus graſſirt unter ſeinen Literaten und unter ſeinen Millionären. Mr. Chamberlain iſt vielfacher Millionär, Mr. Gladſtone mehrfacher, andere Radikale ſind Baronets, wie Sir Charles Dilke, einige ſogar Lords, wie der Rothſchildſche Schwiegerſohn, Lord Roſeberry. Der Radikalismus iſt das Erzeugniß eines kurzen Blickes und oberflächlichen Denkens, eine Sinnesart, welche naturgemäß ihren Bundesgenoſſen und ihr Werkzeug in der materiellen Noth geblendeter und geſtachelter Leidenſchaft findet.

Von den 333 Stimmen der liberalen Oppoſition des neuen Unterhauſes gehören höchſtens zwei Drittel — es läßt ſich bei dem gefliſſentlichen Verſchweigen der Unterſchiede des Liberalismus, wie es in England zur Zeit beliebt iſt, ſchwer feſtſtellen — den Anhängern des eigentlichen Radikalismus an. Das letzte Drittel mag aus Whigs beſtehen. Man weiß nicht, wo die Reſte des mancheſterlichen Radikalismus ſich hinbegeben werden; ob zu den Whigs, ob zu den modernen, mit Sozialismus experimentirenden Radikalen. Bildete dieſe Oppoſition einen geſchloſſenen Körper, ſo wären alle Ausſichten zur Fortſetzung der Toryregierung abgeſchnitten. Unmöglich könnte Lord Salisbury, ſelbſt wenn er anſtatt über ein Mehr von vier Stimmen über ein ſolches von 20—30 Stimmen geböte, ſein Regiment auf den Zufall der Gnade Mr. Parnells

stützen, und noch weniger könnte er es auf die gehorsame Ausführung der Gebote des Leiters der irischen Radikalen stützen. Jung Irland ist von der Forderung des Homerule, d. h. der aus einheimischen Elementen gebildeten Lokalverwaltung, wieder fortgeschritten zu der alten Forderung O'Connells, zum Repeal, d. h. dem Widerruf der Realunion Irlands mit England und Schottland. Mr. Parnell fordert für Irland das eigene Parlament und das eigene Ministerium und unterscheidet sich von den Feniern nur durch die Anwendung der parlamentarischen Mittel anstatt der lediglich gewaltsamen, und durch den Verzicht auf die Bestrafung Englands für alle Sünden der Vergangenheit, vorausgesetzt, daß England jetzt endlich seine Schuld gegen Irland einlöst.

Der unbetheiligte Beobachter aus der Ferne kann sehr im Zweifel sein, ob Englands klügste Politik nicht die sein würde, Irland loszulassen; das heißt das Band zu beschränken auf die Personalunion der Dynastie und auf die Realunion der auswärtigen Politik, welche nach wie vor allein von England aus zu leiten wäre; dazu würde ein irländischer Beitrag zu den Kosten des auswärtigen Dienstes, des Landheeres und der Flotte gehören, während als Entgelt den Irländern im Ausland und in den britischen Kolonien die Rechte der Engländer zustehen müßten. Man kann zur Befürwortung einer solchen Politik gelangen aus drei Gesichtspunkten: 1) weil die Niederhaltung der irischen Nationalität in der bisherigen Weise zu einer wachsenden und unerträglichen Gefahr führt; 2) weil die frühere Besorgniß, irgend ein Feind Englands, wie Frankreich oder das frühere Spanien, könne sich auf der grünen Insel festsetzen und sie zum Stützpunkt eines Angriffs auf England machen, durch die Veränderung der Zeiten allen Anhalt verloren hat; 3) weil nur in einem versöhnten Irland das englische Reich den Rekrutirungsbezirk tüchtiger Soldaten auf dem Wege freiwilliger Anwerbung finden kann, dessen es zur Behauptung seiner Weltstellung bedarf. Der Rath einzelner Adepten politischer Weisheit auf dem Kontinent, England solle sein Reich durch die allgemeine Wehrpflicht vertheidigen, ist vollkommen abgeschmackt. Als vierten Grund zur Lösung der Realunion könnte man noch die Nothwendigkeit anführen, das fremde und unberechenbare Element der irländischen Nationalität aus dem englischen Parlament zu entfernen, wenn die parlamentarische Verfassung fortbestehen soll.

Dem einzigen Genie unter Englands heutigen Staatsmännern, dem Lord Randolph Churchill, wird die Geltendmachung solcher Gesichtspunkte nachgesagt. Eines aber weiß Lord Randolph so gut wie irgend einer seiner Landsleute: daß die Durchführung und schon die Einleitung solcher Maßregeln vollkommen unmöglich ist unter dem scheinbaren Diktat des irländischen Kontingents der unentbehrlichen Majorität. Der ganze Stolz des englischen Volkes würde sich gegen eine solche Situation aufbäumen und sich einmüthig gegen eine Regierung erheben, die ihm eine schwer anzunehmende Maßregel auch noch unter einer demüthigenden Form aufzulegen versuchen wollte. Inzwischen hat Mr. Gladstone sich gesagt: was jener Tory kann, kann ich auch; und hat versucht einen

der Ausnutzung dieſer Umſtände haben aus dem engliſchen Volke eine Ariſtokratie unter den Völkern der Erde gemacht. In dieſer Ariſtokratie gab es eine engere Ariſtokratie, welche in der Verwerthung jener günſtigen Umſtände das Beſte that, dafür aber auch den größten Theil des Gewinnes für ſich nahm. Wenn dieſe Ariſtokratie, der Noth der Zeit gehorchend, den Gewinn der bevorzugten Nationalſtellung von nun an in weit größerem Maße mit den bisher zurückgeſetzten Volksgenoſſen theilt, ſo kann ſie ſich noch immer zum Wohl des Ganzen an der Spitze deſſelben behaupten. Der ariſtokratiſche Zug geht einmal durch das ganze engliſche Volk, wie wir in der letzten Correſpondenz ausgeführt, der ariſtokratiſche Zug, welcher nicht etwa nach dem Maße radikaler Einſicht in angeborner Bedientenhaftigkeit beſteht, ſondern in dem männlichen Inſtinkt, daß, wo ein Werk gethan werden ſoll, der Tüchtigſte befehlen muß und daß die Tüchtigkeit für die meiſten Dinge nicht angeboren ſein kann, ſondern angebildet ſein muß. Anſtatt zu dem demokratiſchen Neid, das Ganze herunterzubringen und ohnmächtig zu machen, iſt der Engländer aller Klaſſen zu der Einſicht fähig, daß es beſſer iſt, in einem reichen und mächtigen Ganzen die zweite und dritte Rolle zu ſpielen, als mit allen zuſammen die gleiche Rolle der Dürftigkeit in einem ſchwachen und mittelmäßigen, beſtändig dem Verluſt der Selbſtändigkeit ausgeſetzten Ganzen.

Aber trotz dieſer Bürgſchaften einer bedeutenden Zukunft ſind die Schwierigkeiten der nächſten Stunde in England ungemein groß. So überwiegend iſt bei keinem Volk weder die angeborne Klugheit noch der Klugheitsſporn des Egoismus, um die Krankheit des Radikalismus gar nicht aufkommen zu laſſen. England hat um ſo ſtärker an dieſer Krankheit zu leiden, als es bei ſeiner ariſtokratiſchen Entwicklung die Pflichten der ausgleichenden Gerechtigkeit übermäßig hintenan geſetzt hatte. Der Radikalismus graſſirt unter ſeinen Literaten und unter ſeinen Millionären. Mr. Chamberlain iſt vielfacher Millionär, Mr. Gladſtone mehrfacher, andere Radikale ſind Baronets, wie Sir Charles Dilke, einige ſogar Lords, wie der Rothſchildſche Schwiegerſohn, Lord Roſeberry. Der Radikalismus iſt das Erzeugniß eines kurzen Blickes und oberflächlichen Denkens, eine Sinnesart, welche naturgemäß ihren Bundesgenoſſen und ihr Werkzeug in der materiellen Noth geblendeter und geſtachelter Leidenſchaft findet.

Von den 333 Stimmen der liberalen Oppoſition des neuen Unterhauſes gehören höchſtens zwei Drittel — es läßt ſich bei dem gefliſſentlichen Verſchweigen der Unterſchiede des Liberalismus, wie es in England zur Zeit beliebt iſt, ſchwer feſtſtellen — den Anhängern des eigentlichen Radikalismus an. Das letzte Drittel mag aus Whigs beſtehen. Man weiß nicht, wo die Reſte des mancheſterlichen Radikalismus ſich hinbegeben werden; ob zu den Whigs, ob zu den modernen, mit Sozialismus experimentirenden Radikalen. Bildete dieſe Oppoſition einen geſchloſſenen Körper, ſo wären alle Ausſichten zur Fortſetzung der Toryregierung abgeſchnitten. Unmöglich könnte Lord Salisbury, ſelbſt wenn er anſtatt über ein Mehr von vier Stimmen über ein ſolches von 20—30 Stimmen geböte, ſein Regiment auf den Zufall der Gnade Mr. Parnells

heit überhaupt und also die naturgemäße Vollendung ihrer religiösen Anlage, die Verwirklichung des Zieles ihrer göttlichen Bestimmung ist. Daß die Kirche aus diesem relativ Wunderbaren, was sie mit Recht in Christo als göttliche Heilsoffenbarung gegeben sah, ein schlechthinniges Wunder, die überweltliche Person des Gottmenschen gemacht hat, war ein psychologisch ganz begreiflicher und historisch nothwendiger Prozeß, weil eben nur in dieser Form das göttliche Offenbarungsmoment an der Person des geschichtlichen Heilands sich gemeinfaßlich fixiren ließ. Demnach besteht die Aufgabe der heutigen Theologie diesem Dogma gegenüber einerseits in der kritischen Auflösung jener Identifikation von Prinzip und Person, in der Unterscheidung des christlichen Geistes, der Idee, des Lebensideals, oder wie man es sonst nennen möge, von der geschichtlich menschlichen Person seines ersten Trägers und Offenbarungsmittlers, sodann aber auch andererseits in der richtigen Beziehung beider auf einander oder in dem Nachweis, wie jenes religiöse Prinzip, der Geist der Gotteskindschaft, in der Person Jesu als individuelles Leben und durch sie in der Gemeinde der Christen als gemeinsames Leben zur geschichtlichen Wirklichkeit geworden („Fleisch geworden") sei. — Dies sind die tiefsinnigen und, wie ich meine, bleibend werthvollen Grundgedanken der Biedermann'schen Christologie. Wie er sie den einzelnen Bestimmungen der kirchlichen Dogmatik gegenüber durchgeführt hat, ist nur von fachwissenschaftlichem Interesse und daher hier überflüssig. Nur soviel möchte ich noch hinzufügen, daß die Details seiner Ansicht von Christi Person viel einfacher, klarer und in der That auch religiös wahrer in seinem populären Vortrag über „Unsere Stellung zu Christo" ausgeführt sind als in den §§ seiner Dogmatik, wo wieder einmal das Streben nach „rein logischem Gedankenausdruck" zu ziemlich ungenießbaren und abstrusen Formeln geführt hat (vgl. z. B. §§ 822ff.). Man muß eben, wie überall, so besonders hier die Schulform, in welcher freilich Biedermann selber den Gipfel seiner Leistung erblickt haben mag, von seiner Theologie erst abstreifen, um ihre gesunden und werthvollen Gedanken recht zu würdigen. Es verhält sich bei ihm übrigens darin genau ebenso wie bei Hegel.

Ganz analog wie das Wesen des Christenthums beschreibt Biedermann auch das des Protestantismus. Er unterscheidet auch hierbei zwischen dem Prinzip und der geschichtlichen Erscheinung in der Kirchenbildung der Reformation. Jenes besteht in der immer in der Geschichte vorhandenen, weil im Wesen des Christenthums begründeten Grundtendenz des christlichen Geistes, gegen seine kirchliche Entstellung und Herabziehung auf die Stufe der Gesetzes- und Naturreligion zu reagiren und

den angeblichen Ideen Churchills ziemlich genau entsprechenden Plan als seinen eigenen Gedanken dem britischen Publikum vorzulegen. Natürlich ist dies in Form einer unverbürgten Zeitungsmittheilung geschehen, so daß Mr. Gladstone seine Autorschaft jederzeit ableugnen kann, was auch bereits, natürlich wiederum in Form einer unverbürgten Zeitungsmittheilung, geschehen ist. Mr. Parnell hat sich inzwischen unsichtbar gemacht, sei es in Amerika, sei es auf einem verborgenen Landsitz Irlands. Er wartet ab, ob die Radikalen oder die Tories seinem Plan das weiteste Entgegenkommen zeigen und für dieses Entgegenkommen sich verbindlich machen werden. Bei den Wahlen hatte er auf der Seite der Tories gefochten, indem er seinen Anhängern nicht mit Unrecht vorstellte, die Tories allein könnten für Irland befriedigende Maßregeln durch das Oberhaus bringen.

Was soll, was wird in dieser Lage Lord Salisbury thun? Das Parlament tritt am 12. Januar zusammen und soll am 19. die Thronrede vernehmen; man glaubt nicht, daß die übliche Vertagung bis zum Februar diesmal erfolgen werde. Das Gerücht ist verbreitet, Lord Salisbury wolle sofort ein Vertrauensvotum vom Unterhaus verlangen, um es bei Weigerung desselben aufzulösen. Das Vertrauensvotum kann er nur durch ein Programm der bevorstehenden und unumgänglichen Maßregeln erhalten.

Was kann dies für ein Programm sein? Welche kann die Majorität sein, die er mit seinem Programm zu gewinnen hofft, sei es in dem jetzigen Unterhaus, sei es in einem neu zu wählenden?

Wenn Vermuthungen gewagt sind, doppelt gewagt aber und noch dazu überflüssig im Angesicht einer ganz nahen Zukunft, so dienen sie doch in hohem Grade, die Lagen, aus denen sie hervorgehen, zu charakterisiren und zu beleuchten. Wir scheuen deshalb auch angesichts der Nähe des 19. Januar vor einer Vermuthung nicht zurück. Sicher wird Lord Salisbury mit einem radikalen Programm nicht hervortreten und schwerlich mit einem Programm, welches vermittelnd wäre in Bezug auf England, radikal in Bezug auf Irland. Letzteres ist aus den oben angeführten Gründen nicht anzunehmen. In der ganzen Parteistellung und Tradition der Tories liegt es, daß sie sich auf das altenglische Gefühl der historischen Ruhmestitel und des Nationalstolzes stützen, ein Gefühl, welches soeben in zahlreichen kräftigen Aeußerungen gegenüber dem irländischen Plane Mr. Gladstones laut geworden. Wenn Lord Salisbury ein Programm vorlegt vermittelnder Natur in Bezug auf soziale Reformen in England und ebenso vermittelnder Natur in Bezug auf die politische Befriedigung Irlands, etwa durch Einschränkung der Gewährungen auf das Homerule, wie es früher gefordert wurde, so würde er die Bundesgenossenschaft der Parnelliten sogleich verlieren. Aber er hat dafür alle Aussicht, die Whigs von der liberalen Opposition abzulösen und für eine schwerlich bald vorübergehende Zukunft an die neue als national und aristokratisch zu bezeichnende Torypartei anzuschließen. Den Whigs wird sicherlich noch ein Theil des bisherigen Liberalismus, vielleicht ein nicht unbeträchtlicher, aus nationalem Instinkt folgen.

Es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen zu verfolgen, wie Biedermann diese Aufgabe am ganzen dogmatischen Stoff vollzogen hat, indem er denselben zuerst in seiner biblischen Grundlegung, dann in seiner kirchlichen Entwickelung und Ausgestaltung mit meisterhafter Objektivität und Präcision darstellt, sodann durch kritische Analyse der Resultate dieses dogmengeschichtlichen Entwickelungsganges sich die Probleme stellt, deren Lösung er schließlich in dem reinen Gedankenausdruck der spekulativen Construktion versucht. Nur das letzte Lehrstück kann hier nicht unerwähnt bleiben, weil da der anstößigste Punkt seiner ganzen Theologie liegt. Mit allen übrigen Formen der kirchlichen Eschatologie hat Biedermann auch deren allgemeinste Voraussetzung: die Fortdauer der Seele nach dem Tode oder die „*Unsterblichkeit*“ als eine sinnliche Vorstellungsweise verneint, deren allein wahrer Kern liege in dem religiösen Begriff des „ewigen Lebens“, wie es sich im Diesseits als Erhebung des endlichen Geistes zur Gemeinschaft Gottes verwirkliche. Man wird nun allerdings ohne Weiteres zugeben müssen, daß dies in der Consequenz seiner philosophischen Prinzipien lag, da er in Spinoza's Weise Seele und Leib als ideellen und materiellen Pol der *einen* substantiellen Wirklichkeit dachte, die eben als *materiell-ideelle* auch zeitlich, d. h. vergänglich sei, da nur das *rein* Ideelle oder der absolute Geist zeitlos, ewig sei. Allein wir haben schon eben darauf hingewiesen, daß diese psychologische Theorie auf unerwiesenen Voraussetzungen ruht, da in den primitiven, rein aufgefaßten Bewußtseinsthatsachen uns keineswegs jenes Zumal von zeitlos-geistigem und zeitlich-materiellem Sein gegeben ist, sondern einfach ein ideelles und zeitlich verlaufendes Sein, welches wir als das eigene Leben unserer Seele erfahren, und von welchem aus wir erst auf anderweitige, sei es seelische oder materielle Realität schließen. Damit fällt jedenfalls der erkenntnißtheoretische Grund hinweg, der uns nöthigen könnte, unsere Seele als bloßes Moment an einer vergänglichen Substanz zu denken; es kann uns vielmehr nichts hindern, sie selber für eine individuelle Substanz oder Monade zu halten. Ob sie nun aber als solche vergänglich oder unvergänglich sei, ist damit noch nicht ausgemacht, sondern dies ist eine metaphysische Frage von sehr schwieriger Art, die bis jetzt noch nirgends eine überzeugende Lösung gefunden hat und sie auch wohl nie finden wird. Unter solchen Umständen ist dann aber die apodiktische *Verneinung* der Unsterblichkeit ebensogut ein dogmatistisches Ueberschreiten der kritisch wißbaren Thatsachen, wie die apodiktische *Bejahung* derselben dies ohne Zweifel ist; theoretisch betrachtet liegt eben hier ein Non liquet vor, das von Seiten praktischer Motive seine — hypothetische — Entscheidung zu erwarten hat. Was nun diese praktischen Entscheidungsgründe betrifft, so

standes, daß in Frankreich der Weihnachtsabend nicht die Bedeutung wie in Deutschland hat. Aber bei uns brächte man so etwas auch an keinem andern Vorabend eines Festes zu Stande. Bei der Abstimmung siegte das Ministerium mit vier Stimmen. Die Majorität von vier scheint ominös werden zu wollen.

Bei der Verhandlung trat überaus deutlich hervor, was hier des Oefteren ausgeführt worden, daß die Gegner Ferrys und der Opportunisten das Bedürfniß der Revanche wiedererweckt und sogar gesteigert haben, um diese Leidenschaft gegen Ferry als Prussien und Verräther der Ehre Frankreichs zu kehren. Es ist nicht genug, daß Ferry gestürzt worden, er soll nun auch um jeden Preis geächtet, vernichtet, für immer unmöglich gemacht werden. So sehr fürchten die Monarchisten in ihm die einzig mögliche Republik, so sehr fürchten die Anarchisten und Illusionisten in ihm die Versöhnung der festen Staatsordnung mit der Republik. Clemenceau, der in einer großen Wahlrede des vorigen Sommers die Wiederherstellung Frankreichs in seinen alten Grenzen — man weiß nicht, ob der Rhein oder was sonst gemeint ist — vergessen hatte, antwortete damals auf einen strafenden Zuruf, daß er die Größe Frankreichs von dem unwiderstehlichen Beispiel der echten demokratischen Idee erwarte. Seitdem hat er sich zu einer andern Ansicht bekehrt; auch er will jetzt die Augen Frankreichs nur auf die Pässe der Vogesen gerichtet sehen. Am 24. Dezember citirte er in gefälschter Weise aus dem Gelbbuch über Tongking eine Depesche Ferrys an den französischen Botschafter in Berlin, welche beweisen sollte, daß Ferry die Dienste Deutschlands bei dem Hof von Peking in Anspruch genommen. Das Citat war eine Fälschung, aber auch wenn es dies nicht gewesen wäre, charakterisirt es Herrn Clemenceau. Also wenn ein französischer Minister einen Dienst Deutschlands in Anspruch nimmt, wie es unter allen Mächten üblich ist, dann begeht dieser Minister ein verächtliches Verbrechen. Wenn Herr Clemenceau das deutsche Volk zu seinen demokratischen Ideen bekehren will, so müßte er es immerhin mit einiger Achtung behandeln. Er ist, wie der bornirteste Chauvinist, bei dem écrasez l'infame angelangt. Er wird es schwer haben, wenn er Minister wird, nicht mit dem Revanchekrieg anzufangen. Darum schien er auch vor dieser Möglichkeit zu zittern. Seine Rede war so unklar in betreff der Räumung Tongkings gehalten, daß er die Stimmen dafür sicher nicht vermehrt hat. Ihm wäre die Aufgabe zugefallen, die Räumung ins Werk zu setzen, wenn die Majorität dieselbe verlangt hätte.

Am 28. Dezember ist durch den Kongreß für die Präsidentenwahl Herr Grevy abermals auf sieben Jahr, vom 30. Januar 1886 bis 30. Januar 1893 zum Präsidenten der Republik erwählt worden. Die Monarchisten suchten durch brutale Lärmscenen den Wahlakt zu vereiteln oder wenigstens zu zeigen, daß sie sich stark genug fühlen, die Republik bei ihren wichtigsten Handlungen offen zu verhöhnen. Den Wahlakt haben sie nicht verhindern können, die Demonstration aber ist erreicht. Mit dieser Partei wird jede Art der Republik bald im offenen Kampfe sein. Vielleicht ist dies die Berechnung der Monarchisten, die Republik zu einem legalisirten Gewaltakt zu nöthigen, um sofort

in der idealen Erhabenheit über enge Parteischablonen mag der Verewigte uns ein leuchtendes Vorbild sein: „Ich habe", sagt er am Schluß der Erinnerungen, „meine Grundsätze im Politischen und im Kirchlichen, wie sie sich mir aus meiner Ueberzeugung vom Wesen des Staates und der Kirche ergeben, und nach diesen Grundsätzen allein bemesse ich, auf welche Seite ich mich in jeder praktischen Frage zu stellen habe. Darin, glaube ich, bin ich zuverlässig. Als Parteimann dagegen wäre ich nicht zuverlässig, denn ich kann überhaupt keiner sein; ich könnte es nur sein, wenn ich meinem Innersten untreu sein wollte, aber das kann und will ich am wenigsten. Ich habe nun einmal eine gegen Phrasen ganz specifisch empfindliche Natur; in allem Parteileben aber spielen Phrasen als Stich- und Schlagwörter ganz naturnothwendig eine viel zu große und entscheidende Rolle, als daß mich dieser Flitter an die eine oder andere Partei festbinden könnte. Was ich auch zur wissenschaftlichen Begründung einer liberalen Theologie unter uns mag beigetragen haben — an der Entstehung unserer gegenwärtigen schweizerischen Parteivereine habe ich weder Verdienst noch Schuld. Ich habe meine nächsten Freunde genug davor gewarnt, das Signal zu einer solchen Organisation eines prinzipiell kristallisirten und dadurch innerlich unfreien Parteiwesens zu geben; so frei sei überall bei uns [NB.! nicht von Deutschland, sondern von Zürich ist die Rede] die Kirchenorganisation immerhin, daß es dieses Mittels bei uns nicht bedürfe, um vernünftiger Freiheit in ihr Raum zu schaffen. Als einer dieser Vereine nach dem andern sich konstituirte, äußerte einmal der Altmeister wissenschaftlich liberaler Theologie unter uns, A. Schweizer, gegen mich: jetzt wäre es bald Zeit, daß wir einen Verein der Vereinslosen bildeten. Ich aber möchte denselben Gedanken so ausdrücken: Da die Parteivereine nun einmal bestehen, so sollte wenigstens jeder Theologe von Fach zwar demjenigen angehören, dessen Schwerpunkt in seine Theologie fällt, in den andern aber Ehrenmitglied sein, mit der Verpflichtung, in den letzteren das Recht seiner eigenen Partei zu vertreten, im eigenen aber auch das der anderen. Darin läge für ihn, um nicht als Wetterfahne zu erscheinen, nur eine erhöhte Aufforderung, fest auf den eigenen Füßen zu stehen und das Centrum des eigenen theologischen Denkens zugleich als den Schwerpunkt einer wahren Vermittelungstheologie für die Kirche thatsächlich zu bewahrheiten. Wenn auch kein Vereinsstatut solche Bestimmungen enthält, so nehme ich mir doch die Freiheit, mich so zu unseren gegenwärtigen Parteien zu stellen".

Zu solcher idealen Erhabenheit über den Parteischranken sind freilich zwei Voraussetzungen unerläßlich: klare und ruhige Sicherheit der eigenen Ueberzeugung und gerechte und milde Weitherzigkeit gegen fremde Ueber-

zeugungen, zwei Eigenſchaften, welche darum ſich ſo ſelten verbunden finden, weil ſie ebenſo hohe Geiſtesbildung wie edle Charakterbildung erfordern. Daß in Biedermann beide Eigenſchaften in ſeltenem Grade verbunden waren, das hat ihn uns zu dem echten „Biedermann“ gemacht, an deſſen leuchtendem Vorbild wir und noch manche Generation, wie wir hoffen, das Auge klären, das Herz erwärmen und den Muth ſtählen können!

Politiſche Correſpondenz.

Das Jahr 1885. — England nach den Unterhauswahlen. — Miniſterkriſis in Frankreich. — Verſchiedenes. — Allgemeine Betrachtung.

Berlin, Ende Dezember.

Es giebt in der Geſchichte keinen Stillſtand, keine Pauſen und alſo eigentlich keine Abſchnitte. Aber in dem ſtetigen Strom bedarf das menſchliche Auge der Abſchnitte, und es legt ſie an die Punkte, wo große Anſätze oder große Ergebniſſe hervortreten. Das Jahr 1885 zeichnet ſich durch ſolche Punkte mehr als eines der Jahre aus, welche bisher dem deutſch-franzöſiſchen Kampfe gefolgt ſind.

Die Rivalität Rußlands und Englands theils um den Beſitz, theils um die Domination der werthvollen Theile Süd- und Mittelaſiens bereitet ſich ſeit dem Anfang unſers Jahrhunderts vor. Lange ſchien es, als liege das Lokal für die Entſcheidung dieſes Kampfes in Conſtantinopel, denn man glaubte, Conſtantinopel beherrſche durch ſeine Lage die Straßen Weſtaſiens bis nach Indien. Allein, wie ſchon mehrfach an dieſer Stelle hervorgehoben wurde, die Stellung Conſtantinopels iſt von jedem der beiden Nebenbuhler umgangen worden: von England durch den Suezkanal, welcher England geſtattet, Kriegsmittel und Streitkräfte raſch genug nach Indien zu werfen, um der Ueberraſchung eines Angriffes zuvorzukommen. Aber auch von dem Angreifer iſt Conſtantinopel umgangen, ſeitdem derſelbe Centralaſien erobert hat und dieſe Eroberungen durch Eiſenbahnen und Militärſtraßen mit dem Kaſpiſchen See und mit dem Schwarzen Meer als den Sammelpunkten ruſſiſcher Angriffskräfte, welche ihrerſeits mit dem europäiſchen Kraftcentrum Rußlands wohl verbunden ſind, in raſchen Verkehr zu ſetzen. Seitdem hat freilich Conſtantinopel nicht aufgehört, eine wichtige ſtrategiſche Poſition zu ſein; es beherrſcht noch immer die verödeten, aber reicher Entwicklung fähigen Gebiete des weſtlichen Aſiens, und es gewährt mit ſeinem Hafen, welcher durch zwei enge, wohl zu vertheidigende Waſſerſtraßen mit dem Schwarzen Meer und mit dem Mittelmeer verbunden iſt, die unvergleichlich geſchützte Zuflucht für eine im öſtlichen Mittelmeer operirende Flotte. Aber die Entſcheidung des Beſitzes von Aſien liegt nicht mehr in Conſtantinopel, wenn ſie jemals da gelegen hat.

Das Spiritus-Monopol

ist noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben, aber die einzelnen Andeutungen, die hier und da gefallen sind, lassen doch bereits die großen Umrisse des Planes erkennen und auf die Gefahr hin, in einzelnen Punkten corrigirt zu werden, wollen wir den Versuch wagen, sie zu zeichnen.

Die Absicht geht nicht auf ein Fabrikations- sondern auf ein Verkaufsmonopol. Aller fabricirter Spiritus muß gegen einen bestimmten Preis an den Fiscus abgeliefert werden. Die Controlle wird durch einen in der Brennerei aufgestellten Meßapparat ausgeübt, welcher die Menge des Fabrikats, das abgeliefert werden muß, anzeigt. Der Fiscus verkauft mit gesetzlichem Preisaufschlag an die Destillateure.

Den Ueberschuß über das, was im Lande nicht verbraucht wird, verkauft der Fiscus im Auslande.

Der Preis, welchen der Fiscus den Brennereien zahlt, wird im Gesetz mit einer oberen und einer unteren Grenze limitirt, innerhalb deren der Bundesrath nach dem Ausfall der Kartoffelernte für jedes Jahr die Festsetzung trifft.

Diese beiden Punkte, der Verkauf in's Ausland und der fixirte Preis, bezeichnen die eigentliche Aufgabe der legislatorischen Construction. Es kann vorkommen, daß der Fiscus im Auslande einen geringeren Preis erhält als er selbst den Brennereien gezahlt hat. Es ergiebt sich ferner, daß der Fiscus zu einem Speculations-Händler wird, der unbestimmte Massen seines Products unter wechselnden Conjuncturen suchen muß, so vortheilhaft wie möglich loszuschlagen. Das ist für eine Staatsverwaltung, ganz besonderes in einem constitutionellen Staat, eine Unmöglichkeit.

Das Gesetz muß deshalb die Bestimmung enthalten, daß der Brennereibetrieb geschlossen, d. h. daß ein Kataster aller bestehenden Brennereien mit Maximalhöhe der Production angelegt und für die Zukunft die Anlage neuer Brennereien und die Erweiterung der Production entweder gänzlich verboten oder von einer Concession abhängig gemacht oder nur unter der Bedingung des Verkaufs in's Ausland gestattet wird.

Diese, man darf vielleicht den Ausdruck wählen, Contingentirung des Betriebes ist das eigentliche Charakteristische des Projects.

Der Effect ist, daß das Speculative des Verkaufs ins Ausland wenn nicht beseitigt, so doch genügend eingeschränkt ist. Es handelt sich nicht mehr um unbestimmte Massen, sondern um ein ziemlich feststehendes Quantum, welches in einer gesetzlich regulirten Weise verkauft werden kann. Es ist zwar möglich, daß der erzielte Preis zuweilen unter dem Selbstkostenpreis bleibt, aber der Schade ist nicht erheblich, da die Zubuße sich innerhalb bestimmter Grenzen hält und was in einem Jahr zugesetzt wird, in einem anderen wieder gewonnen werden kann. Die höchste Ausfuhr hat bisher (1881) 1,1 Mill. Hectoliter betragen; die niedrigste (1876) 0,4 Mill. Hectoliter. Es wäre schon kolossal, wenn bei einer solchen Ausfuhr, die heute einen Werth von 9 resp. 27 Mill. Mk. repräs-

eigenes Prinzip geschützten Radikalismus unschädlich zu machen, auf der andern Seite sich eines Feindes zu erwehren hat, der wie der Klerus um sein Dasein kämpft, ein Dasein, dessen Wurzeln von den Lebenswurzeln der nationalen Sittlichkeit nicht getrennt sind und nicht getrennt werden können. Und dieser Klerus findet den mächtigsten Bundesgenossen in den Instinkten einer Gesellschaft, die von der Republik, welche den Radikalismus nicht überwältigen kann, alles fürchtet. Die Partei der gemäßigten Republikaner scheint bei weitem nicht über die Kräfte zu verfügen, welche dieser riesigen Doppelaufgabe gewachsen sein könnten. Unterliegt sie dem Radikalismus, so wird der Sieg irgend einer Monarchie bald unvermeidlich sein, und die Partei der vereinigten Monarchisten thut alles, um die gemäßigte Republik gegenüber dem Radikalismus zu lähmen. Diese Verhältnisse liegen dem französischen Leben schon längst zu Grunde, aber in Frankreich und außer Frankreich hat man zwei Jahre lang geglaubt, die Mehrzahl der französischen Nation sei zu der Einsicht und zu dem Willen gelangt, die gemäßigte Republik stützen zu müssen gegen die Uebertreibungen des Radikalismus, wie gegen die Feindschaft des Klerus. Die Wahlen vom Oktober 1885 haben jedoch gezeigt, daß die Nation so schwankend und gespalten ist, wie je zuvor; so unfähig zur ausdauernden Verfolgung eines politischen Gedankens wie je zuvor. Weil die innere und äußere Lage, obwohl aussichtsvoll, doch nicht ohne Schwierigkeiten war, ist die Ungeduld eines Theils der Wähler sofort in die plumpe Falle des Radikalismus gegangen, die Ungeduld eines anderen Theils in das Lager der Monarchie. Zwischen diesen beiden Lagern in der Kammer steht die Partei der gemäßigten Republik, gelähmt, von beiden Seiten angegriffen und mit Beleidigungen überhäuft. Der Gewinn einer neuen Berufung an die Wähler ist höchst unsicher, denn die Masse der französischen Wähler folgt dem Siegreichen oder dem Ungeprüften, der mit lockenden Aussichten um sich wirft; sie folgt niemals dem bekannten Arbeiter, der gezeigt hat, daß er für ein maßvolles Ziel mit Mühe kämpfen, aber nicht irgend ein glänzendes Ziel im Sturme nehmen kann.

* * *

Indem wir uns zu den Ereignissen des letzten Monats wenden, machen wir den Anfang mit England. Keine fremde Nation hat für die Geschicke der Welt und insbesondere auch für die Geschicke unseres Landes eine gleiche Bedeutung, wie die englische. Möglicherweise stehen uns Kämpfe mit Frankreich aufs neue bevor, die ganz unmittelbar in unser Leben eingreifen. Nichtsdestoweniger ist die Richtung unserer Zukunft viel mehr durch die Entwicklung der englischen Weltstellung, durch ihre Verkümmerung oder gesunde Befestigung bedingt, als durch irgend einen Kampf mit Frankreich. Es scheint, als hätten wir bei Erwähnung der großen Hinterlassenschaften des Jahres 1885 eine sehr wichtige vergessen, nämlich die Einführung des Haushaltstimmrechts für die Bildung des englischen Unterhauses. Doch haben wir nicht aus Versehen die Wiedererwähnung dieser großen Reform unterlassen, sondern weil es uns scheint, daß eine Verschiebung der englischen Gesellschaft, auf welcher die Staats-

Noch nach unserer bisherigen Darlegung könnte man fragen: wozu der Durchgang durch das Monopol? Weshalb läßt man nicht nach der Angabe des Meß-Apparats in der Brennerei jeden Fabrikanten seine Steuer bezahlen und ihm dann sein Product selber verkaufen, wo und wie er will? Die Antwort ist, daß dieses Steuersystem zu einer völligen Umwälzung der bestehenden Fabrikation führen würde. Statt der großen Menge mittlerer Betriebe würden wir eine Groß-Industrie bekommen. Jetzt ist diese durch die Schranken, welche ihr die Raum-Besteuerung zieht, niedergehalten. Eine hohe Fabrikat-Steuer, welche größeres Capital erfordert, würde ihr zu Gute kommen. Die Culturen auf dem Sandboden, welche durch den Kartoffelbau und das Brennen, welches in der Schlempe das Viehfutter giebt, erst geschaffen worden sind, würden die Concurrenz nicht ertragen können und wieder zu Grunde gehen. Die Nebenvortheile, welche jetzt der Landwirthschaft zu Gute kommen, würden gänzlich verloren gehen, verschwendet werden, da die Großindustrie ihrer nicht bedarf, sie nicht benutzen und dennoch bestehen kann.

Im Königreich England (ohne Irland) giebt es nur etwa sechs ungeheuere Brennereien.

Die Contingentirung bedeutet also die Einführung einer Fabrikatsteuer unter Erhaltung der bestehenden Brennereien.

Nur an einem Punkt könnte man vielleicht von der Einführung des Monopols absehen und sich mit der entsprechenden Fabrikatsteuer begnügen. Das ist bei den Korn-Brennereien. Diese sind durch die bestehende Raum-Steuer gegenüber den dickmaischenden Kartoffelbrennereien stark benachtheiligt, haben sich aber dennoch gehalten, da sie nicht Roh-Spiritus, sondern direct Branntwein, also Qualitätswaare bereiten, deren Preis nicht so leicht zu schätzen ist. Unmöglich wäre es freilich nicht; die Schwierigkeit ließe sich aber, so weit wir die Sache übersehen können, gänzlich vermeiden, indem man ihnen direct eine hohe Fabrikatsteuer auferlegte. Sie würden dabei gegen ihren jetzigen Zustand nichts verlieren.

Ist denn nun aber die Contingentirung für die Kartoffel-Brennereien nicht eine völlig unerträgliche Beschränkung der Landwirthschaft? Oder falls kein unbedingtes Verbot, sondern nur die Anweisung auf den Verkauf in's Ausland beschlossen wird — ist nicht die Unterscheidung zwischen den in diesem Augenblick bestehenden Fabriken und den zukünftig zu errichtenden eine Ungerechtigkeit? Diese Frage hängt zusammen mit der anderen: wie wird der Preis fixirt,

---

gemaischt werden können, einen großen Vorsprung. Jede Erhöhung der Maischraum-Steuer ändert aber die Bedingungen des Betriebes. Eine hohe Maischraum-Steuer hat es z. B. in Belgien dahin gebracht, daß nicht die billige Kartoffel, sondern der beste und schwerste Weizen gebrannt wird, weil die hohe Ausbeute, die er gewährt, ihn einen verhältnißmäßig niedrigeren Steuersatz zahlen läßt. Der Vortheil, den eine nur um wenig gesteigerte Ausbeute gewährt, ist, da das Plus steuerfrei bleibt, gleich so colossal, daß alles Andere dagegen verschwindet und alle Brennereien, die mit der Ausbeute zurückbleiben, zu Grunde gehen müssen. So treibt eine hohe Maischraum-Steuer, ebenso wie die Fabrikat-Steuer zum Großbetrieb.

ausſetzen könnte. Deshalb ſcheuen dieſe Klaſſen vor der Wiederkehr des Herrn Gladſtone zurück, wie der Kranke vor dem erneuerten Anfall eines abſcheulichen Fiebers; deshalb haben ſie dies Mal das Hauptkontingent der toryſtiſchen Wähler geſtellt. Nun aber die Kehrſeite des Bildes. In den Wahlbezirken der Grafſchaften geben nach dem neuen Wahlgeſetz die Stimmen der Feldarbeiter und die Stimmen derjenigen Induſtriearbeiter, welche niedrige und ſchwere Werke verrichten, wie die Arbeit in den Kohlenſchachten, den Ausſchlag. Zu dieſen Schichten iſt noch kein Verſtändniß, keine Ahnung der Lebensbedürfniſſe von Englands Geſellſchaft und Staat gedrungen. Man nahm jedoch an, die Feldarbeiter würden einfach dem Geheiß ihrer Herren, der Pächter, wie dieſe dem Geheiß der Grundherren folgen, und ebenſo würden die Arbeiter in den Bergwerken und anderen ländlichen Induſtrien nach dem Gebot der Beſitzer thun. Dies aber iſt nicht geſchehen, die ländlichen Arbeiter ſind ihrer eigenen Loſung gefolgt, d. h. der Loſung der radikalen Propheten, die ihnen Wunder und goldene Berge verſprachen. Dies iſt einerſeits ein Beweis für die formelle Selbſtändigkeit der engliſchen Wähler auch der abhängigſten Klaſſen, ein Beweis übrigens, den wir in Deutſchland durch die Sozialdemokratie nicht minder deutlich geführt bekommen. Dabei hat aber England einen großen Vorzug durch die Ausſicht, daß auch die meiſt vernachläſſigten Klaſſen ſeiner Bevölkerung fähig ſind, einen Grad der Umſicht, des Verſtändniſſes und der Selbſtbeſchränkung zu erlangen, welcher geſtattet, einen Theil des nationalen Geſchickes in ihre Hand zu legen. Daß Engländer zu dieſer Reife fähig ſind, die weder Millionen in Grund und Boden, noch in induſtriellen Unternehmungen und Handelsgeſchäften beſitzen, das haben ſoeben die ſtädtiſchen Wahlen bewieſen. Nunmehr kommt alles darauf an, den Zuſtand der ländlichen Arbeiter in intellektueller, moraliſcher und materieller Hinſicht zu heben. Die leitenden Klaſſen ſind einig, daß dies die nächſte Aufgabe ſei, und der Tory wie der Radikale ſuchen jeder auf ſeine Weiſe Hand an das Werk zu legen.

Es iſt ein eigenes Gefühl für den feſtländiſchen Betrachter, dem engliſchen Volke in der Mehrheit aller ſeiner Klaſſen eine Fähigkeit der politiſchen Reife zuzuſprechen, die er — dieſe politiſche Correſpondenz ſpricht hier in ihrem eignen Namen, nicht im Namen der preußiſchen Jahrbücher, deren Redaktion vielleicht eine Anſicht nicht theilt, die vorläufig überhaupt nur das Erzeugniß individuellen Nachdenkens ſein kann und nicht das Ergebniß mehr oder minder allgemeiner Wahrnehmung — den Bevölkerungen des Feſtlandes auf eine unabſehbare Zeit abzuſprechen geneigt ſein mag. Es handelt ſich indeß nicht um eine Ueberſchätzung der engliſchen Nationaleigenſchaften, von welcher frei zu ſein, dieſe politiſche Correſpondenz wohl überzeugende Proben geliefert hat. Allein der Egoismus einer bevorzugten Stellung macht auch die Mittelmäßigkeit bis zu einem gewiſſen Grade klug; darauf beruht der Werth der Erblichkeit in monaſtiſchen und ariſtokratiſchen Rechten; darum war Franklin ein Narr, als er über die erblichen Geſetzgeber ſpottete. Die Gunſt der inſularen Lage, die Gunſt des Ganges der Geſchichte auf dem Feſtlande, die eigene Tüchtigkeit bei

Schnaps, der Wirth schenkt ihn aus. Die zweite Stufe ist es, welche aus hygienischen Gründen in die Hand einer öffentlichen Behörde gelegt werden sollte und vermöge des Monopols gelegt werden könnte. Uebernimmt der Staat die Herstellung des Fein-Sprits, so ist damit das Mittel gegeben, nur fuselfreien, d. h. giftfreien Alkohol in den Handel zu bringen und so auf einfache Weise das schädlichste Element des Branntweingenusses ausgeschieden. Der Staat gewinnt zugleich eine wirksame Neben-Controle für die Durchführung des Monopols und erhält die für den Export allein brauchbare Waare. Die Einrichtung und Entschädigung der Fein-Sprit-Fabriken, deren Zahl nicht sehr groß ist, wäre unschwer durchzuführen.

Ja, man könnte das Monopol noch eine Stufe weiter führen und auch die Bereitung des eigentlichen Branntweins in die Hand des Staats legen. Nach manchen Andeutungen wird das wirklich beabsichtigt.

Einen finanziellen Effect für den Fiscus würde man hierdurch nicht weiter erzielen; diese Maßregel würde wesentlich in pecuniärer wie hygienischer Beziehung dem Publicum zu Gute kommen. Zunächst würde dazu gehören, daß auch die Korn- und Fruchtbrennerei mit in das Monopol hineingezogen würde, also auch diese Branntweinsorten nur fuselfrei in das Publicum gelangten. Nach einer Mittheilung würde aller Branntwein in plombirten Flaschen ausgegeben werden, in die der Wirth nichts mehr hinein- sondern nur herausgießen kann. Jede Fälschung mit reizenden und schädlichen Stoffen wäre also, da das Fabrikat fix und fertig aus den Staatsfabriken herauskommt, ausgeschlossen. Zugleich weiß das Publicum genau, wie viel der Wirth Aufschlag nimmt und am Ausschank verdient. Diese Kenntniß würde den Preis des Branntweins unzweifelhaft niedriger halten als er sonst wäre, so dem Staat erlauben, seinen Aufschlag um so höher zu greifen und dadurch indirect dem Fiscus zu Gute kommen. Ob diese Vortheile groß genug wären, die sehr tief einschneidende Maßregel dem Fein-Sprit-Monopol hinzuzufügen, darüber wagen wir noch kein Urtheil.

Jedenfalls würde aber diese Ergänzung des Monopols demselben sicherlich sofort die Sympathie und Unterstützung aller Vereine gegen den Brantwein zuführen. Hoher Preis und giftfrei — das sind die beiden mächtigsten Dämme, die gegen diese Sündfluth errichtet werden können. Die Besorgniß, daß aus Fiscalität der Staat, wie seiner Zeit in Rußland, die Trunksucht befördern werde, ist zu absurd, um gutgläubig ausgesprochen zu werden. Dafür haben wir eben eine andere Regierung als die russische und dazu die öffentliche Meinung und die Volksvertretung. Man könnte ebenso gut argwöhnen, Preußen habe die allgemeine Schulpflicht eingeführt, um die Jugend systematisch zu verdummen und die allgemeine Wehrpflicht, um sie unkriegerisch zu machen. Wer die Branntweinpest ernstlich bekämpfen will, kann sich in Deutschland nichts Besseres wünschen, als die Einführung des Monopols.

So vereinigt das Monopol in einer höchst glücklichen, gradezu einzig dastehenden Weise, alle sonst einander entgegenstrebenden Interessen.

ſtützen, und noch weniger könnte er es auf die gehorſame Ausführung der Gebote des Leiters der iriſchen Radikalen ſtützen. Jung Irland iſt von der Forderung des Homerule, d. h. der aus einheimiſchen Elementen gebildeten Lokalverwaltung, wieder fortgeſchritten zu der alten Forderung O'Connells, zum Repeal, d. h. dem Widerruf der Realunion Irlands mit England und Schottland. Mr. Parnell fordert für Irland das eigene Parlament und das eigene Miniſterium und unterſcheidet ſich von den Feniern nur durch die Anwendung der parlamentariſchen Mittel anſtatt der lediglich gewaltſamen, und durch den Verzicht auf die Beſtrafung Englands für alle Sünden der Vergangenheit, vorausgeſetzt, daß England jetzt endlich ſeine Schuld gegen Irland einlöſt.

Der unbetheiligte Beobachter aus der Ferne kann ſehr im Zweifel ſein, ob Englands klügſte Politik nicht die ſein würde, Irland loszulaſſen; das heißt das Band zu beſchränken auf die Perſonalunion der Dynaſtie und auf die Realunion der auswärtigen Politik, welche nach wie vor allein von England aus zu leiten wäre; dazu würde ein irländiſcher Beitrag zu den Koſten des auswärtigen Dienſtes, des Landheeres und der Flotte gehören, während als Entgelt den Irländern im Ausland und in den britiſchen Kolonien die Rechte der Engländer zuſtehen müßten. Man kann zur Befürwortung einer ſolchen Politik gelangen aus drei Geſichtspunkten: 1) weil die Niederhaltung der iriſchen Nationalität in der bisherigen Weiſe zu einer wachſenden und unerträglichen Gefahr führt; 2) weil die frühere Beſorgniß, irgend ein Feind Englands, wie Frankreich oder das frühere Spanien, könne ſich auf der grünen Inſel feſtſetzen und ſie zum Stützpunkt eines Angriffs auf England machen, durch die Veränderung der Zeiten allen Anhalt verloren hat; 3) weil nur in einem verſöhnten Irland das engliſche Reich den Rekrutirungsbezirk tüchtiger Soldaten auf dem Wege freiwilliger Anwerbung finden kann, deſſen es zur Behauptung ſeiner Weltſtellung bedarf. Der Rath einzelner Adepten politiſcher Weisheit auf dem Kontinent, England ſolle ſein Reich durch die allgemeine Wehrpflicht vertheidigen, iſt vollkommen abgeſchmackt. Als vierten Grund zur Löſung der Realunion könnte man noch die Nothwendigkeit anführen, das fremde und unberechenbare Element der irländiſchen Nationalität aus dem engliſchen Parlament zu entfernen, wenn die parlamentariſche Verfaſſung fortbeſtehen ſoll.

Dem einzigen Genie unter Englands heutigen Staatsmännern, dem Lord Randolph Churchill, wird die Geltendmachung ſolcher Geſichtspunkte nachgeſagt. Eines aber weiß Lord Randolph ſo gut wie irgend einer ſeiner Landsleute: daß die Durchführung und ſchon die Einleitung ſolcher Maßregeln vollkommen unmöglich iſt unter dem ſcheinbaren Diktat des irländiſchen Kontingents der unentbehrlichen Majorität. Der ganze Stolz des engliſchen Volkes würde ſich gegen eine ſolche Situation aufbäumen und ſich einmüthig gegen eine Regierung erheben, die ihm eine ſchwer anzunehmende Maßregel auch noch unter einer demüthigenden Form aufzulegen verſuchen wollte. Inzwiſchen hat Mr. Gladſtone ſich geſagt: was jener Tory kann, kann ich auch; und hat verſucht einen

Da ist in erster Linie das ethische Interesse der Bekämpfung der Branntweinpest.

Wenn gewisse andere Andeutungen richtig sind, so wird beabsichtigt, die Communen an dem Ertrage direct zu betheiligen. Ob diese Maßregel unbedingt wünschenswerth ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls würde dieselbe abermals dem Monopol einen gewaltigen Bundesgenossen gewinnen.

Als dritten Bundesgenossen dürfte man vielleicht die Furcht vor dem Tabaks-Monopol bezeichnen. Denn es ist einleuchtend, daß es keine bessere Schutzwehr gegen das Tabaksmonopol giebt als die Einführung eines anderen Monopols, aus dem einfachen Grunde, weil das eine das andere überflüssig macht. Aus dem Spiritus Monopol ist mit Leichtigkeit, wenn es einmal besteht, so viel Geld zu ziehen, daß man auf sehr lange an andere Steuern und ganz besonders so gewaltige, wie ein zweites Monopol, garnicht zu denken braucht.

Faßt man das Alles zusammen, so scheinen die Chancen für Windthorst so schlecht zu stehen, daß man fragen möchte, weshalb er nicht von vornherein dem Kampf ausgewichen ist und gegen irgend welche andere Concession das Monopol acceptirt hat. Sachliche Gründe können ihn daran nicht verhindert haben. Da das Centrum die Alters-Versicherung auf seinem Programm hat, so muß es doch ohnehin früher oder später einmal eine große Steuer bewilligen und sicherlich findet es nie eine bessere, die zugleich so viele Interessen fördert, so wenige verletzt. Aber freilich, die Stellung der Fraction in unserem parlamentarischen Leben, damit die Stellung ihrers Führers, wird nach Annahme des Monopols eine andere werden, als sie bisher war. Die Stärkung, welche die Regierungsgewalt durch das Monopol empfängt, ist ungeheuer und in demselben Maaße sinkt der Einfluß der Fractionsführer. Das könnte für Windthorst wohl ein Grund sein, sich dem Monopol zu widersetzen. Vielleicht fühlt der Kanzler sich auch seines Sieges so sicher, daß er absichtlich jede Concession verschmäht und den Kampf provocirt hat. Jedenfalls hat Windthorst ihn aufgenommen. Die „Germania" wüthet gegen das Monopol. Und um zu cachiren, daß sich ihr Zorn gegen einen Theil der eigenen Partei richtet, schleudert sie ihre Geschosse gegen die Nationalliberalen. Als ob diese die Entscheidung hätten! Trotzdem höhnt die „Germania" über die Nationalliberalen, welche über den „Stock des Monopols springen würden".

Das ist also der Kampf in der schärfsten Gestalt. Der Centrums-Mann, der für das Monopol stimmt, „springt über den Stock". Was wird werden? Es ist unnütz und gefährlich zu prophezeien — aber es ist gut, daß man sich die Tragweite des Kampfes, welcher schon begonnen hat, klar macht. Wird das Monopol angenommen, so geht vielleicht zugleich das Centrum in die Brüche. D.

Wie wird zu einer ſolchen Wendung Lord Churchill ſich verhalten? Wir glauben, daß er ſeine Stellung im Kabinet behalten wird, nicht etwa aus Sucht, um jeden Preis im Amt zu ſein, ſondern aus dem richtigen Gehorſam unter die Forderungen der Politik. Ein eigenes und ſchweres Geſchäft iſt die Politik. Sie fordert von ihrem begabteſten Diener, daß er unter Umſtänden bereit ſei, die eigene beſte Idee den Gegnern zu überlaſſen, allerdings in der Ausſicht, daß dieſelben die Idee verderben und mit der verdorbenen ſich ſelbſt ſchädigen werden. Der begabte Staatsmann muß auf eine richtige Idee verzichten, wenn ihm zur Zeit die annehmbaren Mittel der Verwirklichung fehlen. Er muß dafür die Bundesgenoſſenſchaft einer einſeitigen und kurzſichtigen Regung, wie jetzt diejenige des engliſchen Nationalſtolzes gegenüber Irland iſt, aufſuchen und annehmen, wenn ihm dieſe Bundesgenoſſenſchaft die unentbehrliche Stütze zu anderen dringenderen Aktionen gewährt. Für dieſen Gehorſam des wahren Staatsmannes gegen die unbequemen Gebote der wechſelnden Lagen gewährt die Laufbahn des Fürſten Bismarck merkwürdige, oft erſtaunliche Beiſpiele, die aber ohne Ausnahme den erleuchteten Inſtinkt des großen Schöpfers der modernen Politik bezeugen.

* * *

Die franzöſiſchen Dinge hatten wir verlaſſen, als Briſſon die Abſtimmung über die Kredite für Tonking vor der Präſidentenwahl verlangt hatte, als die Tongkingkommiſſion in ihrer Majorität aus Gegnern der Behauptung zuſammengeſetzt worden, als die Monarchiſten den Opportuniſten ein unerwartetes Zeichen der Annäherung gegeben dadurch, daß ſie gegen die Kaſſirung zweier opportuniſtiſchen Wahlen ſtimmten. Der Schein, daß dieſe Abſtimmung der Verſuch einer Annäherung geweſen, hat indes getrogen. Die Monarchiſten haben in der That nur dem angeblichen Prinzip der unbedingten Achtung des allgemeinen Stimmrechts Ausdruck geliehen. Was ſie unter dieſer Achtung verſtehen iſt, daß jede Art der Beeinflußung des allgemeinen Stimmrechts, namentlich durch den für die Monarchie arbeitenden Klerus, ungeprüft und unbeanſtandet bleiben ſoll. Vergeblich war die Hoffnung geweſen, die Monarchiſten würden mit den Opportuniſten gemeinſam gegen den Radikalismus die Ehre der franzöſiſchen Fahne und die Zukunft der franzöſiſchen Macht in Oſtaſien aufrechthalten. Die Monarchiſten haben es ſchließlich vorgezogen, mit den Radikalen für die Räumung Tongkings zu ſtimmen. Ihre Berechnung kann nur geweſen ſein, ein radikales Miniſterium herbeizuführen, um den Sturz der Republik zu beſchleunigen. —

Am 24. Dezember fand nach einer achteinhalbſtündigen Sitzung die entſcheidende Abſtimmung in einer nahezu vollzähligen Kammer ſtatt. Ehre, dem Ehre gebührt! Die Franzoſen haben die Leidenſchaft der politiſchen Dinge in einem Grade, deſſen wir niemals fähig ſein werden. Welcher Miniſter oder welches Ereigniß könnte es wohl zu Stande bringen, daß ein deutſches Parlament am Abend vor dem Weihnachtsfeſt vollzählig in leidenſchaftlicher Berathung achteinhalb Stunden hindurch beiſammen bliebe? Wir vergeſſen nicht des Um-

nicht, thatsächlich den Nagel auf den Kopf trifft. Der Feldmarschall von Manteuffel war zum ersten Male als Greis an die Spitze einer für Friedenszeiten organisirten Civilverwaltung gestellt worden. Die büreaukratischen Formen des modernen Staatswesens waren dem alten Soldaten neu und antipathisch, ein persönliches Regiment im Sinne des wohlwollenden, wenn auch nicht immer aufgeklärten, Absolutismus mochte dem leidenschaftlichen Verehrer Rußlands als Ideal vorschweben. Daher die unfreundliche und mißtrauische Haltung des Statthalters gegenüber den Beamten, welche Wasser auf die Mühle der Protestler war. Unablässig müssen die deutschen Beamten die Schmähungen der protestlerischen und der französischen Presse ertragen. Ein Correspondent der Revue des deux Mondes entwarf vor einiger Zeit von der Thätigkeit der Kreisdirectoren folgendes anmuthige Bild: „c'est une tyrannie de tous les instants, lente, laborieuse, patiente, infatigable, tenace, réfléchie, pédante, prosaïque, paperassière, formaliste, taquine, bourrue au besoin, un pouvoir exercé à coups d'épingles, peu accessible, sans bienveillance." Derselbe Correspondent verfehlte nicht, die Persönlichkeit des Feldmarschalls in den Himmel zu erheben. Und diese Praxis, dem Statthalter zu schmeicheln, um gegen die Beamten freie Hand zu haben, wurde auch von den einheimischen Franzosen mit Virtuosität gehandhabt. Es liegt aber auf der Hand, daß eine starke und fruchtbare Action der deutschen Verwaltung nur dann möglich ist, wenn das Verhältniß zwischen dem Höchstcommandirenden und seinen Soldaten ein glückliches, nicht durch Mißtrauen vergiftet ist. Das willkürliche Hineingreifen in jede geordnete Amtsthätigkeit, die fortgesetzte Herabsetzung der Beamten zu Gunsten der Notabeln mußte bei den Beamten eine der Erfüllung ihres Berufs keineswegs förderliche Verbitterung und bei den Notabeln eine bedenkliche Ueberhebung erzeugen.

Denn dies ist die schlimmste Folge des vom Fürsten Hohenlohe desavouirten persönlichen Regiments: da der Statthalter unmöglich in Einzelfragen aus eigener Anschauung urtheilen kann, so kommt er, wenn er die Instruction durch die Beamten verschmäht, unvermeidlich unter die Herrschaft der Notabeln. In Frankreich gehört die Notabelnwirthschaft zu den erblichen Uebeln jeder Verwaltung. In einem Lande, wo jede Regierung eine Parteiregierung ist die um ihre Existenz kämpft, beherrscht den ganzen Verwaltungsmechanismus die Tendenz, unter den angesehenen und einflußreichen Persönlichkeiten Anhänger zu gewinnen. Die ganze Action der Verwaltung wird dadurch Agitation für eine Partei. Jeder Wegebau und jede Wirthschaftsconcession wird nicht aus sachlichen Gesichtspunkten, sondern aus dem Interesse persönlicher Gefälligkeit nach dem Grundsatze: „do ut des" beurtheilt. Eine solche deutscher Gründlichkeit und Ehrlichkeit widerstrebende Praxis ist am allergefährlichsten in einem Lande, wo die Cultur und Gesinnung der gesellschaftlich hochstehenden Klassen noch durchaus französisch ist. Hier kann die Begünstigung der Notabeln wohl dem Machthaber selbst zweifelhafte Freunde und gefällige Schmeichler verschaffen, niemals aber dem Lebensinteresse der deutschen Ver-

den Bürgerkrieg zu beginnen. Zwiſchen dem Radikalismus und den auf Bürgerkrieg hinarbeitenden Monarchiſten, ohne zuverläſſige Majorität in der Kammer, will Briſſon, der dem neugewählten Präſidenten durch ſein Entlaſſungsgeſuch zunächſt die Berufung eines andern Miniſteriums anheimſtellen mußte, die Neubildung des Miniſteriums nicht übernehmen. Alle politiſchen Kreiſe richten die Augen zunächſt auf Freycinet. Man traut ihm viel, ſehr viel zu. Zunächſt daß er den Frieden bewahren werde, da man den Krieg trotz der Revanche zunächſt noch fürchtet. Mit der Bewahrung des Friedens erwartet man zugleich von Freycinet, daß er dem Bedürfniß der Revanche nichts vergeben, ſeine Erfüllung eher vorbereiten als erſchweren werde. Wo aber ſoll Freycinet die Majorität hernehmen? Man glaubt, daß ihm die Opportuniſten und ein großer Theil der Radikalen, Clemenceau an der Spitze, folgen werde. Dieſe Hoffnung gründet ſich darauf, daß die Radikalen ſelbſt noch nicht an die Stunde der Revanche glauben, daß inzwiſchen doch irgend eine Regierung ſein muß und daß die Radikalen von Freycinet keine einſeitige Parteiregierung, vielmehr ein vielfaches und zugleich beſonnen geſchicktes Entgegenkommen gegen die auf die innere Politik bezüglichen Ideen des Radikalismus erwarten.

Wenn Herr von Freycinet dies alles in die Hand zu nehmen bereit iſt — einſtweilen ſcheint er noch zu zaudern — ſo können auch wir Deutſche ihm nur den beſten Erfolg wünſchen. Nichts beſſeres, als an der Spitze derer, die nichts als unſere Feinde ſein wollen, einen klugen und feinen Mann zu ſehen. Denn die planloſe Feindſchaft iſt, wenn nicht die gefährlichſte, doch die läſtigſte. Klugheit aber kann blinden unerſättlichen Haß zuweilen noch beſchwichtigen oder verwandeln.

* * *

In den Balkanländern iſt eine entſchiedene Wendung zum Frieden eingetreten. Dem ſiegreichen Vordringen der Bulgaren in Serbien ſetzte Oeſterreich ein Ziel, indem es dem Fürſten Alexander durch einen militäriſchen Abgeſandten, den Grafen Khevenhüller, erklären ließ, die Bulgaren würden bei weiterem Vordringen auf die Waffen Oeſterreichs ſtoßen. Dieſe Erklärung hatte zunächſt eine Waffenruhe zur Folge, deren Ablauf jedoch von jedem der ſtreitenden Theile durch eine 24 Stunden vorher erfolgende Kündigung herbeigeführt werden konnte. Die öſterreichiſche Intervention, von der allerdings das Wiener Kabinet die Kabinette von Berlin und Petersburg vorher verſtändigt haben mag, rief in der ruſſiſchen Preſſe, was dem Wiener auswärtigen Amt jedermann in Europa vorausgeſagt hätte, einen vollſtändigen Umſchlag der Stimmung hervor. Eben waren die Bulgaren noch undankbare Rebellen, abgefallene Brüder geweſen, nun waren ſie wieder die jungen heldenmüthigen Brüder, welche dem älteren ruſſiſchen Bruder die größte Ehre machen, der ſeinerſeits niemals dulden darf, daß Rußlands ſchlimmſter Feind, Oeſterreich nämlich, welcher den tapfern Bulgaren die Serben auf den Hals geſchickt hat, nun auch noch mit ſeiner Uebermacht die tückiſchen Serben beſchützt,

Notizen.

Agroikos, eine ethologische Studie von Otto Ribbeck. Abhandlungen der philosophisch historischen Klasse der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Bd. X. Nr. I, 1885.

Mit dem Agroikos setzt Ribbeck eine Reihe zusammengehöriger Untersuchungen*) fort, die es nicht verdienen, in der Abgeschiedenheit eines gelehrten Sammelwerks der Vergessenheit anheimzufallen. Freilich sind diese Arbeiten, welche es unternehmen die Geschichte und das Wesen der menschlichen Charakterbilder, wie sie die antike Literatur geschaffen hat, zu zeichnen, nur denkbar als die Frucht einer spezifisch philologischen Technik, in ihrem Resultate aber verlangen sie weit über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus lebhafte Theilnahme.

In fast beschämender Weise wird es dem der sich in diese Typen versenkt klar, wie abhängig alle Kunst, die des Menschen Wesen zur Darstellung bringen will, von den Kreisen sein muß, die die Alten hierfür gezogen haben. Es kann nur Modifikation, Erweiterung, im besten Falle Vertiefung sein, was auch die neuerungssüchtigste mit allem Raffinement psychologischer Detailmalerei arbeitende Sittenschilderung unserer und künftiger Zeiten zu den festen Umrißen, die das Alterthum zeichnete, hinzubringen kann.

Freilich ist das kein Wunder. Der Mensch bleibt derselbe, in so vielen Spielarten er auch schillert und lange Jahrhunderte einer ununterbrochenen Culturentwicklung hindurch hat Beobachtung und nachahmende Darstellung an diesen Typen gearbeitet.

Denn es ist schwer zu sagen, welcher Literaturzweig an ihrem Ausbau nicht thätig gewesen sei. Der Versuch „die theophrastischen Charakterschilderungen aus der Fülle des vorhandenen Materials theils zu erläutern, theils zu ergänzen" war für Ribbeck der Ausgangspunkt seiner Untersuchungen. Aber diese selbst führen ihn durch alle Höhen und Tiefen der alten Literatur.

Der attischen Comödie, besonders der mittleren und neueren, gebührt nur zu einem Haupttheil das Verdienst dieser Schöpfung. Ihr hat das Volksleben mächtig vorgearbeitet. Denn dies Volk sah — es ist keine Uebertreibung — von Anbeginn mit den Augen des Psychologen. Wie geschult für die feinen

*) Ueber den Begriff des Eiron, Rhein. Museum 31 S. 381. Alazon, Leipzig 1882. Kolax, Abh. d. sächs. Ges. d. Wiss. 21. Bd. 1884.

eigenes Prinzip geſchützten Radikalismus unſchädlich zu machen, auf der andern Seite ſich eines Feindes zu erwehren hat, der wie der Klerus um ſein Daſein kämpft, ein Daſein, deſſen Wurzeln von den Lebenswurzeln der nationalen Sittlichkeit nicht getrennt ſind und nicht getrennt werden können. Und dieſer Klerus findet den mächtigſten Bundesgenoſſen in den Inſtinkten einer Geſellſchaft, die von der Republik, welche den Radikalismus nicht überwältigen kann, alles fürchtet. Die Partei der gemäßigten Republikaner ſcheint bei weitem nicht über die Kräfte zu verfügen, welche dieſer rieſigen Doppelaufgabe gewachſen ſein könnten. Unterliegt ſie dem Radikalismus, ſo wird der Sieg irgend einer Monarchie bald unvermeidlich ſein, und die Partei der vereinigten Monarchiſten thut alles, um die gemäßigte Republik gegenüber dem Radikalismus zu lähmen. Dieſe Verhältniſſe liegen dem franzöſiſchen Leben ſchon längſt zu Grunde, aber in Frankreich und außer Frankreich hat man zwei Jahre lang geglaubt, die Mehrzahl der franzöſiſchen Nation ſei zu der Einſicht und zu dem Willen gelangt, die gemäßigte Republik ſtützen zu müſſen gegen die Uebertreibungen des Radikalismus, wie gegen die Feindſchaft des Klerus. Die Wahlen vom Oktober 1885 haben jedoch gezeigt, daß die Nation ſo ſchwankend und geſpalten iſt, wie je zuvor; ſo unfähig zur ausdauernden Verfolgung eines politiſchen Gedankens wie je zuvor. Weil die innere und äußere Lage, obwohl ausſichtsvoll, doch nicht ohne Schwierigkeiten war, iſt die Ungeduld eines Theils der Wähler ſofort in die plumpe Falle des Radikalismus gegangen, die Ungeduld eines anderen Theils in das Lager der Monarchie. Zwiſchen dieſen beiden Lagern in der Kammer ſteht die Partei der gemäßigten Republik, gelähmt, von beiden Seiten angegriffen und mit Beleidigungen überhäuft. Der Gewinn einer neuen Berufung an die Wähler iſt höchſt unſicher, denn die Maſſe der franzöſiſchen Wähler folgt dem Siegreichen oder dem Ungeprüften, der mit lockenden Ausſichten um ſich wirft; ſie folgt niemals dem bekannten Arbeiter, der gezeigt hat, daß er für ein maßvolles Ziel mit Mühe kämpfen, aber nicht irgend ein glänzendes Ziel im Sturme nehmen kann.

* * *

Indem wir uns zu den Ereigniſſen des letzten Monats wenden, machen wir den Anfang mit England. Keine fremde Nation hat für die Geſchicke der Welt und insbeſondere auch für die Geſchicke unſeres Landes eine gleiche Bedeutung, wie die engliſche. Möglicherweiſe ſtehen uns Kämpfe mit Frankreich aufs neue bevor, die ganz unmittelbar in unſer Leben eingreifen. Nichtsdeſtoweniger iſt die Richtung unſerer Zukunft viel mehr durch die Entwicklung der engliſchen Weltſtellung, durch ihre Verkümmerung oder geſunde Befeſtigung bedingt, als durch irgend einen Kampf mit Frankreich. Es ſcheint, als hätten wir bei Erwähnung der großen Hinterlaſſenſchaften des Jahres 1885 eine ſehr wichtige vergeſſen, nämlich die Einführung des Haushaltſtimmrechts für die Bildung des engliſchen Unterhauſes. Doch haben wir nicht aus Verſehen die Wiedererwähnung dieſer großen Reform unterlaſſen, ſondern weil es uns ſcheint, daß eine Verſchiebung der engliſchen Geſellſchaft, auf welcher die Staats-

es sich so. Der spitz beturbante Grotesktänzer, wie ihn uns in Gesellschaft gezähmter Löwen und ähnlicher Marktwunder das Columbar der Villa Pamphili zeigt, gehört zu einer Künstlergattung, die dem über die letzten Ziele der Menschheit sinnenden Philosophen direkt in die Hand arbeitete. Nicht erst Theophrast hat die Typen aus der Comödie abstrahirt. Der kundigste Zeuge hat vielmehr schon die transcendentalste Philosophie in direkten Zusammenhang mit der Mimik gesetzt und Sophron den Vater des socratischen Dialogs genannt. An diesen urwüchsig derben, aber auch grundwahren Darstellungen des Menschen zu lernen scheute sich die vornehme Wissenschaft nicht. Und sie lernte zweierlei von ihr. Erstens des Menschen Erdennatur und zweitens die Fähigkeit, dieselbe nun auch wieder auf ihre Weise darzustellen. Jeder Leser des platonischen Staates weiß, daß man diese Treffer nicht, beschaulich unter den Bäumen eines Haines wandelnd, lernt, auch nicht allein durch selbständiges Beobachten, sondern nur durch Studium ethologischer Darstellungen. Je mehr aber die Philosophie sich von der Spekulation zur Praxis wandte, um so nützlicher wurde ihr dieser Baum der Erkenntniß. Hier lernte sie, dem Menschen auf seine bösen Schliche nachzugehen, hier erfuhr sie die tausend Winkelzüge und Wendungen des Gewissens, die der Moralist bedenken muß. Und so ward die Posse zum Hebel für die Ausbildung der Casuistik. Wiederum aber, je mehr die Philosophie in's Leben trat und auf die Massen zu wirken, ihre Sitte und Anschauungen zu beeinflußen suchte, um so nützlicher ward es ihr zu lernen, wie sie ihrem Publikum ein getreues Conterfei seiner selbst vorhalten konnte.

Uns aber ermöglicht diese Benutzung von seiten eines so heterogenen Standpunkts mancherlei Rückschlüsse auf die verlorenen Dichtungen, in denen der Born dieser volksthümlichen Ethologie in besonderer Kraft und Frische geflossen sein muß. Wir begreifen, wie aus Sophron der eine nur skurrile Ausgelassenheit und Obscenität, der andere philosophische Anregungen herauslesen konnte. Und wie bei den Meistern so mag es bei den geringeren Geistern ähnlich gewesen sein: in derber Schale ein Goldkern volksthümlicher Kraft und Wahrheit, keiner so ernsthaft, daß er nicht wieder und wieder den Zuhörer in die derbste Komik und unflätige Realistik mit Behagen hineingezogen hätte. Keiner aber auch so ausschließlich gemein, daß nicht ein Tröpflein tieferen Sinnes mit untergelaufen wäre. Wie uns denn gerade von den ärgsten Schandmäulern ganz sinnreiche Sprüche erhalten sind.

Wir sind abgeschweift auf Dinge, die mit der angezeigten Abhandlung nicht direkt in Zusammenhang stehen, aber vielleicht geeignet sind von einer Seite aus die Bedeutung der Ribbeck'schen Arbeit anschaulicher zu machen.

Der Agroikos ist einer dieser Typen; der Landmann, dessen Bild der Verfasser durch die gesammte griechische und römische Literatur zunächst historisch verfolgt. Vom göttlichen Sauhirten der Odyssee bis zu dem Begriff des Bauerntölpels, wie er dem Kaiser Julian vorschwebte, als dieser ihn zu einer ironischen Selbstcharakteristik verwandte, um den Antiochenern bei der Gelegenheit den Text zu lesen. Ein langer Weg, der durch ein volles Jahrtausend

ausſetzen könnte. Deshalb ſcheuen dieſe Klaſſen vor der Wiederkehr des Herrn Gladſtone zurück, wie der Kranke vor dem erneuerten Anfall eines abſcheulichen Fiebers; deshalb haben ſie dies Mal das Hauptkontingent der torhſtiſchen Wähler geſtellt. Nun aber die Kehrſeite des Bildes. In den Wahlbezirken der Grafſchaften geben nach dem neuen Wahlgeſetz die Stimmen der Feldarbeiter und die Stimmen derjenigen Induſtriearbeiter, welche niedrige und ſchwere Werke verrichten, wie die Arbeit in den Kohlenſchachten, den Ausſchlag. Zu dieſen Schichten iſt noch kein Verſtändniß, keine Ahnung der Lebensbedürfniſſe von Englands Geſellſchaft und Staat gedrungen. Man nahm jedoch an, die Feldarbeiter würden einfach dem Geheiß ihrer Herren, der Pächter, wie dieſe dem Geheiß der Grundherren folgen, und ebenſo würden die Arbeiter in den Bergwerken und anderen ländlichen Induſtrien nach dem Gebot der Beſitzer thun. Dies aber iſt nicht geſchehen, die ländlichen Arbeiter ſind ihrer eigenen Loſung gefolgt, d. h. der Loſung der radikalen Propheten, die ihnen Wunder und goldene Berge verſprachen. Dies iſt einerſeits ein Beweis für die formelle Selbſtändigkeit der engliſchen Wähler auch der abhängigſten Klaſſen, ein Beweis übrigens, den wir in Deutſchland durch die Sozialdemokratie nicht minder deutlich geführt bekommen. Dabei hat aber England einen großen Vorzug durch die Ausſicht, daß auch die meiſt vernachläſſigten Klaſſen ſeiner Bevölkerung fähig ſind, einen Grad der Umſicht, des Verſtändniſſes und der Selbſtbeſchränkung zu erlangen, welcher geſtattet, einen Theil des nationalen Geſchickes in ihre Hand zu legen. Daß Engländer zu dieſer Reife fähig ſind, die weder Millionen in Grund und Boden, noch in induſtriellen Unternehmungen und Handelsgeſchäften beſitzen, das haben ſoeben die ſtädtiſchen Wahlen bewieſen. Nunmehr kommt alles darauf an, den Zuſtand der ländlichen Arbeiter in intellektueller, moraliſcher und materieller Hinſicht zu heben. Die leitenden Klaſſen ſind einig, daß dies die nächſte Aufgabe ſei, und der Tory wie der Radikale ſuchen jeder auf ſeine Weiſe Hand an das Werk zu legen.

Es iſt ein eigenes Gefühl für den feſtländiſchen Betrachter, dem engliſchen Volke in der Mehrheit aller ſeiner Klaſſen eine Fähigkeit der politiſchen Reife zuzuſprechen, die er — dieſe politiſche Correſpondenz ſpricht hier in ihrem eignen Namen, nicht im Namen der preußiſchen Jahrbücher, deren Redaktion vielleicht eine Anſicht nicht theilt, die vorläufig überhaupt nur das Erzeugniß individuellen Nachdenkens ſein kann und nicht das Ergebniß mehr oder minder allgemeiner Wahrnehmung — den Bevölkerungen des Feſtlandes auf eine unabſehbare Zeit abzuſprechen geneigt ſein mag. Es handelt ſich indeß nicht um eine Ueberſchätzung der engliſchen Nationaleigenſchaften, von welcher frei zu ſein, dieſe politiſche Correſpondenz wohl überzeugende Proben geliefert hat. Allein der Egoismus einer bevorzugten Stellung macht auch die Mittelmäßigkeit bis zu einem gewiſſen Grade klug; darauf beruht der Werth der Erblichkeit in monarchiſchen und ariſtokratiſchen Rechten; darum war Franklin ein Narr, als er über die erblichen Geſetzgeber ſpottete. Die Gunſt der inſularen Lage, die Gunſt des Ganges der Geſchichte auf dem Feſtlande, die eigene Tüchtigkeit bei

Leitung der Ausgrabungsarbeiten anvertraute, hat sich dieser Aufgabe in einer Weise unterzogen, die für die allseitige Bildung und die vornehme Geistesrichtung des Verfassers rühmliches Zeugniß ablegt.

Von Haus aus Architekt hat er auch die historischen, antiquarischen und archäologischen Fragen, welche sich an die Errungenschaften der Jahre 1875—1881 knüpfen, mit selbständigem Urtheil darzustellen gewußt. Und wenn er begreiflicher Weise den Hauptnachdruck auf die Schilderung der Baugeschichte der Feststätte legte, so ist dies nur der Sache entsprechend. Diese aber stehen wir nicht an als ein Muster populärer Darstellung hinzustellen. Immer klar und anschaulich verliert sich der Verfasser niemals in ungehöriger Weise in technische Einzelheiten. Indem er einem reichen Detail gerecht wird und über alle wesentlicheren Controversen eingehend und würdig referirt, läßt er den culturgeschichtlichen Gehalt der behandelten Erscheinungen nicht aus dem Auge und es gelingt ihm unter nicht leichten Umständen die Continuität einer Entwicklung zur Geltung und Darstellung zu bringen. Die Sprache ist ungekünstelt und präcis, am rechten Orte auch warm und bilderreich. Aesthetisches Raisonnement ist mit Maß beigefügt, dann aber meist wirkungsvoll und überzeugend. Unsichere Resultate der Wissenschaft werden, auch wenn der Verfasser ihnen persönlich zuneigt, mit Recht unterdrückt. Auch die Theile des Werks, deren Gegenstand dem Verfasser wohl ursprünglich fern lag, wie „die Festfeier in Olympia“ und die einleitende Abschnitte, sind mit unleugbarem schriftstellerischen Geschick gearbeitet.

Kurzum das Buch verdient in den weiteren Kreisen gelesen zu werden, an welche sich der Verfasser wendet. Besonders wünschen wir, daß es auch in der oberen Klasse unserer Gymnasien heimisch würde. Dort sollte der starke und doch gehaltene Enthusiasmus, mit dem die Schrift geschrieben ist, vollen Widerhall finden. Hoffen wir, daß die optimistischen Aeußerungen über die Lebenskraft der humanistischen Ideen heutzutage, mit denen der Verfasser sein Werk eröffnet, die Wirklichkeit nicht gar zu weit hinter sich zurücklassen.

Die Ausstattung ist musterhaft. In der Radirung von Ludwig Otto zu S. 340 erwirbt der Käufer des Buchs eine Perle dieser Kunst. B.

Das nächste Heft der „Preußischen Jahrbücher“ wird die zur Feier des Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät des Königs am 4. Januar in der Aula der Universität Berlin gehaltene Rede H. v. Treitschke's bringen.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

ſtützen, und noch weniger könnte er es auf die gehorſame Ausführung der Gebote des Leiters der iriſchen Radikalen ſtützen. Jung Irland iſt von der Forderung des Homerule, d. h. der aus einheimiſchen Elementen gebildeten Lokalverwaltung, wieder fortgeſchritten zu der alten Forderung O'Connells, zum Repeal, d. h. dem Widerruf der Realunion Irlands mit England und Schottland. Mr. Parnell fordert für Irland das eigene Parlament und das eigene Miniſterium und unterſcheidet ſich von den Feniern nur durch die Anwendung der parlamentariſchen Mittel anſtatt der lediglich gewaltſamen, und durch den Verzicht auf die Beſtrafung Englands für alle Sünden der Vergangenheit, vorausgeſetzt, daß England jetzt endlich ſeine Schuld gegen Irland einlöſt.

Der unbetheiligte Beobachter aus der Ferne kann ſehr im Zweifel ſein, ob Englands klügſte Politik nicht die ſein würde, Irland loszulaſſen; das heißt das Band zu beſchränken auf die Perſonalunion der Dynaſtie und auf die Realunion der auswärtigen Politik, welche nach wie vor allein von England aus zu leiten wäre; dazu würde ein irländiſcher Beitrag zu den Koſten des auswärtigen Dienſtes, des Landheeres und der Flotte gehören, während als Entgelt den Irländern im Ausland und in den britiſchen Kolonien die Rechte der Engländer zuſtehen müßten. Man kann zur Befürwortung einer ſolchen Politik gelangen aus drei Geſichtspunkten: 1) weil die Niederhaltung der iriſchen Nationalität in der bisherigen Weiſe zu einer wachſenden und unerträglichen Gefahr führt; 2) weil die frühere Beſorgniß, irgend ein Feind Englands, wie Frankreich oder das frühere Spanien, könne ſich auf der grünen Inſel feſtſetzen und ſie zum Stützpunkt eines Angriffs auf England machen, durch die Veränderung der Zeiten allen Anhalt verloren hat; 3) weil nur in einem verſöhnten Irland das engliſche Reich den Rekrutirungsbezirk tüchtiger Soldaten auf dem Wege freiwilliger Anwerbung finden kann, deſſen es zur Behauptung ſeiner Weltſtellung bedarf. Der Rath einzelner Adepten politiſcher Weisheit auf dem Kontinent, England ſolle ſein Reich durch die allgemeine Wehrpflicht vertheidigen, iſt vollkommen abgeſchmackt. Als vierten Grund zur Löſung der Realunion könnte man noch die Nothwendigkeit anführen, das fremde und unberechenbare Element der irländiſchen Nationalität aus dem engliſchen Parlament zu entfernen, wenn die parlamentariſche Verfaſſung fortbeſtehen ſoll.

Dem einzigen Genie unter Englands heutigen Staatsmännern, dem Lord Randolph Churchill, wird die Geltendmachung ſolcher Geſichtspunkte nachgeſagt. Eines aber weiß Lord Randolph ſo gut wie irgend einer ſeiner Landsleute: daß die Durchführung und ſchon die Einleitung ſolcher Maßregeln vollkommen unmöglich iſt unter dem ſcheinbaren Diktat des irländiſchen Kontingents der unentbehrlichen Majorität. Der ganze Stolz des engliſchen Volkes würde ſich gegen eine ſolche Situation aufbäumen und ſich einmüthig gegen eine Regierung erheben, die ihm eine ſchwer anzunehmende Maßregel auch noch unter einer demüthigenden Form aufzulegen verſuchen wollte. Inzwiſchen hat Mr. Gladſtone ſich geſagt: was jener Tory kann, kann ich auch; und hat verſucht einen

den angeblichen Ideen Churchills ziemlich genau entſprechenden Plan als ſeinen eigenen Gedanken dem britiſchen Publikum vorzulegen. Natürlich iſt dies in Form einer unverbürgten Zeitungsmittheilung geſchehen, ſo daß Mr. Gladſtone ſeine Autorſchaft jederzeit ableugnen kann, was auch bereits, natürlich wiederum in Form einer unverbürgten Zeitungsmittheilung, geſchehen iſt. Mr. Parnell hat ſich inzwiſchen unſichtbar gemacht, ſei es in Amerika, ſei es auf einem verborgenen Landſitz Irlands. Er wartet ab, ob die Radikalen oder die Tories ſeinem Plan das weiteſte Entgegenkommen zeigen und für dieſes Entgegenkommen ſich verbindlich machen werden. Bei den Wahlen hatte er auf der Seite der Tories gefochten, indem er ſeinen Anhängern nicht mit Unrecht vorſtellte, die Tories allein könnten für Irland befriedigende Maßregeln durch das Oberhaus bringen.

Was ſoll, was wird in dieſer Lage Lord Salisbury thun? Das Parlament tritt am 12. Januar zuſammen und ſoll am 19. die Thronrede vernehmen, man glaubt nicht, daß die übliche Vertagung bis zum Februar diesmal erfolgen werde. Das Gerücht iſt verbreitet, Lord Salisbury wolle ſofort ein Vertrauensvotum vom Unterhaus verlangen, um es bei Weigerung deſſelben aufzulöſen. Das Vertrauensvotum kann er nur durch ein Programm der dringendſten und unumgänglichen Maßregeln erhalten.

Was kann dies für ein Programm ſein? Welche kann die Majorität ſein, die er mit ſeinem Programm zu gewinnen hofft, ſei es in dem jetzigen Unterhaus, ſei es in einem neu zu wählenden?

Wenn Vermuthungen gewagt ſind, doppelt gewagt aber und noch ganz überflüſſig im Angeſicht einer ganz nahen Zukunft, ſo dienen ſie doch in hohem Grade, die Lagen, aus denen ſie hervorgehen, zu charakteriſiren und zu beleuchten. Wir ſcheuen deshalb auch angeſichts der Nähe des 19 Januar vor einer Vermuthung nicht zurück. Sicher wird Lord Salisbury mit einem radikalen Programm nicht hervortreten und ſchwerlich mit einem Programm, welches vermittelnd wäre in Bezug auf England, radikal in Bezug auf Irland. Letzteres iſt aus den oben angeführten Gründen nicht anzunehmen. In der ganzen Parteiſtellung und Tradition der Tories liegt es, daß ſie ſich auf das altengliſche Gefühl der hiſtoriſchen Rechtstitel und des Nationalrechts ſtützen, ein Gefühl, welches ſoeben in zahlreichen häufigen Aeußerungen gegenüber dem irländiſchen Plane Mr. Gladſtones laut geworden. Wenn Lord Salisbury ein Programm vorlegt vermittelnder Natur in Bezug auf ſociale Reformen in England und ebenſo vermittelnder Natur in Bezug auf die politiſche Befriedigung Irlands, etwa durch Einſchränkung der Verwährungen auf das Homerule, wie es früher gefordert wurde, ſo würde er die Bundesgenoſſenſchaft der Parnelliten ſicherlich verlieren. Aber er hat dafür alle Ausſicht, die Whigs von der liberalen Oppoſition abzulöſen und für eine ſchwerlich bald vorübergehende Zukunft an die neue als national und ariſtokratiſch zu bezeichnende Torypartei anzuſchließen. Den Whigs wird ſicherlich noch ein Theil des bisherigen Liberalismus, vielleicht ein nicht unbeträchtlicher, aus nationalem Inſtinkt folgen.

Wie wird zu einer ſolchen Wendung Lord Churchill ſich verhalten? Wir glauben, daß er ſeine Stellung im Kabinet behalten wird, nicht etwa aus Sucht, um jeden Preis im Amt zu ſein, ſondern aus dem richtigen Gehorſam unter die Forderungen der Politik. Ein eigenes und ſchweres Geſchäft iſt die Politik. Sie fordert von ihrem begabteſten Diener, daß er unter Umſtänden bereit ſei, die eigene beſte Idee den Gegnern zu überlaſſen, allerdings in der Ausſicht, daß dieſelben die Idee verderben und mit der verderbenen ſich ſelbſt ſchädigen werden. Der begabte Staatsmann muß auf eine richtige Idee verzichten, wenn ihm zur Zeit die annehmbaren Mittel der Verwirklichung fehlen. Er muß dafür die Bundesgenoſſenſchaft einer einſeitigen und kurzſichtigen Regung, wie jetzt diejenige des engliſchen Nationalſtolzes gegenüber Irland iſt, aufſuchen und annehmen, wenn ihm dieſe Bundesgenoſſenſchaft die unentbehrliche Stütze zu anderen dringenderen Aktionen gewährt. Für dieſen Gehorſam des wahren Staatsmannes gegen die unbequemen Gebote der wechſelnden Lagen gewährt die Laufbahn des Fürſten Bismarck merkwürdige, oft erſtaunliche Beiſpiele, die aber ohne Ausnahme den erleuchteten Inſtinkt des großen Schöpfers der modernen Politik bezeugen.

* * *

Die franzöſiſchen Dinge hatten wir verlaſſen, als Briſſon die Abſtimmung über die Kredite für Tonking vor der Präſidentenwahl verlangt hatte, als die Tongkingkommiſſion in ihrer Majorität aus Gegnern der Behauptung zuſammengeſetzt worden, als die Monarchiſten den Opportuniſten ein unerwartetes Zeichen der Annäherung gegeben dadurch, daß ſie gegen die Kaſſirung zweier opportuniſtiſchen Wahlen ſtimmten. Der Schein, daß dieſe Abſtimmung der Verſuch einer Annäherung geweſen, hat indes getrogen. Die Monarchiſten haben in der That nur dem angeblichen Prinzip der unbedingten Achtung des allgemeinen Stimmrechts Ausdruck geliehen. Was ſie unter dieſer Achtung verſtehen iſt, daß jede Art der Beeinflußung des allgemeinen Stimmrechts, namentlich durch den für die Monarchie arbeitenden Klerus, ungeprüft und unbeanſtandet bleiben ſoll. Vergeblich war die Hoffnung geweſen, die Monarchiſten würden mit den Opportuniſten gemeinſam gegen den Radikalismus die Ehre der franzöſiſchen Fahne und die Zukunft der franzöſiſchen Macht in Oſtaſien aufrechthalten. Die Monarchiſten haben es ſchließlich vorgezogen, mit den Radikalen für die Räumung Tongkings zu ſtimmen. Ihre Berechnung kann nur geweſen ſein, ein radikales Miniſterium herbeizuführen, um den Sturz der Republik zu beſchleunigen. —

Am 24. Dezember fand nach einer achteinhalbſtündigen Sitzung die entſcheidende Abſtimmung in einer nahezu vollzähligen Kammer ſtatt. Ehre, dem Ehre gebührt! Die Franzoſen haben die Leidenſchaft der politiſchen Dinge in einem Grade, deſſen wir niemals fähig ſein werden. Welcher Miniſter oder welches Ereigniß könnte es wohl zu Stande bringen, daß ein deutſches Parlament am Abend vor dem Weihnachtsfeſt vollzählig in leidenſchaftlicher Berathung achteinhalb Stunden hindurch beiſammen bliebe? Wir vergeſſen nicht des Um-

standes, daß in Frankreich der Weihnachtsabend nicht die Bedeutung wie in Deutschland hat. Aber bei uns brächte man so etwas auch an keinem andern Vorabend eines Festes zu Stande. Bei der Abstimmung siegte das Ministerium mit vier Stimmen. Die Majorität von vier scheint ominös werden zu wollen.

Bei der Verhandlung trat überaus deutlich hervor, was hier des Oeftern ausgeführt worden, daß die Gegner Ferrys und der Opportunisten das Bedürfniß der Revanche wiedererweckt und sogar gesteigert haben, um die Leidenschaft gegen Ferry als Prussien und Verräther der Ehre Frankreichs zu kehren. Es ist nicht genug, daß Ferry gestürzt worden, er soll nun auch um jeden Preis geächtet, vernichtet, für immer unmöglich gemacht werden. So sehr fürchten die Monarchisten in ihm die einzig mögliche Republik, so sehr fürchten die Anarchisten und Illusionisten in ihm die Versöhnung der festen Staatsordnung mit der Republik. Clemenceau, der in einer großen Wahlrede des vorigen Sommers die Wiederherstellung Frankreichs in seinen alten Grenzen — man weiß nicht, ob der Rhein oder was sonst gemeint ist — vergessen hatte, antwortete damals auf einen strafenden Zuruf, daß er die Größe Frankreichs von dem [illegible] friedlichen Beispiel der echten demokratischen Idee erwarte. Seitdem hat er sich zu einer andern Ansicht bekehrt; auch er will jetzt die Augen Frankreichs nur auf die Pässe der Vogesen gerichtet sehen. Am 21. Dezember citirte er in fälschter Weise aus dem Gelbbuch über Tongking eine Depesche Ferrys an den französischen Botschafter in Berlin, welche beweisen sollte, daß Ferry die Dienste Deutschlands bei dem Hof von Peking in Anspruch genommen. Das Citat war eine Fälschung, aber auch wenn es dies nicht gewesen wäre, charakterisirt es Herrn Clemenceau. Also wenn ein französischer Minister einen Dienst Deutschlands in Anspruch nimmt, wie es unter allen Mächten üblich ist, so begeht dieser Minister ein verächtliches Verbrechen. Wenn Herr Clemenceau das deutsche Volk zu seinen demokratischen Ideen bekehren will, so müßte er es immerhin mit einiger Achtung behandeln. Er ist, wie der [illegible] bei dem [illegible] angelangt. Er wird es schwer haben, wenn er Minister wird, nicht mit dem Revanchekrieg anzufangen. Darum scheut er auch vor dieser Möglichkeit zu [illegible]. Seine Rede war so unklar in betreff der Räumung Tonkings gehalten, daß er die Stimmen dafür sicher nicht [illegible] mehrt hat. Ihm wäre die Aufgabe zugefallen, die Räumung ins Werk zu setzen, wenn die Majorität dieselbe verlangt hätte.

Am 28. Dezember ist durch den Kongreß für die Präsidentenwahl Herr Grévy abermals auf sieben Jahr, vom 30. Januar 1886 bis 30. Januar 1893 zum Präsidenten der Republik erwählt worden. Die Monarchisten [illegible] durch brutale [illegible] den Wahlakt zu verekeln oder wenigstens zu [illegible], [illegible] sie sich stark genug fühlen, die Republik bei ihren wichtigsten Handlungen zu verhöhnen. Den Wahlakt haben sie nicht verhindern können, ihre Demonstrationen aber ist erreicht. Mit dieser [illegible] wird jede Art der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ist dies die Berechnung der Monarchisten, die Republik zu einem [illegible] Gewaltakt zu nöthigen, um sich

den Bürgerkrieg zu beginnen. Zwiſchen dem Radikalismus und den auf Bürgerkrieg hinarbeitenden Monarchiſten, ohne zuverläſſige Majorität in der Kammer, will Briſſon, der dem neugewählten Präſidenten durch ſein Entlaſſungsgeſuch zunächſt die Berufung eines andern Miniſteriums anheimſtellen mußte, die Neubildung des Miniſteriums nicht übernehmen. Alle politiſchen Kreiſe richten die Augen zunächſt auf Freycinet. Man traut ihm viel, ſehr viel zu. Zunächſt daß er den Frieden bewahren werde, da man den Krieg trotz der Revanche zunächſt noch fürchtet. Mit der Bewahrung des Friedens erwartet man zugleich von Freycinet, daß er dem Bedürfniß der Revanche nichts vergeben, ſeine Erfüllung eher vorbereiten als erſchweren werde. Wo aber ſoll Freycinet die Majorität hernehmen? Man glaubt, daß ihm die Opportuniſten und ein großer Theil der Radikalen, Clemenceau an der Spitze, folgen werde. Dieſe Hoffnung gründet ſich darauf, daß die Radikalen ſelbſt noch nicht an die Stunde der Revanche glauben, daß inzwiſchen doch irgend eine Regierung ſein muß und daß die Radikalen von Freycinet keine einſeitige Parteiregierung, vielmehr ein vielfaches und zugleich beſonnen geſchicktes Entgegenkommen gegen die auf die innere Politik bezüglichen Ideen des Radikalismus erwarten.

Wenn Herr von Freycinet dies alles in die Hand zu nehmen bereit iſt — einſtweilen ſcheint er noch zu zaudern — ſo können auch wir Deutſche ihm nur den beſten Erfolg wünſchen. Nichts beſſeres, als an der Spitze derer, die nichts als unſere Feinde ſein wollen, einen klugen und feinen Mann zu ſehen. Denn die planloſe Feindſchaft iſt, wenn nicht die gefährlichſte, doch die läſtigſte. Klugheit aber kann blinden unerſättlichen Haß zuweilen noch beſchwichtigen oder verwandeln.

* * *

In den Balkanländern iſt eine entſchiedene Wendung zum Frieden eingetreten. Dem ſiegreichen Vordringen der Bulgaren in Serbien ſetzte Oeſterreich ein Ziel, indem es dem Fürſten Alexander durch einen militäriſchen Abgeſandten, den Grafen Khevenhüller, erklären ließ, die Bulgaren würden bei weiterem Vordringen auf die Waffen Oeſterreichs ſtoßen. Dieſe Erklärung hatte zunächſt eine Waffenruhe zur Folge, deren Ablauf jedoch von jedem der ſtreitenden Theile durch eine 24 Stunden vorher erfolgende Kündigung herbeigeführt werden konnte. Die öſterreichiſche Intervention, von der allerdings das Wiener Kabinet die Kabinette von Berlin und Petersburg vorher verſtändigt haben mag, rief in der ruſſiſchen Preſſe, was dem Wiener auswärtigen Amt jedermann in Europa vorausgeſagt hätte, einen vollſtändigen Umſchlag der Stimmung hervor. Eben waren die Bulgaren noch undankbare Rebellen, abgefallene Brüder geweſen, nun waren ſie wieder die jungen heldenmüthigen Brüder, welche dem älteren ruſſiſchen Bruder die größte Ehre machen, der ſeinerſeits niemals dulden darf, daß Rußlands ſchlimmſter Feind, Oeſterreich nämlich, welcher den tapfern Bulgaren die Serben auf den Hals geſchickt hat, nun auch noch mit ſeiner Uebermacht die tückiſchen Serben beſchützt,

damit sie hinter seinem Arm sich zu neuen Angriffen auf das heldenmüthige Bulgarien sammeln. Die russische Regierung konnte gar nicht anders, als dieser Stimmung Rechnung tragen. Sie hatte den Fürsten Alexander um seiner Selbständigkeit willen, vor allen aber, weil er den ostrumelischen, gegen eine russische Kreatur gerichteten Staatsstreich unter seine Flügel genommen, mit den stärksten Zeichen der Ungnade überhäuft. Der russische Nationalinstinkt konnte indeß nicht verstehen, wie den Bulgaren Vordringen über den Balkan auf einmal zum Verbrechen gemacht werden sollte und wie Rußland dazu kam, sich zum unerbittlichen Verfechter des Berliner Vertrages gegenüber dem bulgarischen Ausdehnungsverlangen aufzuwerfen. Die panslavistischen Demonstrationen nahmen bereits wieder einen sehr lebhaften Charakter an, als die Regierung sich beeilte, den Helden der Demonstrationen zwar einen Verweis zukommen zu lassen, andererseits aber dem bulgarischen Heer ein offizielles Ehrenzeugniß auszustellen. Fürst Alexander hat darauf mit seiner bis jetzt bei keiner Gelegenheit verläugneten Klugheit durch einen Dank an die russischen Lehrer geantwortet, den er in einer Proklamation an sein Heer aussprach. Es ist viel von einer Aussöhnung des Kaiser Alexander mit dem Fürsten Alexander die Rede, welche schon äußerlich nicht ganz leicht zu bewirken ist, da der Kaiser den Fürsten hatte aus den Reihen der russischen Armee streichen lassen. Als Vorwand dieser verletzenden Demonstration wurden beleidigende Worte aufgestellt, welche der Fürst Alexander bei der Abberufung der russischen Offiziere über diese gebraucht haben sollte. Nachdem sich der Vorfall als reine Dichtung erwiesen, wurde ein anderer Vorwand gesucht und darin gefunden, daß Fürst Alexander bei seinem Besuch in Oesterreich während des vorigen Sommers, wo er auch mit Herrn v. Giers zusammentraf, sowohl diesen als den Grafen Kalnoky über den Ausbruch der ostrumelischen Erhebung getäuscht habe. Es liegt indeß auf der Hand, daß der Fürst durch diese Erhebung selbst überrascht worden ist und daß, hätte er von bevorstehenden Erhebungen sprechen wollen, er auf die panslavistischen Vorbereitungen zu seinem eignen Sturz und zur Erhebung des Fürsten Kara Georgiewitsch hätte müssen hinweisen. Der wahre und einzige Grund des Grolles, den man in Petersburg gegen den Fürsten Alexander hegt, liegt in seiner Selbständigkeit. Die Aussöhnungsversuche drehen sich denn auch ganz allein um die Zusicherungen und Bürgschaften, welche der Fürst für sein künftiges Verhalten zu Rußland geben soll. Ueber den Verlauf dieser Unterhandlungen, die natürlich sehr geheim gehalten werden, ist nichts bekannt. Rußland hat den Standpunkt des unbedingten Festhaltens am Berliner Vertrag verlassen. Einem Abkommen zwischen Bulgarien und der Pforte über eine andere Gestaltung der ostrumelischen Verfassung würde Rußland mit den Großmächten zustimmen, nur möchte es auf den bulgarischen Thron ein willigeres Werkzeug als den Fürsten Alexander erlangen, und wenn dessen Beseitigung nicht durchzusetzen ist, seine Unterwerfung. Der Ausgang dieser Situation liegt noch ganz im Ungewissen, aber eine Gefahr für den Frieden der Balkanhalbinsel enthält sie nicht mehr. Die Großmächte haben

ihre Militärbevollmächtigten in Wien nach vorher erlangter oder auferlegter Zuſtimmung Serbiens wie Bulgariens beauftragt, zwiſchen den kriegführenden Theilen eine Demarkationslinie zu ziehen und einen Waffenſtillſtand anſtatt der letzterzeit kündbaren Waffenruhe zu vereinbaren. Der Waffenſtillſtand iſt bis zum 1. März abgeſchloſſen worden. Dieſer Zeitraum wird ausreichen, die Friedensverhandlungen zu einem erfolgreichen Ende zu führen. Serbien wird ſich darein finden, ſeine kindiſche Forderung der Herſtellung des status quo ante aufzugeben, und Bulgarien wird auf eine Kriegsentſchädigung verzichten müſſen. Die einzige Schwierigkeit liegt in der Aufgabe, welche der Geſchicklichkeit des Fürſten Alexander geſtellt iſt, Rußlands Neigung oder wenigſtens Duldung wieder zu erwerben, ohne ſich ganz in die Hand deſſelben zu geben. Dieſe Schwierigkeit kann mit mehr oder weniger Glück gehoben werden, ſie wird in keinem Fall die Rückkehr des Friedens für jetzt hindern. Denn auf der Balkanhalbinſel will die ruſſiſche Politik für jetzt den Frieden und bedarf deſſelben.

Ein großer kontinentaler Krieg würde in Rußland die Revolution entfeſſeln. Dies iſt der wohlbegründete Glaube der gegenwärtigen ruſſiſchen Regierung. Daher ſtrebt ſie in Europa nach dem Frieden, für den ſie ſich in Aſien minder beſorgt zeigt. Daher hält ſie feſt an dem Einvernehmen mit den mitteleuropäiſchen Kaiſermächten. Möchte doch dieſe Lage von der öffentlichen Meinung im Stillen bei uns gewürdigt werden! Vorgänge, wie die Auslieferungsverträge, von Preußen und von Baiern mit Rußland geſchloſſen, würden dann in ihr richtiges Licht treten. Wenn dem ruſſiſchen Kaiſer, der auf der Wacht gegen die Revolution in ſeinem Reiche ſteht, eine Hülfe, die er für wünſchenswerth hält, von den deutſchen Regierungen verweigert wird gegen nihiliſtiſche Verbrechen und Verſchwörungen, ſo wird er vielleicht an dem ganzen Wege, den er eingeſchlagen, irre werden. Er könnte dahin gebracht werden, den panſlaviſtiſchen Rathſchlägen Gehör zu geben, welche verlangen, daß er der Revolution durch den großen Krieg einen breiten Ausweg öffne. Die bis jetzt unerſchütterte Haltung des ruſſiſchen Kaiſers und des weiſen Staatsmannes, den er an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten geſtellt hat, iſt doch wahrlich nicht zu unterſchätzen in einem Zeitpunkt, wo Frankreich unaufhaltſam einer neuen Kataſtrophe entgegeneilt. Gegen einen doppelten Feind würden wir zu Zweien ſtehen. Aber beſſer iſt es, wenn wir allein gegen einen einzigen Feind ſtehen. Das ſollte Jedermann bei uns begreifen, und ſollte, ohne ſich und Andere zu beunruhigen, die weiſen Bemühungen unterſtützen, das Verhältniß mit Rußland in jeder Beziehung zu ſchonen, Bemühungen, deren Erfolg im entſcheidenden Moment Niemand vorausſagen kann, die aber nicht unterlaſſen werden dürfen, um das deutſche Volk und ſeine Leitung von jeder Verantwortung für eine Verſchlimmerung naheliegender Ereigniſſe zu entlaſten, deren Ernſt ſchon an ſich groß genug iſt.

w.

Das Spiritus-Monopol

ist noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben, aber die einzelnen Andeutungen, die hier und da gefallen sind, lassen doch bereits die großen Umrisse des Planes erkennen und auf die Gefahr hin, in einzelnen Punkten corrigirt zu werden, wollen wir den Versuch wagen, sie zu zeichnen.

Die Absicht geht nicht auf ein Fabrikations- sondern auf ein Verkaufsmonopol. Aller fabricirter Spiritus muß gegen einen bestimmten Preis an den Fiscus abgeliefert werden. Die Controlle wird durch einen in der Brennerei aufgestellten Meßapparat ausgeübt, welcher die Menge des Fabrikats, das abgeliefert werden muß, anzeigt. Der Fiscus verkauft mit gesetzlichem Preisaufschlag an die Destillateure.

Den Ueberschuß über das, was im Lande nicht verbraucht wird, verkauft der Fiscus im Auslande.

Der Preis, welchen der Fiscus den Brennereien zahlt, wird im Gesetz zu einer oberen und einer unteren Grenze limitirt, innerhalb deren der Bundesrath nach dem Ausfall der Kartoffelernte für jedes Jahr die Festsetzung trifft.

Diese beiden Punkte, der Verkauf in's Ausland und der fixirte Preis, bezeichnen die eigentliche Aufgabe der legislatorischen Construction. Es kann vorkommen, daß der Fiscus im Auslande einen geringeren Preis erhält als er selbst den Brennereien gezahlt hat. Es ergiebt sich ferner, daß der Fiscus zu einem Speculations-Händler wird, der unbestimmte Massen seines Produkts unter wechselnden Conjuncturen suchen muß, so vortheilhaft wie möglich loszuschlagen. Das ist für eine Staatsverwaltung, ganz besonderes in einem constitutionellen Staat, eine Unmöglichkeit.

Das Gesetz muß deshalb die Bestimmung enthalten, daß der Brennereibetrieb geschlossen, d. h. daß ein Kataster aller bestehenden Brennereien mit Maximalhöhe der Production angelegt und für die Zukunft die Anlage neuer Brennereien und die Erweiterung der Production entweder gänzlich verboten oder von einer Concession abhängig gemacht oder nur unter der Bedingung des Verkaufs in's Ausland gestattet wird.

Diese, man darf vielleicht den Ausdruck wählen, Contingentirung des Betriebes ist das eigentliche Charakteristische des Projects.

Der Effect ist, daß das Speculative des Verkaufs ins Ausland wenn nicht beseitigt, so doch [illegible] eingeschränkt ist. Es handelt sich nicht mehr um unbestimmte Massen, sondern um ein ziemlich feststehendes Quantum, welches in einer gesetzlich regulirten Weise verkauft werden kann. Es ist zwar möglich, daß der erzielte Preis zuweilen unter dem Selbstkostenpreis bleibt, aber der Schade ist nicht erheblich, da die Zubuße sich innerhalb bestimmter Grenzen hält und was in einem Jahr zugesetzt wird, in einem anderen wieder gewonnen werden kann. Die höchste Ausfuhr hat bisher 1881 1,1 Mill. Hectoliter betragen; [illegible] Hectoliter. Es wäre schon [illegible] bei einer solchen Ausfuhr, die heute einen Werth von [illegible] 27 Mill. Mk. [illegible]

ſentirt, einmal 10 Mill. zugeſetzt werden ſollten, alſo der Steuerertrag um ſo viel kleiner würde. Bei einer Steuer, die doch wenigſtens 200 Mill. einbringen ſoll, beſagt das ſehr wenig. Auch der Ertrag der jetzigen Steuer ſchwankt von einem Jahr zum anderen um mehrere Millionen. Man kann eine ſolche Zubuße als eine beſchränkte Ausfuhrprämie darſtellen und zwar in der Weiſe beſchränkt, daß die üblen Eigenſchaften der Ausfuhrprämien faſt völlig beſeitigt ſind, die guten beſtehen bleiben. Die üblen ſind, daß die Prämie zu ungeſunder Ueberproduction verleitet und infolgedeſſen in's Ungemeſſene wachſen kann. Beides iſt hier durch die Contingentirung ausgeſchloſſen. Eine gute Ausfuhrprämie würde hingegen die ſein, welche eine neue Induſtrie großzieht oder eine beſtehende in einer Kriſis vor dem Untergange beſchützt und dem Lande erhält. Sie dürfte alſo nur in ſchlechten Jahren gegeben werden. Gerade das wird hier eintreten. In Jahren, wo der Weltpreis dem vom Fiscus im Inlande gezahlten Preiſe, der als der normale zu präſumiren iſt, gleichſteht, würde dieſer keinen Verluſt erleiden, alſo keine Prämie zahlen. Dieſe tritt erſt ein, wenn anormale, für die Induſtrie ungünſtige Conjuncturen ſich bilden. Nichts wäre verkehrter, als in einem ſolchen Falle aus Princip oder Sparſamkeit zurückhalten zu wollen, namentlich wenn es ſich wie heute beim Spiritus um eine durch Exportprämien anderer Staaten (Rußland, Oeſterreich, England) hervorgerufene künſtliche, nicht natürlich erwachſene Concurrenz handelt. Zwar wird die Oppoſition hauptſächlich gegen dieſen Punkt einen gewaltigen Lärm erheben und es iſt gewiß nöthig, hier auf das rechte Maaß zu ſehen und die momentane Unterſtützung nicht zu einem dauernden Geſchenk werden zu laſſen. Principiell iſt aber ein Einwand durchaus nicht zu erheben. Jeder Staat hat einmal zu ſolchen Maßregeln gegriffen und muß danach greifen. Es iſt zuletzt nichts anderes, als wenn der Staat, wie er es fortwährend thut, in ärmeren Gegenden Eiſenbahnen baut, von denen er ſicher weiß, daß ſie ſich noch auf eine Reihe von Jahren nicht verzinſen werden. Nicht nur wäre zuletzt der Verluſt an National-Wohlſtand noch größer, wenn man, um die Unterſtützung zu ſparen, die Gegend ohne Eiſenbahn ganz verarmen ließe, ſondern auch der poſitive Gewinn einer ſolchen Maßregel in der Zukunft durch Meliorirung einer Landſchaft, Erhaltung einer Induſtrie wird ganz gewiß den zeitweiſen Zuſchuß aufwiegen.

Der eigentliche Gewinn der Contingentirung iſt nun aber dieſer: ſie ermöglicht die Vereinigung des fiscaliſchen Zwecks mit dem wirthſchaftlichen, die Erhaltung der beſtehenden Fabrikationsbedingungen. Das war ja die Klippe an der die bisherigen Reform-Beſtrebungen nicht vorüber konnten. Da eine weſentliche Erhöhung der beſtehenden Maiſchraum-Steuer, wie allgemein zugeſtanden*), ausgeſchloſſen iſt, ſo war der Uebergang zur Fabrikat-Steuer geboten.

*) Das Maiſchraum-Steuer-Syſtem beſteht darin, daß für jeden mit Maiſche gefüllten Bottich, nach Rauminhalt, eine Steuer gezahlt wird, gleichgültig wie viel Spiritus daraus gewonnen wird. Dieſes Syſtem giebt der Kartoffel, die dickgemaiſcht werden kann, gegenüber dem Getreide, den Rüben und anderen Materialien, die nur dünn

Noch nach unserer bisherigen Darlegung könnte man fragen: wozu der Durchgang durch das Monopol? Weshalb läßt man nicht nach der Angabe des Meß-Apparats in der Brennerei jeden Fabrikanten seine Steuer bezahlen und ihm dann sein Product selber verkaufen, wo und wie er will? Die Antwort ist, daß dieses Steuersystem zu einer völligen Umwälzung der bestehenden Fabrikation führen würde. Statt der großen Menge mittlerer Betriebe würden wir eine Groß-Industrie bekommen. Jetzt ist diese durch die Schranken, welche ihr die Raum-Besteuerung zieht, niedergehalten. Eine hohe Fabrikat-Steuer, welche größeres Capital erfordert, würde ihr zu Gute kommen. Die Culturen auf dem Sandboden, welche durch den Kartoffelbau und das Brennen, welches in der Schlempe das Viehfutter giebt, erst geschaffen worden sind, würden die Concurrenz nicht ertragen können und wieder zu Grunde gehen. Die Nebenvortheile, welche jetzt der Landwirthschaft zu Gute kommen, würden gänzlich verloren gehen, verschwendet werden, da die Großindustrie ihrer nicht bedarf, sie nicht benutzen und dennoch bestehen kann.

Im Königreich England (ohne Irland) giebt es nur etwa sechs ungeheure Brennereien.

Die Contingentirung bedeutet also die Einführung einer Fabrikatsteuer unter Erhaltung der bestehenden Brennereien.

Nur an einem Punkt könnte man vielleicht von der Einführung des Monopols absehen und sich mit der entsprechenden Fabrikatsteuer begnügen. Das ist bei den Korn-Brennereien. Diese sind durch die bestehende Raum-Steuer gegenüber den dickmaischenden Kartoffelbrennereien stark benachtheiligt, haben sich aber dennoch gehalten, da sie nicht Roh-Spiritus, sondern direct Branntwein, also Qualitätswaare bereiten, deren Preis nicht so leicht zu schätzen ist. [illegible] möglich wäre es freilich nicht; die Schwierigkeit ließe sich aber, so weit wir die Sache übersehen können, gänzlich vermeiden, indem man ihnen [illegible] hohe Fabrikatsteuer auferlegte. Sie würden dabei gegen ihren jetzigen [illegible] nichts verlieren.

Ist denn nun aber die Contingentirung für die Kartoffel-Brennereien [illegible] eine völlig unerträgliche Beschränkung der Landwirthschaft? Oder falls [illegible] unbedingtes Verbot, sondern nur die Anweisung auf den Verkauf in's Ausland beschlossen wird, [illegible] ist nicht die Unterscheidung zwischen den in diesem Augenblick bestehenden Fabriken und den zukünftig zu errichtenden eine Ungerechtigkeit? Diese Frage hängt zusammen mit der anderen: wie wird der Preis [illegible].

[illegible] werden können, einen großen Werth [illegible]. Jede Erhöhung der [illegible] Steuer [illegible] aber die [illegible]. Eine hohe [illegible] hat es [illegible] dahin [illegible], daß [illegible] die [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] die [illegible], die er [illegible] einem [illegible] erhalten [illegible] läßt. Der [illegible] eine nur um wenig [illegible], da das [illegible] [illegible], daß alles [illegible] verschwindet und alle [illegible], [illegible] werden. [illegible] eine hohe [illegible]-Steuer, ebenso wie die Fabrikat-Steuer zum [illegible].

welchen der Staat den Brennereien zahlt? Auf beide Fragen giebt es keine abſolute, ſondern nur eine relative Antwort. Sie muß gegeben werden vom Standpunkt der augenblicklichen Lage der Spiritus-Induſtrie. Wäre dieſe Induſtrie blühend und gewinnbringend, ſo wäre die Einführung des Monopols ein Phantom. Die Brennereien würden einen ſo hohen Preis verlangen, oder wenn man ihnen denſelben nicht bewilligen wollte, ein ſolches Geſchrei erheben, die Einſchränkung der weiteren Ausdehnung würde als eine ſolche Bedrückung erſcheinen, daß kein praktiſcher Staatsmann daran denken könnte, das Monopol auch nur vorzuſchlagen. Nun iſt aber die Lage dieſer Induſtrie ſo ſchlecht und ſchlechter faſt als die irgend einer anderen. Der Preis der noch vor zehn Jahren zuweilen auf 70 Mark ſtand pro Hektoliter, oft auf 60, als deſſen Durchſchnitt 55 angeſehen wurde, iſt auf 37 geſunken und erſt in Folge der Monopol-Gerüchte wieder etwas geſtiegen. In dieſen Preiſen ſind noch etwa 16 Mark Steuer; der Brenner, der alſo früher oft 40 Mark für ſein Produkt bekam (ohne daß die Production je etwa wie der Zucker für etwas beſonders Gewinnbringendes gegolten hätte) erhält jetzt nur die Hälfte. Wenn der Staat in einem ſolchen Augenblick als Käufer auftritt, ſo iſt die Fixirung des Preiſes nicht ſchwer. Ueberſteigt ſein Angebot auch nur um Einiges den augenblicklichen Marktpreis, ſo wird es doch mit höchſtem Danke angenommen. Der Staat handelt faſt im Geiſte des Wucherers, der den momentanen Nothſtand benutzt, um zum Verkauf weit unter dem Werth zu verlocken oder zu drängen Der Staat wird die vortheilhafte Poſition nicht bis zum äußerſten, in wirklich wucheriſchem Sinne ausnutzen, aber um ſo mehr iſt die Schwierigkeit der Fixirung des Preiſes bei der Willfährigkeit des Verkäufers verſchwunden und ebenſo ſchwindet die Bedrückung, die in der Contingentirung liegt, da zur Zeit Niemand daran denkt, ſich einem ſo darniederliegenden Induſtriezweig zuzuwenden.

Wir ſind hier zum zweiten Mal bei dem Punkt, von dem wir ſchon oben hervorgehoben, daß er das ganz ſpecielle Angriffsziel der Oppoſition bilden wird, die Fixirung des vom Fiscus zu zahlenden Preiſes. Derſelbe muß nothwendig, wenn der Staat nicht ein Raubgeſchäft machen will, höher ſein als der augenblickliche Weltmarktpreis, ſich einigermaaßen dem Durchſchnittspreis nähern. Momentan erhalten die Brenner alſo eine große Zuwendung, eben die Ausfuhrprämie, welche wir oben charakteriſirten. Aber da der Staat gleichzeitig alle Chancen der Zukunft gewinnt, ſo mag er dabei doch noch immer ein gutes Geſchäft machen. Trotzdem wird naturgemäß das Plus als ein Geſchenk des Staats an die „abgewirthſchafteten Junker“ dargeſtellt werden.

Die gezeichnete ſehr einfache Conſtruktion würde vielleicht ſchon zum Aufbau eines Spiritus-Verkaufs-Monopols genügen. Naturgemäß aber läßt ſich der Bau noch erweitern und vervollſtändigen. Eine ſehr erhebliche Verbeſſerung wäre z. B. die Hinzufügung eine Verſtaatlichung der Sprit-Fabrikation.

Der Spiritus geht durch vier Hände, ehe er an den Conſumenten gelangt. Der Brenner macht den Roh-Spiritus, der Sprit-Fabrikant macht daraus den Neu-Sprit, der Deſtillateur macht daraus durch Verdünnung und Zuſatz den

Schnaps, der Wirth schenkt ihn aus. Die zweite Stufe ist es, welche aus hygienischen Gründen in die Hand einer öffentlichen Behörde gelegt werden sollte und vermöge des Monopols gelegt werden könnte. Uebernimmt der Staat die Herstellung des Fein-Sprits, so ist damit das Mittel gegeben, nur fuselfreien, d. h. giftfreien Alkohol in den Handel zu bringen und so auf einfache Weise das schädlichste Element des Branntweingenusses ausgeschieden. Der Staat gewinnt zugleich eine wirksame Neben-Controle für die Durchführung des Monopols und erhält die für den Export allein brauchbare Waare. Die Einrichtung und Entschädigung der Fein-Sprit-Fabriken, deren Zahl nicht zu groß ist, wäre unschwer durchzuführen.

Ja, man könnte das Monopol noch eine Stufe weiter führen und auch die Bereitung des eigentlichen Branntweins in die Hand des Staats bringen. Nach manchen Andeutungen wird das wirklich beabsichtigt.

Einen finanziellen Effect für den Fiscus würde man hierdurch nicht wesentlich erzielen; diese Maßregel würde wesentlich in pecuniärer wie hygienischer Beziehung dem Publicum zu Gute kommen. Zunächst würde dazu gehören, daß auch die Korn- und Fruchtbrennerei mit in das Monopol hineingezogen würde, also auch diese Branntweinsorten nur fuselfrei in das Publicum gelangten. Nach einer Mittheilung würde aller Branntwein in plombirten Flaschen ausgegeben werden, in die der Wirth nichts mehr hinein- sondern nur herausgießen kann. Jede Fälschung mit reizenden und schädlichen Stoffen wäre so, da das Fabrikat fix und fertig aus den Staatsfabriken herauskommt, ausgeschlossen. Zugleich weiß das Publicum genau, wie viel der Wirth Alkohol nimmt und am Ausschank verdient. Diese Kenntniß würde den Preis des Branntweins unzweifelhaft niedriger halten als er sonst wäre, je dem Staat erlauben, seinen Aufschlag um so höher zu greifen und dadurch indirect dem Fiscus zu Gute kommen. Ob diese Vortheile groß genug wären, um die sehr einschneidende Maßregel dem Fein-Sprit-Monopol hinzuzufügen, darüber maße ich mir noch kein Urtheil.

Jedenfalls würde aber diese Ergänzung des Monopols demselben sicher sofort die Sympathie und Unterstützung aller Vereine gegen den Branntwein zuführen. Hoher Preis und giftfrei — das sind die besten mächtigsten Dämme, die gegen diese Sündfluth errichtet werden können. Die Befürchtung, daß auch der Fiscal-Sinn der Staat, wie seiner Zeit in Rußland, die Trunksucht befördern werde, ist zu absurd, um gutgläubig ausgesprochen zu werden. Dafür haben wir eben eine andere Regierung als die russische und dazu die öffentliche Meinung und die Volksvertretung. Man könnte ebenso gut argwöhnen, Preußen habe die allgemeine Schulpflicht eingeführt, um die Jugend systematisch zu verdummen und die allgemeine Wehrpflicht, um sie unkriegerisch zu machen. Soll die Branntweinpest ernstlich bekämpfen will, kann sich in Deutschland nichts Besseres wünschen, als die Einführung des Monopols.

So vereinigt das Monopol in einer höchst glücklichen, geradezu einzig dastehenden Weise, alle sonst einander entgegenstrebenden Interessen.

Es verſchafft dem Staat ungeheure Einnahmen, welche die Communal-Steuer-Reform und die Alters-Verſicherung ermöglichen.

Es erhält das in dieſem Augenblick in ſeinem Beſtande bedrohte Gewerbe.

Es erweiſt ſich als ein höchſt wirkſames Mittel gegen die Branntweinpeſt.

Die Ausſichten des Monopols.

Es iſt heute eigentlich eher möglich über die Ausſichten des Monopols im Reichstage zu ſprechen, als über das Monopol ſelber. Denn obgleich wir den Inhalt deſſelben erſt andeutungsweiſe kennen, ſo haben doch die Parteien ſchon mehr oder weniger prinzipiell Stellung zu ihm genommen.

Ob die Freiſinnigen wirklich ſo ausnahmslos dagegen ſein werden, wie ihre Preſſe glauben macht, möchte doch zweifelhaft erſcheinen. Die Vortheile des Planes ſind zu einleuchtend und großartig, als daß nicht einer oder der andere frühere Seceſſioniſt ſie einſehen ſollte.

Die Entſcheidung aber liegt beim Centrum: es ſteht einander gegenüber das Fractions-Intereſſe, welches die politiſche und finanzielle Stärkung der Reichsgewalt zu bekämpfen gebietet und das agrariſche Intereſſe mehrerer Landestheile, namentlich Schleſiens und Poſens und vermuthlich auch der Süddeutſchen. Je günſtiger die Bedingungen ſind, welche das Geſetz den Brennern bietet, deſto ſchwieriger wird es Windthorſt ſein, ſeine Getreuen zuſammenzuhalten.

Sollte etwa das Monopol der Keil werden, der beſtimmt iſt, in das Centrum eingetrieben zu werden, um es zu zerſprengen?

Man vergegenwärtige ſich die Ereigniſſe der letzten Wochen. Unausgeſetzt hatte der Kanzler heftige Streitigkeiten mit dem Centrum auszufechten. In derſelben Zeit wurde dem Papſt das Vertrauen erwieſen, ihn als Schiedsrichter zwiſchen Deutſchland und Spanien anzurufen. Dem Centrum und namentlich ſeinem Führer wurde der Vorwurf gemacht, daß es den Culturkampf abſichtlich verlängere, die Wunden, die ſich ſonſt ſchließen würden, offenhalte. Gleichzeitig wurde daran erinnert, daß die Regierung ſchon mehrfach nahe daran geweſen ſei, mit dem Papſt ein Abkommen zu treffen. Auf das allerſchärfſte wurde die Miſſions-Sache im Reichstage ausgefochten; vom Papſt aber erfuhr man, daß er darüber anders denke als das Centrum.

Wie? wenn nun wirklich in der nächſten Zeit ein Abkommen mit dem Papſt erfolgte, welches den Culturkampf noch weiter reducirt und in demſelben Augenblick ein Drittel der Mitglieder des Centrums vor die Frage geſtellt wird: was ſtellt ihr jetzt höher: das Intereſſe eurer Landſchaft oder den Gehorſam gegen Windthorſt? Was iſt denn der Grund des Gehorſams gegen Windthorſt, wenn nicht die Nothwendigkeit der Disciplin im Kirchen-Kampf und dieſer Kampf neigt ſich ſeinem Ende?

Nun ziehe man noch die anderweitigen Hülfstruppen des Monopols in Betracht.

Da ist in erster Linie das ethische Interesse der Bekämpfung der Branntweinpest.

Wenn gewisse andere Andeutungen richtig sind, so wird beabsichtigt, die Communen an dem Ertrage direct zu betheiligen. Ob diese Maßregel unbedingt wünschenswerth ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls würde dieselbe abermals dem Monopol einen gewaltigen Bundesgenossen gewinnen.

Als dritten Bundesgenossen dürfte man vielleicht die Furcht vor dem Tabaks-Monopol bezeichnen. Denn es ist einleuchtend, daß es keine bessere Schutzwehr gegen das Tabaksmonopol giebt als die Einführung eines anderen Monopols, aus dem einfachen Grunde, weil das eine das andere überflüssig macht. Aus dem Spiritus-Monopol ist mit Leichtigkeit, wenn es einmal besteht, so viel Geld zu ziehen, daß man auf sehr lange an andere Steuern und zumal besonders so gewaltige, wie ein zweites Monopol, garnicht zu denken braucht.

Faßt man das Alles zusammen, so scheinen die Chancen für Bennigsen so schlecht zu stehen, daß man fragen möchte, weshalb er nicht von vornherein dem Kampf ausgewichen ist und gegen irgend welche andere Concession das Monopol acceptirt hat. Sachliche Gründe können ihn daran nicht verhindert haben. Da das Centrum die Alters-Versicherung auf seinem Programm hat, so muß es doch ohnehin früher oder später einmal eine große Steuer bewilligen und sicherlich findet es nie eine bessere, die zugleich so viele Interessen fördert, so wenige verletzt. Aber trotzdem, die Stellung der Fraction in unserem parlamentarischen Leben, damit die Stellung ihres Führers, wird nach Annahme des Monopols eine andere werden, als sie bisher war. Die Stärkung, welche die Regierungsgewalt durch das Monopol empfängt, ist ungeheuer und in demselben Maaße sinkt der Einfluß der Fractionsführer. Das könnte für Windthorst wohl ein Grund sein, sich dem Monopol zu widersetzen. Vielleicht fühlt der Kanzler sich auch seines Sieges so sicher, daß er absichtlich jede Concession verschmäht und den Kampf provocirt hat. Jedenfalls hat Windthorst ihn aufgenommen. Die „Germania" wüthet gegen das Monopol. Und um zu rächen, daß sich ihr Zorn gegen einen Theil der eigenen Partei richtet, schleudert sie ihre Geschosse gegen die Nationalliberalen. Als ob diese die Entscheidung hätten! Trotzdem droht die „Germania" über die Nationalliberalen, welche über den „Steck des Monopols springen würden".

Das ist also der Kampf in der schärfsten Gestalt. Der Centrums-Mann der für das Monopol stimmt, „springt über den Steck". Was wird werden? Es ist unnütz und gefährlich zu prophezeien, aber es ist gut, daß man sich die Tragweite des Kampfes, welcher schon begonnen hat, klar macht. Denn das Monopol angenommen, so geht vielleicht zugleich das Centrum in die Brüche.

F.

Der neue Statthalter in den Reichslanden.

Fürſt Hohenlohe hat ſeit einem Monate die Geſchäfte des Statthalters im Reichslande übernommen und ſich in ſeinem neuen Wirkungskreiſe ſchnell bekannt gemacht. In Straßburg, Metz und Colmar hat er die Beamten und die Bezirkstage empfangen. Die ächt vornehme Verbindung von Freundlichkeit und Zurückhaltung, welche die Perſönlichkeit des neuen Statthalters charakteriſirt, hat nach Berichten aus dem Reichslande ihren Eindruck nicht verfehlt.

Schlicht, wohlwollend und beſonnen waren auch die Anſprachen des Fürſten, welche in die Preſſe gedrungen ſind. Es wäre voreilig aus denſelben ein Programm der neuen Regierungspolitik combiniren zu wollen. Doch ſind immerhin Worte gefallen, welche im Munde eines Staatsmannes etwas bedeuten.

Sympathiſch berührt vor allem der wiederholte und energiſche Ausdruck eines ſtolzen und freudigen Patriotismus. Bei dem Commers der Straßburger Studenten erklärte Fürſt Hohenlohe, daß er die Huldigung der Jugend gern annehme, ſofern ſie ſeiner zwanzigjährigen Arbeit für die deutſche Einheit gelte, und in Metz ſprach er mit zündenden Worten von dem was Deutſchland geweſen und was es iſt.

In der That iſt eine feſte, patriotiſche Haltung die erſte Vorausſetzung für eine geſegnete Wirkſamkeit im Reichslande. Larmoyantes Sympathiſiren mit dem Kummer des Landes über die Trennung von Frankreich findet bei der Bevölkerung kein Verſtändniß, kann vielmehr nur den Eindruck der Schwäche und Unſicherheit erzeugen. Es muß in der öffentlichen Meinung feſtſtehen, daß es eine elſaß-lothringiſche „Frage“ im politiſchen und nationalen Sinne nicht mehr giebt: dann erſt kann bei Löſung der vielfach complicirten adminiſtrativen Frage eine nutzbringende Mitwirkung der Bevölkerung erwartet werden. So lange die Vertreter der leitenden Geſellſchaftsklaſſen keine andere Politik verfolgen, als für ſich und ihre Familien Franzoſen zu bleiben, iſt allen autonomiſtiſchen Beſtrebungen gegenüber eine ſtarke Doſis Mißtrauen am Platze.

Für die Anſichten des Statthalters über die leitenden Principien ſeiner Verwaltung dürfte die Anſprache bezeichnend ſein, welche er in Colmar an die Beamten und den Bezirkstag des Ober-Elſaß gerichtet hat. Nachdem Fürſt Hohenlohe von ſeiner Abſicht geſprochen, das Land durch Reiſen kennen zu lernen, fuhr er dem officiellen Berichte zufolge folgendermaßen fort:

> „Glauben Sie aber nicht — und dem Herrn Bezirkspräſidenten und den Herren Kreisdirectoren ſage ich: fürchten Sie nicht, daß ich dabei an ein patriarchaliſches Regiment denke. Das liegt mir fern. Unſer moderner Rechtsſtaat iſt ein viel zu complicirtes Weſen, unſere wirthſchaftlichen Zuſtände ſind zu reich an ſchwer lösbaren Problemen, als daß man daran denken könnte, patriarchaliſch und perſönlich einzugreifen.“

Dieſe Worte des neuen Statthalters enthalten eine Kritik der Praxis ſeines Amtsvorgängers, die, mag ſie nun beabſichtigt geweſen ſein oder

nicht, thatsächlich den Nagel auf den Kopf trifft. Der Feldmarschall von Manteuffel war zum ersten Male als Greis an die Spitze einer für Friedenszeiten organisirten Civilverwaltung gestellt worden. Die büreaukratischen Formen des modernen Staatswesens waren dem alten Soldaten neu und antipathisch, ein persönliches Regiment im Sinne des wohlwollenden, wenn auch nicht immer aufgeklärten, Absolutismus mochte dem leidenschaftlichen Verehrer Rußlands als Ideal vorschweben. Daher die unfreundliche und mißtrauische Haltung des Statthalters gegenüber den Beamten, welche Wasser auf die Mühle der Protestler war. Unablässig müssen die deutschen Beamten die Schmähungen der protestlerischen und der französischen Presse ertragen. Ein Correspondent der Revue des deux Mondes entwarf vor einiger Zeit von der Thätigkeit der Kreisdirectoren folgendes anmuthige Bild: „c'est une tyrannie de tous les instants, lente, laborieuse, patiente, infatigable, tenace, reflexe, pedante, prosaique, paperassiere, formaliste, taquine, bourrue au besoin, un pouvoir exerce a coups d'epingles, peu accessible, sans bienveillance." Derselbe Correspondent verfehlte nicht, die Persönlichkeit des Feldmarschalls in den Himmel zu erheben. Und diese Praxis, dem Statthalter zu schmeicheln, um gegen die Beamten freie Hand zu haben, wurde auch von den einheimischen Franzosen mit Virtuosität gehandhabt. Es liegt aber auf der Hand, daß eine starke und fruchtbare Action der deutschen Verwaltung nur dann möglich, wenn das Verhältniß zwischen dem Höchstcommandirenden und seinen Soldaten ein glückliches, nicht durch Mißtrauen vergiftet ist. Das willkürliche Hineingreifen in jede geordnete Amtsthätigkeit, die fortgesetzte Herabsetzung der Beamten zu Gunsten der Notabeln mußte bei den Beamten eine der Erfüllung ihres Berufs keineswegs förderliche Verbitterung und bei den Notabeln eine bedenkliche Ueberhebung erzeugen.

Denn dies ist die schlimmste Folge des vom Fürsten Hohenlohe desavouirten persönlichen Regiments: da der Statthalter unmöglich in Einzelfragen aus eigener Anschauung urtheilen kann, so kommt er, wenn er die Instruction durch die Beamten verschmäht, unvermeidlich unter die Herrschaft der Notabeln. In Frankreich gehört die Notabelnwirthschaft zu den erblichen Uebeln jeder Verwaltung. In einem Lande, wo jede Regierung eine Parteiregierung ist, die um ihre Existenz kämpft, beherrscht den ganzen Verwaltungsmechanismus die Tendenz, unter den angesehenen und einflußreichen Persönlichkeiten Anhänger zu gewinnen. Die ganze Action der Verwaltung wird dadurch Agitation für eine Partei. Jeder Wegebau und jede Wirthschaftsconcession wird nicht aus sachlichen Gesichtspunkten, sondern aus dem Interesse persönlicher Gefälligkeit nach dem Grundsatze: „do ut des" beurtheilt. Eine solche deutscher Gründlichkeit und Ehrlichkeit widerstrebende Praxis ist am allergefährlichsten in einem Lande, wo die Cultur und Gesinnung der gesellschaftlich hochstehenden Klassen noch durchaus französisch ist. Hier kann die Begünstigung der Notabeln wohl dem Machthaber selbst zweifelhafte Freunde und gefällige Schmeichler verschaffen, niemals aber dem Lebensinteresse der deutschen Be-

waltung dienen. Die einzige Klaſſe der Bevölkerung, welche nicht franzöſirt iſt und in abſehbarer Zeit gewonnen werden kann, der Bauernſtand wird grade durch die Begünſtigung der Notabeln zurückgeſtoßen, der Regierung entfremdet und den Einflüſſen des Clerus preisgegeben.

Wir beabſichtigen an dieſer Stelle keine Kritik des Manteuffel'ſchen Regiments. Es kam uns nur darauf an, den Fürſten Hohenlohe zu den Worten zu beglückwünſchen, mit welchen er ſeine Stellung zu einer wichtigen principiellen Frage gekennzeichnet hat. Er wird ſo wenig wie ſein Vorgänger ein Geheimmittel beſitzen, um die Arbeit zweier Jahrhunderte in wenigen Jahren rückgängig zu machen. Die innere Wiedergewinnung der Reichslande erfordert eine Umwandlung ihrer Cultur und daher lange Zeit. Die deutſche Verwaltung hat hierfür keine anderen Mittel als die deutſche Erziehung in Schule und Heer. Dieſer Erziehung haben ſich die gebildeten Geſellſchaftsklaſſen bisher mit Erfolg entzogen. Daher wird im Reichslande noch auf lange Zeit ein wohlwollendes, aber energiſches büreaukratiſches Regiment vor einer Herrſchaft der Notabeln den Vorzug verdienen.

Notizen.

Agroikos, eine ethologische Studie von **Otto Ribbeck**. Abhandlungen der philosophisch historischen Klasse der sächsischen Gesellschaft der Wissensch[illegible] Bd. X. Nr. I, 18[illegible]5.

Mit dem Agroikos setzt Ribbeck eine Reihe zusammengehöriger Unter[illegible]suchungen*) fort, die es nicht verdienen, in der Abgeschiedenheit eines gelehrt[illegible] Sammelwerks der Vergessenheit anheimzufallen. Freilich sind diese Arbe[illegible] welche es unternehmen die Geschichte und das Wesen der menschlichen Cha[illegible]rakterbilder, wie sie die antike Literatur geschaffen hat, zu zeichnen, nur den[illegible]bar als die Frucht einer spezifisch philologischen Technik, in ihrem Resu[illegible] aber verlangen sie weit über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus leb[illegible] Theilnahme.

In fast beschämender Weise wird es dem der sich in diese Typen ver[illegible] klar, wie abhängig alle Kunst, die des Menschen Wesen zur Darstellung br[illegible] will, von den Kreisen sein muß, die die Alten hierfür gezogen haben [illegible] kann nur Modifikation, Erweiterung, im besten Falle Vertiefung sein, wa[illegible] auch die neuerungssüchtigste mit allem Raffinement psychologischer Detailma[illegible] arbeitende Sittenschilderung unserer und künftiger Zeiten zu den festen U[illegible]rissen, die das Alterthum zeichnete, hinzubringen kann.

Freilich ist das kein Wunder. Der Mensch bleibt derselbe, in so [illegible] Spielarten er auch schillert und lange Jahrhunderte einer ununterbroche[illegible] Culturentwicklung hindurch hat Beobachtung und nachahmende Darstellung [illegible] diesen Typen gearbeitet.

Denn es ist schwer zu sagen, welcher Literaturzweig an ihrem Ausbau [illegible] thätig gewesen sei. Der Versuch „die theophrastischen Charakterschilderungen aus der Fülle des vorhandenen Materials theils zu erläutern, theils zu er[illegible]gänzen" war für Ribbeck der Ausgangspunkt seiner Untersuchungen. A[illegible] diese selbst führen ihn durch alle Höhen und Tiefen der alten Literatur.

Der attischen Comödie, besonders der mittleren und neueren, gebührt na[illegible] zu einem Haupttheil das Verdienst dieser Sch[illegible]ung. Ihr hat das Volks[illegible] mächtig vorgearbeitet. Denn dies Volk hat [illegible] es ist keine Uebertreibung von Anbeginn mit den Augen des [illegible] Wi[illegible] geschult für die [illegible]

*) Unter den [illegible]

Unterſchiede in der Aeußerung der Perſönlichkeit muß der Blick des Dichters geweſen ſein, der im dritten Buch der Ilias den Antenor reden läßt! Es kann nicht Wunder nehmen, wenn im Bereich der komiſchen Typen ſchon in verhältnißmäßig früher Zeit ſo complicirte Probleme aufgeſtellt wurden, wie der Margites, „der vieles gelernt hat und nichts weiß".

Vielleicht dürfen wir ſagen: in die eigentliche Werkſtätte dieſer Typen führt uns die Literatur überhaupt nicht hinein. Sie verarbeitet nur, verfeinert, erklärt das Material, das in unabläſſiger Bethätigung des Spieltriebes das Volksleben ihr vorgearbeitet hat. Bunte Bilder warmpulſirenden Lebens ſteigen vor uns auf, wenn wir fragen, wo die Anfänge dieſer Typen liegen. Beim frohen Gelage, wenn der Spaßmacher Mime in der Charaktermaske auftritt und ein oft geſpieltes Spiel in der glücklichen Eingebung des Moments um einen neuen Zug bereichert, oder wenn gar, wie auch berichtet wird, der fürſtliche Gaſtgeber ſelbſt in der Laune des Augenblicks angeborner Neigung folgt und vor den Gäſten in eigener Perſon agirt. Bei Dionyſiſchen Feſten, wenn die ganze Stadt tagelang in Trunkenheit ſchwelgt, wie es von unteritaliſchen Griechenſtädten heißt, und die komiſchen Masken der carnevaliſtiſchen Aufzüge ſich in neckender Ausgelaſſenheit überbieten, in den Leſchen, auf dem Markt, am Lagerfeuer, wo immer wohlgemuthe, unbeſchäftigte Menſchen zuſammen ſind; da iſt die eigentliche Brutſtätte jener poetiſchen Bildungen. Es iſt im wahren Sinne Volksarbeit, erſt in zweiter Linie ergreift der berufsmäßige Betrieb Beſitz davon: Mimen, Einaeden, Deikeliſten und wie die Namen des Künſtlervolks heißen, das allerorten die Neigung wach und die Kenntniß lebendig erhält. Es iſt ein unſcheinbares Künſtlertreiben, aber jeder Zeit großer Entwicklung fähig, wenn ein Genie in dieſen Kreiſen erſteht. Dann leuchten noch in unſere Tage von unſcheinbarem Hintergrunde die klangvollen Namen Sophron, Rinthon und andere.

Ich habe andeuten wollen, daß die Dichter, aus denen wir die Typen kennen lernen, nicht aus dem Nichts ſchufen. Der griechiſche Dichter hat immer das beneidenswerthe Vorrecht gehabt, der Verwalter des poetiſchen Vermögens der Nation zu ſein. Wer nun aber dieſe Charakterbilder herſtellen, und den Schatz von Beobachtung und Bildkraft in einem Gemälde zuſammenfaſſen will, der darf an keiner Literaturgattung achtlos vorbeigehen. Denn nicht nur jede Dichtung, die den Menſchen darſtellen will, hat an dieſe Aufgabe ihre beſten Kräfte geſetzt. Von der Dichtung lernte es die Philoſophie. Die Rhetorik behandelte Charakterdarſtellungen in ihren Schulen und die Geſchichte verwandte ſie in ihren moraliſchen Raiſonnements.

Schwer verſtändlich für uns, und immer wieder neu, aber auch von Neuem reizend iſt dies brüderliche Zuſammenarbeiten der ganzen alten Literatur, das kaum irgend wo ſignificanter hervortritt als hier. Daß der feinſinnige Komödienſchreiber die Züge benutzt und verklärt wiedererſcheinen läßt, die ihm die Poſſe auf der Straße bietet, iſt nicht ſo auffallend, als daß auch die erlauchteſte Speculation ihr Theil davon nimmt, mittelbar und unmittelbar. Und doch verhält

es sich so. Der spitz beturbante Grotesktänzer, wie ihn uns in Gesellschaft gezähmter Löwen und ähnlicher Marktwunder das Columbar der Villa Pamphili zeigt, gehört zu einer Künstlergattung, die dem über die letzten Ziele der Menschheit sinnenden Philosophen direkt in die Hand arbeitete. Nicht erst Theophrast hat die Typen aus der Comödie abstrahirt. Der kundigste Zeuge hat vielmehr schon die transcendentalste Philosophie in direkten Zusammenhang mit der Mimik gesetzt und Sophron den Vater des socratischen Dialogs genannt. An diesen urwüchsig derben, aber auch grundwahren Darstellungen des Menschen zu lernen scheute sich die vornehme Wissenschaft nicht. Und sie lernte zweierlei von ihr. Erstens des Menschen Erdennatur und zweitens die Fähigkeit, dieselbe nun auch wieder auf ihre Weise darzustellen. Jeder Leser des platonischen Staates weiß, daß man diese Treffer nicht, beschaulich unter den Bäumen eines Haines wandelnd, lernt, auch nicht allein durch selbständiges Beobachten, sondern nur durch Studium ethologischer Darstellungen. Je mehr aber die Philosophie sich von der Spekulation zur Praxis wandte, um so nützlicher wurde ihr dieser Baum der Erkenntniß. Hier lernte sie, dem Menschen auf seine bösen Schliche nachzugehen, hier erfuhr sie die tausend Winkelzüge und Wendungen des Gewissens, die der Moralist bedenken muß. Und so ward die Pose zum Hebel für die Ausbildung der Casuistik. Wiederum aber, je mehr die Philosophie in's Leben trat und auf die Massen zu wirken, ihre Sitte und Anschauungen zu beeinflußen suchte, um so nützlicher ward es ihr zu lernen, wie sie ihrem Publikum ein getreues Conterfei seiner selbst vorhalten konnte.

Uns aber ermöglicht diese Benutzung von seiten eines so heterogenen Standpunkts mancherlei Rückschlüsse auf die verlorenen Dichtungen, in denen der Born dieser volksthümlichen Ethologie in besonderer Kraft und Frische geflossen sein muß. Wir begreifen, wie aus Sophron der eine nur skurrile Ausgelassenheit und Obscenität, der andere philosophische Anregungen herauslesen konnte. Und wie bei den Meistern so mag es bei den geringeren Geistern ähnlich gewesen sein: in derber Schale ein Goldkern volksthümlicher Kraft und Wahrheit, keiner so ernsthaft, daß er nicht wieder und wieder den Zuhörer in die derbste Komik und unflätige Realistik mit Behagen hineingezogen hätte. Keiner aber auch so ausschließlich gemein, daß nicht ein Tröpflein tieferen Sinnes mit untergelaufen wäre. Wie uns denn gerade von den ärgsten Schandmaulern ganz sinnreiche Sprüche erhalten sind.

Wir sind abgeschweift auf Dinge, die mit der angezeigten Abhandlung nicht direkt in Zusammenhang stehen, aber vielleicht geeignet sind von einer Seite aus die Bedeutung der Ribbeck'schen Arbeit anschaulicher zu machen.

Der Agroikos ist einer dieser Typen; der Landmann, dessen Bild der Verfasser durch die gesammte griechische und römische Literatur zunächst historisch verfolgt. Vom göttlichen Sauhirten der Odyssee bis zu dem Begriff des Bauerntölpels, wie er dem Kaiser Julian vorschwebte, als dieser ihn zu einer ironischen Selbstcharakteristik verwandte, um den Antiochenern bei der Gelegenheit den Text zu lesen. Ein langer Weg, der durch ein volles Jahrtausend

und die buntſcheckigſte Literatur führt: Homer und höfiſches Hirtenlied neroniſcher Zeit, die Epiſtolographie der ſinkenden Sophiſtik und die Komödie Menander's, welche Contraſte! Verſchieden nicht nur nach Zeit und Perſonen, ſondern auch nach den Stimmungen und Neigungen derer, die an dem Charakterbild des Agroikos gearbeitet haben, bald in offener Verachtung, bald in tiefem Behagen an burleſker Komik, bald in ſentimentaler Naturſchwärmerei. Und doch verläugnet ſich die Conſtanz und Geſetzmäßigkeit der Entwicklung, die dieſer zuſammenhängenden Cultur eignet, in dem ſchließlichen Geſammtbilde nicht. Denn zu einem Gewebe ſchießen endlich alle Fäden zuſammen. Ribbeck, der dieſes Gemälde im zweiten Kapitel fein und mit muſterhafter Gründlichkeit — und es war ſchwer, beides zu vereinigen — ausgearbeitet hat, wurde dann von ſelbſt dazu geführt, auch das Ergänzungsbild des Agroikos, und das iſt in dieſem Falle das Gegentheil, auszuführen: Den Typus der Urbanität. Unterſuchungen über den Bedeutungswandel verwandter Begriffe ſchließen das Heft. Daß in Fällen, wo alle poſitive Ueberlieferung ſchweigt, philologiſche Exegeſe aus *einem* Worte ein reiches Culturbild mit mannigfachen Wandlungen zu erwecken vermag, zeigt die Behandlung des Begriffs scurra.

Näheres Eingehen auf Einzelheiten iſt hier ausgeſchloſſen. Aber auch der kurze Hinweis wird gezeigt haben, daß dieſe Ribbeck'ſchen Unterſuchungen von allgemeiner Bedeutung ſind, da ſie ein grundlegendes Kapitel der allgemeinen Literaturgeſchichte behandeln.

Sie ſind mit vornehmer Eleganz geſchrieben. Den Leſer wird es angenehm berühren, daß kein Gelehrter der jüngſten Generation der Verfaſſer iſt. Die Aufgabe wäre auch für den geiſtreichſten Anfänger ungeſchickt gewählt. Ich denke es kann dem Autor nur erwünſcht ſein zu hören, daß man beim Leſen dieſer Abhandlungen nicht ſo ſehr die gewaltige Arbeit empfindet, auf deren Untergrund ſie beruhen, als den Genuß, den dem Verfaſſer das Niederſchreiben dieſer längſt reifen Gedanken gemacht haben muß. **Bruns.**

Olympia das Feſt und ſeine Stätte. Nach den Berichten der Alten und den Ergebniſſen der deutſchen Ausgrabungen von **Adolf Böttticher.** Mit 25 Holzſchnitten und 21 Tafeln in Kupferradirung, Lichtdruck, Lithographie ꝛc. Zweite durchgeſehene und erweiterte Auflage. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1886. 8°. 420 S.

Daß die glänzende Publication des Julius Springer'ſchen Verlags, „Olympia" von A. Böttticher, ſchon nach drei Jahren in zweiter Auflage erſcheint muß allen Freunden der klaſſiſchen Studien erfreulich ſein. — Der Verfaſſer hat ſich durch dieſes Werk ein unſtreitiges Verdienſt erworben. Das große nationale Unternehmen verlangte gebieteriſch eine populäre Darſtellung, in der jeder Gebildete ſich über die Geſchichte, den Verlauf, die Reſultate und die allgemeine culturgeſchichtliche Bedeutung der Ausgrabungen orientiren könne, und Adolf Böttticher, einer der Auserwählten, denen das deutſche Reich die

Leitung der Ausgrabungsarbeiten anvertraute, hat sich dieser Aufgabe in einer Weise unterzogen, die für die allseitige Bildung und die vornehme Geistesrichtung des Verfassers rühmliches Zeugniß ablegt.

Von Haus aus Architekt hat er auch die historischen, antiquarischen und archäologischen Fragen, welche sich an die Errungenschaften der Jahre 1875—1881 knüpfen, mit selbständigem Urtheil darzustellen gewußt. Und wenn er begreiflicher Weise den Hauptnachdruck auf die Schilderung der Baugeschichte der Feststätte legte, so ist dies nur der Sache entsprechend. Diese aber stehen wir nicht an als ein Muster populärer Darstellung hinzustellen. Immer klar und anschaulich verliert sich der Verfasser niemals in ungehöriger Weise in technische Einzelheiten. Indem er einem reichen Detail gerecht wird und über alle wesentlicheren Controversen eingehend und würdig referirt, läßt er den culturgeschichtlichen Gehalt der behandelten Erscheinungen nicht aus dem Auge und es gelingt ihm unter nicht leichten Umständen die Continuität einer Entwicklung zur Geltung und Darstellung zu bringen. Die Sprache ist ungekünstelt und präcis, am rechten Orte auch warm und bilderreich. Aesthetisches Raisonnement ist mit Maß beigefügt, dann aber meist wirkungsvoll und überzeugend. Unsichere Resultate der Wissenschaft werden, auch wenn der Verfasser ihnen persönlich zuneigt, mit Recht unterdrückt. Auch die Theile des Werks, deren Gegenstand dem Verfasser wohl ursprünglich fern lag, wie „die Festfeier in Olympia“ und die einleitende Abschnitte, sind mit unleugbarem schriftstellerischen Geschick gearbeitet.

Kurzum das Buch verdient in den weiteren Kreisen gelesen zu werden, an welche sich der Verfasser wendet. Besonders wünschen wir, daß es auch in der oberen Klasse unserer Gymnasien heimisch würde. Dort sollte der starke und doch gehaltene Enthusiasmus, mit dem die Schrift geschrieben ist, vollen Widerhall finden. Hoffen wir, daß die optimistischen Aeußerungen über die Lebenskraft der humanistischen Ideen heutzutage, mit denen der Verfasser sein Werk eröffnet, die Wirklichkeit nicht gar zu weit hinter sich zurücklassen.

Die Ausstattung ist musterhaft. In der Radirung von Ludwig Otto zu S. 340 erwirbt der Käufer des Buchs eine Perle dieser Kunst. B.

Das nächste Heft der „Preußischen Jahrbücher“ wird die zur Feier des Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät des Königs am 4. Januar in der Aula der Universität Berlin gehaltene Rede H. v. Treitschke's bringen.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Rede

zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I.

gehalten im großen Hörsaal
der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität am 4. Januar 1886

von

Heinrich von Treitschke.

Fast vierundsechzig Jahre sind verflossen seit unsere Universität in diesem Saale den Jahrestag der fünfundzwanzigjährigen Regierung ihres Königlichen Stifters feierte. Dem Redner jenes Tages, Friedrich von Raumer, fiel eine schöne Aufgabe zu. Er blickte dankbar zurück auf die Zeiten der Heimsuchung, da König Friedrich Wilhelm III. mitten im Unglück die sittlichen Kräfte seines geschlagenen und verstümmelten Staates wieder wach gerufen, die Verwaltung neu geordnet und endlich mit seinem tapferen Volke den Deutschen das erste aller politischen Güter, die Freiheit von fremder Herrschaft zurück erobert hatte. Aber so froh und zuversichtlich, wie eine Nation nach überstandener schwerer Drangsal sprechen soll, klang die Rede nicht. Unmöglich konnte ein Deutscher in jenen Jahren der Ermattung mit reiner Freude sein Vaterland betrachten. Das verarmte Volk blutete noch aus tausend Wunden; die Denkenden aber, die von dem Befreiungskriege den Anbruch ihres Vaterlandes, die Wiederkehr der alten Kaiserherrlichkeit erhofft, erkannten mit Unmuth, daß der schwere mit fremder Hülfe geführte Kampf doch nur einen verkümmerten Erfolg erreicht hatte, und das siegreiche Deutschland, minder glücklich als die Besiegten, nur durch ein loses Band, mehr dem Namen als der That nach zusammengehalten wurde.

nicht, thatsächlich den Nagel auf den Kopf trifft. Der Feldmarschall von Manteuffel war zum ersten Male als Greis an die Spitze einer für Friedenszeiten organisirten Civilverwaltung gestellt worden. Die büreaukratischen Formen des modernen Staatswesens waren dem alten Soldaten neu und antipathisch, ein persönliches Regiment im Sinne des wohlwollenden, wenn auch nicht immer aufgeklärten, Absolutismus mochte dem leidenschaftlichen Verehrer Rußlands als Ideal vorschweben. Daher die unfreundliche und mißtrauische Haltung des Statthalters gegenüber den Beamten, welche Wasser auf die Mühle der Protestler war. Unablässig müssen die deutschen Beamten die Schmähungen der protestlerischen und der französischen Presse ertragen. Ein Correspondent der Revue des deux Mondes entwarf vor einiger Zeit von der Thätigkeit der Kreisdirectoren folgendes anmuthige Bild: „c'est une tyrannie de tous les instants, lente, laborieuse, patiente, infatigable, tenace, reflexive, pedante, prosaique, paperassiere, formaliste, taquine, bourrue au besoin, un pouvoir exercé a coups d'epingles, peu accessible, sans bienveillance." Derselbe Correspondent verfehlte nicht, die Persönlichkeit des Feldmarschalls in den Himmel zu erheben. Und diese Praxis, dem Statthalter zu schmeicheln, um gegen die Beamten freie Hand zu haben, wurde auch von den einheimischen Franzosen mit Virtuosität gehandhabt. Es liegt aber auf der Hand, daß eine starke und fruchtbare Action der deutschen Verwaltung nur dann möglich, wenn das Verhältniß zwischen dem Höchstcommandirenden und seinen Soldaten ein glückliches, nicht durch Mißtrauen vergiftet ist. Das willkürliche Hineingreifen in jede geordnete Amtsthätigkeit, die fortgesetzte Herabsetzung der Beamten zu Gunsten der Notabeln mußte bei den Beamten eine der Erfüllung ihres Berufs keineswegs förderliche Verbitterung und bei den Notabeln eine bedenkliche Ueberhebung erzeugen.

Denn dies ist die schlimmste Folge des vom Fürsten Hohenlohe desavouirten persönlichen Regiments: da der Statthalter unmöglich in Einzelfragen aus eigener Anschauung urtheilen kann, so kommt er, wenn er die Instruction durch die Beamten verschmäht, unvermeidlich unter die Herrschaft der Notabeln. In Frankreich gehört die Notabelnwirthschaft zu den erblichen Uebeln jeder Verwaltung. In einem Lande, wo jede Regierung eine Parteiregierung ist, die um ihre Existenz kämpft, beherrscht den ganzen Verwaltungsmechanismus die Tendenz, unter den angesehenen und einflußreichen Persönlichkeiten Anhänger zu gewinnen. Die ganze Action der Verwaltung wird dadurch Agitation für eine Partei. Jeder Wegebau und jede Wirthschaftsconcession wird nicht aus sachlichen Gesichtspunkten, sondern aus dem Interesse persönlicher Gefälligkeit nach dem Grundsatze: „do ut des" beurtheilt. Eine solche deutscher Gründlichkeit und Ehrlichkeit widerstrebende Praxis ist am allergefährlichsten in einem Lande, wo die Cultur und Gesinnung der gesellschaftlich hochstehenden Klassen noch durchaus französisch ist. Hier kann die Begünstigung der Notabeln wohl dem Machthaber selbst zweifelhafte Freunde und gefällige Schmeichler verschaffen, niemals aber dem Lebensinteresse der deutschen Be-

waltung dienen. Die einzige Klaſſe der Bevölkerung, welche nicht franzöſirt iſt und in abſehbarer Zeit gewonnen werden kann, der Bauernſtand wird grade durch die Begünſtigung der Notabeln zurückgeſtoßen, der Regierung entfremdet und den Einflüſſen des Clerus preisgegeben.

Wir beabſichtigen an dieſer Stelle keine Kritik des Manteuffel'ſchen Regiments. Es kam uns nur darauf an, den Fürſten Hohenlohe zu den Worten zu beglückwünſchen, mit welchen er ſeine Stellung zu einer wichtigen principiellen Frage gekennzeichnet hat. Er wird ſo wenig wie ſein Vorgänger ein Geheimmittel beſitzen, um die Arbeit zweier Jahrhunderte in wenigen Jahren rückgängig zu machen. Die innere Wiedergewinnung der Reichslande erfordert eine Umwandlung ihrer Cultur und daher lange Zeit. Die deutſche Verwaltung hat hierfür keine anderen Mittel als die deutſche Erziehung in Schule und Heer. Dieſer Erziehung haben ſich die gebildeten Geſellſchaftsklaſſen bisher mit Erfolg entzogen. Daher wird im Reichslande noch auf lange Zeit ein wohlwollendes, aber energiſches büreaukratiſches Regiment vor einer Herrſchaft der Notabeln den Vorzug verdienen.

Notizen.

Agroikos, eine ethologische Studie von Otto Ribbeck. Abhandlungen der philosophisch historischen Klasse der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Bd. X. Nr. I, 1885.

Mit dem Agroikos setzt Ribbeck eine Reihe zusammengehöriger Untersuchungen*) fort, die es nicht verdienen, in der Abgeschiedenheit eines gelehrten Sammelwerks der Vergessenheit anheimzufallen. Freilich sind diese Arbeiten, welche es unternehmen die Geschichte und das Wesen der menschlichen Charakterbilder, wie sie die antike Literatur geschaffen hat, zu zeichnen, nur denkbar als die Frucht einer spezifisch philologischen Technik, in ihrem Resultat aber verlangen sie weit über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus lebhafte Theilnahme.

In fast beschämender Weise wird es dem der sich in diese Typen vertieft klar, wie abhängig alle Kunst, die des Menschen Wesen zur Darstellung bringen will, von den Kreisen sein muß, die die Alten hierfür gezogen haben. Es kann nur Modifikation, Erweiterung, im besten Falle Vertiefung sein, was auch die neuerungssüchtigste mit allem Raffinement psychologischer Detailmalerei arbeitende Sittenschilderung unserer und künftiger Zeiten zu den festen Umrissen, die das Alterthum zeichnete, hinzubringen kann.

Freilich ist das kein Wunder. Der Mensch bleibt derselbe, in so vielen Spielarten er auch schillert und lange Jahrhunderte einer ununterbrochenen Culturentwicklung hindurch hat Beobachtung und nachahmende Darstellung an diesen Typen gearbeitet.

Denn es ist schwer zu sagen, welcher Literaturzweig an ihrem Ausbau nicht thätig gewesen sei. Der Versuch „die theophrastischen Charakterschilderungen aus der Fülle des vorhandenen Materials theils zu erläutern, theils zu ergänzen" war für Ribbeck der Ausgangspunkt seiner Untersuchungen. Aber diese selbst führen ihn durch alle Gebiete und Tiefen der alten Literatur.

Der attischen Comödie, besonders der mittleren und neueren, gebührt natürlich zu einem Haupttheil das Verdienst dieser Schöpfung. Sie hat das Volksthümliche mächtig vorgearbeitet. Denn das Volk sah [illegible] es ist keine Uebertreibung [illegible] von Anbeginn mit den Augen des [illegible] Die [illegible] für die [illegible]

*) Ueber den Be[illegible] des Eiron [illegible] Rhein. [illegible] Leipzig [illegible] Kolax, [illegible]

Unterſchiede in der Aeußerung der Perſönlichkeit muß der Blick des Dichters geweſen ſein, der im dritten Buch der Ilias den Antenor reden läßt! Es kann nicht Wunder nehmen, wenn im Bereich der komiſchen Typen ſchon in verhältnißmäßig früher Zeit ſo complicirte Probleme aufgeſtellt wurden, wie der Margites, „der vieles gelernt hat und nichts weiß".

Vielleicht dürfen wir ſagen: in die eigentliche Werkſtätte dieſer Typen führt uns die Literatur überhaupt nicht hinein. Sie verarbeitet nur, verfeinert, erklärt das Material, das in unabläſſiger Bethätigung des Spieltriebes das Volksleben ihr vorgearbeitet hat. Bunte Bilder warmpulſirenden Lebens ſteigen vor uns auf, wenn wir fragen, wo die Anfänge dieſer Typen liegen. Beim frohen Gelage, wenn der Spaßmacher Mime in der Charaktermaske auftritt und ein oft geſpieltes Spiel in der glücklichen Eingebung des Moments um einen neuen Zug bereichert, oder wenn gar, wie auch berichtet wird, der fürſtliche Gaſtgeber ſelbſt in der Laune des Augenblicks angeborner Neigung folgt und vor den Gäſten in eigener Perſon agirt. Bei Dionyſiſchen Feſten, wenn die ganze Stadt tagelang in Trunkenheit ſchwelgt, wie es von unteritaliſchen Griechenſtädten heißt, und die komiſchen Masken der carnevaliſtiſchen Aufzüge ſich in uebender Ausgelaſſenheit überbieten, in den Leſchen, auf dem Markt, am Lagerfeuer, wo immer wohlgemuthe, unbeſchäftigte Menſchen zuſammen ſind; da iſt die eigentliche Brutſtätte jener poetiſchen Bildungen. Es iſt im wahren Sinne Volksarbeit, erſt in zweiter Linie ergreift der berufsmäßige Betrieb Beſitz davon: Mimen, Cinaeden, Deikeliſten und wie die Namen des Künſtlervolks heißen, das allerorten die Neigung wach und die Kenntniß lebendig erhält. Es iſt ein unſcheinbares Künſtlertreiben, aber jeder Zeit großer Entwicklung fähig, wenn ein Genie in dieſen Kreiſen erſteht. Dann leuchten noch in unſere Tage von unſcheinbarem Hintergrunde die klangvollen Namen Sophron, Rinthon und andere.

Ich habe andeuten wollen, daß die Dichter, aus denen wir die Typen kennen lernen, nicht aus dem Nichts ſchufen. Der griechiſche Dichter hat immer das beneidenswerthe Vorrecht gehabt, der Verwalter des poetiſchen Vermögens der Nation zu ſein. Wer nun aber dieſe Charakterbilder herſtellen, und den Schatz von Beobachtung und Bildkraft in einem Gemälde zuſammenfaſſen will, der darf an keiner Literaturgattung achtlos vorbeigehen. Denn nicht nur jede Dichtung, die den Menſchen darſtellen will, hat an dieſe Aufgabe ihre beſten Kräfte geſetzt. Von der Dichtung lernte es die Philoſophie. Die Rhetorik behandelte Charakterdarſtellungen in ihren Schulen und die Geſchichte verwandte ſie in ihren moraliſchen Raiſonnements.

Schwer verſtändlich für uns, und immer wieder neu, aber auch von Neuem feſſelnd iſt dies brüderliche Zuſammenarbeiten der ganzen alten Literatur, das kaum irgend wo ſignificanter hervortritt als hier. Daß der feinſinnige Komödienſchreiber die Züge benutzt und verklärt wiedererſcheinen läßt, die ihm die Poſſe auf der Straße bietet, iſt nicht ſo auffallend, als daß auch die erlauchteſte Speculation ihr Theil davon nimmt, mittelbar und unmittelbar. Und doch verhält

es sich so. Der spitz beturbante Groteskkänzer, wie ihn uns in Gesellschaft gezähmter Löwen und ähnlicher Marktwunder das Columbar der Villa Pamphili zeigt, gehört zu einer Künstlergattung, die dem über die letzten Ziele der Menschheit sinnenden Philosophen direkt in die Hand arbeitete. Nicht erst Theophrast hat die Typen aus der Comödie abstrahirt. Der kundigste Zeuge hat vielmehr schon die transcendentalste Philosophie in direkten Zusammenhang mit der Mimik gesetzt und Sophron den Vater des socratischen Dialogs genannt. An diesen urwüchsig derben, aber auch grundwahren Darstellungen des Menschen zu lernen scheute sich die vornehme Wissenschaft nicht. Und sie lernte zweierlei von ihr. Erstens des Menschen Erdennatur und zweitens die Fähigkeit, dieselbe nun auch wieder auf ihre Weise darzustellen. Jeder Leser des platonischen Staates weiß, daß man diese Treffer nicht, beschaulich unter den Bäumen eines Haines wandelnd, lernt, auch nicht allein durch selbständiges Beobachten, sondern nur durch Studium ethologischer Darstellungen. Je mehr aber die Philosophie sich von der Spekulation zur Praxis wandte, um so nützlicher wurde ihr dieser Baum der Erkenntniß. Hier lernte sie, dem Menschen auf seine bösen Schliche nachzugehen, hier erfuhr sie die tausend Winkelzüge und Wendungen des Gewissens, die der Moralist bedenken muß. Und so ward die Posse zum Hebel für die Ausbildung der Casuistik. Wiederum aber, je mehr die Philosophie in's Leben trat und auf die Massen zu wirken, ihre Sitte und Anschauungen zu beeinflußen suchte, um so nützlicher ward es ihr zu lernen, wie sie ihrem Publikum ein getreues Conterfei seiner selbst vorhalten konnte.

Uns aber ermöglicht diese Benutzung von seiten eines so heterogenen Standpunkts mancherlei Rückschlüsse auf die verlorenen Dichtungen, in denen der Born dieser volksthümlichen Ethologie in besonderer Kraft und Frische geflossen sein muß. Wir begreifen, wie aus Sophron der eine nur skurrile Ausgelassenheit und Obscenität, der andere philosophische Anregungen herauslesen konnte. Und wie bei den Meistern so mag es bei den geringeren Geistern ähnlich gewesen sein: in derber Schale ein Goldkern volksthümlicher Kraft und Wahrheit, keiner so ernsthaft, daß er nicht wieder und wieder den Zuhörer in die derbste Komik und unflätige Realistik mit Behagen hineingezogen hätte. Keiner aber auch so ausschließlich gemein, daß nicht ein Tröpflein tieferen Sinnes mit untergelaufen wäre. Wie uns denn gerade von den ärgsten Schandmaulern ganz sinnreiche Sprüche erhalten sind.

Wir sind abgeschweift auf Dinge, die mit der angezeigten Abhandlung nicht direkt in Zusammenhang stehen, aber vielleicht geeignet sind von einer Seite aus die Bedeutung der Ribbeck'schen Arbeit anschaulicher zu machen.

Der Agroikos ist einer dieser Typen; der Landmann, dessen Bild der Verfasser durch die gesammte griechische und römische Literatur zunächst historisch verfolgt. Vom göttlichen Sauhirten der Odyssee bis zu dem Begriff des Bauernkolpels, wie er dem Kaiser Julian vorschwebte, als dieser ihn zu einer ironischen Selbstcharakteristik verwandte, um den Antiochenern bei der Gelegenheit den Text zu lesen. Ein langer Weg, der durch ein volles Jahrtausend

und die buntſcheckigſte Literatur führt: Homer und höfiſches Hirtenlied neroniſcher Zeit, die Epiſtolographie der ſinkenden Sophiſtik und die Komödie Menander's, welche Contraſte! Verſchieden nicht nur nach Zeit und Perſonen, ſondern auch nach den Stimmungen und Neigungen derer, die an dem Charakterbild des Agroikos gearbeitet haben, bald in offener Verachtung, bald in feinem Behagen an burlesker Komik, bald in ſentimentaler Naturſchwärmerei. Und doch verläugnet ſich die Conſtanz und Geſetzmäßigkeit der Entwicklung, die dieſer zuſammenhängenden Cultur eignet, in dem ſchließlichen Geſammtbilde nicht. Denn zu einem Gewebe ſchießen endlich alle Fäden zuſammen. Ribbeck, der dieſes Gemälde im zweiten Kapitel fein und mit muſterhafter Gründlichkeit — und es war ſchwer, beides zu vereinigen — ausgearbeitet hat, wurde dann von ſelbſt dazu geführt, auch das Ergänzungsbild des Agroikos, und das iſt in dieſem Falle das Gegentheil, auszuführen: Den Typus der Urbanität. Unterſuchungen über den Bedeutungswandel verwandter Begriffe ſchließen das Heft. Daß in Fällen, wo alle poſitive Ueberlieferung ſchweigt, philologiſche Exegeſe aus *einem* Worte ein reiches Culturbild mit mannigfachen Wandlungen zu erwecken vermag, zeigt die Behandlung des Begriffs scurra.

Näheres Eingehen auf Einzelheiten iſt hier ausgeſchloſſen. Aber auch der kurze Hinweis wird gezeigt haben, daß dieſe Ribbeck'ſchen Unterſuchungen von allgemeiner Bedeutung ſind, da ſie ein grundlegendes Kapitel der allgemeinen Literaturgeſchichte behandeln.

Sie ſind mit vornehmer Eleganz geſchrieben. Den Leſer wird es angenehm berühren, daß kein Gelehrter der jüngſten Generation der Verfaſſer iſt. Die Aufgabe wäre auch für den geiſtreichſten Anfänger ungeſchickt gewählt. Ich denke es kann dem Autor nur erwünſcht ſein zu hören, daß man beim Leſen dieſer Abhandlungen nicht ſo ſehr die gewaltige Arbeit empfindet, auf deren Untergrund ſie beruhen, als den Genuß, den dem Verfaſſer das Niederſchreiben dieſer längſt reifen Gedanken gemacht haben muß. **Bruns.**

Olympia das Feſt und ſeine Stätte. Nach den Berichten der Alten und den Ergebniſſen der deutſchen Ausgrabungen von **Adolf Böttticher.** Mit 25 Holzſchnittten und 21 Tafeln in Kupferradirung, Lichtdruck, Lithographie ꝛc. Zweite durchgeſehene und erweiterte Auflage. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1886. 8°. 420 S.

Daß die glänzende Publication des Julius Springer'ſchen Verlags, „Olympia" von A. Böttticher, ſchon nach drei Jahren in zweiter Auflage erſcheint muß allen Freunden der klaſſiſchen Studien erfreulich ſein. — Der Verfaſſer hat ſich durch dieſes Werk ein unſtreitiges Verdienſt erworben. Das große nationale Unternehmen verlangte gebieteriſch eine populäre Darſtellung, in der jeder Gebildete ſich über die Geſchichte, den Verlauf, die Reſultate und die allgemeine culturgeſchichtliche Bedeutung der Ausgrabungen orientiren könne, und Adolf Böttticher, einer der Auserwählten, denen das deutſche Reich die

Leitung der Ausgrabungsarbeiten anvertraute, hat sich dieser Aufgabe in einer Weise unterzogen, die für die allseitige Bildung und die vornehme Geistesrichtung des Verfassers rühmliches Zeugniß ablegt.

Von Haus aus Architekt hat er auch die historischen, antiquarischen und archäologischen Fragen, welche sich an die Errungenschaften der Jahre 1875—18[illegible] knüpfen, mit selbständigem Urtheil darzustellen gewußt. Und wenn er begreiflicher Weise den Hauptnachdruck auf die Schilderung der Baugeschichte der Feststätte legte, so ist dies nur der Sache entsprechend. Diese aber stehen wir nicht an als ein Muster populärer Darstellung hinzustellen. Immer klar und anschaulich verliert sich der Verfasser niemals in ungehöriger Weise in technische Einzelheiten. Indem er einem reichen Detail gerecht wird und über alle wesentlicheren Controversen eingehend und würdig referirt, läßt er den culturgeschichtlichen Gehalt der behandelten Erscheinungen nicht aus dem Auge und es gelingt ihm unter nicht leichten Umständen die Continuität einer Entwicklung zur Geltung und Darstellung zu bringen. Die Sprache ist ungekünstelt und [illegible] am rechten Orte auch warm und bilderreich. Aesthetisches Raisonnement ist mit Maß beigefügt, dann aber meist wirkungsvoll und überzeugend. Unsichere Resultate der Wissenschaft werden, auch wenn der Verfasser ihnen persönlich zuneigt, mit Recht unterdrückt. Auch die Theile des Werks, deren Gegenstand dem Verfasser wohl ursprünglich fern lag, wie „die Festfeier in Olympia“ und die einleitende Abschnitte, sind mit unleugbarem schriftstellerischen Geschick gearbeitet.

Kurzum das Buch verdient in den weiteren Kreisen gelesen zu werden, an welche sich der Verfasser wendet. Besonders wünschen wir, daß es auch in der oberen Klasse unserer Gymnasien heimisch würde. Dort sollte der starke und doch gehaltene Enthusiasmus, mit dem die Schrift geschrieben ist, vollen Wiederhall finden. Hoffen wir, daß die optimistischen Aeußerungen über die Lebenskraft der humanistischen Ideen heutzutage, mit denen der Verfasser sein Werk eröffnet, die Wirklichkeit nicht gar zu weit hinter sich zurücklassen.

Die Ausstattung ist musterhaft. In der Radirung von Ludwig Otto zu S. 340 erwirbt der Käufer des Buchs eine Perle dieser Kunst. [illegible]

Das nächste Heft der „Preußischen Jahrbücher“ wird die zur Feier des Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät des Königs am 4. Januar in der Aula der Universität Berlin gehaltene Rede H. v. Treitschke's bringen.

Verantwortlicher Redakteur [illegible] Dr. Delbrück Berlin W. Wichmann Str. [illegible]
[illegible]

Rede
zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I.

gehalten im großen Hörsaal
der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität am 4. Januar 1886

von

Heinrich von Treitschke.

Fast vierundsechzig Jahre sind verflossen seit unsere Universität in diesem Saale den Jahrestag der fünfundzwanzigjährigen Regierung ihres Königlichen Stifters feierte. Dem Redner jenes Tages, Friedrich von Raumer, fiel eine schöne Aufgabe zu. Er blickte dankbar zurück auf die Zeiten der Heimsuchung, da König Friedrich Wilhelm III. mitten im Unglück die sittlichen Kräfte seines geschlagenen und verstümmelten Staates wieder wach gerufen, die Verwaltung neu geordnet und endlich mit seinem tapferen Volke den Deutschen das erste aller politischen Güter, die Freiheit von fremder Herrschaft zurück erobert hatte. Aber so froh und zuversichtlich, wie eine Nation nach überstandener schwerer Drangsal sprechen soll, klang die Rede nicht. Unmöglich konnte ein Deutscher in jenen Jahren der Ermattung mit reiner Freude sein Vaterland betrachten. Das verarmte Volk blutete noch aus tausend Wunden; die Denkenden aber, die von dem Befreiungskriege den Anbruch ihres Vaterlandes, die Wiederkehr der alten Kaiserherrlichkeit erhofft, erkannten mit Unmuth, daß der schwere mit fremder Hilfe geführte Kampf doch nur einen verkümmerten Erfolg erreicht hatte, und das siegreiche Deutschland, minder glücklich als die Besiegten, nur durch ein loses Band, mehr dem Namen als der That nach zusammengehalten wurde.

Wie viel freudiger schauen wir heute, da S. Majestät unser Kaiser und König dasselbe Fest begeht wie einst sein Vater, auf das vollendete Vierteljahrhundert zurück. Diese reichen Jahre — mit tiefem Dank gegen Gottes Barmherzigkeit dürfen wir es sagen — gleichen den sehnsuchtsvollen Tagen des Befreiungskrieges wie die Erfüllung der Verheißung gleicht. In späten Geschlechtern noch werden alle deutschen Herzen höher schlagen, so oft sie jener einzigen Zeit kriegerischen Ruhmes gedenken, da die drei großen Epochen der brandenburgisch-preußischen Kriegsgeschichte sich binnen sieben Jahren noch einmal glücklicher wiederholten: da unsere Heere erst den Weg nach Düppel und Alsen wiederfanden, den ihnen einst der Große Kurfürst gewiesen, aber nicht wie vormals zu unfruchtbaren Siegen, sondern um für immer Deutschlands Herrschaft in der befreiten Nordmark aufzurichten; da sie gleich darauf die alte Siegesstraße des großen Königs gen Böhmen wieder betraten und die Schlacht von Pharsalus gegen das Haus Oesterreich, welche König Friedrich so oft ersehnt, wirklich schlugen, die entscheidende Schlacht, die uns die Herrschaft einer halbfremden Macht vom Nacken nahm; da endlich das geeinte deutsche Volk in Waffen, diesmal allein, den Zug an die Seine unternahm, den die Helden des Befreiungskrieges schon zweimal gewagt, und aus blutigen Schlachten den alten vielumkämpften Siegespreis, die deutsche Westmark heimbrachten. Seit Jahrhunderten zum ersten male stand das ganze Deutschland einig in kühnem Wollen und großem Vollbringen. Der alte Haß, der noch vier Jahre zuvor Deutsche gegen Deutsche auf das Schlachtfeld geführt, verschwand vor dem einen Gedanken des Vaterlandes. Das trübe Mißtrauen, das die zertheilte Nation so lange über ihre eigene Kraft getäuscht hatte, wich einem freudigen Stolze. Auf das ewige Auf und Ab und Für und Wider der Kräfte und der Gegenkräfte, auf die zahllosen halben Siege und halben Lösungen unserer wirreureichen Geschichte folgte endlich doch eine klare Entscheidung, groß, einfach, allem Volke verständlich. Treue um Treue hatte der Königliche Feldherr beim Beginne des Kriegs dem deutschen Volke gelobt; und als er dann in demselben Königsschlosse, wo einst so viele feindselige Anschläge gegen unser Vaterland geschmiedet worden, die alte Kaiserwürde erneuerte und den Deutschen verhieß ihnen ein Mehrer des Reichs zu sein, da ging ein Heilruf durch die Nation, da fühlten Alle, daß hier eine große Nothwendigkeit sich vollzog, daß Deutschland endlich die dauernde Form für seinen Staat gefunden hatte. So ward uns Deutschen wieder was vordem nur die Preußen besaßen, ein starkes, ein schirmendes Vaterland. So ward erfüllt, was vierzig Jahre zuvor ein schwäbischer Dichter geahnt hatte:

Adler Friederichs des Großen,
Gleich der Sonne decke Du
Die Verlass'nen, Heimathlosen
Mit der gold'nen Schwinge zu!

Es war ein Umschwung aller Machtverhältnisse, aller Ueberlieferungen der europäischen Politik. Die Staatengesellschaft hatte so lange auf die Zwietracht der Mitte Europas gezählt; jetzt mußte sie lernen mit der Stärke des geeinten Deutschlands zu rechnen. Und doch ist diese neue Ordnung der Dinge in kurzen anderthalb Jahrzehnten uns so vertraut geworden als könne es gar nicht anders sein; wir haben Mühe uns nur zurückzudenken in die Zeiten der Binnenmauthen und des bündischen Haders. Denn endlich wieder ist die Wahrheit zur Herrschaft gekommen in unserem öffentlichen Rechte. Nicht blos unsere Macht, auch der Charakter unseres Volks hat lange schwer gelitten unter der schrecklichen Unwahrheit seiner Verfassung, unter dem Widerspruche, der überall grell heraustrat zwischen den Formen des Rechts und den lebendigen Mächten der Geschichte. Das Heimathland der Reformation, ein zur vollen Hälfte evangelisches Volk mußte die theokratische Ordnung des heiligen römischen Reichs ertragen; und als diese Lüge fiel, entstand ein Bund, der alle Macht in die Hände der Schwachen legte, den Starken zu unversöhnlichem Widerstande herausforderte. Jetzt endlich umschließt uns ein Reich, das ehrlich sein weltliches Wesen bekennt und eben darum allen Kirchen gerecht werden kann, das auch dem kleinsten Bundesgenossen seine Stelle sichert im Rathe der Nation, aber die letzte Entscheidung dem vorbehält, der sie allein geben soll, dem Mächtigen.

Und wahrlich nicht durch das Glück eines einzigen Feldzuges ist dieses Reich geschaffen. Was sich in jenen schicksalsschweren sechs Kriegsmonaten vollendete war nur ein letztes Glied in der Kette preußischer Ehren, in der langen Reihe jener schweren Kämpfe, welche die Hohenzollern zwei Jahrhunderte hindurch führten, um jede Scholle deutschen Landes von den Fremden zu säubern. Uns die wir ärnten dürfen ziemt es nicht, der Treuen zu vergessen, die einst säten, der Männer alle, die einst in stiller Arbeit mitten im Wirrsal des deutschen Particularismus den ehernen Bau der preußischen Staatseinheit gründeten, die das verwahrloste Volk des dreißigjährigen Krieges in Kunst und Forschung, in Glauben und Wirthschaft wieder aufrichteten und es wieder emporhoben in die Reihe der Culturvölker. Wie viele Thränen mußten fließen, wie viele Herzen brechen, wie viele gute Söhne unseres Volkes, die nicht müde wurden vom einigen Deutschland zu singen und zu

sagen, mußten ins Elend ziehen, bis diese Nation fähig wurde ihre Einheit zu verstehen und zu ertragen!

Zweihundert Jahre ehrlicher nationaler Arbeit, das sind die starken Wurzeln der Kraft unseres neuen Reichs. Und auch seine Verfassung ist alt und jung zugleich. Sie hat das Heerwesen und viele andere der Institutionen, denen das moderne Preußen seine Größe dankt, in sich aufgenommen, und sie wirkt zugleich mit dem uralten Zauber des Namens Kaiser und Reich auf die deutschen Herzen, am stärksten vielleicht auf jene oberdeutschen Stämme, welche dem Norden am längsten entfremdet waren und jetzt mit Stolz sich sagen, daß wieder wie in den Tagen Barbarossas ein Herrscherhaus aus schwäbischem Stamme die mächtigste der Kronen trägt. Wieder wie vor Alters empfindet die Nation die Wirksamkeit der alten Würde des Reichskanzlers in Germanien. Aber seine Macht kann nie mehr, wie vormals so oft, der kaiserlichen Majestät bedrohlich werden; gemäß dem monarchischen Charakter des neuen Reichs ist er heute ein kaiserlicher Beamter und darf keinen anderen Willen haben als den Willen des Kaisers. Wieder wie vor Alters stützt sich unser Kaiserthum auf eine starke Hausmacht. Doch dies Kernland des neuen Reichs, dies Preußen ist deutsch von Grund aus und so mächtig, daß es keinen der kleinen Reichsgenossen mehr durch Begehrlichkeit erschrecken kann. Wieder wie vor Alters schaart sich der deutsche Fürstenstand um seinen Kaiser, und es ist nicht die letzte unter den heilvollen Wandlungen der Gegenwart, daß dieser erlauchteste hohe Adel der Welt, der die Mehrzahl der europäischen Throne mit seinen tapferen Söhnen besetzt hat, wieder seine Ehre darin sucht, dem Reiche zu dienen. Vollkommen neu unter den großen Institutionen des Reichs ist nur dies Eine, daß die Nation das Unterhaus erlangt hat, das ihr seit Jahrhunderten immer fehlte, daß sie durch den neuen Reichstag, so sie es will, die Geschicke Deutschlands mitbestimmen kann.

Auch darum darf die neue Ordnung auf eine lange Zukunft zählen, weil sich die große Umwälzung vollzogen hat in der mildesten Weise, ohne allzu schroffe Verletzung des deutschen Rechtsgefühls. Wahr bleibt zu allen Zeiten der Ausspruch des welterfahrenen Venetianers Sanuto: wie es kein Gold giebt in voller Reinheit, so giebt es auch keinen Staat ohne Usurpation. Nicht ohne Gewalt, nicht ohne den Bruch altüberlieferten Rechtes konnte einst das deutsche Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogthum verwandelt, konnten die Preußen und Märker, die Westphalen und die Magdeburger zu Gliedern eines Hauptes werden. Wenn aber eine überlebte alte Rechtsordnung jede friedliche

Aenderung von sich weist, dann ist der Krieg ein milderes Heilmittel als die Revolution; denn er wahrt Treue und Glauben, er kann die wild dahinrasenden Mächte der Zerstörung in Schranken halten, und sein Erfolg erscheint dem Gewissen der Völker wie ein Gottesurtheil. Der ritterliche Krieg des Jahres 1866 begrub nur was todt war; heute schon hat der preußische Staat in seinen neu gewonnenen Landen die Wunden geheilt, die er geschlagen. Unser neues Reich steht fest im Rechtsbewußtsein der Nation.

Auch das Ausland beginnt zu fühlen, daß dies Erstarken der Mitte Europas ein Segen ist für die Gesittung der Welt. Vor unseren Augen erfüllt sich was einst Kronprinz Friedrich weissagte: dies Preußen müsse so stark werden um den Frieden zu wahren aus Gerechtigkeit, nicht aus Furcht. Alle die Befürchtungen von einer Aera der Kriege, welche dies von Waffen starrende Deutschland über die Staatengesellschaft heraufführen werde, sind zu Schanden geworden. Der vielgeschmähte preußische Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht hat die Runde um die Welt gemacht, und er sichert den Völkerfrieden; denn wo die Waffenpflicht als Ehrenrecht des freien Bürgers gilt, wo das Heer das Volk in Waffen ist, da wird der Krieg ein ungeheueres Wagniß. Der starken Rüstung Deutschlands und der weisen Mäßigung seiner Staatskunst dankt Europa, daß trotz so vielem Anlaß zum Unfrieden durch fünfzehn Jahre kein allgemeiner Krieg die Ruhe des Welttheils gestört hat.

Mit dem gesunden Selbstgefühle dieses aufsteigenden Geschlechts hat auch die alte monarchische Staatsgesinnung unseres Volkes sich neu gekräftigt. Als König Wilhelm den Thron bestieg, war der Glaube an die Lebenskraft der Monarchie in weiten Kreisen der Nation erschüttert, nicht ohne die Schuld der Deutschen Fürsten selber, denn nur zu oft wurde die Souveränetät der kleinen Kronen zur Schädigung des großen Vaterlandes mißbraucht, und manche in den Stürmen der Revolution leichtfertig gegebene Zusage ward in den Tagen der Ruhe frevelhaft gebrochen. Selbst gemäßigte Männer begannen in der monarchischen Gewalt den natürlichen Feind der Freiheit zu beargwöhnen, der nur noch geduldet werden könne, wenn er sich den Parteien des Parlaments willenlos unterwerfe. Da erwies sich in Preußens Geschicken abermals die alte Wahrheit, daß die Staaten erhalten werden durch dieselben Kräfte, welche sie geschaffen haben. Wie dieser Staat von seinen Anfängen an das Werk seiner Fürsten war, so sind auch die befreienden Thaten der jüngsten fünfundzwanzig Jahre allesammt von der Krone ausgegangen. Der Wille der Krone vollführte, unter dem Widerstreben des Landtags, jene Neugestaltung unseres Heerwesens,

welche alle die weltverwandelnden Geschicke der folgenden Jahre erst ermöglichte; der Wille der Krone beschloß; als nur Wenige den Ernst der großen Stunde erkannten, den Krieg gegen Oesterreich; der Wille der Krone nahm, getragen von der freudigen Zustimmung der Nation aber aus freiem Entschluß, den Kampf mit Frankreich auf. Von jener königlichen Botschaft an, welche im Jahre 1863 die Nothwendigkeit der Reorganisation des Heeres der Volksvertretung ernst mahnend vorstellte, bis zu der kaiserlichen Botschaft, die dem Reichstage die großen Aufgaben der socialpolitischen Gesetzgebung an's Herz legte, in allen entscheidenden Augenblicken seiner Regierung erhob der Herrscher selber seine Stimme. Er war nicht gemeint die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit seiner Räthe zu umgehen, aber auch nicht gewillt, wie ein Schatten hinter ihnen zu verschwinden. Er bewährte, was er als Prinzregent gesprochen: daß ein Gouvernement stark ist weil es ein gutes Gewissen hat. Unter der Führung dieser starken Krone hat die Gesetzgebung in Deutschland fruchtbarer, schneller gearbeitet als in vielen der republikanischen oder parlamentarischen Nachbarlande.

Der historische Sinn der Deutschen glaubt nicht an politische Dogmen, weder an die Ideen von 89 noch an irgend eine andere politische Heilswahrheit, die für alle Zeiten und für alle Völker gelten soll. Wir wähnen nicht die allein wahre Form des constitutionellen Systems gefunden zu haben; aber die für Deutschland allein mögliche, das lehrt die Geschichte dieses Vierteljahrhunderts auf jedem Blatte, ist eine freie Volksvertretung, die sich mit einer freien Krone zu verständigen sucht und nicht den Anspruch erhebt das Königthum ihrem Willen zu unterwerfen. In dem Gewirr der unser vielgestaltiges Leben erfüllenden centrifugalen Kräfte kann ein politischer Wille, ein großer Entschluß nur gefunden werden durch eine höchste Staatsgewalt, die ihres selbständigen Rechtes sicher, gerecht über den Parteien und den Ständen steht und jedem Ehrgeiz eine letzte unübersteigliche Schranke setzt. Wenn wir die drei Heldenkreise der Krieger und Staatsmänner betrachten, die sich nach einander um Friedrich den Großen, um Friedrich Wilhelm III., um Kaiser Wilhelm als treue Diener der Monarchie schaarten, so dürfen wir freudig sagen: edlere und freiere Bürgertugend hat keine Republik des Alterthums gesehen. Darum hat sich das heranwachsende Geschlecht im Verlaufe dieser Regierung wieder ganz den monarchischen Idealen zugewendet. Die Jugend denkt immer freier als das Alter, sie lebt mehr in der Zukunft als in der Gegenwart; sie fühlt, daß eine starke Krone für uns Deutsche noch auf lange hinaus eine Macht der Freiheit, der Bewegung bleiben wird.

Und mit der alten preußischen Königstreue ist auch die christliche Gesinnung in unserem Volke neu erstarkt durch die Erfahrungen dieser Jahre. Die Noth lehrt beten, sagt ein altes Wort. Es giebt aber auch eine Fülle des Glückes und der Ehren, welche die Völker zur Andacht stimmt. Wer das erlebt hat, wie die Blüthe unserer Jugend auf den Schlachtfeldern an der Mosel gleich gemähten Halmen dahinsank und dann mit einem male dies zersplitterte Volk an die Spitze der europäischen Staaten emporstieg, der mußte sich im Gewissen gepackt, sich gemahnt fühlen an die göttliche Führung der Menschengeschicke. Wie wirr auch noch der Kampf der Meinungen in unserem religiösen Leben durcheinander wogt, die Zeit ist doch vorüber da es für geistreich galt des Heiligen zu spotten.

Bald nach seiner Thronbesteigung erklärte König Wilhelm, jede Regierung habe ihre eigene Aufgabe. Da er also sprach, konnte er nach menschlichem Ermessen nur auf eine kurze Dauer seiner Herrschaft hoffen. Er dachte zunächst nur an die Pflicht, den allgemeinen Waffendienst wieder zur vollen Wahrheit zu machen, dem preußischen Staate seine gebührende Stelle in Deutschland zu sichern. Ueber alles Erwarten hinaus hat sich seitdem der Umkreis der Aufgaben dieser Regierung erweitert; denn ungeheuer wie die Lebenskraft eines wiedererwachenden großen Volks sind auch seine Ansprüche an das Leben. Neue Gedanken, von denen man vordem kaum zu träumen wagte, drängen sich einer Nation, die auf die Höhen der Geschichte gelangt, als unabweisbare Forderungen in rascher Folge auf. Da galt es zuerst, die Grundlagen der neuen Reichsverfassung zu sichern, das preußische Heerwesen und die preußische Verkehrsfreiheit in dem gesammten Deutschland einzuführen, die Presse zu befreien, für die Rechtspflege die gemeinsamen nationalen Formen zu finden, die Einkünfte des Reichs also zu verstärken, daß seine Glieder durch eine wohlthätige, willig ertragene Abhängigkeit sich dem Ganzen verbunden fühlten. Zugleich ward das Ansehen der Staatsgewalt der römischen Kirche gegenüber sichergestellt, der Volksvertretung durch die Selbstverwaltung der Kreise und Provinzen und ein geordnetes Verwaltungsrecht ein fester Unterbau geschaffen, der evangelischen Landeskirche eine Verfassung gegeben, welche ihr gestattet eine Gemeindekirche im ursprünglichen Geiste der Reformation zu werden, endlich die Verwaltung des Eisenbahnwesens in der Hand des Staates vereinigt — eine Ausdehnung der Staatsthätigkeit, wie sie nur ein Staat mit zuverlässigen und sachkundigen Beamten wagen durfte.

Währenddem begann die Noth der arbeitenden Klassen, wie überall in der Welt, auch bei uns den Frieden der Gesellschaft, den Bestand

der Gesittung zu bedrohen. Da zeigte Deutschland wieder, daß die Monarchie mehr sociale Gerechtigkeit, mehr Verständniß und Erbarmen für die Noth der kleinen Leute besitzt als die Parteiherrschaft der Republiken. Deutschland zuerst hat den Versuch gewagt, durch die Fürsorge der Staatsgewalt den schwersten Fluch, der auf den Armen lastet, die fürchterliche Unsicherheit des Lebens in den Tagen der Krankheit und des Alters, von ihnen hinwegzunehmen; und wenn wir dies kühne Unternehmen gewissenhaft zu Ende führen, so dürfen wir hoffen, daß die Mühseligen und Beladenen sich wieder ein Herz fassen zu der bestehenden Ordnung in Staat und Gesellschaft, daß sie einsehen: der deutsche Kaiser ist ein König der Bettler wie es Preußens Könige immer waren.

Und nicht umsonst sind in der Flagge des deutschen Reichs die Farben des waffenstarken Preußens mit den Farben der seegewaltigen Hansa vereinigt. Unverantwortlich ist Deutschlands alte Seeherrlichkeit einst geschädigt und endlich zerstört worden durch die binnenländische Beschränktheit unserer alten Kaiserpolitik. Nun endlich besitzen wir ein Kaisergeschlecht, das Seeluft geathmet hat, das die völkerverbindende Macht des Meeres zu verstehen vermag. Große Pläne zur Sicherung unserer Stellung am Weltmeer, wie sie sonst nur vereinzelte geniale Naturen ahnen konnten, vollenden sich in unseren Tagen. Im Jahdebusen, wo einst Wallenstein den Herrschersitz der deutschen Seemacht gründen wollte, ist der neue kaiserliche Kriegshafen bereits eröffnet, und eben jetzt stehen wir im Begriff, noch einen andern Gedanken des Friedländers zu verwirklichen, Ost- und Nordsee in eine Kette zu hängen, unsere beiden Meere durch eine deutsche Wasserstraße zu verbinden. Mit den ärmlichen Kräften eines Ackerbaulandes unternahm einst der Große Kurfürst vor der Zeit einen deutschen Pflanzungsstaat in Afrika zu bilden. Was jene Tage nicht zu behaupten vermochten, wird heute von Neuem versucht, aber mit den Machtmitteln eines entwickelten nationalen Gewerbfleißes, der allein dem Bestande eines Kolonialreichs festen Rückhalt gewährt. Seit wenigen Jahrzehnten erst überschauen wir in Wahrheit die Kleinheit der Erde und können mit einiger Sicherheit sagen, daß dies alte Europa immer das Herz der Welt bleiben und dereinst die Völker der weißen Rasse den ganzen Erdball beherrschen werden. Ueberall in der Welt ringt der deutsche Kaufmann und Ansiedler im friedlichen Wettkampf mit anderen Nationen, schon weht unsere junge Flagge in zwei fremden Welttheilen über deutschen Pflanzungslanden; und bleiben wir ausdauernd am Werke, so muß es uns auch gelingen, die Versäumniß dreier Jahrhunderte zu sühnen, deutscher

Sprache und Gesittung jenseits des Oceans ein starkes Machtgebiet zu sichern, so daß die Heimathlosen, welche Deutschlands überschäumende Kraft Jahr für Jahr in die Fremde hinaussendet, dem Vaterlande nicht ganz verloren gehen. Denn so rasch lebt diese Zeit: kaum ist Deutschland wieder eingetreten in die Reihe der großen Mächte, so müssen wir schon mit einer nahen großen Zukunft rechnen, da kein Staat der blos Europa angehört, sich in der Stellung einer Weltmacht wird behaupten können. Von den Jahrhunderten der neuen Geschichte war das sechzehnte das reichste an schöpferischen Gedanken, das neunzehnte das glücklichste im Gestalten; ihm gelingt, durch die Aufdeckung der Erde, durch die Bildung großer nationaler Staaten; durch die Entfesselung der wirthschaftlichen und der Gedanken-Arbeit das zu vollenden, was Columbus' und Luthers Tage nur ahnten.

So drängen sich in ewiger Erneuung die Ansprüche eines reichen Jahrhunderts an den deutschen Staat heran, und alle Fäden dieser Großmachtspolitik laufen zusammen in der Hand des Kaisers. Mit sicherem Blicke weist er genialen Kräften im Lager und im Rath die rechte Stelle an, und mit der Selbstgewißheit eines großen Herzens läßt er sie neidlos gewähren.

Hier reden die Thaten. Von der Weisheit des Herrschers, unter dessen Walten unserem Volke diese neue Zeit der Macht und Freiheit anbrach, habe ich wenig gesprochen. Höfische Worte sind an dieser Stätte freier Wissenschaft nie erklungen, weil unsere Universität sich dem Hause ihres erlauchten Stifters durch alte Treue fest verbunden weiß. Und was gälten auch Worte persönlichen Preises heute, da das ganze große Deutschland von den Alpen bis zum Meere in dankbarer Rührung zu seinem Kaiser aufblickt? Ein Wort sagt Alles: wenn die deutsche Nation sich den ersten Kaiser ihres neuen Reichs frei hätte wählen dürfen, einen Anderen als den Sieger der Sedanschlacht hätte sie sich nimmermehr erkoren. Sein heldenhafter Entschluß hat von der Seele unseres Volkes den Bann des Zweifels und der Zagheit genommen, der einst in müden Tagen so schwer auf uns lastete, daß wir oft kaum glauben wollten, der gute preußische Degen könne je wieder aus der Scheide fahren. Weil Kaiser Wilhelm der erste Mann ist unter dem hohen Adel deutscher Nation, nur darum haben unsere Fürsten und Stämme sich so schnell und willig in die gänzlich veränderte Ordnung ihres Lebens gefunden.

Nur zweier menschlichen Züge aus dem Charakter unseres kaiserlichen Herrn lassen Sie mich gedenken, weil sie Ihnen, liebe Commilitonen, eine Mahnung sein sollen für Ihr eigenes Leben. Haß und

Verkennung, das gemeine Loos der historischen Helden, blieb auch ihm nicht erspart; mehr denn einmal erhoben sich verbrecherische Hände gegen sein Leben; doch niemals hat ein Gefühl der Bitterkeit ihm jene Milde des Herzens getrübt, die sich so selten mit strenger Gerechtigkeit und mit der Kraft des Willens paart. Wohl fällt es dem Manne auf den Höhen des Lebens leichter zu vergessen und zu verzeihen, als dem Kämpfer, der mitten im Getümmel des Streites steht; und mit Recht rühmt man als einen Vorzug der Monarchie, daß in dem langlebigen Herrscher der königliche Sinn mit den Jahren wächst, daß die Empfindlichkeit des kleinen Menschen ihm bald nichtig erscheinen muß neben den Gedanken seines hohen Berufes. Aber in Deutschland war diese vornehme Milde immer selten. Der Deutsche nimmt Alles was er denkt und thut so ernst; es ist der Schatten seiner Tugenden, daß er, seiner ehrlichen Ueberzeugung voll, an die Redlichkeit Andersdenkender schwer zu glauben vermag und den nothwendigen Parteikampf freier Völker oft durch rechthaberische Streitlust, durch maßlose Tadelsucht, durch Undank gegen großes Verdienst vergiftet. Der deutschen Jugend wird es zum Segen gereichen, wenn sie dessen eingedenk bleibt, daß der erste deutsche Kaiser durch die stillwirkende Macht seiner unwandelbaren Ruhe und Güte die harten Gegensätze unseres Parteikampfes doch immer unter der Glocke gehalten hat; und nicht minder zum Segen, wenn sie sein schlichtes Pflichtgefühl sich stets vor Augen hält. Seit jenem Tage, da der Jüngling gelobte: „meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande" — bis zu den letzten Grenzen menschlichen Alters, war sein ganzes Leben der Pflicht geweiht. Als Gottes schlichter Amtmann an dem Fürstenthum, wie sein Ahnherr Kurfürst Friedrich I. es den Enkeln vorschrieb, hat er allezeit in seiner Herrschaft mehr eine Pflicht als ein Recht gesehen. Gott allein gab er die Ehre für wunderbare Erfolge, die eine schwächere Seele wohl trunken machen konnten. Ein solches Vorbild weckt Treue und Schaffenslust in jedem Berufe, und kein Beruf, liebe Commilitonen, ist heute der Nation unentbehrlicher als der Beruf der Gelehrten.

Der reiche, aus grüblerischem Tiefsinn und herzhafter Lebenslust so seltsam gemischte Charakter unseres Volkes hat nicht immer verstanden, das rechte Gleichgewicht zu halten zwischen der Welt des Denkens und der Welt des Handelns. Gleich nach den schönheitsfrohen Tagen, da der süße Liedermund unserer ritterlichen Dichter seine lieblichen Weisen ertönen ließ, folgten jene gewaltigen zwei Jahrhunderte der ersten deutschen Colonisation, welche diese Gebiete jenseits der Elbe unserer Nation eroberten, aber auch in ihren wirthschaftlichen und politischen

Erfolgen, in der Ueppigkeit des Genuſſes der idealen Güter des Lebens faſt ganz vergaßen. So folgt jetzt wieder auf die goldenen Tage unſerer claſſiſchen Literatur eine Zeit der politiſchen Größe und der wirthſchaftlichen Machtentfaltung. Die Kunſt wie die Forſchung muß heute alle ihre Kräfte zuſammenraffen um nicht zu erröthen vor dem Gedankenreichthum des handelnden Lebens. Um ſo ſchöner iſt grade in ſolcher Zeit die Aufgabe der Wiſſenſchaft. Es iſt an uns, der Welt zu zeigen, daß die Deutſchen fähig ſind das Glück zu ertragen, was allezeit ſchwerer war als das Erdulden des Unglücks, daß ſie auch in dieſem Jahrhundert der Macht und des Reichthums nicht aufgehört haben das Volk des Idealismus zu ſein. Die Generationen, die großen Jahresringe des Völkerlebens, ſind durch einen Familienzug gemeinſamer Charakterbildung unter ſich verbunden. Möge Jedem von uns dereinſt der Nachruf werden: auch er war ein echter Sohn jenes tapferen, pflichtgetreuen Geſchlechtes, das dem Kaiſer Wilhelm geholfen hat, das neue deutſche Reich zu bauen, zu feſtigen und mit dem Adel reiner Menſchenbildung zu ſchmücken!

Aus den Tiefen unſerer Herzen werden wir jetzt ſingen: Nun danket Alle Gott! Denn wohl iſt es eine ſichtbare Gnade des lebendigen Gottes, daß dieſem Herrſcher, der erſt an der Schwelle des Greiſenalters die Krone übernahm, heute noch vergönnt wird zurückzuſchauen auf eine ſo lange, ſo überſchwänglich geſegnete Regierung. Bevor dieſe feierlichen Klänge ertönen, laſſen Sie mich ſchließen mit den Worten:

Gott ſegne und erhalte den Vater des Vaterlands,
Seine Majeſtät Wilhelm den Erſten,
unſeren Kaiſer und König!

Politisches und Sociales aus dem heutigen Athen.

III.

(Schluß.)

So angenehm die klimatischen Verhältnisse während des Winters sind, so peinigend wirkt die Tagestemperatur der Sommermonate. In der Hauptstadt kann ein längerer Aufenthalt dann geradezu unerträglich werden, nicht nur wegen der körperlichen Abspannung, welche die klimatischen Einflüsse bewirken, sondern auch wegen der deprimirenden Einförmigkeit des Tageslebens und der Unfähigkeit, sich außer dem Hause zu beschäftigen. Grau und dunstig trotz des blendenden Sonnenscheins spannt sich der Himmel wolkenlos über der attischen Ebene aus; fingerdicker Staub lagert auf den Blättern der Olivenbäume und Akazien, welche hie und da die nackte, steinige Oberfläche des Plateaus unterbrochen. Am Tage steht der Verkehr in der Regel still, einzelne Männer schleichen sich, sorgsam den Schatten der Häuser suchend, in den Straßen hin, Frauen erscheinen gar nicht. Niemand würde es wagen, die durchglühten, schattenlosen Plätze zu überschreiten. Kein Windhauch, kein Lüftchen. Der Staub, den die Wagen oder die kleinen Eselkarawanen, welche die Vorräthe nach der Stadt schleppen, emporwirbeln, steigt senkrecht auf und fällt ebenso wieder zur Erde. Auch die Thierwelt schweigt, nur die großen Grillen, welche in Mengen an den Bäumen und zwischen den Sträuchern sitzen, lassen ihr eintöniges Gezirp erschallen. Die dortige Species erreicht die Länge von drei bis vier Zoll. Die Häuser sind natürlich hermetisch geschlossen, wer nicht dringende Geschäfte hat, bleibt von 10 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends zu Hause. Das Frühstück wird zur Anstrengung, selbst der Nachmittagsschlaf zur Qual, wenn man sich nicht aller irgend entbehrlichen Kleidungsstücke entledigt hat. Lesen und Schreiben in dem halbdunklen Zimmer wirkt ermüdend. So vergeht ein Tag wie der andere in freiwilliger Gefangenschaft, bis endlich die Sonne hinter den Bergsilhouetten von Salamis untergegangen und damit das Signal zum

Beginn des Verkehrs gegeben ist. Ueberall werden die Läden geöffnet; das schöne Geschlecht verläßt das Negligé und bald erscheinen elegant gekleidete Damen auf der Promenade. Und doch sind die Tage noch erträglicher als die Nächte. Die durchglühten Häuser können, da die Temperatur auch Nachts selten unter 23° R. sinkt, sich nicht abkühlen. Es regnet höchstens zwei bis drei Mal im Lauf vieler Monate und auch dann nur spärlich. Mit dem Wasservorrath der Cisternen muß sehr haushälterisch umgegangen werden. Von dem hohen Werth guten Trinkwassers bekommt man erst im Orient einen Begriff. Es wird einem dann verständlich, warum eine Quelle schon im Alterthum wie eine Art Heiligthum verehrt und gehütet wurde. Der Grieche schätzt einen Trunk frischen Quellwassers zuweilen mehr als einen Becher Wein, und ein außerhalb der Stadt gelegener Brunnen bildet oft das Ziel täglicher Wanderungen für die Bewohner. Meistens befindet sich neben der Quelle auch eine Kapelle, ein Heiligenbild oder ein Eremit nimmt dort milde Gaben in Empfang. Der Mangel fließenden Wassers, rauschender Brunnen und Fontänen, welche in den italienischen Städten so erfrischend wirken, wird in Athen sehr empfunden. Die alten Wasserleitungen sind verfallen; die Anlage neuer ist unthunlich, da die umliegenden Gebirgszüge in Folge der Entwaldung wasserarm geworden sind. Das Cisternenwasser wird im Sommer in kleinen Thonkrügen gekühlt, deren poröse Wände eine starke Verdampfung zulassen und der Flüssigkeit die Wärme entziehen. Sie bestehen aus ähnlichem Material wie die in Egypten üblichen, sind aber weniger zierlich geformt, ohne ornamentalen Schmuck und deshalb sehr wohlfeil. Ein solcher Krug kann 3—4 Wochen benutzt werden; dann verliert der Thon seine Porosität, und das Gefäß muß durch ein neues ersetzt werden.

Nach Sonnenuntergang beginnt das Leben in den Straßen; die Läden füllen sich mit Käufern, die herumziehenden Händler rufen ihre Waaren aus. Die Kaffeehäuser sind dicht besetzt, das Volk strömt nach den Vergnügungsorten vor der Stadt, den Sommertheatern am Ilissos, den primitiven Kaffeeschänken, die unter den Ruinen des Jupitertempels errichtet sind, oder benutzt die Eisenbahnzüge, die zu den Badeanstalten von Phaleron und Piraeus führen. Dies nächtliche Treiben währt bis 2 Uhr Nachts. Ein abendliches Bad in dem durchsichtigen, wellenlosen, tiefgrünen Meer ist nicht so erquickend wie eins im Ocean, aber dennoch verursacht eine Schwimmfahrt in der malerischen Bucht von Phaleron, wenn der Hymettus in dem wunderbaren berühmten Violett der Abenddämmerung leuchtet oder wenn im Spätherbst nach kurzer Dämmerung der Mond schon über der Wasserfläche steht, ein wonniges Behagen. Dieses Wasser

ist, wie an vielen Stellen des mittelländischen Meeres, von so eigenthümlicher Beschaffenheit, daß der Körper auch ohne Schwimmbewegungen von der Wassersäule getragen wird. So kann man mit verschränkten Armen, auf dem Rücken liegend, lange auf der Oberfläche mühelos umhertreiben, den Blick nach den Sternen gerichtet und hin und wieder erfrischt durch einen sanften Abendwind, der die Wasserfläche kräuselnd, leicht und duftig von den Inseln herüberstreicht.

Die Etablissements am Phaleron, bestehend aus einem Sommertheater, einem Hotel und verschiedenen Restaurants, sind erst zu Anfang der 70er Jahre entstanden, später wurde eine Reihe von Villen erbaut, und auch der Hof hat dort zeitweiligen Aufenthalt genommen. Das Ufer gilt für gefährlich wegen der Fieber; früher mochte Niemand dort übernachten, nur einige Kellner und Wächter hüteten die Holzbaracken und ihr dürftiges Inventar. Alle zehn Minuten während der Abendstunden gehen und kommen Züge von der Stadt. In den Sommermonaten pflegte ich täglich hinauszufahren. Um 8 speisten wir in dem Restaurant, meist auf einem kleinen hölzernen Pier, der in's Meer hineingebaut war. Der Platz war entzückend, der Appetit nach dem Bade geschärft und durch das übliche Glas Raki (Abkürzung von Arak) noch gesteigert. Aber nun kam die partie honteuse der Phaleron-Belustigung: das Diner. Freilich für 5 Drachmen war nicht viel zu verlangen; aber doch kann ich mich nicht erinnern, in meinem Leben jemals andauernd so schlecht gegessen zu haben. Das Fleisch bei der Hitze natürlich sehr verdächtig (im August und September gab es kein Eis mehr), die Gemüse ausgedörrt, Butter und Käse ungenießbar. Der inländische Wein wie immer mit Resiné versetzt und für uns untrinkbar, der soit-disant französische verfälscht und für zarte Constitutionen verhängnißvoll.

Als das beste Getränk, natürlich nur mit Wasser vermischt, war eine Weinsorte erkannt worden, welche auf der Etiquette den pomphaften Namen: Côtes du Parnèse, Grand cru trug, nur eine Drachme pro Liter kostete und von einem erfinderischen athenischen Confiseur aus einheimischen Trauben für ausländische Gaumen präparirt wurde. Der weise Mann, welcher damit ein gutes Geschäft machte, hieß Solon. Der Name des alten Gesetzgebers nahm sich hier wunderlich aus zwischen den phantasievollen Arabesken und Ausstellungsmedaillen auf der Etiquette.

Auf das Diner folgte ein Spaziergang längs der Küste, wo inzwischen Schaaren geputzter Damen und sorgfältig gekleideter Herren aus der Hauptstadt und von dem Piraeus eingetroffen waren. Die Griechen sind sehr putzsüchtig, die Männer nicht weniger als die Frauen; letztere kleiden sich aber mit entschiedenem Geschmack und geben sehr oft viel Geld dafür

auf. Die Einrichtung des Hauses kann dürftig sein, das Abendessen aus Brod und Oliven bestehen, aber die Toilette muß Chic haben. Dabei sind dunkle Farben bevorzugt. Schwarz wird sehr gern getragen; was bei der Sitte einer übermäßig ausgedehnten Trauerzeit, selbst bei den entferntesten Familiengliedern, für die Damenwelt noch ein Glück ist. Dieser Brauch, auch beim Tode weitläufig verschwägerter Verwandten wochenlang tiefe Trauer anzulegen, führt bei ausgebreiteten Familien oft dahin, daß die Trauer Jahre lang beibehalten wird. Ich habe junge Mädchen gekannt, welche zwischen ihrem siebenzehnten und zwanzigsten Lebensjahr die Trauerkleidung nicht abgelegt, keinerlei Vergnügungen mitgemacht, keinen Ball besucht hatten und sich darüber nicht einmal besonders zu beklagen schienen. Denn diese Trauer ist selten eine blos äußerliche. Die Griechen haben einen sehr regen Familiensinn. Die Mitglieder einer Sippe halten zusammen, wie die Clans in Hochschottland oder die Geschlechter in Korsika. Es muß dies eine Ueberlieferung des jahrhundertelangen Klephthenlebens sein. Auch die Pietät der jüngeren Mitglieder gegen das Haupt der Familie, für eine alte Großmutter oder Urgroßmutter, die hinter ihren Enkeln an Bildung weit zurück steht und in den modernen palastartigen Marmorbauten der reichgewordenen Nachkommenschaft noch die alte, einfache, zur Zeit der Türkenherrschaft übliche Nationalkleidung trägt, — ist in hohem Grade bewunderns- und nachahmungswürdig. Die Ehrfurcht vor dem Alter zieht sich durch alle Klassen, und diese wie die strenge Sittlichkeit der Frauenwelt sind Tugenden, in denen der kleine Griechenstamm manche andere Nationen beträchtlich überragt.

Gleich den Frauen machen auch die Männer d. h. die jungen — jede Pariser Mode mit; aber ebenso wie in Italien wird sie hier leicht übertrieben. Die schreiendsten Farbenzusammenstellungen der Kravatten, die unnatürlichste Weite oder Enge der Beinkleider, die wunderlichste Hutform ist die beliebteste. Aber ein athenischer Elegant wandelt auch mit dem gleichen Selbstbewußtsein und mit derselben komischen Würde auf dem feuchten Sand des Meeresstrandes einher, wie sein Pariser Confrère auf den Boulevards.

Die wohlhabenderen Familien verlassen Athen im Hochsommer. Die Abendgesellschaft am Phaleron ist also nicht übermäßig distinguirt. Uniformen sieht man wenig, die Officiere tragen außer Dienst meist Civil und thun Recht daran; denn ihre frisirten Köpfe und die nachlässige Haltung passen nicht zur militärischen Tracht, welche der französischen nachgebildet, nicht einmal besonders kleidsam ist. Immerhin vereinen diese Abende alles, was sich zur guten Gesellschaft rechnen darf. Man plau-

dert in einzelnen Gruppen, auf Stühlen, die Füße fast vom Meer bespült, raucht, trinkt Mastika, ißt Gefrorenes (das auf chemischem Wege hergestellt wird) und geht hin und wieder auf einen Akt oder eine Scene in das Theater, dessen Sitzreihen, aus einfachen Holzbänken bestehend, unbedeckt im Freien angebracht und durch eine Umzäunung abgeschlossen sind, während die Bühne und das Orchester sich davor in einem bemalten Holzschuppen befinden. So primitiver Natur auch die Ausstattung, so mäßig die Orchesterkräfte sind, so habe ich doch recht gute italienische Vorstellungen dort erlebt. Das darstellende Personal setzt sich nämlich meistens aus den besten Kräften der italienischen Bühnen zweiten Ranges in Padua, Bologna, Genua ꝛc. zusammen aus Künstlern, welche dort im Sommer nichts verdienen und meist zufrieden sind, auch ohne Gewinn sich während der saison morte durchfristen zu können. Manchmal gastirt auch eine Primadonna, welche die Seebäder braucht. Das Repertoire ist natürlich nicht reichhaltig und setzt sich, wie übrigens in allen Städten der Levante, mit Vorliebe aus solchen Opern zusammen, welche in Europa aus der Mode gekommen oder auch dort kaum bekannt geworden sind. Jone, Linda di Chamounix, Lombardi, Puritani, la Forza del destino und ähnliche mehr würde ich wohl niemals kennen gelernt haben, hätte mich mein Schicksal nicht nach jenem Gestade geführt. Natürlich wurden auch Lucia, Faust und andere Zugstücke der europäischen Bühnen gegeben. Die beste Darstellung aber war die des Ruiz Blas, den ich hier zuerst hörte, und der mich durch seinen großen Melodieenreichthum und eine über das Banale hinausgehende Instrumentation gleich sehr interessirte.

Zwischen 1 und 2 Uhr Nachts kehrten die letzten Züge nach der Stadt zurück, wo die Kafés oft noch um diese Stunde besetzt und auch Straßen und Balkone noch belebt waren. Auf den Treppenstufen, selbst auf dem Trottoir lagen hier und da einzelne Schläfer aus den ärmeren Klassen, die es in ihren engen Wohnungen nicht aushalten konnten. Die männlichen Dienstboten schlafen den ganzen Sommer über auf den flachen Dächern, Söllern und Terrassen, die an jedem Hause angebracht sind.

Neben der Sommerbühne des Phaleron bestanden und bestehen noch jetzt mehrere kleine Theater, welche italienische Opern und griechische Dramen aufführen. Die Ausstattung derselben ist äußerst dürftig; aber das dort verkehrende Publikum stellt keine hohen Anforderungen, und der Eintrittspreis ist äußerst mäßig. Im Winter pflegen französische Gesellschaften in Athen zu gastiren. Sie führen Opern oder Operetten auf. Man zieht im Allgemeinen das leichtere Genre vor. Selten kann sich ein Impresario länger als zwei bis drei Monate halten. Das Theaterpublikum ist für diese Art Vorstellungen, die sich nicht mit dem mäßigen

preis der Sommerbühnen begnügen können, nicht zahlreich genug. Man beginnt mit großen Ausstattungsstücken, wie die „Hugenotten", die „Jüdin" ꝛc., spielt aber bald vor leeren Bänken. Der Director wird bankerott oder geht mit der Kasse durch, und die Schauspieler bleiben in größter Misère zurück. Die französische Gesandtschaft wird dann von Bittstellern überlaufen und hat große Mühe, ihren bedrängten Landsleuten auf einem Messageriedampfer freie Fahrt für die Rückkehr nach Marseille zu erwirken. Die griechischen Theater können sich besser halten. Man spielt Uebersetzungen Schiller'scher oder Victor Hugo'scher Dramen, mitunter auch gute Originalwerke von Rhangabé, dem in litterarischen Kreisen rühmlichst bekannten griechischen Gesandten. Die neugriechische Aussprache mit ihrem spitzigen Ithacismus eignet sich wenig für das Drama. Nur der Dialect der Korfioten und Peloponnesier mit seinen etwas volleren Lauten macht, wenn mit Pathos gesprochen, eine gute oratorische Wirkung. Ich wohnte im Jahre 1872 einmal der Enthüllung einer Statue des griechischen Patriarchen Gregorios bei, dessen Ermordung in Konstantinopel den ersten Anlaß zum Ausbruch des Befreiungskrieges gegeben hatte. Bei dieser Gelegenheit trug ein griechischer Poet ein den Märtyrer verherrlichendes Gedicht vor. Die Verse waren, obwohl ich damals noch kein Wort davon verstand, nur durch den Tonfall der Sprache für mich von packender Wirkung. Auch auf alle anderen anwesenden Fremden machten sie den gleichen Eindruck. Die Griechen waren in Verzückung. Damals war man gerade sehr mit der Reinigung der Sprache von fremden Beimischungen beschäftigt. Am liebsten wäre man auf das homerische Griechisch zurückgegangen, und die Zeitungen befleißigten sich eines Stils und einer Orthographie, welche sie einem großen Theil ihres Leserkreises unverständlich machten. In den Provinzen wehrte man sich gegen diesen übertriebenen Purismus Athens. Das Volk hielt hartnäckig an den Dialecten fest. Die Lehrer und Beamten wollten nicht wieder umlernen. So bildeten sich zwei sich gegenseitig bekriegende Parteien auch unter den Fachleuten. Schließlich hat man sich auf praktischem Wege geeinigt und eine Art Mittelstraße gewählt, welche unter Beibehaltung vieler neuer Sprachgebräuche sich doch, soweit es die Schriftsprache betrifft, an das Altgriechische anlehnt.

Ob die heutzutage in Griechenland übliche Aussprache die richtige ist, d. h. der classischen entspricht, mögen Gelehrte entscheiden. Unangenehm wirkt für den fremden Hörer das Ueberwiegen des „I"-Lauts. αι, ει, ῃ, υ und ι werden alle wie „i" ausgesprochen; die Mannichfaltigkeit der Laute ist dadurch erheblich vermindert. Es ist wohl unwahrscheinlich, daß so viele Schriftzeichen für einen einzigen Vocal in Anwen-

dung kamen. Auch erzählten mir Athener, daß die verstorbene Generation noch das υ wie „ü" ausgesprochen, und ich selbst habe von älteren Personen noch „καλὴ νύκτα" wie „Kalinükta" aussprechen hören. Merkwürdig erscheint auch das Fehlen eines Schriftzeichens für unser „B"; denn β wird wie „w" ausgesprochen. Um diesem Mangel bei der Wiedergabe fremder Worte abzuhelfen, ersetzt man den Consonanten „B" durch μπ: so findet sich in der Hermesstraße der Name eines deutschen Kaufmanns Beck auf dem Ladenschild durch ΜΠΕΚ wiedergegeben, was sich wunderlich ausnimmt. Keinem Zweifel kann es unterliegen, daß die in unseren Schulen gebräuchliche Aussprache von der althellenischen erheblich abweicht. Die englische kommt ihr noch näher, sowohl in der Aussprache der Doppelvocale als einzelner Consonanten, wie Theta und Gamma. Das Delta, das mit einem Zischlaut, etwa wie ds ausgesprochen wird, findet sich indessen in dieser Anwendung in keiner der modernen europäischen Sprachen.

Nach Ansicht einzelner Gelehrten ist die altgriechische Sprache in gewissen, entlegenen, gegen Invasion slavischer Stämme geschützten Bergdistricten bis auf unsere Tage erhalten geblieben. Es wird angenommen, daß die Völkerwanderung sich nur über die Ebenen, Thäler und Küsten erstreckt, die griechischen Einwohner sich aber in die Schluchten zurückgezogen und dort unvermischt erhalten hätten. Namentlich soll dies bei den Zakonen der Fall sein, einem Hirtenvolk, das in den Gebirgen des alten Lakoniens lebt und sowohl in seinem Gesichtstypus, in seiner Sprache, als auch in eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten mannichfache Verwandtschafts-Beziehungen zu den Hellenen des Alterthums bewahrt hat. Ein Deutscher, Dr. Deffner, Professor an der Athener Universität, bringt im Auftrage und auf Kosten der Berliner Akademie der Wissenschaften alljährlich mehrere Monate bei diesen Leuten zu und schreibt eine Grammatik ihrer Sprache. Für die Richtigkeit der obigen Annahme einer nur partiellen Ueberfluthung der griechischen Halbinsel durch barbarische Eindringlinge spricht der Umstand, daß sich die albanesischen Niederlassungen vorzugsweise in der Ebene und in den zugänglicheren Gebieten befinden. Die übrigens erklärliche Neigung, sich beim Vordringen fremder Eroberer auf die Berge zurückzuziehen, ist auch daraus erkennbar, daß an der Küste und auf den Inseln die aus dem Mittelalter datirenden Ortschaften fast durchgehends landeinwärts auf halber Höhe der Berge liegen. Am Ufer wagte man sich nicht aufzuhalten aus Furcht vor den Piraten, welche noch bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts die Küsten des Archipels unsicher machten. Obwohl sich die albanesischen Ansiedelungen in fast allen Theilen des Königreichs Griechenland finden, bis an das Weichbild

des heutigen Athen reichen und sich sogar eine kleine albanesische Gemeinde in der Hauptstadt selbst, am Fuß der Akropolis, dort wo das mittelalterliche Athen stand, erhalten hat, sind die heutigen Griechen von ihrer unverfälschten Abstammung von den Hellenen des Alterthums überzeugt. Daher die Vorliebe für Eigennamen aus der classischen Epoche, für die Wahl althellenisch r Benennungen bei Staatseinrichtungen, Verwaltungsorganen, Straßen und Plätzen. Man sucht die Kluft zu überbrücken, die das moderne Athen von dem alten Culturstaat trennt. Die pomphaften Namen aus der Heroen- und Götterwelt passen aber nicht in das heutige Culturleben Neugriechenlands. Hausknechte mit dem Namen Themistokles, Coiffeurs, die Leonidas, Zuckerbäcker, die Solon und Aristides heißen, müssen auf uns komisch wirken. Alle diese Namensbezeichnungen sind erst neueren Datums. Unter der Türkenherrschaft gab es keine Geschlechtsnamen, wie auch noch heute bei den Albanesen. Nur die Stämme führten einen Namen. Sehr oft war auch dieser nur aus Eigennamen entstanden. So hieß der Sohn eines Spiro: Spirópulos, dessen Sohn wieder: Papaspirópulos.

Nur die angesehenen Geschlechter des Phanars, des Griechenviertels in Constantinopel, haben eine ältere Familiengeschichte und Familientradition. Da aus ihren Reihen oft die Hospodare der wallachischen Provinzen gewählt wurden, ihre Mitglieder auch im türkischen Staatsdienst, namentlich in der Diplomatie Verwendung fanden, so bildete sich mit der Zeit daraus eine kleine aristokratische Clique, welche, ohne Standesprivilegien zu besitzen, doch eine Art von adliger Genossenschaft vorstellte und eine exclusive gesellschaftliche Stellung ihren Landsleuten gegenüber beanspruchte. Die atheniſche Gesellschaft ist zwar nicht geneigt und keinesfalls verpflichtet, diese Sonderstellung anzuerkennen, aber die nach Hellas übersiedelten phanariotischen Familien wie die Muruſi, Sutzos, Maurokordato, Karadja suchen doch im Verkehr, wie in Heirathsverbindungen eine gewisse exclusive Haltung zu bewahren und führen im Ausland gern den Fürstentitel, den die griechische Verfassung keinem hellenischen Staatsangehörigen einräumt. Die Beilegung des Titels „prince“ ist übrigens rechtlich nicht begründet, da derselbe nur mit der amtlichen Würde des Hospodars verbunden und niemals erblich war.

In der atheniſchen Gesellschaft wird auf Titel oder Herkunft kein Werth gelegt. Hier richtet sich der Grad socialen Ansehens nach den Leistungen. In dieser Hinsicht ist das demokratische Princip wirklich durchgeführt. Auch der Ausländer wird mit dem gleichen Maß gemessen. Ein fremder Graf oder Baron wird nicht anders empfangen und behandelt wie ein bürgerlicher Gentleman. Die Griechen sind völlig frei von

der Vorliebe ihrer amerikanischen Gesinnungsgenossen für vornehme Bekanntschaften. Man ist in Athen gastfrei, aber in ziemlich engen Grenzen. Es ist nicht leicht Zutritt zu den Familienkreisen zu erhalten. Die Männer sind mißtrauisch, und in dem zurückgezogenen Leben ihrer Frauen wirkt noch die ursprüngliche Abgeschlossenheit einer Haremsexistenz nach, welche bei allen Völkern des Orients, auch den christlichen und jüdischen Stämmen, üblich ist. Beim griechischen Landvolk ist dies gesonderte Leben der Geschlechter, die Ausschließung der Frauen von der Oeffentlichkeit noch jetzt gebräuchlich. Vor fünfzig Jahren war das Gleiche bei den wohlhabenderen Ständen und Stadtbewohnern der Fall. In Athen tragen die älteren Damen noch das griechische schwarze Kopftuch und selbst hier und da den Fez, wenn sie auch sonst europäische Kleidung angelegt haben. Die Kenntniß fremder Sprachen ist aber nur den jüngeren Generationen geläufig und die Rücksicht auf ihre, an alten Traditionen hängenden Eltern und Großeltern hält die athenischen Hausherren gleichfalls ab, Europäer, welche des Griechischen unkundig sind, in den intimeren Kreis ihrer Familie einzuführen. Ein weiteres Hinderniß für diesen Verkehr ist die Einfachheit der Mahlzeiten, an der selbst die Reicheren festhalten, und an denen theilzunehmen, sie verwöhnteren Gaumen nicht wohl zumuthen können. Diners kommen also nicht vor.

Gastfreier sind nur diejenigen Häuser, in denen sich junge Mädchen befinden. Hier giebt es Abendunterhaltungen, musikalische Vereinigungen und kleine Bälle, zu denen man junge Ausländer heranzieht. Dem neu Angekommenen wird aber von seinen älteren Landsleuten hierbei besondere Vorsicht empfohlen; der ungezwungene Ton, der in der abendländischen Welt zwischen jungen Männern und unverheiratheten Damen besteht, ist hier nicht am Platze. Flirtations werden nicht gewünscht. Eine Kourmacherei ist nur statthaft pour le bon motif. Wer einem jungen Mädchen etwas auffallendere Huldigungen darbringt, wird gleich als épouseur angesehen und bald verlobt gesagt. Einige junge Diplomaten, welche sich ahnungslos vorgewagt und den Rückzug zu finden nicht verstanden hatten, sahen sich früher im glücklichen Besitz einer Braut, als sie vermutheten. Uebrigens sind die jungen Athenerinnen aus den besseren Ständen sehr gebildet, wohlerzogen, meistens recht hübsch und auch selten unbemittelt. Sie erhalten aus dem Vermögen der Eltern eine nach unseren Begriffen, namentlich im Verhältniß zu ihren Brüdern, bedeutende Mitgift. Der Ehrgeiz eines griechischen Hausvates ist, seine Töchter möglichst reich auszustatten. Die Söhne mögen sich ihren Unterhalt selbst erwerben oder eine reiche Braut heimführen. Sehr viele der griechischen jungen Damen werden in deutschen Pensionaten erzogen; die meisten Gouvernanten in

Athen sind deutsche. Viele junge Leute studiren auf unseren Hochschulen. Die deutsche Sprache ist daher so ziemlich der ganzen jüngeren Generation geläufig und wird ebenso eifrig betrieben, wie die französische. Die Kenntniß des Englischen ist seltener.

Die Pflege abendländischer Musik hat erst in den wohlhabenderen Klassen Eingang gefunden. Das Landvolk hält noch an den alten, eintönigen und unmelodischen Gesängen fest, welche über den ganzen Orient verbreitet sind und die, mit näselnder, fistulirender Stimme vorgetragen, unserem an polyphone Klangwirkung gewohnten Ohr so befremdlich sind. Besondere Veranlagung für Musik besitzt keiner der levantinischen Volksstämme, auch der griechische nicht. Das Volk auf der Straße singt wenig; eine Instrumentalmusik mit Trommel, Rohrflöte und Laute, wie sie in den Schenken beliebt ist, bekommt der Fremde zum Glück nicht oft zu hören. Concerte sind in Athen selten; europäische Virtuosen scheuen die weite Seereise, wären auch eines finanziellen Erfolgs keineswegs sicher. In vielen athenischen Familien wird aber gute Hausmusik gemacht.

Freilich gelangt der Fremde nicht leicht zu einer Intimität, die ihm die Theilnahme am Familienleben gestattet. Wo sich ihm das letztere erschließt, wird er stets nur die angenehmsten Eindrücke sammeln. Die griechischen Frauen besitzen in seltenem Maß die Fähigkeit, häusliche Tugenden mit den Eigenschaften einer femme du monde zu vereinigen. Eine sorgfältige Erziehung, die häufigen Reisen in's Ausland, die Kenntniß fremder Sprachen und fremder Litteratur, dabei feiner, weiblicher Tact, strenge Religiosität ohne Bigoterie, Verständniß für vornehme Lebensgewohnheiten, natürliche Unterhaltungsgabe — alles das sind Vorzüge, welche die griechische Frau befähigen, sich in jedem aristokratischen Salon des Auslands mit Sicherheit und Gewandtheit zu bewegen. Dabei sind sie vorsichtig in der Wahl ihres Umgangs, streng auf die Wahrung eines guten Rufes bedacht, in der Gesellschaft lebhaft, anmuthig, geistreich, in der Conversation weder frivol noch prüde. Dennoch giebt es in Athen kein eigentliches Salonleben. Die befreundeten Familien verkehren unter sich. Der politische Fractionsgeist ruft auch hierin unnöthige und störende Spaltungen hervor. Die Minister und höheren Staatsbeamten leben äußerst zurückgezogen. Selbst beim Minister des Auswärtigen finden keine officiellen Festlichkeiten statt. Die gebildete Herrenwelt ist durch das Kammertreiben, durch amtliches Streberthum oder das Geschäftsleben absorbirt; die freie Zeit wird im Kaffeehaus verbracht; immer stehen politische Tagesfragen im Vordergrund des Interesses und beherrschen die Unterhaltung. Daß auch die Frauenwelt sich lebhaft und oft leidenschaftlich an diesen Fragen betheiligt, ist im geselligen Verkehr unbequem und

erschwert die Schlichtung mancher Parteifehden. Das taceat mulier in ecclesia lassen die schönen Athenerinnen nicht gelten. Die Logen des Abgeordnetenhauses sind dicht mit Damen besetzt, und der Kampf der Parteiführer wird außerhalb des Parlaments nicht selten durch den Einfluß weiblicher Hülfstruppen entschieden.

Diese Streitigkeiten, für welche der Ausländer natürlich nicht das gleiche Interesse haben kann, machen ihm den Aufenthalt in Athen manchmal unbehaglich. Da die gesellschaftlichen Ressourcen gering, ein Club nicht vorhanden, häuslicher Comfort noch mangelhaft, die Verbindung mit anderen Culturstätten schwierig und das Tagesleben deshalb einförmig ist, so wird ein langer Aufenthalt in der griechischen Hauptstadt wohl nur für denjenigen reizvoll sein, den materielle Interessen oder wissenschaftliche Studien an den attischen Boden fesseln. Handelsgeschäfte dort zu betreiben wird dem Fremden nicht leicht gemacht. Das Bedürfniß für europäische Producte und Fabrikate ist nicht groß; das Absatzgebiet beschränkt sich auf einige Küstenplätze. Das Landvolk ist arm und producirt größtentheils selbst, was es braucht. In Athen ist das Geschäftsleben matt; eine Börse existirt nicht. Wer Geldgeschäfte machen will, geht in's Ausland und kehrt erst nach der Heimath zurück, wenn er der Jagd nach Gewinn entsagt hat. Die großen Financiers, welche sich von den Geschäften zurückgezogen haben, bauen sich dann in Athen stattliche Wohnhäuser, leben in behaglicher Ruhe von ihren Renten oder wenden sich dem politischen Treiben zu.

Die Griechen stehen im Abendland wie im Orient in dem Rufe, äußerst gewinnsüchtig zu sein. Ich glaube, man verwechselt dabei oft Gewinnsucht mit Betriebsamkeit. Daß sie ihre geschäftliche Routine den im Handel weniger gewandten Stämmen der Levante gegenüber ausnutzen, kann ihnen nicht wohl zum Vorwurf gereichen. Sie folgen darin den Spuren einer jahrhundertelangen Tradition. Uebrigens beschränkt sich dies System der Ausbeutung auf die Colonieen. Den Griechen des Mutterlandes fehlt dazu die Gelegenheit, da fremde Ansiedlungen unter ihnen nicht gedeihen. Das türkische Sprüchwort: sieben Juden kommen auf einen Armenier (an Schlauheit nämlich), sieben Armenier auf einen Griechen findet allerdings seine Bestätigung in der Thatsache, daß in der Türkei alle größeren Geldgeschäfte und solche Unternehmungen, welche raschen Umsatz und reichen Gewinn bringen, in den Händen der Griechen sind. Ihre Bankhäuser beherrschen die Börsen von Galata und Alexandrien. Die meisten Zarafs (Wechsler), Bakâls (Krämer) sind Griechen, außerdem die Schneider, Schuhmacher, Hutmacher und Kellner. Das grobe Handwerk lieben sie nicht, auch sind sie kein industrielles Volk; für

die mechanische, eintönige Fabrikarbeit und den mühsamen Feldbau besitzt der Grieche nicht die nöthige Ausdauer. Das ist vielleicht die Klippe, an welcher die großartigen Pläne des Panhellenismus einmal scheitern werden. Ackerbau und Industrie bilden nun einmal die unerläßlichen Unterlagen eines gesunden Staatswesens. Mit Handel und Schiffahrt allein schafft man kein großes nationales Reich. Solange diese Erkenntniß sich in Athen nicht Bahn gebrochen hat, wird die chronische Finanzklemme nicht schwinden. Communalwege, Straßen, Eisenbahnen, Bewässerungsanlagen — das ist es, was dem heutigen Hellas Noth thut. Das Jobbern an ausländischen Bankplätzen, die Opferfreudigkeit reichgewordener Unternehmer reichen noch nicht aus, um eine Großmachtspolitik finanziell zu stützen, wenn auch die Bereitwilligkeit von Privatleuten, dem Staatsschatz zu Hülfe zu kommen, volle Anerkennung verdient. Während der letzten Rüstungen bot, wie die „Palingenesia" publicirte, der athenische Millionär Arsenios dem Kriegsministerium die Hälfte seines 20 Millionen Drachmen betragenden Vermögens an. Ein in Rumänien lebender Grieche offerirte zu dem gleichen Zweck 60 000 Drachmen, das Kloster von Tinos 20 000, die griechische Colonie in Egypten 150 000. Ein Schneider, Maniatopulos, versprach 500 Uniformen, ein Kaufmann, Ingleſſi, 15 000 Uniformknöpfe. Vier Einwohner der Insel Zante schenkten dem Staate einen Transportdampfer. Von allen Seiten flossen Beiträge herzu, und alles das ist nur die Wiederholung von Vorgängen, welche jede Freiheitsbewegung begleiten und welche beim kretensischen Aufstand und bei der Mobilmachung von 1878 in gleichem Umfange stattfanden. Kürzlich hat das Ministerium unter Zustimmung der Opposition die Herabsetzung aller Beamtengehälter um 25 Procent decretirt. Man sieht, der griechische Patriotismus ist nicht lediglich eine Phrase.

Und dennoch muß es wiederholt werden, daß solche Regungen des Nationalgefühls für die Durchführung eines weit gesteckten Eroberungsplanes nicht genügen. Namentlich ist die Wehrkraft des Landes in dieser Hinsicht durchaus unzulänglich. Im Ganzen sind die Griechen mehr geneigt, mit ihrem Gut statt mit ihrem Blut für die Befreiung der Brüderstämme einzutreten. Viele entziehen sich der Dienstpflicht. In den Colonieen stellt sich höchstens der vierte Theil der Conscribirten. Das Landheer hat noch keine Proben seiner Bravour und Tüchtigkeit ablegen können. Die Befreiung des vaterländischen Bodens wurde von Freischaaren erfochten, und zwar unter thatkräftiger Mithülfe des Auslandes. Die Helden jener Epoche ruhen im Grabe. Ihre Nachkommen sollen erst beweisen, daß sie den kriegerischen Sinn jener Generation ererbt haben. Aber seit der Begründung des Königreichs und der Organisation des

Heerwesens hat die Gelegenheit zur Bethätigung militärischer Eigenschaften gefehlt. Griechenland hat mehrmals mobil gemacht, aber immer haben die Conflicte mit der Pforte durch die Intervention der Mächte einen unblutigen Ausgang gefunden. Die neuen Provinzen, welche die Türkei abtreten mußte, sind 1881 ohne Schwertstreich occupirt worden.

Es liegt die Frage sehr nahe, ob diese 50jährige Friedensepoche geeignet war, den militärischen Geist der Bevölkerung zu erhalten oder zu wecken. Die gelegentlichen Grenzstreitigkeiten, wie die vom October 1882 bei Zarkos, wo einige Flintenschüsse gewechselt wurden, sind bedeutungslos. In der Fähigkeit, Entbehrungen und Anstrengungen zu ertragen, mag der griechische Gebirgsbewohner hinter dem türkischen Soldaten nicht zurückstehen. Beide Racen sind bedürfnißlos. Unzweifelhaft aber sind die türkischen Bataillone militärisch besser geschult, durch zahlreiche Feldzüge aguerrirt, und ihre Führer an das Feld- und Lagerleben gewöhnt, die strategischen Leistungen werden auf beiden Seiten die gleichen sein. Die griechische Armee hat 1882 eine neue Organisation erhalten, der zufolge der Militärdienst für alle griechischen Staatsangehörigen obligatorisch ist. Von der 19jährigen Dienstzeit wird nur 1 Jahr bei der Fahne verbracht. Das ist unbedingt zu wenig für eine tüchtige Ausbildung. Die schlechte Finanzlage gestattet aber keine größere Präsenzstärke. Aus dem gleichen Grunde finden auch keine Feldmanoeuvres und Exercitien statt, in denen das Zusammenwirken der Waffen geübt, die Officiere und speciell die oberen Führer ausgebildet werden könnten. Nach dem Urtheil deutscher Militärs ist die griechische Armee auch nach der letzten Reorganisation ungenügend ausgebildet, schlecht disciplinirt, mangelhaft verwaltet und ungeschickt geführt. Diese Kritik ist wohl deshalb etwas hart ausgefallen, weil unsere Officiere geneigt sind, fremde Heeresverhältnisse nach dem Maßstab der heimischen Einrichtungen zu bemessen. Die Mängel der griechischen Heeresverwaltung werden sich auch in den Armeen der anderen Balkanstaaten geltend machen. Mit anderen als jenen Armeen dürfte sich aber die griechische Truppe in absehbarer Zeit nicht zu schlagen haben. Wenn diese Mängel demnach dort weniger schwer ins Gewicht fallen, als es in den großen Militärstaaten der Fall sein würde, so ist doch die numerische Schwäche des Landheers ein bedenklicher Uebelstand, und zwar ein solcher, dessen Beseitigung nur von der wenig wahrscheinlichen Besserung der Finanzlage zu erhoffen ist. Gegenwärtig könnte Griechenland nach Einziehung sämmtlicher disponibler Reserven bei einem Krieg mit der Türkei höchstens 35 000 Mann ins Feld stellen. Die athenischen Zeitungen sprechen bei solchen Krisen immer von ungeheueren Streitkräften und nennen fabelhafte Ziffern. Ich habe erlebt, daß man

oder in deſſen Mauern werthvolle Antiken zu finden. Man entdeckte aber nur 3—4 Inſchriften unweſentlichen Inhalts. Die Archäologen tröſteten ſich nun damit, daß der urſprüngliche, helleniſche Charakter der Burg wieder klar hervortrete Ich aber fand gleich anderen, daß dieſe Trümmerſtätte an maleriſchem Effect verloren, und, ſo oft ich ſpäter die Akropolis betrat, fehlte mir der mächtige alte Thurm, deſſen Wände von einer ſo köſtlichen, goldenen Patina glänzten und gegen deſſen ſchwerfällige Maſſe die feinen Formen des kleinen Tempels der Nike apteros ſich ſo beſonders reizvoll abgehoben hatten. Ueberhaupt hat die griechiſche Regierung neuerdings angefangen, auf dem Plateau der Akropolis „aufzuräumen".

Vor einigen Jahren lagen die Trümmer der geſtürzten Parthenonſäulen und die Bruchſtücke der Heiligthümer und Statuen noch in maleriſcher Unordnung umher. Seit 1874 hat die Regierung einen kleinen, häßlichen Holzſchuppen errichten und in demſelben die werthvolleren Reliefs und Torſen aufſtellen laſſen. Gleichzeitig wurden die zum Parthenon führenden Treppen und das Innere der cella von den ſie bedeckenden Marmorſtücken befreit und letztere hier und da in kleinen Haufen ſäuberlich aufgeſchichtet. Das Ganze hat durch dieſes pedantiſche Ordnen nicht gewonnen: der maleriſche Effect iſt vielfach zerſtört, gerade ſo, als wenn ein Dienſtmädchen im Atelier eines Künſtlers „aufgeräumt" und alles ſorglich an den Wänden zurecht geſchoben hätte. Viel Neues iſt dabei nicht zu Tage gekommen, nur entdeckte man an einigen umgewendeten Ornamenten, die bisher gegen die Witterung geſchützt lagen, deutlich die Farbenreſte der alten Bemalung.

Am Südabhang der Akropolis, wo früher die entſtellenden Schuttkegel an der Mauer ſich anhäuften, hat die griechiſche archäologiſche Geſellſchaft im Frühjahr 1876 Ausgrabungen vorgenommen, welche die Fundamente und einige architectoniſche Ueberreſte des dortigen Asklepion zu Tage förderten. Es war dies eine Art Krankenhaus, Klinik, verbunden mit Bädern, heute würde man ſagen: eine Waſſerheilanſtalt. Die Badezellen ſind noch deutlich erkennbar. Eigenthümlich ſind die zahlreichen Votivtafeln und Weihgeſchenke, welche die Geneſenen der Göttin Hygieia hier widmeten, und welche zum Preis der ärztlichen Kunſt am Eingang des Heiligthums oder an den Wänden der Tempel angebracht wurden. Sie entſprachen hinſichtlich ihres Zweckes ungefähr den veröffentlichten Dankſagungsſchreiben, die wir in den Proſpecten unſerer modernen Kuranſtalten oder bei den Anpreiſungen mediciniſcher Heilmittel wiederfinden. Auf dieſen Tafeln iſt meiſtens im Relief der Kranke oder ſeine Familie dargeſtellt, wie ſie der Göttin Opfergaben darbringen. Die Größe der Gefahr, welcher der Convalescent entgangen, iſt dabei in höchſt eigen-

ähnliches Abkommen mit einer fremden Regierung abschließen würde. Freilich entstand jener Vertrag zu einer Zeit, wo man an Geldmitteln Ueberfluß zu haben glaubte und sich zur Unterstützung wissenschaftlicher Expeditionen besonders verpflichtet hielt. Ich kann mir als Laie kein Urtheil über den Werth dieser Ausgrabungen erlauben, die von unsern Gelehrten mit Eifer, Pflichttreue und Sachkunde geleitet wurden, und überlasse es der fachmännischen Entscheidung, ob die Ausbeute an Bildwerken den Kosten- und Müheaufwand gelohnt hat. Es ist möglich, daß die Ausgrabungen in Olympia, wenn sie nach dem Fuß des Hügels zu fortgesetzt wären, einen reicheren Fund geliefert haben würden, da die Heiligthümer durch Erdbeben zerstört und deshalb vermuthlich viele Fragmente, namentlich die Köpfe der Statuen, den Abhang hinabgerollt sind. Man hat aber nach Erschöpfung der einmal gewährten Geldmittel neue Zumuthungen dieser Art an den Reichstag nicht stellen zu können geglaubt.

Eigenthümlich war es, daß, während man in Deutschland fand, die Konvention sei von unserm Standpunkte aus zu generös abgeschlossen, man auch in nationalen Kreisen mit dem Abkommen unzufrieden war. Es widerstrebte der griechischen Eitelkeit, daß Fremde auf hellenischem Boden diejenigen Schätze heben sollten, die ans Tageslicht zu fördern man dort zu arm und in gewissem Sinne, zu wenig kunstverständig war. Zwar bestand in Athen eine archäologische Gesellschaft, doch waren ihre Mittel äußerst beschränkt, und auch die dortigen Gelehrten bei allen Forschungen und Veröffentlichungen wesentlich auf die Mitwirkung und das größere Wissen ihrer deutschen und französischen Collegen angewiesen. Die Universität in Athen war noch zu jung, um schon selbständige Führer auf diesem Gebiet der Wissenschaft gereift zu haben. Hier, wie in der übrigen Levante, sind archäologische Forschungen bisher die Domäne der Inhaber europäischer Lehrstühle geblieben. Der Einblick in diese Art Forscherthum, den mir mein langjähriger Aufenthalt in Hellas gewährte, hat mich belehrt, daß wissenschaftliche Berühmtheit hierin müheloser gewonnen wird, als auf anderen Gebieten. Ohne den Werth bestreiten oder herabsetzen zu wollen, welchen die Erweiterung jeder Erkenntniß, also auch des Verständnisses für das Wesen und Wirken des klassischen Alterthums in sich schließt, glaube ich doch, daß kein Zweig der Wissenschaft so leicht zu speculativen Verirrungen, zum Täuschen und Getäuschtwerden führt, daß auf keinem die Grenze zwischen ernster Forschung und genialem Dilettantismus so schwer erkennbar ist, wie in diesem. Unsere deutschen Gelehrten sind durch ernsteres Vorstudium, durch größere Gründlichkeit und Sorgfalt in der Aufstellung von Fundberichten gegen solche Täuschungen mehr geschützt. Aber englische und französische Archäologen

In Megara tragen die Frauen eine merkwürdige, aber nicht unkleidſame Tracht. Den Kopf bedeckt eine helmartige, aus Münzen beſtehende Larve, umſchlungen von einem weißen Schleier, der weit auf den Rücken herabfällt. Ueber dem langen, mit blau- und rother Stickerei benähten, dem ruſſiſchen ähnlichen Hemde von grober, ungebleichter Leinewand tragen ſie eine reichgeſtickte, bis über die Hüften reichende Jacke. Die europäiſchen Damen aus unſerer Geſellſchaft bewunderten dieſe Handarbeit ſehr und machten zahlreiche Beſtellungen. Uebrigens iſt dieſe, in ſehr beſcheidenen Grenzen ſich haltende Induſtrie die einzige in Griechenland, die auf einen gewiſſen künſtleriſchen oder auch nur originellen Charakter Anſpruch machen kann. Es werden im Peloponnes zwar auch Teppiche gewebt, aber die Farbenzuſammenſtellung, in der Krapproth und Citronengelb vorwiegen, iſt eine ſo ſchreiende, unvermittelte, die Zeichnung ſo unkünſtleriſch und das Gewebe ſo grob und lappig, daß dieſes Erzeugniß die Concurrenz mit den prachtvollen künſtleriſchen Teppichen der nachbarlichen Türkei nicht entfernt aushalten kann und daher die Grenzen des Landes ſelten überſchreitet.

Attika iſt wildarm; am lohnendſten iſt noch die Bekaſſinenjagd an der Küſte zwiſchen dem alten Phaleron und Vari. Im Auguſt fallen auch mitunter Wachteln ein; im September iſt die Taubenpaſſage. In großen Schaaren ſtreichen ſie über die Niederungen hin. Man poſtirt ſich im Oelwald, auf oder hinter einem Baum, und kann in einem Morgen leicht 20 bis 30 erlegen. Mein alter Hühnerhund hatte bei der Sommerhitze und der veränderten Koſt vollſtändig die Naſe verloren; ich mußte nach einigen Verſuchen es aufgeben, ihn zur Bekaſſinenjagd mitzunehmen. Ueberall bei dieſen Jagdausflügen ſtieß man auf Spuren der alten Zeit: Grabſtätten, Mauerreſte, Tempelruinen; namentlich auf dem Wege nach Laurion waren die Felder zu beiden Seiten der Straße mit einer wahren Gräberſtadt bedeckt. Wenn man ſich die Mühe nahm, den Boden etwas aufzuſcharren, ſo war man ſicher, Thränenkrüge, kleine Thongefäße oder hier und da rohe Statuetten zu finden. Dies war das Todtenfeld der ärmeren Klaſſen geweſen. Die Reicheren wurden auf der Weſtſeite längs der Straße nach Eleuſis beſtattet, wo zahlreiche künſtleriſch werthvolle Stelen aufgefunden ſind.

Ich breche die Schilderung meiner perſönlichen Eindrücke hier ab. Sie kann und ſoll nicht eine erſchöpfende Darſtellung des atheniſchen Lebens geben. Aber dieſe Aphorismen müſſen doch, wenn ſie richtig gewählt waren, die marquanten Züge des Bildes hervortreten laſſen. Eine ſolche Porträtſkizze wird aber, wie das Bild einer ſchönen Frau, den Beſchauer nur dann entzücken, wenn der Künſtler für ſein Modell begeiſtert

hatten die Franzosen früher in Olympia Ausgrabungen unternommen, aber bald wieder aufgegeben. Der „Messager d'Athènes" war das Sprachrohr dieser deutschfeindlichen Agitation. Es war dies das einzige Blatt, das in ausländischer Sprache erschien, und wurde, wie ich glaube, außer von der griechischen Regierung, auch noch von Paris aus subventionirt.

Griechische Zeitungen erschienen in großer Anzahl, jeder Politiker von Bedeutung hatte sein eigenes Organ. Trikupis die Ὥρα, Kumunduros das Ἐθνικὸν πνεῦμα, Zaïmis die Παλιγγενεσία ꝛc. Daneben entstanden und verschwanden unzählige journalistische Versuche. Meist waren es Winkelblättchen von kleinem Format, von schmierigem Druck auf grobem Papier ohne jegliche politische Bedeutung, fast immer nur zu persönlichen Ausfällen mit Betreibung irgend einer industriellen Unternehmung, einer Abgeordneten-Wahl oder dergl. Ich kenne keinen Ort in Europa, in dem die Publicität so an der Tagesordnung ist, wo das Bedürfniß nach Zeitungslectüre, die Sucht, das Privatleben an die Oeffentlichkeit zu ziehen, die Händel mit dem Nachbar im Preßkriege auszufechten, so allgemein ist, wie in Athen. Die kleine Residenz von circa 60 000 Einwohnern hatte zeitweise 40 Blätter, von denen allerdings nur der geringste Theil täglich erschien. Alle diese Zeitungen werden auf der Straße ausgerufen und verkauft; die Redacteure sind junge Studenten, Advokaten oder Leute ohne Beschäftigung, die ihre Studien in Europa gemacht haben, dann nach der Heimath zurückkehren und dort den Sturmlauf nach Staatsämtern beginnen.

Das deutsche archäologische Institut in Athen, ursprünglich eine Filiale des römischen, ist Anfangs der 70er Jahre eine selbständige Anstalt geworden. Der erste Director, Dr. Lüders, trat 1875 ab, um in den Konsulatsdienst überzugehen, kehrte aber später als Erzieher der Königlichen Prinzen nach Athen zurück, wo er durch seine Frau, eine Athenerin von Geburt, zahlreiche Verbindungen hatte. Ihn ersetzte der Professor an der Straßburger Universität Dr. Köhler, welcher der Anstalt noch jetzt vorsteht. Beide Herren hatten früher die Stellung des secrétaire interprète bei der dortigen Gesandtschaft inne gehabt, eine Stellung, welche jungen deutschen Philologen übertragen zu werden pflegt.

Seitdem unser berühmter Landsmann Schliemann sich in Athen niedergelassen hat, sind sein Haus und seine Sammlungen der Mittelpunkt der gelehrten Touristenwelt. In der Hauptstadt hat Schliemann nur ein einziges archäologisches Unternehmen angeregt und geleitet: die Abtragung des aus dem Mittelalter stammenden Festungsthurmes, der sich auf der Westseite der Akropolis erhob. Er hatte gehofft, unter dem Bauwer

Athen ſind deutſche. Viele junge Leute ſtudiren auf unſeren Hochſchulen. Die deutſche Sprache iſt daher ſo ziemlich der ganzen jüngeren Generation geläufig und wird ebenſo eifrig betrieben, wie die franzöſiſche. Die Kenntniß des Engliſchen iſt ſeltener.

Die Pflege abendländiſcher Muſik hat erſt in den wohlhabenderen Klaſſen Eingang gefunden. Das Landvolk hält noch an den alten, eintönigen und unmelodiſchen Geſängen feſt, welche über den ganzen Orient verbreitet ſind und die, mit näſelnder, fiſtulirender Stimme vorgetragen, unſerem an polyphone Klangwirkung gewohnten Ohr ſo befremdlich ſind. Beſondere Veranlagung für Muſik beſitzt keiner der levantiniſchen Volksſtämme, auch der griechiſche nicht. Das Volk auf der Straße ſingt wenig; eine Inſtrumentalmuſik mit Trommel, Rohrflöte und Laute, wie ſie in den Schenken beliebt iſt, bekommt der Fremde zum Glück nicht oft zu hören. Concerte ſind in Athen ſelten; europäiſche Virtuoſen ſcheuen die weite Seereiſe, wären auch eines finanziellen Erfolgs keineswegs ſicher. In vielen atheniſchen Familien wird aber gute Hausmuſik gemacht.

Freilich gelangt der Fremde nicht leicht zu einer Intimität, die ihm die Theilnahme am Familienleben geſtattet. Wo ſich ihm das letztere erſchließt, wird er ſtets nur die angenehmſten Eindrücke ſammeln. Die griechiſchen Frauen beſitzen in ſeltenem Maß die Fähigkeit, häusliche Tugenden mit den Eigenſchaften einer femme du monde zu vereinigen. Eine ſorgfältige Erziehung, die häufigen Reiſen in's Ausland, die Kenntniß fremder Sprachen und fremder Litteratur, dabei feiner, weiblicher Tact, ſtrenge Religioſität ohne Bigoterie, Verſtändniß für vornehme Lebensgewohnheiten, natürliche Unterhaltungsgabe — alles das ſind Vorzüge, welche die griechiſche Frau befähigen, ſich in jedem ariſtokratiſchen Salon des Auslands mit Sicherheit und Gewandtheit zu bewegen. Dabei ſind ſie vorſichtig in der Wahl ihres Umgangs, ſtreng auf die Wahrung eines guten Rufes bedacht, in der Geſellſchaft lebhaft, anmuthig, geiſtreich, in der Converſation weder frivol noch prüde. Dennoch giebt es in Athen kein eigentliches Salonleben. Die befreundeten Familien verkehren unter ſich. Der politiſche Fractionsgeiſt ruft auch hierin unnöthige und ſtörende Spaltungen hervor. Die Miniſter und höheren Staatsbeamten leben äußerſt zurückgezogen. Selbſt beim Miniſter des Auswärtigen finden keine officiellen Feſtlichkeiten ſtatt. Die gebildete Herrenwelt iſt durch das Kammertreiben, durch amtliches Streberthum oder das Geſchäftsleben abſorbirt; die freie Zeit wird im Kaffeehaus verbracht; immer ſtehen politiſche Tagesfragen im Vordergrund des Intereſſes und beherrſchen die Unterhaltung. Daß auch die Frauenwelt ſich lebhaft und oft leidenſchaftlich an dieſen Fragen betheiligt, iſt im geſelligen Verkehr unbequem und

thümlicher Weise durch die Figur eines Pferdes versinnbildlicht, welches als Symbol des Todes galt. War die Krankheit eine leichte, so ist nur der Kopf des Thieres sichtbar, das durch ein Fenster auf die Gruppe der Opfernden schaut. War die Gefahr größer, so streckt es auch den Hals hervor oder erscheint gar mit dem ganzen Vordertheil. Auf einzelnen Tafeln steht es in ganzer Figur im Hintergrunde. Ich vermag nicht anzugeben, welche Deutung die Archäologen für diese letztere Form der Darstellung gefunden haben, d. h. ob hier dem Tod eine sichere Beute entrissen wurde oder anheim fiel.

Die Umgegend Athens bietet reiche Gelegenheit zu lohnenden Spaziergängen. Die beliebtesten führen nach Patissia oder nach dem alten Phaleron, wohin die Königin Amalie eine gute Fahrstraße legen ließ, und wo die Fischer frische Austern feilbieten. Diese sind groß, nicht sehr schmackhaft und von einer mit langen, braunen Stacheln versehenen, dicken Schale umgeben; eine ungeöffnete Auster sieht aus wie ein kleiner Igel. Andere Ausflüge führten mich nach dem Denkmal des Philopappos, nach Kolonos, das freundlich zwischen Gärten und Platanen liegt, nach dem Oelwald, der die ganze Ebene zwischen Athen und dem Piraeus bedeckt, nach dem Kloster Daphne, wo die älteste byzantinische Kirche mit gut erhaltenen Mosaiken zu sehen ist und man einen prachtvollen Ausblick hat nach Eleusis und Korinth — auf die Höhe des Lykabettos, wo ein Einsiedler haust ꝛc. Weitere Fahrten führten uns meist in größerer Gesellschaft nach Marathon, auf den Pentelikon und den Hymettos, nach Megara, wo in der Osterzeit die Frauen und Mädchen einen merkwürdigen Tanz aufführen. Er gleicht der Hora der Rumäninnen. Im ganzen Orient tanzen die Geschlechter getrennt, erst in Ungarn und Montenegro treten sie paarweise auf. In Griechenland wird der Syrtos nur von den Frauen ausgeführt; sie bilden, sich einander die Hände reichend, eine lange Kette und bewegen sich nach dem Takt von Trommel und Pfeife in einem eigenthümlichen, ich möchte sagen: synkopischen Rhythmus, vor- und rückwärts, etwa so, wie wir bei dem „en avant deux“ in der zweiten Tour der Française. Gleichzeitig schiebt sich aber die ganze Kette etwas seitwärts und zieht sich so in langsamen Windungen durch die Straßen und über die Plätze hin. Das dauert den ganzen Tag. Die Männer sehen rauchend zu oder überlassen das schönere Geschlecht sich selbst. An anderen Festtagen wieder kommt die Reihe an sie. Ihr Reigen ist ähnlich, wird aber wilder und grotesquer, sie jauchzen und stampfen mit den Füßen. Man wird schon etwas an den Czardas oder den tyroler Hupfer erinnert. Oft tanzen auch zwei Männer einander gegenüber und um sie bildet sich ein Kreis von Bewunderern.

die mechanische, eintönige Fabrikarbeit und den mühsamen Feldbau besitzt der Grieche nicht die nöthige Ausdauer. Das ist vielleicht die Klippe, an welcher die großartigen Pläne des Panhellenismus einmal scheitern werden. Ackerbau und Industrie bilden nun einmal die unerläßlichen Unterlagen eines gesunden Staatswesens. Mit Handel und Schiffahrt allein schafft man kein großes nationales Reich. Solange diese Erkenntniß sich in Athen nicht Bahn gebrochen hat, wird die chronische Finanzklemme nicht schwinden. Communalwege, Straßen, Eisenbahnen, Bewässerungsanlagen — das ist es, was dem heutigen Hellas Noth thut. Das Jobbern an ausländischen Bankplätzen, die Opferfreudigkeit reichgewordener Unternehmer reichen noch nicht aus, um eine Großmachtspolitik finanziell zu stützen, wenn auch die Bereitwilligkeit von Privatleuten, dem Staatsschatz zu Hülfe zu kommen, volle Anerkennung verdient. Während der letzten Rüstungen bot, wie die „Palingenesia" publicirte, der athenische Millionär Averoff dem Kriegsministerium die Hälfte seines 20 Millionen Drachmen betragenden Vermögens an. Ein in Rumänien lebender Grieche offerirte zu dem gleichen Zweck 60 000 Drachmen, das Kloster von Tinos 20 000, die griechische Colonie in Egypten 150 000. Ein Schneider, Maniatoules, versprach 500 Uniformen, ein Kaufmann, Inglessi, 15 000 Uniformknöpfe. Vier Einwohner der Insel Zante schenkten dem Staate einen Transportdampfer. Von allen Seiten flossen Beiträge herzu, und alles das ist nur die Wiederholung von Vorgängen, welche jede Freiheitsbewegung begleiten und welche beim kretensischen Aufstand und bei der Rebilmachung von 1878 in gleichem Umfange stattfanden. Kürzlich hat das Ministerium unter Zustimmung der Opposition die Herabsetzung aller Beamtengehälter um 25 Procent decretirt. Man sieht, der griechische Patriotismus ist nicht lediglich eine Phrase.

Und dennoch muß es wiederholt werden, daß solche Regungen des Nationalgefühls für die Durchführung eines weit gesteckten Eroberungsplanes nicht genügen. Namentlich ist die Wehrkraft des Landes in dieser Hinsicht durchaus unzulänglich. Im Ganzen sind die Griechen mehr geneigt, mit ihrem Gut statt mit ihrem Blut für die Befreiung der Brüderstämme einzutreten. Viele entziehen sich der Dienstpflicht. In den Colonieen stellt sich höchstens der vierte Theil der Conscribirten. Das Landheer hat noch keine Proben seiner Bravour und Tüchtigkeit ablegen können. Die Befreiung des vaterländischen Bodens wurde von Freischaaren erfochten, und zwar unter thatkräftiger Mithülfe des Auslandes. Die Helden jener Epoche ruhen im Grabe. Ihre Nachkommen sollen erst beweisen, daß sie den kriegerischen Sinn jener Generation ererbt haben. Aber seit der Begründung des Königreichs und der Organisation des

war. Die bloße Porträtähnlichkeit genügt nicht. Nun ist aber das griechische Volks- und Staatsleben noch zu jung, zu unfertig, um dem Beobachter und Darsteller seiner Eigenthümlichkeiten jenes Interesse einzuflößen, das eine warme Sympathie oder gar künstlerische Begeisterung entfacht. Das moderne Athen ist geschichtslos; es theilt das Schicksal der Residenzen Washington, Bukarest, Belgrad ꝛc. und würde uns uninteressant erscheinen wie jene, wenn nicht die Erinnerungen an das klassische Alterthum in unserer Vorstellung von seinem Namen unzertrennlich wären. Es war deshalb ein Act staatsmännischer Klugheit, wenn die Begründer des jungen Königreichs den Sitz der Regierung nach dem albanesischen Dörfchen verlegten, dessen ärmliche Hütten den Fuß der klassischen Burgruinen umgaben. Wären Städte wie Nauplia oder Patras zum politischen Mittelpunkt des Königreichs gewählt, so würde sich an ihre Existenz oder Entwicklung nicht mehr Interesse heften, als wir dem Gedeihen von Belgrad, Sofia oder Philippopel entgegenbringen. Die weihevolle Stimmung, die den klassisch Gebildeten beim Betreten des attischen Bodens überkommt und die ersten Eindrücke begünstigt, kann aber nicht andauern in einer Umgebung, welche von der glänzenden Epoche des Alterthums durch eine weite, geschichtslose Kluft getrennt ist und in der nichts mehr an jenes Zeitalter erinnert, als der leere Schall einiger Orts- und Personennamen. Jene großartige Trümmerwelt ragt unvermittelt, einsam und majestätisch empor aus dem kleinlichen Treiben des modernen, nach schlechten europäischen Mustern copirten Culturlebens. Und wendet man den Blick, wie es die vorliegende Darstellung erheischt, ausschließlich auf das letztere, so wird der Eindruck nicht immer ein erfreulicher, keinesfalls ein fesselnder oder gar erhebender sein. Dies kann nur eintreten, wenn wir uns in einer Umgebung befinden, die entweder die überwältigenden Züge einer mächtig vorschreitenden Cultur zur Erscheinung bringt, wie eine der Metropolen Europas, oder wenn die Ueberlieferungen und Monumente einer glorreichen Geschichte in die Gegenwart hineinragen, so zwar, daß eine Verbindung des lebenden Geschlechts mit den Schöpfungen vergangener Culturepochen noch erkennbar ist. Deshalb sind Städte, wie Kopenhagen, Venedig, Nürnberg ꝛc. so interessant, mag auch ihre politische Bedeutung heute im Schwinden oder schon ganz erloschen sein.

Wenn demnach das Urtheil über das heutige Athen nicht günstig ausfallen kann und der Aufenthalt dort auf die Länge für den Fremden interesselos und langweilig wird, so darf nicht vergessen werden, daß diese Stadt eben erst in den Anfängen ihrer politischen und wirthschaftlichen Entwicklung steht und die Zukunft reich an Verheißungen ist. Die Prognose würde in letzterer Hinsicht noch günstiger lauten, wenn d

Ende der 70er Jahre die Ansicht verbreitete, Griechenland könne eine Operationsarmee von 100 000 Mann an die Grenze senden. Es gab selbst in Athen Männer, die dies glaubten. Solche Selbsttäuschung kann verhängnißvoll werden.

Noch schwächer als zu Lande ist Griechenland zur See. Zwei kleine Panzercorvetten und einige Kanonenboote bilden die ganze Kriegsmarine. Die Häfen sind unbefestigt, die Küste überall offen, jede der Seestädte dem Bombardement eines Feindes ausgesetzt. Nicht mit Unrecht zählt man allerdings für den Kriegsfall mit der Türkei auf den Schutz der einen oder der anderen großen Seemacht. Noch gewisser aber ist, daß Griechenland bei einer Offensive — und dahin drängen doch seine Aspirationen — zu nautischen Expeditionen unfähig ist. Ein Seekrieg wird jetzt anders geführt als vor 60 Jahren, wo der kühne Abenteurer Kanaris mit seinen Brandern einen Theil der türkischen Flotte vernichten konnte. Die griechische Kauffahrteiflotte könnte vielleicht bei der Schwerfälligkeit der türkischen Marine für die Zufuhr von Waffen und Munition verwendet werden. Beim letzten candiotischen Aufstande hat ein griechischer Dampfer als Blockadebrecher eine gewisse Berühmtheit erlangt. Schließlich wurde er aber doch abgefangen und rostet jetzt neben den mächtigen Panzern in den Docks des Goldenen Horns.

Athen bietet für einen längeren Aufenthalt nicht genug Abwechselung. Touristen pflegen nach flüchtigem Besuch weiter zu eilen. Der nahe Orient mit seiner bunten wechselvollen Scenerie lockt sie bald nach dem asiatischen Ufer hinüber. Ueberhaupt ist der Fremdenverkehr ein spärlicher, die drei großen Hotels am Constitutionsplatz stehen im Sommer leer. Im Winter sind sie von Diplomaten, Geschäftsreisenden oder griechischen Parlamentsmitgliedern bewohnt. Seitdem Rottmann den Cyclus griechischer Landschaften sammelte, ist kein anderer Maler von Ruf diesem Beispiel gefolgt. Lenbach, Eckenbrecher und Frau Jerichau waren die einzigen Künstler, welche den attischen Boden in den 70er Jahren besuchten. Am zahlreichsten erscheint noch die Klasse der Gelehrten, namentlich der Historiker und Archäologen. Die Ausgrabungen in Olympia, Mykene, Tiryns und in Athen selbst haben die Aufmerksamkeit dieser Kreise auf sich gelenkt.

Der Olympiavertrag ist in Deutschland vielfach und vielleicht nicht ganz mit Unrecht getadelt worden. Es wurde kritisirt, daß man zehn Jahre lang den griechischen Boden auf Kosten deutscher Steuerzahler durchwühlen und als Entschädigung nur das Recht haben sollte, die gefundenen Bildwerke in Gyps nachzuformen, während die Kunstschätze selbst in Griechenland verblieben. Ich glaube nicht, daß man heute ein

Die Reform unserer Gymnasien nach jesuitischer Anschauung.

Ist das gegenwärtige Stadium des Kulturkampfs zu Ende, dann beginnt der Kampf um die Schule. Diese Drohung, von Windthorst ausgestoßen, klingt seitdem in allen Tonarten in der ultramontanen Presse nach. Mehr als jemals ist es deshalb jetzt geboten, sich darüber klar zu werden, wie sich das Schulwesen nach ultramontaner Auffassung gestalten soll. Daher ist es gewiß dankenswerth, wenn uns hierüber ein so eingehender und rückhaltloser Aufschluß zu theil wird, wie das in Bezug auf die Gymnasialbildung in einer 1883 erschienenen Schrift des Jesuiten Pachtler*) geschieht. Dieses Buch, lebendig und drastisch geschrieben, aber wenig durchgearbeitet und gefeilt, enthält nicht etwa bloß die persönlichen Ansichten eines einzelnen Jesuiten. Abgesehn davon, daß kein Jesuit ohne Genehmigung seiner Oberen ein Werk in Druck erscheinen lassen darf, ist die Schrift großentheils nur ein Abdruck von Aufsätzen, die in den jesuitischen „Stimmen aus Maria Laach" in den Jahren 1879—1880 erschienen sind, und der Verfasser bemerkt ausdrücklich, man sei nicht nur von vielen Seiten in ihn gedrungen, diese Aufsätze in einen Band gesammelt herauszugeben, damit sie auch in Kreise gelangen möchten, in welchen die „Stimmen" nicht gelesen würden, sondern es sei auch von der 27. katholischen Generalversammlung zu Konstanz seinen Aufsätzen eine zustimmende und belobende Empfehlung geschenkt worden. (Pachtler, Vorbemerkung zum Inhaltsverzeichniß.) Letzteres nimmt uns nicht wunder. Mehr und mehr hat der Jesuitenorden der ganzen römisch-katholischen Kirche den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Mit rastloser Vielgeschäftigkeit, in allen Sätteln gerecht, wenig wählerisch in den Mitteln, hat er alle Gegenströmungen in der römischen Kirche überwunden, seine Widersacher in den übrigen Orden, im Weltklerus, in der

*) G. M. Pachtler, S. J. Die Reform unserer Gymnasien. Paderborn 1883. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei. (J. W. Schröder.) 378 S. 8°.

sind dabei weniger gewissenhaft. Der Reichthum antiker Ueberreste, den die Küsten des Archipels bergen, erleichtert solche Unternehmungen. Es giebt dort kaum eine Quadratruthe Landes, wo sich nicht in der Tiefe eines Meters etliche Scherben, Inschriften und sonstige Ueberreste verklungenen Kulturlebens finden. Wer etwas mehr Geld aufwendet und tiefer gräbt, kann sicher sein, auf allen Trümmerfeldern des Alterthums werthvollere Gegenstände: Geräthe, Münzen, Waffen ꝛc. zu entdecken. Wer aber größere Ausgaben scheut, braucht nur ins Innere weiter vorzudringen, die Ruinen vergessener Städte aufzusuchen, ihre Topographie zu beschreiben, die Dicke der Mauern, das Material der Säulen und die Lage der Fundamente zu bestimmen. In jedem dieser Fälle ist ein reicher Stoff für eine Veröffentlichung in dieser oder jener Fachschrift zur Hand. Immer ist es nach Ansicht des Reisenden eine hochwichtige Entdeckung, ein seltener Fund, der eine fühlbare Lücke in unserer Kenntniß des Alterthums ausfüllt, ein interessantes Ereigniß, das in den Zeitungen besprochen, von den Fachmännern kritisirt, von einer gefälligen Clique ausposaunt wird; und der junge Gelehrte ist in Kurzem ein berühmter Mann. Gewiß gehört Ausdauer, Beobachtungsgabe und eine speculative Phantasie zu solchen Unternehmungen, dennoch scheint mir dieser wissenschaftliche Ruhm zu leicht gewonnen, als daß ich ihm die gleiche Bewunderung zollen könnte, die mir die mühsame und im Wettlauf der Concurrenz errungene Frucht ernster und angestrengter Arbeit abzwingt. Dazu kommt noch der kleine Beigeschmack von Abentheurerthum und hie und da von wissenschaftlichem Charlatanismus, der die archäologischen Forschungen oft begleitet.

Wie schon erwähnt, war man in Athen gar nicht zufrieden mit den Stipulationen des Olympia-Vertrages. Die Auslieferung der Doubletten an Deutschland wurde als eine Ueberschreitung der Gesetzesbestimmung betrachtet, welche die Ausfuhr von Antiken allerdings schlechtweg verbietet. Dennoch weiß in Athen jedermann, daß der Handel damit schwunghaft betrieben und der schmuggelrische Export hier und da geduldet wird. Noch mehr aber war es für das griechische Selbstgefühl verletzend, daß die deutsche Regierung, um den Zugang nach Olympia für Fuhrwerke zu erschließen, eine Fahrstraße von dort nach Pyrgos, einem kleinen Hafenort an der Westküste, anlegte, den Hafen des Letzteren verbesserte, durch Engagement zahlreicher Arbeiter Geld unter die Bevölkerung brachte, den Wohlstand in diesem Theil der Provinz Elis förderte und überhaupt auf diesem Terrain ein gewisses Ansehen gewann. Diese Verstimmung wurde namentlich durch das französische archäologische Institut genährt, welches die Erfolge der deutschen Forscher mißgünstig beobachtete. Bekanntlich

sind; die günstigen Urtheile übergeht er sozusagen gänzlich. Gewiß enthalten die von Pachtler gemachten Bemerkungen, besonders seine zahlreichen Anführungen aus den Schriften hervorragender Pädagogen manches Beachtenswerthe, manches, was auch in der Verbesserung der Lehrpläne, in der Vervollkommnung der Unterrichtsmethode schon vielfach Beachtung gefunden hat. Aber indem Pachtler maßlos übertreibt, indem er gar nicht versucht, zwischen gegründetem und ungegründetem Tadel zu unterscheiden, indem er vereinzelt auftretende Mängel verallgemeinert, längst Gebessertes als noch bestehend hinstellt, indem er den großen Unterschied der gymnasialen und realistischen Anstalten und den oft so heftig geführten Kampf zwischen den Anhängern beider Systeme gänzlich übergeht, indem er endlich alle Mängel moderner Bildung und Erziehung einseitig den Gymnasien aufbürdet, gelingt es ihm, ein Zerrbild von unsern Gymnasien zu entwerfen, dessen Ungeheuerlichkeit in seiner leidenschaftlich übertreibenden Diktion den entsprechenden Ausdruck findet. Von dieser Diktion bemerkt der oben erwähnte Rezensent im „Lit. Handw." mit Recht: „Dadurch daß man die Materialien zu einem Schimpflexikon auf das heutige Gymnasium möglichst vollständig zusammenträgt, bringt man die Reform um keinen Schritt weiter." Fast das einzige, was Pachtler an den Staatsgymnasien lobt, betrifft die Lehrer, nicht die Schule; er erkennt „den aufreibenden Fleiß und die hingebende Gewissenhaftigkeit unserer heutigen Gymnasiallehrer" (Pachtler S. 187) an, gibt sogar zu, daß heute die Lehrer besser seien als früher (Pachtler S. 125). Aber an dem Gymnasium selbst läßt er fast kein gutes Haar. Er spricht demselben den einheitlichen Charakter der Unterrichtsstoffe und der Methode ab, bezeichnet als seinen Grundfehler das Streben nach encyklopädischer Vielwisserei, ja Alleswisserei (*πανσοφία* lautet der unglücklich gewählte Ausdruck), behauptet im Widerspruch zu den offenkundigsten Thatsachen, das heutige Gymnasium erziele nur ein Wissen, kein Können, und faßt schließlich sein Verdammungsurtheil in folgende Sätze zusammen:

Das heutige Gymnasium hemmt die Ausbildung und Befestigung des Gehirns, fördert das geheime Laster der abendländischen Jugend, ist Mitursache der Nervösität und der Blutarmuth des jetzigen Geschlechts und kann sogar geistige Störungen und Wahnsinn verschulden. (Pachtler, Aufs. VII, S. 145—150.)

Das heutige Gymnasium überladet den Geist, verfährt ungründlich, ruinirt die jugendliche Kraft durch Ueberspannen, erzieht zur Flatterhaftigkeit, tödtet die individuelle Entfaltung und Produktivität. (Pachtler, Aufs. V, S. 123—136.)

Das heutige Gymnasium erzieht zur Charakterlosigkeit, Unbescheiden-

oder in dessen Mauern werthvolle Antiken zu finden. Man entdeckte aber nur 3—4 Inschriften unwesentlichen Inhalts. Die Archäologen trösteten sich nun damit, daß der ursprüngliche, hellenische Charakter der Burg wieder klar hervortrete Ich aber fand gleich anderen, daß diese Trümmerstätte an malerischem Effect verloren, und, so oft ich später die Akropolis betrat, fehlte mir der mächtige alte Thurm, dessen Wände von einer so köstlichen, goldenen Patina glänzten und gegen dessen schwerfällige Masse die feinen Formen des kleinen Tempels der Nike apteros sich so besonders reizvoll abgehoben hatten. Ueberhaupt hat die griechische Regierung neuerdings angefangen, auf dem Plateau der Akropolis „aufzuräumen".

Vor einigen Jahren lagen die Trümmer der gestürzten Parthenonsäulen und die Bruchstücke der Heiligthümer und Statuen noch in malerischer Unordnung umher. Seit 1874 hat die Regierung einen kleinen, häßlichen Holzschuppen errichten und in demselben die werthvolleren Reliefs und Torsen aufstellen lassen. Gleichzeitig wurden die zum Parthenon führenden Treppen und das Innere der cella von den sie bedeckenden Marmorstücken befreit und letztere hier und da in kleinen Haufen säuberlich aufgeschichtet. Das Ganze hat durch dieses pedantische Ordnen nicht gewonnen: der malerische Effect ist vielfach zerstört, gerade so, als wenn ein Dienstmädchen im Atelier eines Künstlers „aufgeräumt" und alles sorglich an den Wänden zurecht geschoben hätte. Viel Neues ist dabei nicht zu Tage gekommen, nur entdeckte man an einigen umgewendeten Ornamenten, die bisher gegen die Witterung geschützt lagen, deutlich die Farbenreste der alten Bemalung.

Am Südabhang der Akropolis, wo früher die entstellenden Schuttlegel an der Mauer sich aufhäuften, hat die griechische archäologische Gesellschaft im Frühjahr 1876 Ausgrabungen vorgenommen, welche die Fundamente und einige architectonische Ueberreste des dortigen Asklepion zu Tage förderten. Es war dies eine Art Krankenhaus, Klinik, verbunden mit Bädern, heute würde man sagen: eine Wasserheilanstalt. Die Badezellen sind noch deutlich erkennbar. Eigenthümlich sind die zahlreichen Votivtafeln und Weihgeschenke, welche die Genesenen der Göttin Hygieia hier widmeten, und welche zum Preis der ärztlichen Kunst am Eingang des Heiligthums oder an den Wänden der Tempel angebracht wurden. Sie entsprachen hinsichtlich ihres Zweckes ungefähr den veröffentlichten Danksagungsschreiben, die wir in den Prospecten unserer modernen Kuranstalten oder bei den Anpreisungen medicinischer Heilmittel wiederfinden. Auf diesen Tafeln ist meistens im Relief der Kranke oder seine Familie dargestellt, wie sie der Göttin Opfergaben darbringen. Die Größe der Gefahr, welcher der Convalescent entgangen, ist dabei in höchst eigen-

gen*) aufs sorgfältigste scheidet und behutsam gegeneinander abwägt, ken Pachtler nur einen Maßstab für sein Urtheil. Alles, worin die g nannten Männer vom Alten abweichen, ist schlechtweg verwerflich, da die altbewährte Schule unterminirt; nur was sie etwa zu Gunsten d alten Einrichtungen sagen, wird gelobt. Besonders mißlungen und s selbst widersprechend ist Pachtlers Polemik gegen Friedr. Aug. Wo Durch ihn soll „ein nagelneuer Haufen von Realien", nämlich die Reali der Alterthumswissenschaft, in die Schule Zutritt erhalten haben. Wolf die Alterthumswissenschaft in vierundzwanzig einzelne Disziplin zerlegt habe, die allergrößtentheils der realistischen Philologie angehört (Pachtler S. 93). Hier unterscheidet Pachtler offenbar nicht zwischen d Alterthumswissenschaft an und für sich und ihrer Verwendung in d Schule und bürdet dann ganz unberechtigter Weise diese Verwechselu Friedr. Aug. Wolf auf, obgleich er selbst kurz vorher S. 87 mitgethe hat, Wolf habe besondere Stunden für griechische und römische Litterat Theorie der schönen Wissenschaften und dergleichen für überflüssig u nachtheilig erklärt. Wir leugnen nicht, daß namentlich in früheren Jahr „persönliche Liebhaberei und Eigenwille" einzelne Lehrer verführt hab mag, „auch die Grundsätze der philologischen Hermeneutik, Texteskritik, d alte Kunstgeschichte, Archäologie u. s. w. zu lehren und doch in den Jahre bericht zu setzen, man habe Cäsar oder Sallust gelesen"**). Aber trägt dar denn Friedr. Aug. Wolf die Schuld? Durch Friedr. Aug. Wolf s ferner „die einseitige Vorliebe für das klassische Alterthum als ein eige sinniges Herumreiten auf der todten Sprachgelehrsamkeit wieder aufgele sein" (Pachtler S. 89). „Eigensinniges Herumreiten auf d todten Sprachgelehrsamkeit!" Daß dieser Vorwurf mit weit me Recht gegen die Jesuitenschulen erhoben werden kann, wird sich spät zeigen. Wir werden dann auch sehn, daß Pachtler die heutige vertie Anschauung von dem Wesen und der Aufgabe der klassischen Philolog als Wissenschaft wie von ihrer Verwerthung im Unterricht vollständ mißkennt.

Verwirft so Pachtler die Errungenschaften der modernen Pädagog in Bausch und Bogen, so darf es uns auch nicht wundern, daß ihm d gesammte neuere Kulturentwickelung für die Schule fast ohne jede B deutung erscheint. Der hohe Aufschwung der neueren deutschen Litterat in der klassischen Periode, die reiche Ausbildung unserer Mutterspra in allen Gattungen der Prosa läßt die Jesuitenschule unberührt. D infolge der gleichen Erscheinung bei sämmtlichen westeuropäischen Völke

*) Die neuphilologische Richtung behandelt Raumer bekanntlich nicht.
**) So Pachtler S. 93 nach Roth, Gymnasial-Pädagogik 2. A. S. 292.

In Megara tragen die Frauen eine merkwürdige, aber nicht unkleidſame Tracht. Den Kopf bedeckt eine helmartige, aus Münzen beſtehende Larve, umſchlungen von einem weißen Schleier, der weit auf den Rücken herabfällt. Ueber dem langen, mit blau- und rother Stickerei benähten, dem ruſſiſchen ähnlichen Hemde von grober, ungebleichter Leinewand tragen ſie eine reichgeſtickte, bis über die Hüften reichende Jacke. Die europäiſchen Damen aus unſerer Geſellſchaft bewunderten dieſe Handarbeit ſehr und machten zahlreiche Beſtellungen. Uebrigens iſt dieſe, in ſehr beſcheidenen Grenzen ſich haltende Induſtrie die einzige in Griechenland, die auf einen gewiſſen künſtleriſchen oder auch nur originellen Charakter Anſpruch machen kann. Es werden im Peloponnes zwar auch Teppiche gewebt, aber die Farbenzuſammenſtellung, in der Krapproth und Citronengelb vorwiegen, iſt eine ſo ſchreiende, unvermittelte, die Zeichnung ſo unkünſtleriſch und das Gewebe ſo grob und lappig, daß dieſes Erzeugniß die Concurrenz mit den prachtvollen künſtleriſchen Teppichen der nachbarlichen Türkei nicht entfernt aushalten kann und daher die Grenzen des Landes ſelten überſchreitet.

Attika iſt wildarm; am lohnendſten iſt noch die Bekaſſinenjagd an der Küſte zwiſchen dem alten Phaleron und Vari. Im Auguſt fallen auch mitunter Wachteln ein; im September iſt die Taubenpaſſage. In großen Schaaren ſtreichen ſie über die Niederungen hin. Man poſtirt ſich im Oelwald, auf oder hinter einem Baum, und kann in einem Morgen leicht 20 bis 30 erlegen. Mein alter Hühnerhund hatte bei der Sommerhitze und der veränderten Koſt vollſtändig die Naſe verloren; ich mußte nach einigen Verſuchen es aufgeben, ihn zur Bekaſſinenjagd mitzunehmen. Ueberall bei dieſen Jagdausflügen ſtieß man auf Spuren der alten Zeit: Grabſtätten, Mauerreſte, Tempelruinen; namentlich auf dem Wege nach Daurion waren die Felder zu beiden Seiten der Straße mit einer wahren Gräberſtadt bedeckt. Wenn man ſich die Mühe nahm, den Boden etwas aufzuſcharren, ſo war man ſicher, Thränenkrüge, kleine Thongefäße oder hier und da rohe Statuetten zu finden. Dies war das Todtenfeld der ärmeren Klaſſen geweſen. Die Reicheren wurden auf der Weſtſeite längs der Straße nach Eleuſis beſtattet, wo zahlreiche künſtleriſch werthvolle Stelen aufgefunden ſind.

Ich breche die Schilderung meiner perſönlichen Eindrücke hier ab. Sie kann und ſoll nicht eine erſchöpfende Darſtellung des atheniſchen Lebens geben. Aber dieſe Aphorismen müſſen doch, wenn ſie richtig gewählt waren, die marquanten Züge des Bildes hervortreten laſſen. Eine ſolche Porträtſkizze wird aber, wie das Bild einer ſchönen Frau, den Beſchauer nur dann entzücken, wenn der Künſtler für ſein Modell begeiſtert

Kursus, ersteres für die sprachliche Ausbildung, letzteres für die philosophisch-mathematisch-realistischen Disziplinen. Das Gymnasium im engeren Sinne würde demnach die Altersstufen unserer sechs unteren Klassen bis Untersekunda einschließlich umfassen. Es hat zur Aufgabe „die geistige Gymnastik vermittelst des Lateins, an welches sich als untergeordnete Sprache das Griechische anschließt, Latein und Griechisch aber zu dem Zwecke, dem Jünglinge stufenweise den richtigen, den schönen und den überzeugenden Ausdruck der Wahrheit beizubringen und so den Geist für die folgenden Studien zu stählen" (Pachtler S. 159). Gelehrt wurde nach der alten Ratio studiorum der Jesuiten vom Jahre 1588, abgesehn von einem sehr dürftigen Religionsunterricht, ausschließlich Latein und Griechisch. Pachtler macht zwar in Uebereinstimmung mit dem 1832 revidirten Studienplan des Ordens einige unwesentliche Zugeständnisse, besonders für Geschichte und Geographie, hält aber im ganzen den Plan der alten Jesuitenschule durchaus aufrecht. Von den fünf Lehrstunden eines vollen Tages fallen drei dem Latein, eine dem Griechischen und zwei halbe den „Accessoriis", besonders der Geschichte und Geographie zu (Pachtler S. 168).

Aber wo bleibt denn der Unterricht in der Muttersprache? Hierauf erwidert Pachtler (S. 173): „Lernen denn unsere Lateinschüler nicht übergenug davon in der lateinischen und griechischen Grammatik, in der Uebersetzung der Alten?" Der Jesuitenschüler, der die lateinische und griechische Formenlehre wie Syntax vollständig beherrschen soll, wächst somit ohne Sicherheit, jedenfalls ohne alle tiefer begründete Einsicht in die Gesetze seiner Muttersprache auf, „für Fälle des Zweifels und der Schwankung dem Zufalle und dem subjektiven Belieben preisgegeben" (Preußische Lehrpläne für die höheren Schulen von 1882 S. 17). Und das um so mehr, als nach der Ratio in den Unterrichtsstunden, von den untersten Stufen abgesehn, Lehrern und Schülern der ausschließliche Gebrauch des Latein aufs strengste vorgeschrieben, die Muttersprache durchaus untersagt ist*). Pachtler meint freilich, „die gute Uebersetzung der Auktoren in die Muttersprache sei Uebung genug in derselben" (Pachtler

*) Ratio stud. Regulae communes professoribus classium inferiorum. No. 18. „Latine loquendi usus severe in primis custodiatur iis scholis exceptis, in quibus discipuli Latine nesciunt, ita ut in omnibus, quae ad scholam pertinent, nunquam liceat uti patrio sermone notis etiam adscriptis, si qui neglexerint; eamque ob rem Latine perpetuo magister loquatur." Daß an dieser Vorschrift auch heute noch festgehalten werden soll, sagt Pachtler zwar nicht ausdrücklich; nach seiner ganzen Darstellung muß man aber annehmen, daß er alle Bestimmungen der alten Ratio beibehalten wissen will, wenn er nicht etwa selbst eine Aenderung vorschlägt. Vergl. auch Pachtler S. 184 und 185 über das Lateinsprechen. — Wir citiren die Ratio, wenn wir nicht ausdrücklich das Gegentheil bemerken, immer nach der Antwerpener Ausgabe von 1635 (Meursius)

griechische Staatsleitung sich weniger mit politischen Aspirationen befaßte, als mit der Förderung des ökonomischen Wohlstands der Nation. Es wird im athenischen Ministerium viel zu viel Politik, viel zu wenig Volkswirthschaft getrieben und, da die Blicke nun einmal mit einer an Monomanie grenzenden Starrheit auf Constantinopel gerichtet sind, so kann die Hoffnung auf den einstigen Besitz dieser Hauptstadt einem ruhigen Aufschwung Athens nicht förderlich sein. Denn wie für die Begründer der Italia unita Florenz nur die Etappe war auf dem Zuge nach Rom, so führt in den Augen der griechischen Politiker der Weg von Athen nach Byzanz, und nur auf den Stufen der mit dem Kreuz geschmückten Sophienkirche über den Trümmern der alten Kaiserpaläste kann sich der würdige Sitz eines Herrschers erheben, der über die weitverstreuten, aber staatlichgeeinten Glieder des hellenischen Volksstammes gebieten wird.

rühmt der Jesuit von der alten Schule, daß sie auf die Uebung so hohen Werth gelegt habe, und wirft dem modernen Gymnasium — ganz mit Unrecht — vor, es vernachlässige das lebendige Können zu Gunsten des todten Wissens. Aber in der Muttersprache soll Richtigkeit, Bestimmtheit, Gewandtheit, Schönheit des Ausdrucks erzielt werden können ohne jede Uebung in freierer Darstellung! Wie schlimm es in dieser Beziehung wirklich mit den Jesuitenschülern bestellt war, geht aus der Mittheilung des Exjesuiten Cornova hervor, daß in seiner Jugendzeit „absolvirte Humanisten" (d. h. Schüler der zweitobersten Gymnasialklasse), unter ihnen selbst Hausinformatoren, wenn sie ihren Eltern einen Brief schreiben wollten, zu Kaufmannsdienern ihre Zuflucht nahmen*). Daß zudem auch im Lateinischen der Jesuitenschüler nur zu äußerer Sprachfertigkeit, zu angelerntem Phrasenthum abgerichtet wird, werden wir später sehn und mögen uns dann fragen, wie aus einer solchen stilistischen Schulung eine Herrschaft über die deutsche Sprache hervorwachsen kann.

Der allerschlimmste Mangel des Pachtlerschen Gymnasiums aber ist das gänzliche Fehlen der deutschen Lektüre. Kein Grimmsches Volksmärchen soll den Sextaner in der Schule ergötzen, keine Gellertsche Fabel ihn erfreuen und belehren, kein deutsches Lied sein Herz erheben und erwärmen. Selbst bar der Liebe zu dem Vaterlande, das uns nach langem vergeblichem Sehnen endlich geschenkt worden, spottet der Jesuit S. 117 darüber, daß das Kind vom sechsten Jahre an in der Elementarschule „national egalisirt" und, wie er sich in seinem seltsamen Deutsch ausdrückt, „zu obligaten Vaterlandsliedern verhalten werde;" und S. 232 redet er mit Verachtung von „mordspatriotischen Liedern." Auch dem reiferen Jüngling sollen die reichen Schätze unserer vaterländischen Litteratur in der Schule verschlossen bleiben. Zum Privatstudium genüge jedem strebsamen Gymnasiasten Bones deutsches Lesebuch (Pachtler S. 171). Die Lektüre eines vollständigen Dramas unserer Klassiker ist ihm also wohl verboten; wurde doch auch nach Deym**) das Lesen von Schillers „Maria Stuart" in der Jesuitenanstalt, an der er seine Bildung genossen, als ein der Ausstoßung würdiges Verbrechen betrachtet. Wie zum Hohn macht Pachtler zum Schlusse in einer Anmerkung (S. 171) das Zugeständniß, er habe nichts gegen einigen gelegentlichen, aber nicht obliga-

*) Ign. Cornova, Die Jesuiten als Gymnasiallehrer. Prag 1804. S. 166 Anm. Vergl. Zirngiebl, Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Wirksamkeit des Ordens in Deutschland. Leipzig 1870. S. 158.

**) Deym, Beiträge zur Aufklärung über die Gemeinschädlichkeit des Jesuitenordens. Leipzig. Vergl. Huber, Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin, Wirksamkeit und Geschichte. Berlin 1873. Habel. S. 383.

theologischen Wissenschaft vernichtet und die alleinige Herrschaft errungen. Allerdings sind die Pachtlerschen Ausführungen auch von streng römisch-katholischer Seite scharf zurückgewiesen worden, in der Fachzeitschrift „Gymnasium" von A. Buschmann*) und im „Lit. Handweiser" Jahrgang 1884 Nr. 4 durch H. Brüll, Religionslehrer am Gymnasium zu Düren, denselben, der unter dem Pseudonym Justinus Friedemann**) auch gegen Irenäus Themistor für die Gymnasial- und Universitätsbildung der katholischen Geistlichkeit eingetreten ist. Aber die Jesuiten sind von jeher über solche Gegner, denen sie an bewußter Folgerichtigkeit wie an äußeren Machtmitteln weit überlegen waren, mit Leichtigkeit hinweggeschritten; hat ja auch Justinus Friedemann in seinem Auftreten gegen die Erziehung des Klerus in ausschließlich kirchlichen Anstalten thatsächlich schon den kürzeren gezogen. — Sehen wir im Folgenden, in welchem Lichte der in der römischen Kirche herrschenden jesuitischen Auffassung die in Preußen, den übrigen deutschen Staaten und Oesterreich bestehenden Gymnasien erscheinen, und welche Einrichtungen man an die Stelle des Bestehenden zu setzen verlangt.

Der Gedankengang der Pachtlerschen Darstellung in ihrem die gegenwärtigen Zustände kritisirenden Theile ist etwa folgender.

Das Neugymnasium ist eine Frucht des revolutionären, die christliche Wissenschaft und Weltanschauung befehdenden Geistes, der sich ungefähr von 1450 an der Menschheit bemächtigte. Dieser böse Geist hat die kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts hervorgerufen, die Gläubigen vom Mittelpunkt und der Auktorität der Kirche abgelöst und das Recht der freien Forschung, d. h. die persönliche Souveränetät und Auktoritätslosigkeit und mit ihr die allseitige Revolution als Menschenrecht ausgerufen. (Pachtler S. 66 und 67.) Derselbe böse Geist also hat im Laufe der Jahrhunderte die Neuschule erzeugt, die heute das Miasma des Revolutionsgeistes weiterträgt. (Pachtler S. 154 und 173.) Um nun die vollständige Verworfenheit des heutigen Gymnasiums im einzelnen nachzuweisen, bedient sich Pachtler einer nicht ganz neuen Methode. Er häuft von allen Seiten alle Warnungen, Mahnungen, allen Tadel und alle Angriffe zusammen, die von Sachverständigen wie von übertreibenden Dilettanten, von Schulmännern, von Behörden, von Aerzten, Universitätsprofessoren, Gelehrten, von Anhängern wie von grundsätzlichen Gegnern der Gymnasialbildung gegen das Gymnasium ausgesprochen worden

---

* Jahrgang 1884 Nr. 2 Rezension der Pachtlerschen Schrift und Nr. 13 „Noch einmal die Reform der Gymnasien durch die Jesuiten".

**) Justinus Friedemann, Die Bildung und Erziehung der Geistlichen. Bemerkungen aus Anlaß der gleichnamigen Schrift des Irenäus Themistor. Aachen 1884. Barth.

oder ganzer Völker zu pflegen" (Preuß. Lehrpläne von 1882 S. 23), sieht der Jesuit nicht ein. Es ist überhaupt bemerkenswerth, wie wenig auch in der Ratio studiorum die gemüthbildende und sittlich veredelnde Kraft des Unterrichts betont wird. — Ob auch die Kenntnisse in der Geographie durch Auswendiglernen beigebracht werden sollen, darüber läßt Pachtler uns im Unklaren. — Der Uebersichtlichkeit wegen reihen wir hier die Pachtlerschen Ansichten über Umfang und Behandlung der Geschichte auf dem Lyceum an (Pachtler S. 231 und 234). Auf dieser Anstalt, deren Schüler unsern Obersekundanern und Primanern entsprechen, soll mittelalterliche und neuere Geschichte gelehrt werden. Und man soll nicht bloß die Hauptbegebenheiten in ihren Ursachen und Wirkungen, sondern auch die Kulturentwickelung behandeln. Einverstanden. Aber charakteristisch ist es, daß Pachtler, obwohl er sich über die Bedeutung des Geschichtsunterrichts auf dieser Stufe verbreitet, doch weder sagt, daß die deutsche Geschichte in den Vordergrund gerückt werden müsse, noch davon spricht, daß der Geschichtsunterricht die Liebe zum Vaterlande pflegen und vertiefen soll. Aber wie kann man das auch von einem Manne erwarten, der S. 314 von der ungeahnten Verrohung infolge des brutalen Siegesjubels von 1871 und S. 325 von dem nationalen Geiste redet, der in Deutschland nach 1870 zu einem Mords- und Indianerpatriotismus verzerrt wurde?

Ueber das Fehlen der übrigen Fächer, welche die Lehrordnung der sämmtlichen deutschen Staaten für den Gymnasiasten als unentbehrlich betrachtet, können wir uns kurz fassen. In der untersten Klasse sollen nach Pachtlers Vorschlag täglich die letzten halben Stunden des Morgens- und Nachmittagsunterrichts zu Uebungen im Deutlich-, Richtig- und Schönschreiben verwandt, zur Abwechselung wohl auch die aus der deutschen Schule mitgebrachte Arithmetik wiederholt werden. (Pachtler S. 170.) Da werden die Schüler es ja im Rechnen herrlich weit bringen und von jedem Elementarschüler bedeutend überflügelt werden. Mathematik und Naturwissenschaften sind dem Lyceum vorbehalten. Die französische Sprache fällt ganz weg, weil „wir mit unserem Gymnasialfranzösisch uns in Frankreich nicht einmal eine Gerstensuppe beim Kellner bestellen könnten" (Pachtler S. 172). Als ob die Fertigkeit im französisch Parlieren das einzige oder auch nur das Hauptziel des Gymnasialunterrichtes in diesem Fache wäre!

Sehr auffallen wird jedem, der das innere Wesen des Jesuitismus nicht kennt, wie dürftig der Religionsunterricht im Pachtlerschen Gymnasium bedacht ist, besonders wenn er sich an das Geschrei erinnert, das sich in den ultramontanen Zeitungen erhob, als in den neuen preußischen Lehrplänen für die höheren Schulen vom 31. März 1882 von den drei

heit, Blasirtheit, Genußsucht, ja ist selbst eine große Lüge geworden. Pachtler, Aufs. VI, S. 137—144.)

Mit einem Worte: Die Staatsgymnasien sind Teufelsanstalten, wie schon 1862 der Mainzer Domkapitular Moufang auf der katholischen Generalversammlung zu Aachen unter stürmischem Beifall ausrief.

Wir haben uns nicht die Aufgabe gestellt, diese Angriffe auf unsere Gymnasien zu widerlegen. Sie richten sich durch ihre Maßlosigkeit schon selbst. Für uns handelt es sich hier um die Frage: Welche Einrichtungen wollen die Jesuiten an die Stelle des in Grund und Boden verurtheilten Gymnasiums setzen? Auch hierüber drückt sich Pachtler mit anerkennenswerther Offenheit aus. Die einzige Rettung liegt in der Rückkehr zu der Idee des mittelalterlichen Gymnasiums. Diese Idee wurde nach Pachtler „auf dem alten katholischen Boden am lebendigsten erfaßt und folgerichtigst durchgeführt". „Die Ratio studiorum der Gesellschaft Jesu ist der getreueste und entsprechendste Ausdruck der alten Schule und wurde in allen Gegenden, welche der Kirche treu geblieben oder für sie zurückerobert waren, zur maßgebenden Regel für alle gelehrten Schulen ohne Ausnahme" (Pachtler S. 32); „sie läßt sich einfach als die katholische bezeichnen und herrscht noch heute in Spanien, Frankreich, Italien, den katholischen Kantonen der Schweiz und überall, wo nicht büreaukratischer Zwang die Neuschule zur unerläßlichen Vorbedingung jeder gelehrten Jugenderziehung macht" (Pachtler S. 481). Schon die protestantischen Schulen des 16. Jahrhunderts außer der Melanchthonschen fehlten darin, daß sie die Realien in den Lehrplan der Lateinschule hineinzogen und ungeschickter Weise diese heterogenen Elemente an die oberste oder die zwei obersten Klassen als Arabeske neben Latein und Griechisch, Dialektik und Rhetorik anklebten (Pachtler S. 48). Vollends nach dem Sturze der Gesellschaft Jesu war das Schicksal der alten Schule entschieden; „gegen Ende des 18. und in der Hälfte des laufenden Jahrhunderts gelangten die Neuerer durch die Schuld der Protestanten zum Siege" (Pachtler S. 67).

Den Ausdruck „die Neuerer" hat Pachtler der „Geschichte der Pädagogik" von Raumer entlehnt, deren zweiter Band diese Ueberschrift trägt. „Die Neuerer zerfallen" nach Pachtler S. 67 „hauptsächlich in drei Parteien, je nachdem ihre Fahne der realistische Industrialismus (Baco, Ratich, Comenius), der Pseudophilosophismus (Rousseau, Pestalozzi, Basedow) oder der neue philologische Humanismus (Friedr. Aug. Wolf) war." Während nun Raumer ausdrücklich sagt, der Name „Neuerer" solle weder ein Lob noch einen Tadel aussprechen, während er von seinem Standpunkte aus das Wahre und Falsche in den erwähnten Bestrebun-

Unterricht an den alten „katholischen" Gymnasien getragen habe, von dem hohen Grade produktiver Selbstthätigkeit, zu der durch vielfache Uebungen die jungen Geister angeregt worden seien (u. a. Pachtler S. 53). Untersuchen wir also, wie der Unterricht im Lateinischen und Griechischen auf diesen Anstalten betrieben wurde, welcher Art die vorgeschriebenen Uebungen waren, und zu was für einer Produktivität man die Zöglinge heranbildete. Von der mechanischen Weise der Schriftstellererklärung haben wir oben schon einmal gelegentlich gesprochen. Zu eigener Thätigkeit wurde der Schüler in diesem Theile des Unterrichtes in keiner Weise angeregt, er hatte nur der Erklärung und Uebersetzung des Lehrers zuzuhören, einiges, was der Lehrer diktirte, aufzuschreiben und in der folgenden Stunde das vom Lehrer Vorgetragene zu wiederholen. Das ganze Wochenpensum aus der Grammatik wie aus der Schriftstellerlektüre, oft auch noch mehr, wurde am Samstag jeder Woche auswendig hergesagt *). Nur in der obersten Klasse, der Rhetorik, sah man von dem wörtlichen Auswendiglernen der ganzen Lektionen ab, jedoch nicht etwa, weil der Lehrstoff in dieser Klasse mehr mit Verstand und Urtheil als mit dem bloßen Gedächtniß erfaßt werden müsse, sondern aus dem Grunde, weil die Lektionen, wie die Ratio ausdrücklich bemerkt, oft zu umfangreich waren, als daß sie dem Gedächtniß leicht eingeprägt werden konnten. Aber auch in dieser Klasse wurde Tag für Tag auswendig gelernt **). Und wie mechanisch die Gedächtnißübungen betrieben wurden, darüber berichtet der Jesuitenzögling Deym schier Unglaubliches ***). Nach ihm „mußte der Schüler seinen Katechismus so zu recitiren wissen, daß er nach jeden drei Wörtchen, die man mitten aus einer Zeile ohne Zusammenhang und Sinn herauslas, fortfahren konnte. Er durfte auch nicht ein Wort zweimal sagen, keines weglassen, außer wenn man es befohlen hatte, wie es denn auch zuweilen geschah, daß er alle einsilbigen Wörter in, ab, ex, de, oder nur eines, non zum Exempel, so oft es vorkam, verschlingen mußte, ohne den Kontext zu verlieren." „Das," fährt Deym fort, „ge-

*) Vergl. z. B. die Vorschrift für die oberste Grammatikklasse. Rat. stud. Reg. prof. supr. class. gramm. No. 2. „Die sabbathi mane publice recitentur memoriter totius hebdomadae vel totius libri praelectiones." Fast gleichlautend sind auch die Vorschriften für die übrigen Grammatikklassen und für die Humanisten. Ferner Reg. comm. prof. classium inferiorum (d. h. sämmtlicher Gymnasialklassen). „Sabbatho audita per unam vel etiam plures hebdomadas publice memoriter reddantur."

**) Rat. stud. Reg. prof. rhetor. No. 3. „Quoniam memoriae quotidiana exercitatio rhetori necessaria est atque in hac classe saepe longius praelectiones excurrunt, quam ut tradi commode memoriae possint, praeceptor statuet ipse, quid quantumque ediscendum, et quomodo, si exigere velit, recitandum.

***) Deym, Beiträge S. 64. Vergl. Zirngiebl, Studien S. 192.

das Latein nun einmal aufgehört hat, die allgemeine Sprache der Wissenschaft zu sein, kümmert den Jesuiten ebenso wenig. Auch der besonnene, wahrhaft konservative und eben deshalb nicht stabile, noch rückschrittliche Charakter, den die Entwickelung des preußischen Gymnasialwesens zeigt, ist nach Pachtler nichts anderes als der Geist des Umsturzes, der aus dem giftigen Samen der Revolution entsprungen, überall neue Schöpfungen nach doktrinären Plänen ins Leben gerufen hat. Geradezu einen Rechtsumsturz nennt er die Organisation unserer Gymnasien, der nur dadurch gesühnt werden könne, daß man den Faden da wieder anknüpfe, wo er gewaltsam zerschnitten sei (Pachtler S. 173 und 174), daß man zurückkehre zu der alten Schule und der Ratio studiorum der Gesellschaft Jesu.

Wollten wir Pachtlers Methode nachahmen, so wäre es ein Leichtes, von den Jesuitenschulen nach den Schilderungen nicht bloß ihrer Gegner, sondern sogar von Ordensangehörigen ein Bild zu zeichnen, das der von Pachtler entworfenen Karikatur des neueren, staatlichen Gymnasiums wahrlich nicht nachstehen würde. Aber wir wollen keine Parteischrift verfassen. Wir kritisiren auch die Ratio studiorum der Jesuiten nicht als solche, erkennen vielmehr ihre große Bedeutung für ihre Zeit willig an. Manche ihrer Bestimmungen, die wir für heute verwerfen müssen, waren für die Zeit ihrer Abfassung durchaus angemessen; andere Fehler des jesuitischen Lehrplanes haben in dem einseitig formalistischen Charakter des damaligen Humanismus ihren Grund und finden sich auch in den gleichzeitigen protestantischen Schulen. Aber was wir als eine Monstrosität abweisen, das ist die Forderung, diese veraltete, von der modernen Entwickelung und den berechtigten Fortschritten der Pädagogik unberührte, ja ihnen feindselig gegenüberstehende, von dem jesuitischen Geiste durchtränkte Lehreinrichtung solle in ihren wesentlichsten Theilen in unsern Gymnasien eingeführt werden und eine Organisation über den Haufen werfen, die jetzt doch auch schon eine fast hundertjährige Geschichte hinter sich hat, eine Organisation, an deren langsamer und stetiger Verbesserung zahlreiche besonnene, sachverständige, in der lebendigen Praxis des Unterrichts bewährte Männer gearbeitet haben, und die trotz mancher Unvollkommenheiten und Mängel, wie sie allem menschlichen Schaffen ankleben, doch ein werthvolles Besitzthum unserer Nation geworden ist, um die uns die fremden Völker beneiden. Hören wir jetzt, wie sich der Plan unserer Gymnasien nach Pachtlers Vorschlag gestalten müßte.

Wie bei den Jesuiten, so soll auch das Gymnasium der Zukunft wieder in zwei vollständig getrennte Anstalten zerfallen, das Gymnasium im engeren Sinne mit sechs- und das Lyceum mit dreijährigem

Eingehen auf die einzelnen Theile; die Punkte der Beweisführung und der Amplification, die hauptſächlichen Redefiguren, die angewandt werden konnten, nach Gutdünken des Lehrers auch Stellen guter Autoren zum Nachahmen wurden angegeben*). Der Schüler hatte dann nur die gegebenen Gedanken in die ebenfalls wenigſtens theilweiſe gegebene Form hineinzugießen, und die Sache war fertig. Gewiß kann man von unreifen Knaben nicht die ſelbſtändige Abfaſſung einer Rede verlangen. Aber warum ſtellte man ihm überhaupt eine ſo unangemeſſene Aufgabe? Nun, er ſaß ja in der Rhetorenklaſſe, da mußte er um jeden Preis zum Redner fertig gemacht werden, und die ſprachlich-rhetoriſche Ausbildung, die große Aufgabe des Jeſuitengymnaſiums, war damit zum herrlichen Abſchluß gelangt. Wie wenig man auf die geiſtige Durchbildung des Schülers bedacht war, dafür liefern auch die eingehenden Beſtimmungen der Ratio über die Beurtheilung der Preisaufgaben einen frappirenden Beleg. Als erſter Geſichtspunkt wird orationis forma, der Ausdruck, bezeichnet, als zweiter der Umfang der Arbeit, als dritter die Orthographie, als vierter die Kalligraphie. Vom Gedanken — keine Rede**). Auch die Erklärung der Schriftſteller faßte beinahe ausſchließlich das Sprachliche, auf den oberen Klaſſen vor allem Stiliſtik und Rhetorik, in's Auge; ſie diente eben nur als Vorbereitung auf die eigene „Produktion". Der Gedanke, der Inhalt trat vor dieſer Rückſicht ganz in den Hintergrund. Daß man den Schüler dazu anleiten müſſe, durch eigene Thätigkeit aus den Worten des Schriftſtellers heraus ſich den Inhalt zu klarem Verſtändniß zu bringen, daran dachte man ſo wenig, daß man durchaus unmethodiſch der Ueberſetzung und Erklärung eine Inhaltsangabe vorausſchickte***). Was der Lehrer für das ſachliche Verſtändniß einer Stelle aus der Alterthumswiſſenſchaft etwa anzuführen hat, wird in der Ratio höchſt bezeichnender Weiſe „eruditionis ornamenta", Zieraten der Gelehrſamkeit, genannt†). Und dem Profeſſor der Rhetorik (oberſten

*) Rat. stud. Reg. prof. rhetor. No. 9. „Dictandum argumentum orationis vel initio cuiusque mensis totum vel singulis hebdomadis per partes (singulis enim mensibus ad summum singulae absolvendae orationes); sit autem breve, quod per omnes eat orationis partes, locos confirmationis et amplificationis, figuras praecipuas, quae adhiberi possent, locos etiam aliquos ad imitandum, si videbitur, indicet."

**) Rat. stud. Leges praemiorum. No. 9. „In iudicio, cuius melior erit orationis forma, is ceteris omnibus, etiamsi plura scripserint, anteferatur. Si qui genere ipso et stilo pares in scribendo erunt, plura paucioribus anteponantur. Si in hoc etiam sint pares, qui orthographia praestiterit, victor sit. Si orthographia et ceteris rebus pares fuerint, ei, qui elegantius expresserit litterarum notas, praemium adiudicetur."

***) Siehe die oben angeführte Stelle aus der Rat. stud. Reg. prof. supr. class. gramm. No. 5.

†) Rat. stud. Reg. prof. humanit. No. 5.

S. 56). Aber dieſe Ueberſetzung ins Deutſche war ſchon in der Humaniſtenklaſſe, der vorletzten des Jeſuitengymnaſiums, die alſo unſerer Obertertia entſpricht, nicht mehr obligatoriſch*); für die oberſte Klaſſe, die Rhetorik, (die heutige Unterſekunda) wird die Ueberſetzung in die Mutterſprache von der Ratio gar nicht erwähnt. Und in welcher Weiſe wurden denn die Jeſuitenſchüler zur Ueberſetzung der lateiniſchen und griechiſchen Schriftſteller angeleitet? In den der Lektüre gewidmeten Stunden, die bezeichnender Weiſe praelectiones, Vorleſungen, genannt werden, erklärte und überſetzte der Lehrer die betreffende Stelle den Schülern einfach vor; in der folgenden Stunde mußten dieſe dann das Vorgemachte wiederholen**). Keine Anleitung des Schülers zur Selbſtthätigkeit, zu eigenem Suchen und Finden, nur was der Lehrer ihm vorgeſagt hat, giebt der Schüler in der folgenden Stunde wieder. Und das ſoll Uebung genug in der Mutterſprache ſein! Bei einer ſolchen unentwickelten, geiſttödtenden Behandlung des alten Schriftſtellers iſt die Uebung im freieren Ausdruck der Gedanken in der Mutterſprache erſt recht unentbehrlich. Aber nichts davon, weder auf dem alten Jeſuitengymnaſium noch in der jenen verſteinerten Lehrplan wieder aufgrabenden Zukunftsſchule des Jeſuitenpaters. „Die Aufſatzlehre", meint Pachtler S. 171, „lernt der Schüler am allergründlichſten in der Humanität, Poetik(!) und Rhetorik der Lateinſchule; wer ſie lateiniſch gut handhaben kann, dem iſt ihre Anwendung in der Mutterſprache vollends ein Kinderſpiel." Aber wer in der deutſchen Darſtellung ſo wenig oder gar nicht geübt iſt, wie der Jeſuitenſchüler, der wird höchſtens ein lateiniſch gefärbtes Deutſch ſchreiben lernen, wie ja auch in der That unſere neuere deutſche Proſa ſich nur langſam und mit unſäglicher Mühe im Laufe der Jahrhunderte aus den Feſſeln der lateiniſchen Diktion losgerungen hat, in welche die alte Humaniſtenſchule auf katholiſcher wie auf proteſtantiſcher Seite das Denken unſerer Gelehrten und Gebildeten geſchmiedet hatte. Wieder und wieder

*) Ratio stud. Reg. prof. humanitatis No. 5. „Ad extremum licebit, si videatur, omnia patrio sermone, sed quam elegantissimo vertere." Vergl. kurz vorher in derſelben Nr.: „nec alienum putet aliquid patrio interdum sermone efferre, si vel ad interpretandum in primis valeat vel aliquid habeat eximii."

**) Vergl. beiſpielsweiſe die Vorſchrift für die oberſte Gymnaſialklaſſe, Ratio stud. Reg. prof. supr. class. grammaticae No 5. „Praelectionis forma haec erit: Primum quidem argumentum tum Latino tum patrio sermone perstringat (sc. professor). Deinde unamquamque periodum ita interpretetur, ut vernacula expositio Latinae subinde subiiciatur. Tertio ... Postremo scriptoris verba vulgi sermone decurrat." No. 2. „Secunda hora matutina repetatur postrema breviter Ciceronis praelectio." Nebenbei: Wie charakteriſtiſch, daß der Inhalt des Ganzen angegeben wird, ehe das Einzelne erklärt iſt!

hungen. Kern und Wesen unserer heutigen Anschauung von der Alterthumswissenschaft und von der auf ihr beruhenden klassischen Bildung bleibt dem mit all seinem Sinnen und Trachten in der todten Vergangenheit haftenden Jesuiten natürlich verborgen. Und so läßt er sich von der Hitze seiner Leidenschaft bis zu der Unbesonnenheit fortreißen, daß er dem neuen Gymnasium den Vorwurf macht, „es überwuchere in ihm die Sache über ihr Kleid“ (Pachtler S. 116). So ist es in der That. Die Jesuiten entlehnen den alten Klassikern nur das äußere Gewand, nur die stilistische und rhetorische Form. Die neuere Philologie sucht die Sache, d. h. nicht, wie Pachtler meint, allerlei äußerliche, unzusammenhängende Realien; nein, sie sucht — zunächst durch das Studium der alten Schriftsteller — einzudringen in das innere Wesen, in Geist und Ideengehalt des klassischen Alterthums. Sie betrachtet die Sprache nicht als das Kleid, sondern als den Leib der Gedanken und Ideen, nicht als einen äußeren Schmuck, den man dem Gedanken beliebig an- und ausziehen und nach Laune variiren kann, sondern als in innerem, organischem Zusammenhang stehend mit dem ganzen individuellen Wesen eines Schriftstellers und eines Volkes. Und in dieses innere Geistesleben des Alterthums, das sich offenbart zumeist in den herrlichen Erzeugnissen der griechischen und römischen Litteratur, soll der Lehrer der alten Sprachen durch seine wissenschaftlichen Studien eingedrungen sein und immer tiefer einzudringen sich bemühen, damit er aus seinem gründlichen und reichen Wissen und Können den Schülern mittheile, was sie bedürfen, und was zu verstehen sie fähig sind. An der Hand eines so durchgebildeten Lehrers, der aus dem Vollen schöpft und deshalb die Schüler nicht mit gelehrtem Krimskram, mit unfruchtbaren Einzelheiten ermüdet, noch „auf der todten Sprachgelehrsamkeit herumreitet“, wird die Jugend lernen, mit und in der Sprache der antiken Schriftsteller auch ihren Inhalt und Ideenreichthum zu erfassen und, im Verständniß der Form vorschreitend, zugleich auch immer mehr in das innere Wesen sich zu vertiefen; sie wird auch lernen, in der Fülle des Besonderen das zu Grunde liegende Allgemeine zu erkennen, und dadurch zu eigenem Schaffen, nicht in sklavischer Abhängigkeit von den alten Stilmustern, sondern in freierer Selbstthätigkeit, langsam heranreifen. So dient in der That der altklassische Unterricht der gesamten geistigen Bildung des Schülers, und die Früchte dieser Bildung, die in ihrer Vollendung eben die klassische heißt (Preuß. Lehrpläne S. 19), werden sich zeigen in seinen späteren Fachstudien, wie in allem, was er als gereifter Mann zu wirken und zu schaffen berufen ist, nicht zum wenigsten auch in der Klarheit und Bestimmtheit seines Denkens und in seiner Herrschaft über die Muttersprache.

torischen Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte, und meint, mancher heiße Sommernachmittag biete hierzu Gelegenheit.

Wir kommen zur Geschichte und Geographie. Einen eigentlichen Geschichtsunterricht kennt die Ratio studiorum nicht. „Wenn man in neueren Zeiten", sagt der Verfasser des Landshuter Lehr- und Erziehungsplanes, „so gar viel und frühe von den Geschichten mittheilt, so ist das nichts weniger als nützlich; denn es führt wahrlich zum Verderben"*). Freilich meint Pachtler S. 61: „Die Geschichte, wenigstens die alte und die biblische, war nicht versäumt; denn in gewissen Stunden wurde in den letzten drei bis vier Klassen ein römischer Historiker, wie zur Abspannung, gelesen, die etwaigen Lücken mit Leichtigkeit ausgefüllt (!?) und so eine elementäre Geschichtskenntnis vermittelt. Und wer hinderte den Schüler am Selbststudium der Geschichte? (!) Muß denn alles schulmäßig breitgetreten werden?" Dennoch scheint Pachtler diese Art des Geschichtsunterrichts selbst nicht für genügend zu halten. Denn S. 169 und 170 will er von der zweituntersten Klasse an täglich zwei halbe Stunden für Geschichte und Geographie verwendet wissen. Sogar der mittelalterlichen und neueren Geschichte räumt er auf dem Gymnasium einen Platz ein, obwohl er damit das Princip der starren Einheit, das er sonst mit Aengstlichkeit wahrt, selber durchbricht**). In der zweiten Klasse soll der Unterricht in Geschichte und Geographie beginnen, etwa um die Mitte der dritten Klasse bei Christi Zeit anlangen, bis zum Ende der vierten das Mittelalter und in der fünften und sechsten Klasse die Neuzeit behandeln „bis Bonaparte I." — ein deutsch fühlender Mann würde sagen: bis zu den Befreiungskriegen. Die neueste Zeit der glorreichen Siege Preußens und der Errichtung des deutschen Reiches wird also ausgeschlossen. Aber wie soll die Geschichte gelehrt werden? „Wir meinen," sagt Pachtler a. O., „die Geschichte als stufenweises Auswendiglernen von geschichtlichen Daten, die beim Lesen der alten Geschichtschreiber oder durch mitunter ausführliche Notizen des Lehrers belebt und vervollständigt werden." Als todter Gedächtnißkram also wird die Geschichte auf den Jesuitengymnasien betrieben, nur mitunter durch ausführliche Notizen des Lehrers belebt! Daß es gerade in den unteren und mittleren Klassen darauf ankommt, durch den Geschichtsunterricht „in den Schülern die Hochachtung vor der sittlichen Größe einzelner Männer

*) Der Societät Jesu Lehr- und Erziehungsplan. Landshut 1833. I. S. 235. Vergl. den Artikel „Jesuiten" von Wagenmann in Schmids Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens 2. Aufl. III. S. 825.

**) S. 231 zieht er freilich dieses Zugeständniß an das Bildungsbedürfniß unserer Zeit wieder zurück. „Es war dies nur ein Zugeständniß, aber nicht das Vollkommene."

Anstalt, das Lyceum, ein. Stimmte die Lehreinrichtung an den alten Jesuitengymnasien in sehr vielen wesentlichen Punkten mit jener der protestantischen Schulen überein, so war die erwähnte Zweitheilung eine Besonderheit der jesuitischen Anstalten und wird von Pachtler als „ein ungeheurer Fortschritt vor dem protestantischen Gymnasium" bezeichnet (Pachtler S. 51). Pachtler gibt verschiedene Gründe dafür an, daß es zweckmäßig sei, zwischen die strenge Zucht des Gymnasiums und die Ungebundenheit der Universität eine Schule einzuschieben, welche zwischen den genannten schroffen Gegensätzen, die im Leben wie im Studium sich geltend machen, vermitteln soll. Die naheliegenden pädagogischen Erwägungen, die er in dieser Hinsicht anführt, verdienen Beachtung. Anders ist es dagegen mit seinen didaktischen Gründen. Nach seinem Vorschlag müßten unsere Schüler zweimal einen Sprung über eine Kluft wagen, zuerst von der sprachlichen zur philosophischen Bildung und dann von diesem zum Fachstudium. Für den Schüler der Jesuiten freilich ist wenigstens der erste Sprung nicht so gefährich, da, wie wir gleich sehen werden, das philosophische Studium bei ihnen ebenso auf Dressur hinausläuft, wie das sprachliche. Aber die Jesuitische Lehrweise können wir nun einmal nicht adoptiren. Und der Zusammenhang im wissenschaftlichen Fortschreiten unserer Jugend ist bei der jetzt bestehenden Einrichtung weit besser gewahrt. Das moderne Gymnasium führt den Schüler in durchaus naturgemäßem Aufsteigen von den Elementen des Wissens bis zu der Schwelle des wissenschaftlichen Studiums auf der Universität.

Das Pachtlersche Lyceum umfaßt im Anschluß an eine Bestimmung der Ratio*) drei Jahrescurse; es entspricht also, wenn wir nur das Alter der Schüler berücksichtigen, unserer Obersekunda und Prima. Gelehrt wird auf dem Lyceum hauptsächlich Philosophie; „sie ist die Seele des gesammten Unterrichts dieser Stufe, nimmt daher denselben Platz ein, wie das Latein auf dem Gymnasium, d. h. um sie als den Mittelpunkt müssen sich die übrigen Wissenschaften gruppiren" (Pachtler S. 217). „Setzen wir für diese eigentliche Mittelschule", sagt Pachtler S. 223, „täglich vier Lehrstunden an, wozu je am Spätabende eine fünfte für für Repetition und Disputation hinzukommt, so treffen täglich zwei Lehrstunden für die Philosophie (im zweiten je eine für die Philosophie und für die Physik); eine Stundenzahl, mit welcher man die Hauptfragen der ganzen Weltweisheit durchnehmen kann, soweit es nicht nur dem künftigen Theologen, sondern auch dem Juristen und Mediziner, überhaupt jedem auf gelehrte Bildung Anspruchmachenden wünschenswerth ist. So treffen

*) Rat. stud. Reg. prof. philos. No. 7. Universam philosophiam non minus quam triennio praelegat.

Religionsſtunden in Quinta eine geſtrichen war. Die alte Ratio studiorum des Jeſuitenordens ſetzt wöchentlich eine halbe Stunde für Katechismuserklärung an und auch dieſe nur in den fünf unteren Klaſſen; ſelbſt dieſe halbe Stunde Unterricht iſt nicht unbedingt vorgeſchrieben, ſondern kann durch eine geiſtliche Ermahnung erſetzt werden*). Außerdem wird in den fünf unteren Klaſſen Samstags morgens neben dem übrigen Lechenpenſum auch der Katechismus aufgeſagt. Das iſt alles. Pachtler allerdings iſt von dem religionsfeindlichen Geiſte des modernen Gymnaſiums ſchon ſo angeſteckt, daß er wöchentlich eine Stunde Katechismus verſchlägt, ja ſich ſogar entſchließt — offenbar mit ſchwerem Herzen — „wo es nicht anders geht, von den für Geſchichte und Geographie vorgeſchlagenen Halbſtunden wöchentlich zwei dem Katechismus zu opfern" (sic) (Pachtler S. 173). Doch Scherz beiſeite! Die Sache iſt ſehr ernſt. Auch wir wiſſen, daß für die religiöſe Erziehung der Religionsunterricht allein nicht genügt, daß für ſie der ganze Geiſt der Schule und die religiöſe Gewöhnung unentbehrlich ſind. Aber wie der Religionsunterricht die religiöſe Erziehung nicht erſetzen kann, ebenſo wenig wird er durch dieſe entbehrlich. Gerade in unſerer Zeit bedarf der Gebildete — nicht theologiſches Wiſſen, aber eine tiefer begründete Einſicht in die Lehren, Vorſchriften und die geſchichtliche Entwickelung ſeiner Konfeſſion (Pr. Lehrpläne S. 17). Neben Glaubens- und Sittenlehre verlangen wir auch Kirchengeſchichte und Leſung aus dem neuen Teſtament in der Urſprache auf unſern Gymnaſien. Die Jeſuiten wollen das nicht, ſie wollen nur den allerdürftigſten Katechismusunterricht**), — und ſie haben auf ihrem Standpunkte vollkommen recht.

Haben wir bisher der Hauptſache nach nur gehört, was die Jeſuiten an unſern Gymnaſien alles verwerfen, ſo kommen wir jetzt zu den poſitiven Forderungen, die ſie aufſtellen. Faſt den einzigen Lehrgegenſtand bildeten in den ſechs Klaſſen des alten Jeſuitengymnaſiums das Lateiniſche und Griechiſche. Annähernd dasſelbe will auch Pachtler und weiß nicht genug Aufhebens zu machen von den herrlichen Früchten, die der klaſſiſche

*) Ratio stud. Reg. prof. humanit. 2 Ende. „Ultima semihora (sc. sabbathi) in explicatione catechismi vel pia cohortatione, nisi feria sexta habita sit, ponetur; sin autem, in ea re ferme, in cuius locum tum catechismus successerat." Faſt wörtlich ſo auch für die vier unterern Klaſſen. Später wurde dieſe halbe Stunde Katechismuserklärung auch für die oberſte Klaſſe angeordnet.

**) Wenn ſpäter auf dem Lyceum in der ſcholaſtiſchen Philoſophie auch die natürliche Theologie (Daſein und Eigenſchaften Gottes) behandelt wird, ſo mag der Lyceiſt dadurch wohl „mehr Theologiſches lernen als heutzutage in den ſämmtlichen Religionsſtunden des Gymnaſiums" gelehrt wird (So Pachtler S. 173 Anm.), aber was man unter chriſtlichem Religionsunterricht zu verſtehen pflegt, erhält er hierdurch nicht.

vermuthen wir, die von den Neoscholastikern weiter entwickelte lateinische Sprache würde mit dem Mönchslatein des Mittelalters, das Pachtler so sehr perhorrescirt, eine verzweifelte Aehnlichkeit haben.

Aus dem Gesagten erhellt die Unwissenschaftlichkeit des Philosophiestudiums bei den Jesuiten schon hinlänglich. Zu deutlicherer Beleuchtung dieses unwissenschaftlichen Charakters führen wir noch einige Bestimmungen des von Pachtler hochgepriesenen Studienplans der Jesuitensocietät an. Sie sind den für alle Professoren der höheren Wissenschaften gemeinsam aufgestellten Regeln entnommen, gelten also ebensowohl für die Lehrer der Philosophie als die der Theologie. Die vierte dieser Regeln verlangt, keiner der Professoren solle eine neue Sitte im Lehren oder Disputiren einführen. Die sechste lautet: Auch wo keine Gefahr für Glauben und Frömmigkeit vorliegt, führe niemand ohne Befragung der Oberen in Dingen von einiger Bedeutung neue Fragen oder eine Ansicht ein, welche keinem maßgebenden Autor angehört; auch lehre er nichts, was mit den Axiomen der Doktoren und der gemeinen Meinung der Schulen in Widerspruch steht; es sollen vielmehr alle den bewährtesten Doktoren und demjenigen folgen, was je nach der Praxis der Zeit an den katholischen Akademieen am meisten in Geltung ist". Das ist die Freiheit der Wissenschaft, wie die Jesuiten sie meinen. Ausdrücklich sei daran erinnert, daß diese Verordnungen nicht für eine vorbereitende Lehrstufe erlassen sind; sie gelten vielmehr für die wissenschaftliche Behandlung der Philosophie, soweit sie nach dem oben angeführten Ausdruck Pachtlers für jeden, der auf gelehrte Bildung Anspruch macht, wünschenswerth ist.

In dem Gebrauch litterarischer Hülfsmittel waren die Studierenden sehr beschränkt. Nur bestimmte Bücher durfte ihnen der Studienpräfekt mit Wissen des Rektors gestatten, nämlich den Philosophen außer dem Aristoteles irgend einen ausgewählten Kommentar, außerdem noch ein auf die Humanitätsstudien bezügliches Werk*). In der alten Ratio war auch verboten, in wichtigeren Fragen von Aristoteles abzuweichen, es sei denn daß eine Ansicht desselben dem orthodoxen Glauben oder der allgemeinen Lehre der Akademieen widerspräche**). Um auch etwas Gutes von den Jesuiten mitzutheilen, beeilen wir uns hinzuzufügen, daß diese Bestimmung in dem im Jahre 1832 veröffentlichten Lehrplan gestrichen ist.

Auf dem Lyceum ist den vom Gymnasium ausgeschlossenen Fächern der Mathematik und der Naturwissenschaften ein Platz eingeräumt. Den späten Anfang des Mathematikunterrichtes begründet Pachtler nicht bloß mit der von ihm geforderten Einheit des Gymnasiallehrplans und

*) Rat. stud. Reg. praefect. stud. No. 30.
**) Rat. stud. Reg. prof. phil. No. 2.

ſchah aber in der letzten Zeit nicht mehr; man ging vernünftiger darein. Oft gab man eine halbe Zeile von dem Ende eines Abſatzes und eine halbe von dem Anfang des folgenden, z. B. vitam aeternam amen, quid sibi, als eine Frage her, und da durfte der Schüler nur fortfahren: vult primus fidei articulus — Repraesentat etc. und dann ſo lange recitiren, als man es verlangte; und man konnte ein Prämium bekommen, wenn man nur accurat und flink vom Maul weg recitirte." Beſonderes Gewicht wurde bei der Klaſſikerlektüre auf die Einprägung der vorkommenden Phraſen gelegt. Wer die einſchlägigen Vorſchriften in der Ratio einmal mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, der wird das Bild der Jeſuitenſchule nicht mehr los, wie die armen Jungen da ſitzen und ſchwitzen, die Federn geſpitzt zur Phraſenjagd (*θηρώμενοι τὰς φράσεις*): der Profeſſor Phraſen diktirend, die Schüler Phraſen excerpirend, Phraſen memorirend, Phraſen recitirend, Phraſen variirend — ſolche Ausdrücke kehren in der Ratio bis zum Ueberdruß wieder. So dreſſirte man die Schüler zu jener Produktivität, von der Pachtler ſo viel Rühmliches zu ſagen weiß. Derſelben Abrichtung zu innerlich hohler Redefertigkeit dienten anderweitige Uebungen. Da wurden Stellen aus Rednern oder Dichtern imitirt, die rhetoriſchen Figuren auf beſtimmte Materien accommodirt, eine Dichtungsart in eine andere verwandelt (!), die Ueberſetzungsſtücke ſo eingerichtet, daß ſie ganz aus der vorausgegangenen Lektüre zuſammengeflickt werden konnten*). Und ſo brachte man den 16 jährigen Knaben ſchließlich dahin, daß man ihn nicht nur lateiniſche, ſondern auch griechiſche Aufſätze, Briefe und Reden, ja ſogar Gedichte anfertigen ließ. Wer das hört, wird gewiß Raumer recht geben, wenn er ſagt: „Griechiſch lehrten die Jeſuiten auch. Daß Schüler wie Lehrer hierin wenig geleiſtet, dafür ſpricht dies: daß ſie ſich rühmten, griechiſch zu ſprechen und griechiſche Gedichte zu machen**)." Im Lateiniſchen erzielte man ohne Zweifel eine gewiſſe Virtuoſität im Errechen und Schreiben, im Zuſammenſtoppeln ciceronianiſcher Phraſen, aber ganz gewiß nicht jene tiefere formale Geiſtesbildung, die man heute als den Zweck des Unterrichts in den alten Sprachen betrachtet. Man erkennt das recht deutlich aus der Art und Weiſe, wie man in der oberſten Klaſſe bei der Anfertigung von Reden durch die Schüler verfuhr. Der Inhalt der etwa jeden Monat aufgegebenen Rede wurde zuerſt kurz vom Lehrer diktirt und zwar nicht bloß im allgemeinen, ſondern auch mit

* Rat. stud. Reg. prof. human. No. 6. „quod (sc. argumentum scribendi) saepe proderit ita componere, ut totum ex praelectionibus iam explicatis hinc inde decerptum sit". Vergl. außerdem No. 4, ferner Reg. prof. rhetor. No. 5.

**) Raumer, Geſchichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klaſſiſcher Studien bis auf unſere Zeit. Stuttgart 1843. I. S. 305.

Pachtler redet in ſeiner Schrift auch über die Heranbildung der Gymnaſiallehrer. Er beginnt mit heftigen Angriffen auf den Zwang der den Kandidaten des höheren Lehramtes auferlegten Staatsprüfung, ohne zu bedenken, wie ſeltſam Klagen über Zwang im Munde eines Jeſuiten klingen. In der hierauf folgenden Kritik des heutigen philologiſchen Univerſitätsſtudiums und Prüfungsweſens vermiſcht er in ſeiner ſchon früher erwähnten Art einiges Wahre mit ſehr viel Falſchem und Uebertriebenem. Schließlich ſtellt er ſeine eigenen Vorſchläge auf, die er ſelbſt (S. 276) als eine Rückkehr zu der alten Gewohnheit des Jeſuitenordens bezeichnet.

In der Geſellſchaft Jeſu wurde das Amt des Gymnaſiallehrers als ein untergeordneter, geringere geiſtige Befähigung erfordernder Beruf betrachtet. Dies erhellt deutlich aus einigen Verfügungen der jeſuitiſchen Lehrordnung. Wer ſich im Verlauf der Studien als untauglich zur Philoſophie oder zur Theologie herausſtellte, ſollte zum Studium der Kaſuiſtik oder zum Lehrerberuf nach Ermeſſen des Provinzials beſtimmt werden*). Und ſchon beim Eintritt in den Orden konnte man für das Lehreramt Geeignete, die wegen ihres Alters oder ihrer Begabung in wichtigeren Studien keinen Erfolg verſprachen, unter der Bedingung aufnehmen, daß ſie ihr Leben dem Beruf des Gymnaſiallehrers widmen wollten**). Pachtler ſelbſt redet zwar wiederholt mit Achtung vom Lehreramte; daß aber derſelbe Geiſt, der aus den angeführten Beſtimmungen der Ratio ſpricht, auch in ihm lebendig iſt, geht hinlänglich aus ſeinen Vorſchlägen für die Ausbildung der Gymnaſiallehrer hervor. Die Univerſitätsbildung taugt in den Augen des Jeſuiten für die künftigen Lehrer nicht. „Sind doch unſere Univerſitäten größtentheils vom religiöſen Nihilismus angeſteckt und außer Standes (sic), chriſtliche Schulmänner zum Heile der ſtudierenden Jugend zu liefern“ (Pachtler S. 276). Das ſtimmt trefflich zu dem Verdammungsurtheil, das Pachtler über die heutigen Gymnaſien fällt, und erinnert daran, daß Moufang nicht bloß dieſe, ſondern auch die Univerſitäten in ſeiner oben erwähnten Rede als Teufelsanſtalten bezeichnet hat. Die Univerſitäten ſind nach Pachtlers Meinung aber auch nicht geeignet, den künftigen Gymnaſiallehrern die

*) Rat. stud. Reg. provinc. No. 19 § 4. „Si qui ergo in studiorum decursu inepti ad philosophiam aut ad theologiam eo modo deprehensi fuerint, ad casuum studia vel ad docendum provincialis arbitrio destinentur.“ Aus dem Wortlaut der Verordnung ergibt ſich, daß ad docendum auf das Unterrichten im eigentlichen Gymnaſium zu beziehen iſt.

**) Rat. stud. Reg. prov. No. 25. „Proderit etiam in ipso societatis ingressu aliquos, qui ad id accommodati viderentur, quique propter aetatem vel ingenium in gravioribus studiis profecturi non essent, hac condicione recipere, ut vitam suam in his litteris docendis divino obsequio dicare velint.“

Klasse) wird vorgeschrieben, er solle bei der Erklärung eines Redners aus der Geschichte, der Mythologie und dem gesammten Wissen zusammensuchen, was zum Ausschmücken der betreffenden Stelle geeignet sei*). Das klingt ja fast, als hätten die Verfasser der Ratio geglaubt, das Thatsächliche führten die alten Redner nur an, um mit ihrer Gelehrsamkeit zu prunken, und um ihre Reden gar prächtig auszustaffiren. Jedenfalls haben für die Jesuitenschüler die Mittheilungen aus den realen Zweigen der Alterthumswissenschaft zunächst keinen anderen Zweck, als ihnen Material zum Aufputzen ihrer Elaborate an die Hand zu geben. Und so war es denn auch dem Professor der obersten Gymnasialklasse gestattet, der Erudition wegen am schulfreien Tage anstatt der Historiker- oder Dichterlektüre zuweilen etwas anderes, ferner Liegendes vorzutragen, wie über Hieroglyphen, über Embleme, Fragen aus der Poetik, über Epigramm, Grabschrift, Ode, Elegie, Epopöe, Tragödie, über den römischen, den atheniſchen Senat, das Kriegswesen beider Völker, über Gartenbau, Kleidung, das Triklinium, den Triumph, die Sibyllen und anderes derart, aber mit Maß**). Welch' ergötzliche Zusammenstellung von gelehrtem Notizenkram! Während man außer Latein und Griechisch fast jeden andern ernsten, zusammenhängenden Unterricht vom Gymnasium ausschloß, ließ man diese „Zieraten der Gelehrsamkeit" durchs Hinterpförtchen herein!

Wir haben im vorhergehenden versucht, nach dem alten Studienplan der Gesellschaft Jesu selbst die im Jesuitengymnasium herrschende Methode des lateinisch-griechischen Unterrichts zu charakterisiren. Aber in den protestantischen Anstalten des 16. und 17. Jahrhunderts, werden die Vertheidiger der Jesuiten sagen, war es nicht viel anders. Allerdings, auch unter den Schülern des Sturmschen Gymnasiums bekommt man den Eindruck, „als wandelte man unter blutlosen Schatten der Alten; Cicero tritt uns überall wie ein Gespenst entgegen" ***). Aber wir richten ja unsere Angriffe auch nicht gegen die alte Jesuitenschule, sondern gegen den beispiellos kühnen Versuch Pachtlers, jenes erstarrte System und jene antiquirte Methode gegenwärtig wieder ins Leben zu rufen. Denn gerade die jesuitische Methode des altklassischen Unterrichts erhebt Pachtler bis in den siebenten Himmel, gerade gegen die neuere, durch Friedr. Aug. Wolf begründete Auffassung von der Aufgabe der Philologie und gegen die aus dieser tieferen Auffassung hervorgehende Behandlung der alten Sprachen auf unseren Gymnasien schleudert er seine erbitterten Schmä-

*) Rat. stud. Reg prof. rhetor. No. 8. „Quinto ex historia, ex fabulis, ex omni eruditione, quae ad locum exornandum faciant, conquirenda."

**) Rat stud Reg prof. rhetor. No. 15

***) Raumer, Geschichte der Pädagogik. I. S. 276.

Die letzten Aufsätze des Pachtler'schen Buches*) handeln von der Gymnasialerziehung. Hier wird Sprache und Darstellung am maßlosesten, alle Schleusen der Beredsamkeit werden weit aufgethan, um in dem aus der klerikalen Kampfespresse sattsam bekannte Tone über die Erziehungsresultate der Staatsgymnasien das Verdammungsurtheil zu sprechen. Unsere Gymnasien erziehen nicht mehr, ruft Pachtler aus, „seit dem Sommer 1878 wird der Greuel der Verwüstuug auf dem Felde der Erziehung durch die Schule selbst von den bisherigen Gönnern der modernen Ideen eingestanden" (S. 287). Die Hauptschuld trägt Friedr. Aug. Wolf. Er „hielt die Anwendung religiöser Grundsätze bei der Erziehung für fehlerhaft" — und dann folgt die vermeintliche Beweisstelle aus Wolf's eigenem Munde: „Vel honestissimis consiliis peccatur ab iis, qui educandi rationes omnes ad unam religionem vel ethicam virtutem referendas arbitrantur." Die Wörtchen omnes und unam in seinem Citat hat der Jesuit in leidenschaftlichem Parteieifer übersehen und läßt so den großen Begründer des modernen Gymnasiums das gerade Gegentheil von dem sagen, was augenscheinlich in seinen Worten liegt**). Aber hören wir Pachtler weiter. Nicht bloß durch den Grundsatz der Erziehungslosigkeit sündigt das heutige Gymnasium; nein, es ist auch die „Pflanzstätte", der „Heckplatz" eines antichristlichen Geistes; denn es führt durch seine Uebersetzung des klassischen Alterthums ein neues Heidenthum ein, behandelt die Naturwissenschaften in ungläubigem Sinne und bewirkt so Kälte, Verachtung, ja Haß gegen das Christenthum. Da ist es kein Wunder, wenn die Unsittlichkeit bei der studierenden Jugend so große Verwüstungen anrichtet, wenn über den Mangel an Idealismus, den schnöden Dienst der Materie, die Verrohung und Zügellosigkeit der Jugend allenthalben die bittersten Klagen ertönen (Pachtler S. 292—301).

Ein Zugeständniß, freilich von sehr zweifelhaftem Werthe, macht Pachtler. Er schreibt S. 289: „Wir sagen nicht: alle Gymnasiallehrer der neueren Zeit sind Anhänger des Naturalismus und Abtrünnige des Christenthums. Dies wäre eine Uebertreibung und Verleumdung, die von so manchen ehrenwerthen Ausnahmen Lügen gestraft würde. Was wir sagen, gilt nicht sowohl den Personen, als vielmehr dem ganzen Systeme." Und auch S. 287 räumt er ein, daß es unter Lehrern und Schülern recht ehrenwerthe Ausnahmen gibt, aber nicht wegen, sondern

*) Pachtler, vergl. S. 287 bis zu Ende, Aufs. XV, XIX.

**) Daß die Erziehung sich ausschließlich religiös-sittlicher Beweggründe bedienen müsse, können die Jesuiten am allerwenigsten behaupten. Oder war das rastlose Stacheln äußerlichen Ehrgeizes in ihren Schulen vielleicht ein religiös-sittliches Erziehungsmittel?

Was wir da ſchildern, — wir räumen es ein — iſt nicht die Wirklichkeit, es iſt ein Ideal, dem immer näher zu kommen wir uns redlich beſtreben. Aber den Jeſuiten müſſen wir vorwerfen, daß ſie dieſes Ideal nicht nur nicht anerkennen, ſondern nicht einmal kennen und verſtehen. Wie ſehr Pachtler das Weſen der Sprache, die organiſche Einheit von Wort und Gedanke (λόγος) verkennt, wird uns im folgenden Abſchnitt noch deutlicher werden, wenn wir die philoſophiſchen Studien der Jeſuiten ins Auge faſſen. Hier nur noch eine charakteriſtiſche Aeußerung Pachtler's. S. 240 bedauert er die barbariſche Form des ſpätthomiſtiſchen Latein, weil ſie „der Kirche im 15. und 16. Jahrhundert unſäglichen Schaden gebracht und die halbe Welt zum Spotte herausgefordert habe." „Denn", fährt er fort, „die Kurzſichtigen verachteten die Wahrheit ſelbſt, weil ſie von Unverſtand in eine Bajazzojacke geſteckt worden war." Glaubt Pachtler wirklich, die Wahrheit ließe ſich in eine Bajazzojacke ſtecken? Was in der Bajazzojacke ſtak, war eben ein Bajazzo.

Mit derſelben falſchen Auffaſſung hängt auch die Unterſchätzung des Griechiſchen bei Pachtler zuſammen. Im Griechiſchen, meint er, könne man nach Herzensluſt fackeln, dagegen ließe ſich lateiniſch zwar denken, aber nicht nebeln. (!) Offenbar iſt dem Jeſuiten die freie Beweglichkeit des Griechiſchen zuwider, die ſich den feinſten Nüancirungen des Gedankens anſchmiegt und dem Schriftſteller den vollen Ausdruck ſeiner ganzen Perſönlichkeit geſtattet. Im Griechiſchen läßt ſich der Geiſt eben nicht dreſſiren und nicht in ſpaniſche Stiefel einſchnüren. Ganz folgerichtig iſt es dann auch, daß Pachtler den tiefſten der griechiſchen Philoſophen, Plato, nicht ausſtehen mag und ihm den Ariſtoteles weit vorzieht. Er geſteht ein, daß er „auf den breiten und träumeriſchen Plato als Philoſophen nichts gebe" (Pachtler S. 243), und ſtimmt dem Urtheil von Alexi*) zu, die platoniſchen Dialoge ſeien ſchwülſtig und verdürben den Stil. (Pachtler S. 233). Daher ſchließt er die Lectüre Platos, „der mehr phantaſirt als philoſophirt, eher Dialogiker als Dialektiker iſt", vom Lyceum ganz aus (Pachtler S. 233). Merkwürdig nur, daß der jeſuitiſche Lehrplan denſelben Schriftſteller, von dem Alexi a. a. O. mit Recht behauptet, ſeine Dialoge ſeien inhaltlich ebenſo ſchwer und ſchwerer als Partieen aus den modernen Philoſophen, 16jährigen Knaben in die Hand gibt**). So können nur Schulmänner verfahren, welche die Rückſicht auf den Inhalt ganz aus den Augen zu laſſen gewohnt ſind.

Mit der Rhetorenklaſſe ſchließt das eigentliche Gymnaſium bei den Jeſuiten ab. Die Schüler treten in eine neue, vom Gymnaſium getrennte

*) Alexi, Das höhere Unterrichtsweſen in Preußen. Gütersloh 1877. S. 23.
**) Rat. stud. Reg. prof. rhetor. No. 13.

— Daß das Studium der alten Klassiker, wenn es richtig geleitet wird, der religiösen Gesinnung, dem Christenthum unserer Jugend kein Verderben bringt, ist auch Pachtler's Ansicht. Aber mehr als dies. Gerade für die sittlich-religiöse Bildung ist das Studium der Alten von unschätzbarem Werth. Waren doch die tiefsten Ideen der alten Dichter und Philosophen, die der Schüler auf der oberen Stufe unserer Gymnasien aus ihren Quellen schöpft, gar keine heidnischen mehr. Gerade die bedeutendsten Geister hatten ihre religiösen Anschauungen geläutert, hatten in mühevoller Geistesarbeit aus den unvollkommenen Vorstellungen der Volksreligion sich losgerungen und erhoben bis zu einer Höhe der religiösen Erkenntniß, die der christlichen Wahrheit in manchen Punkten sehr nahe kam. Den Juden gab Gott das Gesetz, sagt Clemens von Alexandrien, den Heiden die Philosophie. Und so ist vor allen anderen der von Pachtler so mißachtete Plato auch schon in den wenigen Schriften, die wir unseren Primanern erklären, wahrhaft ein *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν*.

Aber freilich nicht zum Christenthum der Jesuiten. Wir wollen uns hier nicht in eine religiöse Kontroverse einlassen. Es würde sonst nahe liegen, zu zeigen, daß die Jesuiten, wie den wissenschaftlichen Unterricht, so auch die religiöse Erziehung veräußerlichen und mechanisiren. Nur zwei Verordnungen des alten Studienplans der Gesellschaft Jesu mögen hier Platz finden, die auf die Art von Religiosität ein helles Schlaglicht werfen, zu welcher die Jesuiten ihre Schüler erzogen. Die erste schreibt für die Zöglinge einen Zwang zur monatlichen Beichte vor, die durch einen dem Beichtvater abzugebenden Beichtzettel kontrolliert wird*). Die zweite verbietet den auswärtigen, nicht zur Aufnahme in den Orden bestimmten Schülern den Besuch von öffentlichen Schaustellungen, auch von Hinrichtungen, mit Ausnahme der von Ketzern**).

Auch die sonstigen großen Fehler der Jesuitenerziehung wollen wir nicht weitläufig besprechen. Wir denken hier vor allem an die unauf-

---

oben schon erwähnten Worten: „Da haben wir das nämliche Ding, das wir christlicher Erziehungslosigkeit nennen" fährt Pachtler fort: „Denn besteht die ganze pädagogische Thätigkeit nur in dem Unterrichte, so giebt es überhaupt keine Erziehung mehr, da sich der Unterricht an die Erkenntniß richtet, während die Erziehung den Willen und die That erfaßt, d. h. darin besteht, daß die Gewöhnung eine gewisse Leichtigkeit gewinnt, die Leidenschaften und alles Böse zu meiden, das Gute und Gott Wohlgefällige trotz etwaiger Schwierigkeiten zu thun. Zwar muß der Wille den Gegenstand, nach welchem er strebt, zuerst erkannt haben (ignoti nulla cupido), aber es wäre ein gefährlicher Irrthum zu wähnen, daß die Erkenntniß des Guten, also der Unterricht in demselben, schon hinreiche zur Heranbildung sittlicher Menschen. Schon die Ovidische Medea klagt: „Video meliora proboque; deteriora sequor"; u. s. w.

*) Rat. stud. Reg. comm. prof. class. infer.

**) Rat. stud. Reg. extern. audit. societ.

auf das erſte Jahr: formale und angewandte Logik, die allgemeine Metaphyſik oder Ontologie, auf das zweite Jahr: die Metaphyſik, nämlich ſpeculative Pſychologie und Kosmologie; auf das dritte Jahr: die natürliche Theologie, (Daſein und Eigenſchaften Gottes) und praktiſche Philoſophie mit den Unterabtheilungen der individuellen Ethik, Geſellſchaftslehre, Natur- und Völkerrecht". Alſo dies alles, Logik, Ontologie, ſpekulative Pſychologie, Kosmologie, natürliche Theologie, Ethik, Geſellſchaftslehre, Natur- und Völkerrecht, ſollen junge Leute im Alter von 17, 18, 19 Jahren lernen, verſtehn, innerlich verarbeiten und zu ihrem geiſtigen Eigenthum machen. Das moderne Gymnaſium kann freilich ſeine Unterſekundaner für ſolche Studien nicht reif machen. Aber die Jeſuitenſchüler ſind ja im ſprachlichen Unterricht auch ganz anders vorgebildet! Gewiß: ſie ſind gerade ſo vorgebildet, daß ſie dogmatiſch vorgetragenen Wiſſensſtoff — gleichviel welcher Art — ſich äußerlich anzueignen, auch mit Worten trefflich ſtreiten zu lernen imſtande ſind. Die Philoſophie, die ihnen vorgetragen wird, iſt natürlich die des Mittelalters, „die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche, deren Großmeiſter der hl. Thomas von Aquin iſt". (Pachtler S. 225); von der Herrlichkeit dieſer Philoſophie entwirft Pachtler (a. a. O.) eine begeiſterte Schilderung. Vorgetragen wird die Philoſophie in der todten lateiniſchen Sprache. Aber gerade weil dieſe Sprache eine todte, alſo dem geiſtigen Leben der Gegenwart entrückte iſt, eignet ſie ſich nach Pachtler (S. 237) ganz beſonders zur Sprache der philoſophiſchen Wiſſenſchaft. „Der Scheidemünze ähnlich", ſagt er, „nutzen ſich die Wörter und Wendungen im Munde der Lebenden ab, das Lexikon und die Grammatik werden im Laufe der Zeiten, allerdings aus dem nämlichen Stoffe, aber immerhin umgeprägt, was gerade in der fein unterſcheidenden Philoſophie überaus läſtig wäre und die Kontinuität der Schulung hindern würde." Nach dem früher Gehörten überraſcht uns ein ſo offenes Geſtändniß kaum mehr. Pachtler weiß ja nicht, daß die beſtändige Umbildung der lebenden Sprachen nichts anderes iſt als die natürliche und nothwendige Aeußerung des Geiſteslebens, der ſtets fortſchreitenden geiſtigen Entwickelung. Und darum iſt ihm die lebende Sprache für diejenige Art von Philoſophie, die er betrieben wiſſen will, ſo überaus läſtig; hindert ſie ja die Kontinuität der geiſtigen Dreſſur! An einer anderen Stelle (S. 241) behauptet Pachtler zwar, durch den Gebrauch des Latein im philoſophiſchen Kurſus lerne der Schüler auch die modernen Gedanken und die tiefſten Forſchungen in dieſer todten Sprache ausdrücken. Möge er uns doch ſagen, wie dies möglich ſein ſoll ohne Weiterbildung des Latein, das aber eben dadurch den größten Vorzug, den es in Pachtlers Augen beſitzt, wieder verlieren würde. Auch

nicht so ohne weiteres zu einem neuen Lebensberuf übergeführt werden sollen. Eine Staatsprüfung darf den von den Orden bestellten Lehrern aber nicht auferlegt werden. „Unrecht kann nicht verjähren, und Gewaltherrschaft dauert — dem Himmel sei Dank — nicht ewig.“ Mit diesen Drohworten schließt Pachtler seinen 18. Aufsatz, dem die vorstehenden Ausführungen mit nahezu wörtlicher Beibehaltung der Ausdrücke entnommen sind.

Der Inhalt des Pachtler'schen Buches hat nicht bloß die Bedeutung theoretischer Erörterungen. Der von Windthorst angedrohte Kampf um die Schule hat schon begonnen. Immer lauter, deutlicher und bestimmter tönt der Ruf nach der Vorbildung des Klerus in ausschließlich kirchlichen Anstalten. Gerade in dem Augenblick, wo wir dies schreiben, hat diese Forderung von höchster kirchlicher Stelle einen förmlichen und feierlichen Ausdruck erhalten. Aber das ist nur die erste Etappe des Kampfes. Wir haben gesehen, daß die Jesuiten nach der Herrschaft über das gesammte Schulwesen ihre begehrlichen Hände ausstrecken. Sie wissen wohl, daß der preußische Staat diesem Verlangen sich niemals fügen kann. Deshalb wird man sich vorläufig, bis „einmal die drohende Windsbraut der Revolution über unseren Erdtheil wird hinweggefegt haben“ (Pachtler S. 311), mit der Kirchenschule neben der Staatsschule begnügen, und wir müssen uns gefaßt machen, nächstens den klerikalen Schlachtruf nach der „freien,“ d. h. der unter dem jesuitischen Zwang geknechteten Schule zu vernehmen, nach jener Schule, deren verderbliche Früchte wir in den romanischen Ländern und im nahen Belgien vor Augen sehen. Wie diese Kirchenschulen, wie ihr Unterricht und ihre Erziehung geartet sein würden, haben wir in unserer Darstellung nachzuweisen versucht.

Ein Rezensent der Pachtler'schen Aufsätze hält am Schlusse dem Jesuiten das warnende Wort aus Sophokles' Antigone vor:

‚Μή νυν ἐν ἦθος μοῦνον ἐν σαυτῷ φόρει,
ὡς ᾗ σύ, κοὐδὲν ἄλλο, τοῦτ' ὀρθῶς ἔχειν.‘

Mit dem einen Geiste meint der Rezensent den Geist des Jesuiten Pachtler. Aber was aus dem Pachtler'schen Buche redet, das ist nicht des einen Jesuiten eigener Geist; es ist der Geist des ganzen Ordens Jesu, der eine Geist, mit dem dieser Orden die römische Kirche erfüllt hat, mit dem er jetzt auch die Schule durchtränken will: der Geist tödtlichen Hasses gegen den Protestantismus, gegen die moderne Kultur, gegen die moderne Staatsidee, vor allem gegen Preußen und das unter Preußens Führung wieder erstandene Deutsche Reich. S.

den angeblich allgemeinen Klagen über die schlechten Erfolge der Gymnasiasten in diesem Fache, sondern auch mit der Behauptung, die Gymnasiasten, die noch nicht an die syllogistische Form gewöhnt seien, dürfe man auch noch nicht Mathematik lehren. Statt dann aber folgerichtig zu schließen, die Mathematik dürfe erst nach vollständiger oder wenigstens theilweiser Absolvirung der Logik beginnen, setzt er beide Fächer zeitlich parallel. Uebrigens ist es pädagogisch auch unrichtig, die Logik der Mathematik vorausgehn zu lassen, d. h. das rein Abstrakte dem mehr Konkreten. Die Mathematik ist vielmehr eine Vorschule für die Logik. Es ist auffallend, daß Pachtler dies übersieht, während er sonst so nachdrücklich, und zwar mit Recht, die Anordnung der Unterrichtsgegenstände nach psychologischen Gesichtspunkten fordert.

Gelehrt wird die Mathematik nach einer neueren Bestimmung der Ratio studiorum im ersten Jahre des philosophischen Kursus fünf Stunden wöchentlich; das Pensum dieses Jahres ist unglaublich groß: Algebra, Geometrie und ebene Trigonometrie, womöglich auch die sphärische Trigonometrie und der Kegelschnitt (Pachtler S. 229). Daß auch nur die an erster Stelle genannten Gebiete in einem Jahre mit Erfolg behandelt werden können, wird schwerlich ein Fachmann zugeben; selbst Pachtler scheint es zu bezweifeln (Pachtler S. 229 A. 2). Die preußischen Lehrpläne schließen bekanntlich sphärische Trigonometrie und den Kegelschnitt vom Gymnasium aus. Im zweiten und dritten Jahre des philosophischen Lehrkursus können nach der Ratio die zur Mathematik befähigten Köpfe diese Studien noch weiter betreiben und analytische Geometrie, Differential- und Integralrechnung hören (Pachtler S. 229). Die beschreibenden Naturwissenschaften finden in Pachtlers Studienplan keine Stelle, wohl aber die Physik in fünf Wochenstunden des zweiten Jahres, die anorganische Chemie und die mathematische und physikalische Geographie (Pachtler S. 230).

Fassen wir die Ergebnisse unserer Ausführungen in kurzen Worten zusammen, so erscheinen als die charakteristischten und zugleich abstoßendsten Züge des Bildes, welches Pachtler nach dem Modell der Jesuitenschulen von dem Gymnasium der Zukunft entwirft: der dürftige Religionsunterricht, die vollständige Vernachlässigung der deutschen Sprache und Litteratur, ferner in der Geschichte die gedächtnismäßige Behandlung auf den unteren Stufen und der Mangel des vaterländischen Gesichtspunktes, endlich die mechanische Dressur des Gymnasiasten zur ciceronianischen Eloquenz und des Lyceisten durch die scholastische Philosophie.

erzogen, mit beschränkter Vornehmheit diesen Problemen den Rücken zu kehren, und oft genug sieht sich erst der angehende junge Schulmann vor die Nothwendigkeit gestellt, über die Existenzberechtigung seiner Wissenschaft Rede zu stehen. Dann aber steht er leicht rath- und vertheidigungslos vor unverständigen und vielfach böswilligen Angriffen, wie sie dem modernen Vertreter der humanistischen Bildung nicht erspart werden. Er muß sich mattherzig in die Niederlage schicken oder sich unsicher und halben Herzens in das feindliche Lager hinüber ziehen lassen.

Auch für die Archäologie spricht Benndorf es jetzt aus, „daß es mehr als je eines starken Glaubens an die obersten Ziele und den nothwendigen Zusammenhang menschlicher Erkenntnisse bedürfe um an einen von allen Tagesinteressen weitabliegenden Stoff von Untersuchungen die ganze Existenz zu setzen". Er stellt (S. 4) die „Feiertagsfrage nach dem Werth aller Werktagsarbeit" und giebt zu, daß sie dem Archäologen schärfer als anderen entgegentrete.

Man kann indes nicht sagen, daß in Benndorf's Rede auf diese Frage die Antwort, oder auch nur ein Versuch zu finden sei, die Thätigkeit des Archäologen „in den nothwendigen Zusammenhang menschlicher Erkenntnisse" einzureihen.

Oder ist die Antwort indirekt zwischen den Zeilen zu lesen? Dann wäre es freilich in einem Sinne, der die eben besprochene fast ängstliche Fragestellung Lügen straft.

In der That wird man aus den glänzenden, in siegesgewissem Ton gehaltenen Beschreibungen der letzten Seiten des Vortrags den Eindruck gewinnen, daß im Gegensatz zu verwandten Disciplinen die Archäologie in der glücklichen Lage ist, die grämliche Forderung nach einer philosophischen Rechtfertigung ihrer Existenz frohgemuth von sich zu weisen. Von sich zu weisen im glücklichen Hinblick auf den Besitz des seit einigen Menschenaltern unerhört gesteigerten Forschungsmaterials.

Und wir müssen zugeben: dies wäre eine Antwort, zwar keine endgültige, aber für den Augenblick jedenfalls genügende, Ausschlag gebende. Denn wirklich werden auch die vordringlichsten Bekämpfer des humanistischen Treibens vor der einfachen Gegenfrage verstummen müssen: wollt ihr, daß wir vor den gewaltigen, noch tagtäglich neu gespendeten Schätzen des klassischen Bodens die Augen schließen? Sollen wir sie unverwahrt, unerklärt, unverstanden verkommen lassen? Von allen zum Mitsprechen zuzulassenden Parteien ist meines Wissens keine so brutal, um hier nicht die Berechtigung zu eindringlichster Arbeit anzuerkennen.

Man fühlt es Benndorf's Worten an, welche stolze Schaffensfreude durch diese heutige Archäologie geht, ein fast übermüthiges Vollgefühl,

erforderliche Fachbildung zu geben; sie pumpen ihn mit einem Wissen voll, das er später nur zum kleinsten Theil verwerthen kann (Pachtler S. 273). „Wie jeder Handwerker," scheut Pachtler sich nicht zu sagen, „von einem Meister seines Gewerbes, so muß der Lehramtskandidat von einem bewährten Manne seines Faches in das künftige Amt eingeleitet werden" (Pachtler S. 275). Deshalb muß man Lehrerseminarien errichten unter Leitung von Männern, „die für das Lehreramt kaum noch die nöthige Geistesfrische und Körperkraft besitzen, die aus naheliegenden Gründen die Pensionirung nicht nachsuchen, die jedoch ganz ausgezeichnet(!) für die Leitung eines Seminars wären." (So wörtlich S. 277.)

Unter diesen „ausgezeichneten" abständigen Schulmännern also treiben die Seminaristen ihre Studien und Uebungen, natürlich nur solche, die sie bei den Knaben später direkt „verwerthen" können. Sie studiren die Gymnasialschriftsteller, selbst einige Dialoge Plato's, „so lange der Unentbehrliche gelesen wird", sehn sich in der Geschichte und der deutschen Litteratur soweit um, daß sie diese Fächer einmal mit Ehre in der Schule geben können (d. h. die deutsche Litteratur, wie wir oben gesehen haben, vorzugsweise an heißen Sommernachmittagen), üben sich im Beisein des Vorstehers in lateinischer Erklärung der alten Klassiker, fertigen schriftliche Arbeiten zur Erlangung der nöthigen Fertigkeit im Latein- und Griechischschreiben an, halten mündliche Vorträge in lateinischer Sprache, dexitiren in den Gymnasialklassen und unterrichten auch wohl einmal selbst. Wie die Grammatik, so wird auch das Sachliche in der alten Litteratur nur bei vorkommenden Fällen, ja nicht nach Wolf'scher Weise als zusammenhängende Wissenschaft eingeprägt. Eben dasselbe gilt von der Litteraturgeschichte der Alten und von der Stellung des jeweilig zu lesenden Schriftstellers in der gesammten Geistesentwickelung des betreffenden Volkes. Hinsichtlich der Dauer eines solchen Seminarstudiums meint Pachtler, es dürften für gewöhnlich zwei Jahre hinreichen. Wir enthalten uns jeder Bemerkung zu diesen Vorschlägen, die wir zum größten Theil wörtlich dem 14. Aufsatz des Pachtler'schen Buches entnommen haben (Pachtler S. 272—287); jeder Zusatz würde den Eindruck der eigenen Worte des Jesuiten nur abschwächen. „Den Lyceallehrern mag," nach Pachtler's Meinung „die akademische Bildung angerathen werden, wenn sie nur nicht ausschließlich als der einzige Weg nach Rom aufgebürdet wird." Von den Lehrern der Philosophie am Lyceum ist jedoch „überaus zu wünschen, daß sie theologisch durchgebildete Priester seien" (Pachtler S. 284).

Geiste vorahnend die hundertfältigen Wirkungen spürt, die von demselben auf Mit- und Nachlebende ausgehen werden.

Aber eben dem Philologen giebt dieser blühende Zustand der Archäologie auch zu anderen minder erfreulichen Gedanken Anlaß. Es ist kein Zweifel, daß gerade aus ihm die jüngere Generation der Archäologen sich die Berechtigung abstrahiren wird, mit größerer Entschiedenheit als je die Emancipirung ihrer Disciplin in Angriff zu nehmen. Denn wenn es schon heute von dieser Wissenschaft gilt, was Benndorf (S. 23) ausspricht: „und trotz aller Hülfen und Erleichterungen würde dennoch heute auch ein schlafloser Wissensdrang nicht mehr im Stande sein, der elementar treibenden Bewegung, in welcher Zufall und Plan, Glück und Forschung stoßweise vordrängen, vollständig zu folgen", so wird es schon dem älteren, noch in philologischer Zucht erwachsenen Forscher schwer sein, den Zusammenhang mit der Schwesterwissenschaft aufrecht und in sich lebendig zu erhalten, der jüngere aber wird sehr bald auch den Versuch aufgeben, er wird aus der Noth eine Tugend machen und in der Ausübung einer rein archäologischen Technik das einzige Heil seiner Wissenschaft verkünden.

Ich will von der Wirkung nicht sprechen, die eine solche Entwickelung auf die Archäologie selbst ausüben wird, sondern nur auf den Rückschlag hinweisen, den dies für die Philologie haben wird: Es ist ein verhängnißvolles Zusammentreffen, daß diese gerade zu einer Zeit, wo ihr das Zusammenfassen aller Potenzen mehr denn je geboten wäre, wo sie den Reichthum der von ihr vermittelten Cultur am Imponirendsten darstellen müßte, eine solche Kraft von sich ausscheiden sehen soll. Ich meine, es sei Sache gerade der erfahrenen Meister des Faches, die noch im Besitz der alten Bildung stehen, in mitten dieses freudigen Vorwärtsdringens die Besonnenheit zu wahren, gegen die Unabhängigkeitsgelüste einen ernsten Protest zu erheben, um sich die bisherige klassische Archäologie nicht unter den Händen zu einem Fache der allgemeinen Kunstgeschichte werden zu lassen.

Denn wenn man heute noch auf Sympathien rechnen darf für die Erhaltung unserer alten Erziehungsideale, so ist es, sollte man denken, bei den Führern der klassischen Archäologie. Vielleicht ist es ja nicht möglich, den Weg, auf welchem die Wissenschaft eigener Schwerkraft weichend vorrückt, zu modificiren. Wenn es aber Männer giebt, die bestimmend auf diesen Weg einwirken können, so sollten diese bedenken, daß den Feinden humanistischer Bildung nichts erwünschter kommen könnte, als die Auflösung der bisherigen Alterthumswissenschaft in lauter einzelne, rein academische Disciplinen. Es mag sein, daß wir damit dem Ideal einer Organisation der Wissenschaft näher kämen. Aber wir thun nicht

trotz der heutigen Schuleinrichtung." Während er so einzelne verschont, verleumdet er also die gesammte staatliche Organisation der Gymnasien. Wir folgen dem Jesuiten auch auf dieses Gebiet nicht; die Widerlegung seiner fanatischen Anklagen ist ja nicht der Zweck unserer Ausführungen. Nur zu einer Bemerkung sind wir genöthigt. Oft genug ist oben darauf hingedeutet, wie dürftig und hohl, ja innerlich unwahr uns eine Bildungsweise erscheint, die nur an der äußeren Form haften bleibt, ohne das Streben, zum inneren Kerne der Dinge durchzudringen. Und aus diesem Grunde haben wir im Gegensatze zu der jesuitischen Auffassung verlangt, der Lehrer der alten Sprachen solle in der Klassikerlektüre seine Schüler anleiten, mit der äußeren Form auch den Geist und Ideengehalt der antiken Schriftsteller zu erkennen. Solche Erkenntniß führt nicht vom Christenthum weg, sondern zum Christenthum hin. Wir wollen daher nicht, wie Pachtler S. 295 es ausdrücklich verlangt, „die schöne Form der Alten ausschließlich zum Vorbild nehmen"; nein, wir verzichten nicht auf die reiche Nahrung, den der geistige und sittliche Lebensgehalt der alten Dichter und Denker nicht bloß der Verstandes-, sondern auch der Herzensbildung unserer Jugend spendet. Die alte Ratio der Jesuiten läßt diese hohe Bedeutung der Klassikerlektüre nicht hervortreten. Wir machen ihr daraus keinen Vorwurf, weil der Humanismus jener Zeit überhaupt den gleichen Mangel zeigt. Daß aber auch Pachtler diese Seite des Unterrichts unterschätzt, ja fast ganz verkennt, verräth sein unüberlegter Angriff auf das bekannte Wort, unsere Schule solle erziehen durch Unterricht. „Da haben wir das nämliche Ding", sagt Pachtler, „das wir ehrlicher Erziehungslosigkeit nennen." Nur kurz sei hier erwähnt, daß der Jesuit das viel besprochene Wort dahin verdreht, als ob es Erziehung nur durch Unterricht verlange; nur beiläufig sei angedeutet, daß er für die sittlich bildende Kraft, die in ernster Geistesarbeit und der täglichen Gewöhnung zu strengster Pflichterfüllung im Kleinen und im Kleinsten liegt, kein Verständniß zeigt. Worauf wir hier vor allem hinweisen, ist, daß Pachtler dem von ihm bekämpften Ausspruch den Sinn unterlegt, „zur Heranbildung sittlicher Menschen reiche schon die Erkenntniß des Guten, also der Unterricht in demselben, hin." Kann es einen deutlicheren Beweis dafür geben, wie wenig Pachtler von dem Gedanken durchdrungen ist, den er freilich (S. 333) einmal streift, dem Gedanken, daß der Unterricht, vor allem die Schriftstellerlektüre, sich nicht bloß an die Erkenntniß, sondern auch an Gemüth und Wille der Jugend richtet und so auch der sittlichen Bildung, der Erziehung dient? (Pachtler S. 291.)*)

*) Wir können uns nicht versagen, die ganze Stelle wenigstens in ihrem wesentlichsten Theil als ein Beispiel mißglückter Jesuitenpolemik hier anzuführen. Nach den

sich bei ihr für eine Menge neu auftauchender Probleme Raths erholen müsse, oder gar die Warnung, daß man in der Fülle neuer Erscheinungen des wahren Ausgangspunktes doppelt sich erinnert halten solle — nach solchen Andeutungen suchen wir in Benndorf's Rede vergeblich. Benndorf sagt: Die Einwirkung der Antike auf Kunst, wissenschaftliches Leben und öffentliche Bildung wolle er vergegenwärtigen. Richtiger hätte er gesagt: Die Einwirkungen auf Kunst, Kunstsinn und archäologischen Betrieb. Es ist ausschließlich der Kunsthistoriker und seine speziellen Interessen, die in diesem Vortrag zur Sprache kommen. Ohne daß es direkt ausgesprochen wäre, verrathen diese Ausführungen dennoch nur zu deutlich eine Fremdheit und einen Mangel an Zugehörigkeit gegenüber der eigentlichen Alterthumswissenschaft, die der, welcher an der alten Weise festhalten möchte, nicht ohne zu erschrecken, wahrnehmen wird.

Benndorfs Rede ist keineswegs im Augenblick und für den Augenblick geschrieben. Sie ist inhaltlich sorgfältig durchdacht und äußerlich mit einem solchen Maß glänzender, ja epideiktischer Rhetorik gearbeitet, daß Manchem wohl hie und da des Guten zu viel gethan scheinen wird. Man fühlt sich an antike Sophistenmanier erinnert. Kein Satz, in den nicht verschiedene Gedankenreihen zusammengedrängt wären, der nicht mit einer eigentümlich architektonischen Feilung gleichsam nach verschiedenen Seiten hin profilirt wäre. Selbst wer, wie Referent, den Reizen einer ausgesprochenen stilistischen Manier, wofern sie nur der Ausdruck energischen Könnens, sehr zugänglich ist, dürfte doch bedenklich den Kopf schütteln über ein Satzgebäude, wie folgendes: „Sieht man auf die unübertroffene Kraft von Barockbauwerken, deren aus- und eingebogene Façaden mit ihren wellenförmigen Gesimsen und aufbäumenden Giebeln an dem Beschauer vorüberwogen, daß ein Gefühl von Seekrankheit ihn überkommen kann, wenn ihm die Ruhe strenger Horizontalen und ebener Wandflächen gewohnt ist — auf einen Sculpturstil, der mit kühnem Geschick schwere Massen spielend in die Luft thürmt und den Bau des menschlichen Körpers vor grünenden Wänden oder über spielenden Wasserflächen oder hoch am Rande des Daches als stimmungsvolles Ornament in gefällige Silhouetten auflöst — auf eine Malerei, die mit einer perspectivischen Bravour ohnegleichen himmlische Ekstasen und übergeistigte Allegorien nichtssagend, ein irdisches Paradies gesellig auserwählten Lebens aber höchst vielsagend zu schildern weiß — wohin man blickt in dem Zeitbild der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, überall eine äußerste Anstrengung, die sich zu dem entsprechenden Anstrengungsmaximum der antiken Plastik, wenn ein Vergleich das nicht abschätzbare Verhältniß

[illegible]liche Anspornung der Gier nach äußerer Ehre und Auszeichnung in den Jesuitenschulen und an das von dem Orden unter den Schülern gepflegte haßliche Denunciantenwesen. Pachtler redet von diesen beiden Erziehungsmitteln der Jesuiten nicht; wir wollen annehmen, daß er sie [illegible]billigt. Aber von zwei anderen schlimmen Tendenzen des Ordens, die sich auch in der Erziehung zeigen, kann kein Jesuit sich [illegible], [illegible] sie eben aus dem innersten Wesen des Ordens [illegible]. [illegible] meinen das Streben, die Zöglinge von den heiligen Banden der Familie und des Vaterlandes loszulösen, um sie desto leichter [illegible] des Ordens dienstbar zu machen. Dem ersten Zwecke [illegible] in Nonneninstituten befolgte jesuitische Sitte, [illegible] ihren Eltern und Angehörigen [illegible], von dem Vorsteher lesen zu lassen*). [illegible] vaterlandsfeindlichen Geist des Jesuitenordens [illegible] aber ist Pachtlers Buch der [illegible] „[illegible] Jesuiten", sagt der gewiegte Kenner des Ordens, [illegible] Servitenmönch Sarpi, „ist niemals ein Sohn [illegible], dem Vaterlande geneigt, [illegible]"

Dieser staatsfeindliche [illegible] Pachtler'schen Werkes, [illegible] Schule gehört. [illegible] Familie und die Kirche, [illegible] einzig berufene [illegible], das Recht [illegible] der Mittelschule [illegible] Verstaatlichung [illegible] der Kirche und der [illegible] muß dem Staate [illegible] genommen und dem [illegible] Erziehungs- und [illegible] Orden sind die [illegible] dürfen nur noch [illegible] den Ordens- und [illegible] [illegible] über, [illegible] Knall und Fall [illegible]

* Vergl. [illegible]
** [illegible]

historiker mit unverhohlenem Aerger zu polemisiren pflegt, die aber von dem kunstliebenden Publicum mit der in ästhetischen Dingen trotz entgegenstehender Thatsachen so geläufigen Inconsequenz zäh festgehalten wird. Schwinden doch mit den alten Prärogativen des Classicismus auch alle jene bequemen Handhaben für das Urtheil, wie sie die bisherige Vorstellungsweise bot, durch welche sich auch der Ungeübte sofort orientirt glaubte.

Hier lesen wir es aber nun von Benndorf selbst ausgesprochen (S. 9): „Die geschichtliche Entwicklung der Kunst gleicht nicht dem einfach auf- und niedersteigenden Profil eines Schuttkegels in der Ebene, eher einem langgedehnten, weithin sich abstufenden Kettengebirge, in welchem massive Reihen neben und hinter einander gipfelnder Spitzen sich um den Vorrang streiten." Und mit klaren Worten wird als verwerfliches Vorurtheil gezeichnet „in aufsteigender Linie nur Vorbereitungen eines Zukünftigen, in absteigender nur Nachwirkungen eines Vergangenen zu erblicken, auf der einen Seite wesentlich ein noch nicht Gutes, auf der anderen wesentlich ein nicht mehr Gutes". Denn es beanspruche das künstlerische Wollen jeder Vergangenheit eine positive Würdigung, die ihr im Falle entgegenstehender Empfindungen mit allem Recht wohl der ausübende Künstler, nie aber ohne Abbruch geschichtlicher Wahrheit der forschende Historiker versagen könne. Aber mehr als das. Indem Benndorf für die sich in beständiger Reihenfolge und unablässigen Contrasten ablösenden Kunstepochen nach einer Erklärung sucht, geht er nicht mehr von einem absolut Schönen aus, bemißt nicht mehr die Abstände der einzelnen Zeiten von dem Ideal, sondern sucht in einer fast physiologisch zu nennenden Betrachtungsweise den Grund aller Verschiedenheiten in dem stets wechselnden Bedürfniß der menschlichen Natur nach Kunstreiz, Kunstanregung. Stets wechselnd, denn das Treibende in der Kunstentwicklung ist nicht ein constanter Drang nach dem Schönen, sondern die periodische Ermüdung aller Reize und ihr schließliches Umschlagen in Unlust. — Doch ich kann mir nicht versagen die meisterhafte Darstellung des Hauptpunktes in Benndorf's eigenen Worten vorzuführen. „Wohl als die letzte Ursache der stetigen Geschmacksveränderung wird die Thatsache zu gelten haben, daß alle Reize periodisch ermüden, sich abstumpfen, selbst in Unlust umschlagen. Ein Gesetz des Todes, von dem gewisse Gebiete der Production mehr als andere betroffen werden, unter dem die stärkeren Hervorbringungen weniger als die schwachen leiden, dem aber Starkes und Schwaches, Großes und Kleines, Hohes und Nichtswürdiges, unerbittlich Alles unterworfen ist. Da ein Bedürfniß nach rein wohlgefälligen Eindrücken fortbesteht, so ist mit dieser Thatsache ein ewiges Verlangen nach frischen Reizen gegeben, so erzeugt und erhält sich aus ihr jener dämonische Trieb nach Neuem,

wie es nur der neu gewonnene Ueberblick über noch jungfräulich unerforschte Materialmassen einflößen kann.

Fast könnte man sich versucht fühlen, den Eingang der Benndorf'schen Rede in ironischem Sinne aufzufassen und etwa folgendergestalt zu ergänzen: Wohl kennen wir jene lästigen Fragen nach dem Wozu und Weshalb, mit denen das Publikum lauter und lauter den wissenschaftschaftlichen Betrieb der Philologie bekrittelt, ihre praktische Ausübung in der Schule schon mit gelüftetem Visir bekämpft und zurückzudrängen sucht. Aber sie gehen uns zur Zeit noch nichts an. Seht ihr zu, wie ihr auskommt. Wir haben noch Menschenalter hindurch nicht davon zu leiden. Blickt auf die Aufgaben, die uns die Erde liefert. Nur unfähiger Quietismus kann von uns verlangen nach begrifflichen Formeln für das „Warum" unserer Arbeit zu suchen. Denn (S. 22) „wie wäre es denkbar in flüchtiger Erinnerung auch nur das Wichtigste aus einem Reichthum zu streifen, der durch den Wetteifer aller Kulturnationen zu Tage gefördert und dem Leben zurückgewonnen worden ist. Beobachtend vor Schuttgräben oder wiedergeöffneten Gräbern, zeichnend und vergleichend in den Museen, spähend und wagend auf den Wegen des Kunsthandels, sinnend und forschend vor Büchern in der Heimath, überall finden wir eine Regsamkeit thatkräftig am Platze, überall sehen wir eine Unendlichkeit künstlerischer Ueberlieferungen sich weiter mehren und häufen".

Wie eine glücklich aufblühende Colonie mit behaglichem Mitleid auf die zurückgebliebene mannichfach bedrängte Mutterstadt sieht, fast so, kann es einen bedünken, läßt sich heute in breiteren Formen, gehobenen Selbstgefühls die jüngere Wissenschaft neben der älteren, aber um ein Beträchtliches mehr von ihr getrennt als früher, nieder.

Der Verfasser lege es nicht als böswillige Insinuation aus, wenn ich für eine von ihm gestellte, aber nicht direkt beantwortete Frage vielleicht etwas willkürlich die Antwort suche. Man kann ja die Wissenschaft, die sich mit der monumentalen Hinterlassenschaft des Alterthums beschäftigt, nur auf das Wärmste beglückwünschen zu der beispiellosen materiellen Begünstigung, die sie heut zu Tage erfährt. Und niemand kann besser, als der Philologe, ihr die Wonne nachempfinden, die es gewährt aus unberührten Quellen schöpfen zu dürfen. Sieht er doch jetzt einer nahverwandten gleichzeitigen Wissenschaft gegönnt, worum er so oft die Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts beneidet hat: Die unmittelbare elektrisirende Wirkung einer eben aus dem Grabe erstandenen Kultur, die Entdeckerfreude des Gelehrten der Renaissance, der über dem alten Schriftsteller, den er zur ersten Herausgabe vorbereitet, am eigenen

Was geleugnet werden kann, und mit vollem Recht geleugnet wird, ist nur das, daß das Vollkommene nur einmal und in ausschließender Weise erreicht worden sei. Es ist nicht eine Idee des Schönen, sondern deren eine Welt, der der menschliche Geist auf hundert Wegen mit größerer und geringerer Fähigkeit zustrebt, und diese Wege sind nicht getrennt, sondern, höhere und niedere, dergestalt sich vielfältig durchkreuzend, daß durch ihre Berührung von dem einen zum andern neue Kraft ausgeht. In dieser Hinsicht liegt allerdings auf der Hand, was gerade durch die Benndorf'sche Theorie gewonnen wird, an Breite des Verständnisses, Vorurtheilslosigkeit der Untersuchung, Gerechtigkeit des Urtheils. Aber des Kunsthistorikers Werk ist nicht zu Ende, wenn die Bedingungen des Werdens für ein Kunstwerk dargestellt sind. Zu dem historischen Verstehen tritt die absolute Würdigung. Wenn wir diese von einer einseitigen Regel befreien, heben wir sie damit nicht auf, so wenig wir die Bedeutung der antiken Kunst schmälern, wenn wir, um zu einem Gesammturtheil über menschliche Kunst zu gelangen, auch andere Kunstepochen und von der griechischen Kunst nicht nur das Vollkommenste heranziehen. Dieses Urtheils aber soll sich der Kunsthistoriker nicht bescheiden. Wohl soll er gerecht und vorurtheilslos verfahren und indem er die Zeiten und ihre bedingenden Einflüsse bedenkt, vor Allem verstehen lernen. Aber er soll darüber nicht vergessen, daß es Werthunterschiede giebt. Das geschichtliche Verstehen soll uns dazu führen, auf breiterer Basis zu einem absoluten Urtheil zu gelangen. Wir wollen gerecht sein, aber um es zu sein, wollen wir nicht nivelliren und dadurch doppelt ungerecht werden.

Aber auch auf den Begriff der Classicität, meine ich, wird eine universale kunstgeschichtliche Betrachtung gerade von den Benndorf'schen Prämissen aus immer wieder zurückgeführt werden. Fassen wir zwei Dinge in's Auge. Erstens. Wenn wir auch in jeder Kunstepoche den sie bestimmenden Kunstbedürfnissen des Volkes einen relativen Werth zuerkennen, so werden wir doch niemals leugnen, daß diese Reize zu Zeiten gesunder, reiner, berechtigter, als zu anderen, seien. Und zweitens. So gewiß die einander folgenden Kunstepochen durch contrastirende Kunstreize von einander getrennt sind, so eng hängen sie doch dadurch mit einander zusammen, daß jede folgende die ganze Summe des Können's von der früheren übernimmt, um damit auf ihre Weise zu schalten. Vor den vollendeten Göttertypen der praxitelischen Zeit hat eine Reihe von Künstlergenerationen gearbeitet mit sehr verschiedenen Impulsen und Kunstzielen. Unbewußt haben sie aber doch alle ihr Scherflein zu diesen Typen beigetragen. Indem nun die folgende Generation das Erbe der vorhergehenden antritt, ist die Möglichkeit gegeben, daß sie dasselbe ent-

immer gut, dem Idealen auf ganz direkten Wegen zuzuſtreben. Hier wenigſtens würde die alte Mähr von dem Ruthenbündel wieder einmal zur Geltung kommen: Wie dünne Stäbe würden die einzelnen Diſciplinen im Kampf um den Nachwuchs des Volkes mit den Feinden der alten Bildung geknickt werden, und wir hätten ſchließlich zwar eine glänzende Organiſation des wiſſenſchaftlichen Lebens, aber keine Menſchen, um in ihr zu wirken.

Es ſoll ſogar zugegeben werden: es mag ein herzlich unbeholfener, undefinirbarer, altmodiſcher, ja vielleicht hier und dort veralteter Complex von theilweiſe willkürlich verbundenen wiſſenſchaftlichen Disciplinen ſein, der unſere heute noch zuſammenhaltende, noch immer als Einheit fungirende klaſſiſche Alterthumswiſſenſchaft bildet. Die unwandelbare Einheit eines Begriffes wird kein Verſtändiger in ihr verkörpert ſehen. Dieſe logiſchen Mängel aber haben nichts zu bedeuten gegenüber der eminent praktiſchen Frage: Sind wir der Funktionen dieſes Agglomerats enthoben, oder bedürfen wir ihrer noch? So entſchieden die Gegner dieſe Frage verneinen, ſo entſchieden ſollten die Zuſtimmenden ſich in conſervativer Geſinnung um die angegriffene Wiſſenſchaft ſchaaren und das Zerbröckeln derſelben verhindern. Wer der Meinung iſt, daß wir, wie vor dreihundert Jahren die hier zu erwerbende Summe von Kenntniſſen, Einſichten und Fertigkeiten als nothwendiges Ferment unſerer höheren Volksbildung gebrauchen, damit unmittelbar das Reſultat tauſendjähriger Geiſtesarbeit dem friſch pulſirenden Blutſchlag unſerer jungen Geſchlechter zugeführt werde, ſie überhebe der Arbeit, Gefundenes zu ſuchen, und durch erprobten feſten Beſitz die eigene Arbeit mit Schwingen verſehen werde — wer dieſer Meinung iſt, der laſſe die mit Ehren alt und grau gewordene Fahne nicht vornehm im Stich, wenn anders er von den Segnungen dieſes Zeichens durchdrungen iſt.

Man wird vielleicht kopfſchüttelnd fragen: was verleitet den Referenten über eine ſo ſachliche, maßvolle und von dieſen Tagesfragen unberührte Rede, wie die Benndorf'ſche, zu ſolchen Diatriben?

Eben das, daß in dieſer an bedeutſamer Stelle und von einem gleichermaßen archäologiſch und philologiſch bewährten Forſcher gehaltenen Rede, welche über den Stand der Diſciplin Muſterung halten, die Wirkungen der Antike in unſerem Jahrhundert in Hinſicht auf Kunſt, wiſſenſchaftliches Leben und öffentliche Bildung (S. 3) vergegenwärtigen will, mit keinem Worte der Rückwirkung der Vorgänge innerhalb der heutigen Archäologie auf die verwandte claſſiſche Philologie, mit keinem ihrer Zugehörigkeit zu derſelben gedacht wird. Daß auch die Schweſterwiſſenſchaft ihr Theil von dem reichen Segen bekomme, daß man

Denn ich meine, das sei der dritte, vorhin noch vermißte Punkt. Unbedingte Lebenskraft und Kraft Leben zu wirken, stellen wir als dritte Forderung zu jenen obigen Postulaten: das, was zur Zeit der am höchsten gesteigerten technischen Fertigkeit, der reifsten Ausbildung der Typen entstand, während die Prädisposition des Volkes, für das es wurde, die nachweislich günstigste war, und was zugleich, losgelöst von dem mütterlichen Boden seiner Entstehung sich dennoch als ewig wirkend, immer lebenskräftig bewährt, das ist nicht nur schön, sondern klassisch schön.

Weshalb aber machen wir überhaupt diesen Unterschied? Ich denke deshalb, weil wir an die Betrachtung der Kunst-Thätigkeit des Menschen mit dem im letzten Grunde sittlichen Postulat herangehen, nicht wie bei der Natur jede Hervorbringung mit gleichem Interesse zu betrachten als das Product einer stets gleichwerthigen Kraft, sondern weil wir hier nach dem Festen im Flusse, nach dem Gesetz des Werdens, nach der, wenn auch hundertmal gehemmten und retrograden, dennoch immer vorhandenen Entwickelung fragen. Die Marksteine dieser Entwickelung in der Kunst sind das klassisch Schöne. Wenn wir diesen Begriff so fassen, werden wir zu seiner Beschreibung und der Abgrenzung seiner Erscheinungsformen allerdings niemals durch philosophische Analyse von Form und Inhalt der Kunstwerke, sondern nur durch die tiefdurchdachte Geschichte der Kunst geleitet werden.

Aber diese Erörterungen führen weit ab in Kunstphilosophie und Aesthetik und nur von der heutigen Archäologie sollte hier gesprochen werden. Weil indessen für diese die Theorie Benndorf's so äußerst charakteristisch ist, durfte ich wohl näher auf sie eingehen. Es ist ein Schritt freiwilliger Selbstentäußerung, den die Archäologie thut, sobald sie sich diese Gedanken aneignet. Sie entkleidet sich der bevorzugten Stellung, die sie innerhalb der Kunstwissenschaft bisher einnahm, indem sie den Gegenstand ihrer Untersuchungen in eine Reihe stellt mit den künstlerischen Produktionen anderer Völker und Zeiten. Es ist dies ein unvermeidlicher Proceß, die Frucht naturgemäßer Entwickelung. Aber bemerkenswerth erscheint mir und darauf möchte ich zum Schluß hinweisen, daß wir diese Entwicklungsphase schon einmal bei der nächstverwandten Wissenschaft in ganz analoger Weise sich vollziehen sahen.

Denn indem die Archäologie hier mit einer alten tiefgewurzelten Vorstellung bricht, beobachten wir denselben Vorgang, den auch die Philologie durchgemacht hat. Die Zeit liegt noch nicht weit zurück, in der die Philologie ihr begrifflich fest abgegrenztes Material in den sämmtlichen Lebensäußerungen der beiden sogenannten klassischen Völker ah, in der Wiedererkennung und wissenschaftlichen Belebung derselben

verdeutlichen darf, etwa wie das Fortissimo eines Orchesters zu demjenigen eines Quartetts verhalten mochte und daher in allen Organen moderner Empfindung ein um so tieferes Verlangen nach Maaß und Ruhe hinterließ." (S. 13.)

Ist das nicht Barockstil mit allen geschilderten bedenklichen Wirkungen?

Nur in einem Punkte erkennen wir den alten Sophisten nicht. Er würde vermuthlich klarer disponirt oder den Titel glücklicher gewählt haben. Von den jüngsten Wirkungen der Antike soll gehandelt werden und es ist kein Zweifel, welche Zeit der Verfasser im Auge hat: die, welche mit der Ueberführung der Elgin marbles nach London anhebt und durch die großen Funde von Kleinasien und Olympia ihren Stempel erhält. Aber von dieser Periode reden nur die letzten sechs Seiten und keineswegs in einer Weise, die der Ankündigung entspricht. Denn was geschildert wird, ist das riesenhafte Anschwellen des Materials. Es schließt sich daran die Bezeichnung derjenigen Punkte und Centralstellen, an denen die Sammlung und Aufbewahrung dieses Materials vor sich geht und vor sich gehen soll, derjenigen Kräfte, welche jetzt und in Zukunft seine Sichtung und Veröffentlichung zu besorgen haben. All dies aber sind doch nur die Formen, innerhalb derer wir die zukünftigen Wirkungen zu erwarten haben, nicht diese Wirkungen selbst.

Und wenn auch einmal in leuchtender Perspektive ein erstrebtes Ziel angedeutet wird „aus Aegyptischem, Orientalischem, Griechischem ein stolzer Wiederaufbau der gesammten Kunst des Alterthums", so müssen wir sagen: schöne Zukunftsträume sind etwas Anderes, als thatsächliche Wirkungen.

Offenbar liegt der Schwerpunkt der Benndorf'schen Rede auf einem ganz anderen, nämlich dem kunsttheoretischen Gebiete. Es lag dem Verfasser am Herzen, einer Auffassung von der Entwicklung aller Kunst zum Worte zu verhelfen, die, wenn wir nicht irren, von archäologischer Seite noch nie mit solcher Entschiedenheit ausgesprochen, und doch für ihre Stellung von besonderer Bedeutung ist. Ich meine den Protest gegen die Goethe-Winckelmann'sche Auffassung, die in dem Aufblühen, Blühen und Verblühen einer Kunstentwicklung die endliche Geschichte einer organischen Einheit, im Besonderen in dem Aufgang und Niedergang der klassischen Kunst das prototypische Beispiel der Kunstentwicklung überhaupt sieht.

Der großen Mehrzahl der Gebildeten ist diese in der Blüthezeit unserer Literatur und Alterthumswissenschaft gezeitigte Vorstellung entschieden noch heute die geläufige Form, in der sich ihr künstlerisches Betrachten und Denken bewegt. Eine Theorie, gegen welche der moderne Kultur-

Gewerbliche Zustände in der Gegenwart.

Von

Wilhelm Stieda. (Rostock i. M.)

1.

Handwerk und Großindustrie.

Seit Jahren hat der Rückgang der Kleingewerbe und deren sich mindernde Bedeutung gegenüber der rasch zunehmenden Zahl der Fabriken die Nationalökonomen beschäftigt. Roscher war soviel wir wissen der erste, der in dem schönen Aufsatze über Industrie im Großen und Kleinen (1855)*) den Gegensatz zwischen beiden Unternehmungsformen eingehend erörterte. Später hat Schmoller den Kleingewerben ein ganzes Buch gewidmet**). Als dann im Jahre 1875 die erste Gewerbezählung im deutschen Reiche stattgefunden hatte, berührte in einem Vortrage über die Ergebnisse derselben***), den er in der Berliner Volkswirthschaftlichen Gesellschaft hielt, der damalige Director des Königlich Preußischen Statistischen Bureaus, Ernst Engel, auch diese Seite und ganz neuerdings ist durch Max Haushofer wiederum die Aufmerksamkeit auf den „Existenzkampf des deutschen Kleingewerbes gegen die Großindustrie" gelenkt worden†).

Nachdem auf diese Weise schon so oft die Frage von berufener Seite beleuchtet worden — außer in den genannten Schriften ist sie noch in manchen anderen, den neueren Handbüchern der Nationalökonomie u. s. w.††)

---

*) Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkt. 2. Band.

**) Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert. Statistische und nationalökonomische Untersuchungen. Halle 1870.

***) Die industrielle Enquête und die Gewerbezählung im Deutschen Reiche und im Preußischen Staate am Ende des Jahres 1875. Berlin 1878.

†) Deutsche Zeit- und Streitfragen. Jahrg. XIV, Heft 218. Berlin 1885.

††) So z. B. in Schönberg's Handbuch der politischen Oekonomie. Abschnitt: Ge-

in dem sich alles Leben bethätigt, und dessen bald schaffende, bald verheerende Kraft auch die Geschichte aller Kunst erläutert. Der Geschmackswechsel ist daher die faßliche Formel und das nothwendige Ergebniß eines ständigen Unterganges und einer ständigen Neubildung ästhetischer Reize. Jedes Geschlecht verzehrt sie in der Thätigkeit des Genusses, jedes Geschlecht erzeugt sie im Genusse schöpferischer Thätigkeit. Jede Zeit wendet sich, je nach dem Grade der Lebhaftigkeit ihres Temperaments, in Ermüdung, Unlust, Widerwillen oder Entrüstung hinweg von dem Geschmacke ihrer unmittelbaren Vorgängerin, der ihr unter allem Dageweſenen als das Verwerflichste erscheint, und der neue Geschmack setzt genau da ein, wo der alte versagte. Aus den Schwächen des alten heraus bilden sich die Vorzüge des neuen." (S. 11.)

Als die wichtigste Anwendung dieses Gedankens hebe ich hervor, wie sich ihm danach der Kreislauf der griechischen Plastik darstellt. Es ist der Trieb nach beständiger Ueberbietung der alten abgeschwächten Reize, der das gebundene Götterideal der alten Zeit in rascher Steigerung von der lebensloſen Steifheit eines Apoll von Tenea zu den Typen der Phidias'schen Zeit vorwärts treibt. Hier ist ein Halt geboten. In gerader Linie eröffnet sich keine weitere Möglichkeit neuer contrastirender Steigerung. Daher tritt die Abweichung ein und auf die Darstellung der reinen in sich ruhenden Göttlichkeit folgt die Fülle der pathetischen Darstellungs- und Reizmittel; bis auch diese sich erschöpft und ein neuer Contrast nur durch künstliche Beschränkung, beabsichtigtes Zurückgreifen auf die ruhigen Ideale des fünften Jahrhunderts möglich ist, wie denn thatsächlich unmittelbar auf die gewaltigsten Kraftanstrengungen der griechischen Plastik der künstliche Archaismus der pasitelischen Schule folgt.

Ich gestehe gern, diese Darlegungen nicht ohne Bewunderung und mit voller Zustimmung gelesen zu haben, nur mit dem Bedauern, daß Benndorf trotz der reichen Fülle seiner Beobachtungen, die sich ihm in der mannigfachen Wendung des Grundgedankens ergeben, doch bei Aphorismen stehen geblieben ist. Er hört zu früh auf und enttäuscht dadurch, daß er das mit Recht Aufgelöste nicht von Neuem und in anderem Sinne zusammenfügt. Denn indem er nur gegen die falsche und beengende Herrschaft eines einseitigen Classicismus polemisirt, könnte seine Darstellung zu dem Glauben verleiten, als solle damit in die Kunstbetrachtung das protagoreische Princip eingeführt werden: Das immer ist gut, vollkommen, schön, was dem jeweiligen Bedürfniß entspricht. Nein, zwischen Culturgeschichte und Kunstgeschichte ist ein Unterschied. Tiepolo ist nicht gleichwerthig mit Bonifazio, Skopas mit Pasiteles, wenn auch der eine wie der andere dem Bedürfniß seiner Zeit vollkommener entsprach, als der an sich höhere.

welcher gleichzeitig und regelmäßig eine Mehrzahl von Arbeitern außerhalb ihrer Wohnungen in geschlossenen Räumen beschäftigt wird." Wie erwähnt reicht auch diese Auseinanderhaltung nicht vollkommen aus. Durch sie kann dasselbe Etablissement je nach dem Stande seiner Arbeiten, die bald mehr bald minder Menschen erfordern, bald in die Kategorie der Fabriken, bald in die der Handwerke hinein fallen. Doch ist sie für statistische Vergleiche geeigneter als andere. Es fragt sich dann nur, bei welcher Zahl von innerhalb des Etablissements beschäftigten Personen man den Uebergang des handwerksmäßigen Kleinbetriebs in den fabrikmäßigen Großbetrieb sich vollziehen läßt.

Die Gewerbezählung von 1875 hat zwischen den Betrieben, welche ohne Gehülfen oder mit höchstens 5 Gehülfen thätig sind und denen, welche mit mehr als 5 Hülfspersonen arbeiten, unterschieden. Dieser Eintheilung, welche die ersteren als Kleinbetriebe, die letzteren als Großbetriebe bezeichnet, muß vorgeworfen werden, daß sie ein wenig willkürlich ist. Mit Recht bemerkt Haushofer, daß die Fünfzahl nicht viel bedeutet. Offenbar ist für sehr viele Fälle dieselbe zu hoch gegriffen und bekommt man eine ungenaue Vorstellung von der Leistungsfähigkeit des Kleingewerbes, wenn alle Geschäfte mit 6 Personen zu demselben gerechnet werden. Andererseits wird man nicht selten Bedenken tragen müssen Betriebe mit 7 bis 10 oder 11 bis 50 Arbeitern der Großindustrie im engeren Sinne zuzuweisen. In der That fängt diese wohl erst bei den Betrieben mit mehr als 50 Hülfspersonen an. So wird, glaube ich, schließlich nichts anderes übrig bleiben als nach dem Vorgange der Landwirthschaftsstatistik, so wie dort große, mittlere und kleine Güter angenommen werden, ähnlich bei Eintheilung der industriellen Betriebe vorzugehen. Das Material dazu ist mit der 1882er Zählung gegeben und vermuthlich werden die nachfolgenden Erhebungen diese Classification beibehalten. Die neue Statistik giebt die Zahlen für die sogenannten Alleinbetriebe, d. h. die ohne Gehülfen betriebenen Geschäfte und für die eine, zwei und drei bis fünf Personen (mit Einschluß des Geschäftsleiters) beschäftigenden Betriebe getrennt.

Bei der früheren Gewerbeenquête hatten sich nur einige Staaten, nämlich Preußen, Bayern, Oldenburg, Baden und die beiden Hansestädte Hamburg und Lübeck dazu entschlossen die Geschäfte mit weniger als fünf Hülfspersonen nach der speciellen Zahl derselben auseinanderzuhalten. Ueberdies waren diese wenigen Länder nicht einmal in gleicher Weise vorgegangen. Zwar wies die Statistik in allen die Alleinbetriebe besonders nach, dagegen verfuhr sie verschieden in Bezug auf die Gehülfenbetriebe. In Preußen, Bayern und Oldenburg trennte man die Betriebe mit ein,

Schranken erinnert werden. Die amtliche Statistik weist die Betriebe mit drei bis fünf Personen in einer Spalte vereinigt nach und giebt die Gruppirung weiter in den Stufen 6—10, 11—50, 51—200 Personen u. s. w.

Gewerbegruppe.	Von je 100 Betrieben jeder Gruppe sind			
	Alleinbetriebe.	Kleinbetriebe.	Mittlere Betriebe.	Großbetriebe.
1.	2.	3.	4.	5.
1. Kunst- und Handelsgärtnerei	50.6	20.4	28.8	0.2
2. Gewerbsmäßige Thierzucht, Fischerei	60.4	25.9	13.7	—
3. Bergbau, Hütten- und Salinenwesen	2.8	4.9	49.4	42.9
4. Torfgräberei und Torfbereitung	9.9	50	39	1.1
5. Industrie der Steine und Erden	28	23	47.3	1.7
6. Verarbeitung v. Metall, ausg. Eisen	46	20.3	32.5	1.2
7. Eisenverarbeitung	41.6	34.7	23.4	0.3
8. Maschinen, Instrum. Apparate	54.7	26.3	17.9	1.1
9. Chemische Industrie	33.6	26.6	37.1	2.7
10. Forstwirthschaftliche Nebenproducte	31.3	29	38	1.7
11. Textilindustrie	77.1	12.8	9.5	0.6
12. Papierindustrie	41.6	22.3	33.9	2.2
13. Leder-, Wachstuch-, Gummi-Industrie	47.1	27.5	25.1	0.3
14. Holz- und Schnitzstoffe	60.9	23	16	0.1
15. Nahrungs- und Genußmittel	32.5	39	28	0.5
16. Bekleidung und Reinigung	79.54	12.10	8.32	0.04
17. Baugewerbe	56	18.4	25	0.6
18. Polygraphische Gewerbe	31	16.5	50.6	1.9
19. Künstlerische Gewerbe	72.40	10.32	17.23	0.05
20. Handelsgewerbe	65	19.36	15.58	0.5
21. Versicherungsgewerbe	70.1	11.4	18.1	0.4
22. Landverkehr	70.2	18.5	11.2	0.1
23. Wasserverkehr	28.1	41.0	30.3	0.6
24. Beherbergung und Erquickung	52.4	30.9	16.7	—
Generalsumme	63.3	20.3	16.1	0.3

Betrachten wir nun die zweite Tabelle, welche zeigt wie stark jede der vier Unternehmungsformen in jeder Gewerbegruppe vertreten ist. Bei allen Gewerbebetrieben zusammen überwiegt der Alleinbetrieb; auf ihn entfallen 63.3 Proz. aller. Der an zweiter Stelle stehende Kleinbetrieb ist mit 20.3 Proz. von dem Uebergewicht des ersteren schon sehr weit entfernt. Beide Kategorien zusammen lassen erkennen, daß die Domäne für die Thätigkeit des kleinen Mannes noch eine ausgedehnte ist, sofern sie 83.6 Proz. gegenüber 16.1 Proz. Mittelbetrieben und einer verschwindend kleinen Zahl — 0.3 Proz. von Großbetrieben repräsentiren. Die Zahl der in jeder dieser vier Formen angestellten Personen läßt sich leider nach der vorliegenden Statistik noch nicht bestimmen. Nur soviel kann man entnehmen, daß auf die Alleinbetriebe etwas mehr als der vierte Theil — 25.2 Proz. ist — aller Gewerbetreibenden entfällt.

lums auf gewerbliche Leistungen, insbesondere Reparaturen zu genügen. Die Fischerei wird wohl oft gemeinsam betrieben, aber eben so oft ist Jeder für eigene Rechnung thätig und verbindet sich nur zeitweilig zur bequemen Ausführung seiner Absichten mit den Genossen. In der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe hat die handwerksmäßige Herstellung von Mobilien durch Solidität und stylgerechte Ausführung vieles vor der fabrikmäßigen voraus. Ferner macht sich das Bedürfniß nach Erledigung von Reparaturen geltend. Endlich fällt die relativ größere Wohlfeilheit des Werkmaterials*), des Holzes gegenüber den Preisen anderer Rohstoffe in's Gewicht, die zur Begründung eines Alleinbetriebes anreizt. Beispielsweise sind von allen Korbmachereibetrieben 78.4 Proz., von allen Betrieben für Flechterei und Weberei von Holz, Stroh, Bast und Binsen 91.4 Proz. Alleinbetriebe. Nur die Holzzurichtung, (Sägemühle) wird unter allen zu dieser Gruppe gehörenden Gewerbearbeit vorzugsweise im Großen betrieben.

Bei den Kleinbetrieben wird der Durchschnittssatz von 20 Proz. in sehr vielen Gruppen überschritten. Die Torfgräberei insbesondere, der Wasserverkehr, die Nahrungs- und Genußmittelindustrie und die Eisenverarbeitung zeichnen sich durch eine relativ große Häufigkeit der Kleinbetriebe aus. Die erstere, die überhaupt seit 1875 stark zugenommen hat, von 4463 Betrieben mit 9210 Personen auf 5422 Betriebe mit 14977 Personen, wird noch vielfach als landwirthschaftliches Nebengewerbe ausgeübt und dann in kleinerem Maßstabe. Für den Wasserverkehr versteht es sich von selbst, daß wenigstens zwei Personen bei Flößerei oder Küstenschiffahrt erforderlich, aber eben so oft auch ausreichend sind. In der Nahrungs- und Genußmittelindustrie sind es im Wesentlichen die Bäcker und Metzger, durch die das Vorwiegen der Kleinbetriebe sich erklärt, während Brauerei, Brennerei, Tabaksfabrikation sich mehr in großen Betrieben, die Zuckerfabrikation ausschließlich in solchen vollzieht. Bäckerei und Fleischerei sind zwar auch schon fabrikmäßig eingerichtet. „Wohl existiren in großen Städten, besonders in den Seestädten, große Pökel- und Räucherungsanstalten mit mehr fabrikmäßigem Betrieb, wohl setzen auch größere Wurstfabriken ihre Schneide- und Hackapparate mit Dampf in Bewegung“**), aber in der Hauptsache halten sich diese Handwerke auf dem einmal occupirten Boden. Ihre Werkstätten oder Verkaufsläden müssen den Konsumenten nahe gerückt sein. Der Absatz der Waare geht dann bequem von Statten, während er für den fabriksmäßigen Betrieb gewisse, nur in größeren Städten zu überwindende Schwierigkeiten bietet.

*) Hansbofer, a. a. O. S. 21.
**) Schmoller, a. a. O. S. 422.

wachsen ist, stieg die Zahl der Personen der Kleinbetriebe um 7.6, die der Großbetriebe um 23 Proz. Im Jahre 1875 waren von allen Industriellen 64.3 Proz. in der Kleinindustrie und 35.7 in der Großindustrie untergebracht, im Jahre 1882 dagegen sind die entsprechenden Verhältnißzahlen 61.1 und 38.9.

Wie hieraus ersichtlich hat also das Kleingewerbe nicht in demselben Tempo zugenommen, wie die Großindustrie. Es hat keine eigentliche Einbuße erfahren, aber eine relativ weniger bedeutende Stellung wie im Jahre 1875 inne. Es stellt zu der Gesammtzahl der Betriebe und der Industriellen ein verhältnißmäßig geringeres Kontingent als vor 7 Jahren. Zwar ist das Terrain, das die Großindustrie mehr erobert hat, nicht gerade bedeutend. Aber man sieht in dem schnelleren Anwachsen derselben doch die größere Anziehungskraft, die sie ausübt und daß auf einigen gewerblichen Gebieten der Uebergang zur kapitalistischen Produktionsweise unaufhaltsam sein muß. Besorgnisse für den Bestand des Kleingewerbes in der Zukunft flößen diese Zahlen nicht ein. Eine so stattliche Schaar von Personen, die zu demselben gehören, wird nicht verdrängt werden können, ganz abgesehen davon, daß eine Reihe von Gründen für dauernde Erhaltung des Handwerks spricht. Thatsächlich erscheint denn auch, wie die nachstehenden Ausführungen erweisen sollen, das Kleingewerbe in manchen Industrieen außerordentlich lebensfähig.

Muß nach dem oben Gesagten zur Zeit darauf verzichtet werden den Kampf der Unternehmungsformen in den einzelnen Gewerbegruppen während der Periode 1875—1882 zu beobachten, so kann doch wenigstens untersucht werden, wie das gegenwärtige Verhältniß beider ausfällt. Zu diesem Zwecke sind die beiden nachfolgenden Tabellen aufgestellt worden, von denen die erste die absoluten Zahlen, die zweite die Relativberechnungen enthält. Bei diesen Tabellen ist eine andere Eintheilung als die bisherige zur Charakteristik der Betriebsformen gewählt worden, die wenn sie auch nicht allen Ansprüchen genügen wird, gleichwohl in manchen Beziehungen einen besseren Ueberblick zu gestatten scheint.

Maschinen, brauchen viele Menschenhände und machen daher den größeren Zuschnitt des Betriebs unvermeidlich. In derselben Lage ist die chemische Industrie, die nicht nur bei der Herstellung ihrer Säuren, Farben, Explosivstoffe u. s. w. sondern auch in Apotheken, Abfuhranstalten u. dgl. m. zahlreicher Menschenhände bedarf, und die Gewinnung forstwirthschaftlicher Nebenproducte, die Gasfabrikation, die Herstellung von ätherischen Oelen und Parfums, die Verfertigung von Firnißen und Kitten.

Gleichsam indifferent in Bezug auf die Unternehmungsform erscheint die Herstellung von Maschinen, Instrumenten, Apparaten, die im Großen wie im Kleinen fortkommt, jedoch wohl mit einer Neigung für den Großbetrieb. Ferner die Leder-, Wachstuch- und Gummi-Industrie, welche der Form des Mittelbetriebs den Vorzug zu geben scheint und die Gewerbe für Beherbergung und Erquickung, die relativ am häufigsten in der Form des Kleinbetriebs auftreten.

Jede Unternehmungsform hat demnach ihre Berechtigung und den Eigenthümlichkeiten des Gewerbes gemäß bildet sich hier ein Uebergewicht der einen, dort der anderen aus. Mir scheint, man hat es nicht zu beklagen, daß stellenweise der Großbetrieb sich mächtig entwickelt hat. Eine völlige Verdrängung des Kleinbetriebs steht deßhalb nicht zu erwarten. Wo er der Großindustrie hat weichen müssen, da war es die nothwendige Folge der Umgestaltung der ökonomischen Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten. Die Fortschritte des Maschinenbaues die dem Kleinindustriellen die Vortheile des Maschinen- und Motorenbetriebes zugänglich machen, die Entwickelung des Credits, die für wohlfeile Beschaffung von Kapitalien sorgt, eine zweckmäßige Reform der Gewerbeordnung, die für Industrieschulen, Regelung des Absatzes u. s. w. sorgt, werden dazu beitragen, den Untergang des Kleingewerbrs aufzuhalten.

Die gesonderte Betrachtung der Alleinbetriebe, d. h. derjenigen Geschäfte, in welchen nur je ein Gewerbetreibender thätig ist, empfiehlt sich durchaus. Um einen solchen Betrieb zu eröffnen, wird in der Regel ein geringer Kapitalbesitz genügen. Die Anschaffung des Werkzeugs nur für einen Arbeiter verursacht nicht bedeutende Kosten. Lohnauslagen sind nicht nöthig, auf Vorrath wird meist nicht gearbeitet, kurz rein ökonomisch betrachtet ist der Beginn eines „Alleinbetriebs" leichter als der einer anderen Unternehmungsform.

Schon höher steht der Alleinbetrieb, der die Menschenkraft durch einen Motor zu ersetzen strebt. Wie bekannt fängt die Kleinkraftmaschine, auf Electricität, Heißluft, Gas u. s. w. beruhend, eben an in den Kleingewerben ihren Einzug zu halten. Daher sind in Spalte 3 der Tabelle die Geschäfte, welche ohne Gehülfen, aber mit einem Motor thätig sind, getrennt geführt. Doch giebt diese Spalte nur eine unvollkommene Vorstellung davon, wie weit der Handwerker den Fortschritt des modernen Maschinenbaus sich zu Nutzen gemacht hat. Die amtliche Statistik weist nämlich zusammen nach: 1) Alleinbetriebe ohne Gehülfen aber mit Motoren; 2) Betriebe, die zwar keine Gehülfen in der Betriebsstätte, aber doch Personen in der Hausindustrie oder Insassen von Straf- und Besserungsanstalten beschäftigen; 3) Betriebe, welche innerhalb der Betriebsstätte Gehülfen verwenden, die einen anderen Hauptberuf haben. Die Spalte 3 der Tabelle, welche die Zahlen für den Bestand der genannten 3 Kategorien wiedergiebt, läßt sich auf diese Weise nicht mit einem einzigen Stichworte charakterisiren.

Die Zahl der Betriebe ohne Gehülfen, aber mit Motoren ist 14708, doch darf man diese nicht mit den Zahlen der Spalte drei in Zusammenhang bringen, weil unter den 14708 sich auch solche Betriebe befinden, die zwar keine Gehülfen haben aber von zwei, drei oder mehr Geschäftsleitern zusammen geübt werden. Größtentheils trifft man Alleinbetriebe mit Motoren in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie, nämlich bei den Müllern. Einigermaaßen häufig werden sie dann noch bei den Zeug-, Sensen- und Messerschmieden sowie bei der Verfertigung von eisernen Kurzwaaren und in der Fabrication feiner Steinwaaren angetroffen. Im ganzen bleiben mithin diese Betriebe eine Seltenheit und treten namentlich im Verhältniß zu der Zahl der Alleinbetriebe ohne Motoren (Sp. 2. der Tab. 1) sehr zurück. Auf der zweiten Tabelle sind deßhalb beide Kategorien vereinigt worden.

Als Kleinbetriebe sind diejenigen Betriebe bezeichnet, in denen der Geschäftsleiter sich eines Gehülfen bedient, in welchen also durchschnittlich zwei Personen thätig sind. Die Hülfsperson kann sowohl ein Geselle,

scheinbar mit einem Ueberschuß abschließen. Man hat es mit Recht nicht gethan, hat dadurch ein formales Deficit, aber die preußische Finanz-Verwaltung darf doch nicht ruhen, ehe auch dieser letzte Rest von formalem Deficit getilgt ist.

Von Manchem wird zwar auch das noch nicht für genügend gehalten, sondern eine viel stärkere etatmäßige Tilgung (¾ Proc. der Eisenbahn-Schulden) verlangt. Die Preußischen Jahrbücher haben schon im vorigen Jahr (Bd. 55 S. 207) den jetzt beobachteten Modus empfohlen und gebilligt. Die Art der Aufstellung unseres Etats bringt es mit sich, daß die Ueberschüsse über den Voranschlag, welche immer mit solcher Befriedigung angekündigt und vernommen werden, ziemlich regelmäßig wiederkehren. Die früher übliche Einstellung derselben in den Etat erschwerte in hohem Maße die Uebersichtlichkeit unserer Finanzlage. Es ist daher eine in jeder Beziehung zu billigende Maßregel, daß man die Tilgung der Eisenbahn-Schulden auf diese Ueberschüsse anweist und sie jedes Jahr für sich seinen Abschluß machen läßt. Sind hohe Ueberschüsse über den Voranschlag am Schlusse des Jahres vorhanden, so werden viel Schulden getilgt, sind sie gering, so werden weniger Schulden getilgt. Daneben besteht, nicht zu vergessen, ohnehin die reguläre Tilgung der Staatsschulden und der noch existirenden Eisenbahn-Prioritäten. D.

Das Branntwein-Monopol.

Die Skizze des Monopols, welche wir im vorigen Heft auf Grund der damals vorliegenden Nachrichten entwarfen, ist von dem inzwischen veröffentlichten Entwurf in allem Positiven bestätigt worden. Wir können uns daher auch weiterhin auf jene Skizze beziehen, indem wir zunächst an den Punkten, wo wir noch mehrere Eventualitäten offen gelassen hatten, diejenigen bezeichnen, welche die Regierung gewählt hat, dann aber die eine wesentliche, ja fundamentale Ergänzung hinzufügen, mit welcher der Entwurf der Regierung über unsere Skizze hinausgegangen ist.

Wir hatten das Monopol in drei Stufen eingetheilt, entsprechend der Thatsache, daß der Branntwein von der Quelle bis zum Consumenten durch vier Hände geht. Diese vier sind der Brenner, der Fein-Sprit-Fabrikant, der Destillateur und der Wirth. Die erste Stufe des Monopols ist ein Roh-Sprits-Kauf- und Verkaufs-Monopol, welches sich zwischen dem Brenner und dem Fein-Sprit-Fabrikanten einschiebt. Die zweite Stufe ist ein Fein-Sprit-Fabrikations-Monopol. Die dritte Stufe ist ein Destillations-Monopol. Namentlich diese dritte Stufe hatten wir nur zweifelnd aufgestellt, weil der Vortheil desselben nicht im Einklang zu stehen schien mit der Umwälzung, die es bedingt. Unser Zweifel war berechtigt, er wird aber gehoben dadurch, daß nunmehr die Regierung dem Monopol noch eine vierte Stufe hinzugefügt hat, welche erst den wahren Vortheil der dritten heimbringt und dadurch diese mitrechtfertigt. Dieser weittragende Zusatz ist kein Monopol, sondern einfach die Berechtigung

durchschnittlich drei bis 50 Personen thätig sind, wobei die unter je drei und mehr geschäftsleitenden Inhabern stehenden Betriebe ebenfalls mitgerechnet werden. Ueber diese Begrenzung wird sich streiten lassen. Eine Definition des mittleren Betriebes ist nicht gut zu geben. Wer genügenden Raum in seiner Werkstätte für drei Personen hat, Kapital genug besitzt die Werkzeuge für dieselben anzuschaffen, steht nicht mehr auf der Stufe des Kleinbetriebes. Der Rohstoff muß in ansehnlicher Menge eingekauft werden, die Arbeit auf Vorrath wird häufiger sein als in den ersteren Fällen. Aber doch ist man von der Großartigkeit der höchsten Stufe recht weit entfernt. Die Arbeitstheilung ist noch nicht so zweckmäßig durchgeführt wie auf dieser, der Geschäftsinhaber wird meist zusammen mit seinen Gehülfen in der Werkstatt thätig sein, ein besonderes Verwaltungspersonal, das zwischen ihm und den Konsumenten oder zwischen ihm und den Arbeitern vermittelt, wird nur in den mit zahlreicheren Hülfskräften (20—50) thätigen Betriebe erforderlich sein, die Verwendung von Motoren ist noch keine allgemeine. Von den Betrieben, die 6 bis 10 Personen beschäftigen, sind nur 15.6 Proz., von denen, die 11—50 Personen aufweisen 32.2 Proz. mit Motoren versehen. Dagegen benutzen in der Stufe: 51—200 Personen, 68 Prozent aller Betriebe, in der Stufe: 201—1000 Personen, 92 Proz. und in der Stufe mehr als 1000 Personen alle Betriebe Motoren.

Als Großbetriebe endlich haben wir geglaubt diejenigen Etablissements bezeichnen zu sollen, welche mehr als 50 thätige Personen mit Einschluß des Geschäftsleiters aufweisen. Kann bei den anderen Unternehmungsformen der Arbeiter durch Fleiß und Geschicklichkeit sich dazu aufschwingen einst selbständig ein ähnliches Geschäft zu begründen, so wird das hier in der Regel ausgeschlossen sein. Die Abhängigkeit vom Kapital ist eine zu große. Der Lohnfonds, die Betriebskosten, das stehende Kapital — sie müssen sehr beträchtliche sein. Der Unternehmer kann nicht mehr selbst mit Hand anlegen. Er leitet vom Komptoir aus und mit Hülfe von Fabrikbeamten die Production, die gerne zur Ersparniß des hohen Arbeitslohnes mit Motoren und Maschinen ausgeführt wird.

Wie unvollkommen diese Charakteristik auch ausgefallen sein mag, wie wenig streng sie im Hinblick auf die „Begriffsbestimmung" ist, sie wird genügen, um die Wichtigkeit der Auseinanderhaltung von mehr als zwei Betriebsformen in Anlehnung an die Fünfzahl zu belegen. Sollte eine andere Eintheilung in Vorschlag gebracht werden, z. B. etwa die Geschäfte mit drei Personen gleichfalls zu den Kleinbetrieben rechnen oder die Großbetriebe schon bei 40 Arbeitern beginnen lassen zu wollen, so muß gegen diese Umgrenzung an die durch das Material auferlegten

mäßig hohen Aufschlag zu nehmen. Unter den Schankwirthen sind viele zweifelhafte Existenzen, welche ihr Debet nie ausgleichen, so daß der Spritfabrikant und der Destillateur, die Ausfälle durch hohen Preis decken müssen. Ganz ebenso ist es mit den Wirthen und ihren Kunden. Der definitive Gewinn beider Geschäftszweige ist also nicht so groß, wie ihr Aufschlag wegen der unvermeidlichen Verluste, Verluste, die dem National-Vermögen rein verloren gehen, Werthe die von den liederlichsten Subjecten der gesammten Bevölkerung verschwendet werden. Dieser ganze Verlust wird durch die Verstaatlichung eingespart.

Ein Element des Gewinnes in diesen Geschäften giebt es endlich, für welches der Staat keine Entschädigung zu zahlen verpflichtet ist. Es ist keine Frage, daß viele Wirthe durch schlechte Künste und durch das System der Concessionspflichtigkeit der Schänken, welches dem Inhaber vielfach geradezu eine Art Monopol giebt, häufig einen über Gebühr hohen Gewinn gemacht haben. Nach der niedrigsten Angabe, die ich gefunden habe, nimmt der Wirth bei einfachem Schnaps 375 Procent, nach anderen bei gläserweisem Ausschank sogar 1000 Proc. Aufschlag. So weit dieser Gewinn auf dem durch die Concession geschaffenen approximativen Monopol beruht, ist es gewiß billig, daß er nicht Einzelnen, sondern der Gesammtheit zufällt.

So ist es möglich, daß bei voller loyaler Entschädigung der bisherigen Inhaber doch der Fiskus durch den Verschleiß einen enormen Gewinn macht, ohne den Branntweinpreis selbst sehr wesentlich zu erhöhen. Bei dem Preis von 200 Mark pro Hektoliter, welchen der Entwurf vorsieht, würde das Liter gewöhnlichen 30 proc. Branntweins etwa 60 Pfennige kosten. Heute wird derselbe in günstigen Orten zu 40—45 Pfennigen verkauft und nur in ganzen Gebinden noch billiger, bis zu 25 Pfennig herunter, abgegeben.

Der Entwurf schätzt den Netto-Ertrag des Monopols (anscheinend noch sehr niedrig) auf 300 Millionen jährlich. Was diese Summe von 300 Millionen jährlich bedeuten will, erkennt man erst, wenn man vergleicht, daß die gesammte Grundsteuer in Preußen 40 Millionen, die gesammte Einkommensteuer 37 Millionen einbringt, daß alle Comunalabgaben in ganz Preußen zusammengenommen mit Ausschluß der Gutsbezirke) etwa 180 Millionen betragen, also gerade so viel wie von den 300 Millionen auf den Antheil Preußens fallen würde.

Trotz dieses großen Resultats schwankt man unter den Freunden des Monopols doch noch, ob man sich nicht lieber mit den beiden ersten Stufen desselben begnügen solle. Diese beiden Stufen, das Rohspiritus- und das Feinsprit-Fabrikations-Monopol gehören zusammen, da das letztere die Durchführung des Ersteren sehr erleichtert. Ebenso gehören die beiden letzten Stufen zusammen: das Destillationsmonopol und der Verschleiß, weil nur das erstere den letzteren möglich macht. Die thatsächliche Entscheidung schwankt also zwischen dem Feinspritmonopol und dem Verschleiß. Das erstere würde wenig Interessen verletzen und wenig Entschädigungen erfordern, aber nach den obigen Ausführungen schwerlich auf viel mehr als einen Netto-Ertrag von 100 Millionen gebracht werden können. Davon würden auf Preußen etwa 60 Millionen

Besonders stark findet sich der Alleinbetrieb, d. h. über den Durchschnitt von 63 Proz. hinausgehend, in den Handelsgewerben (65 Proz.), den Versicherungsgewerben (70.1 Proz.), dem Landverkehr (70.2 Proz.), den künstlerischen Betrieben für gewerbliche Zwecke (72.4 Proz.), der Textilindustrie (77.1 Proz.) und den Gewerben für Bekleidung und Reinigung (79.54 Proz.). Ohne Zweifel wird diese Form hier immer ihr Recht behalten. Für die ersten vier Gewerbegruppen versteht es sich nach der Natur ihrer Beschäftigung von selbst, daß die Ausübung des Gewerbes durch einen Einzelnen auch in Zukunft ihr Recht behalten wird. Ein kaufmännisches Geschäft irgend welcher Art kann so gut durch einen Einzelnen in Gang gebracht werden, als die Versicherungsagenten, Droschkenkutscher, Fuhrleute, Händler, Frachtboten u. s. w. für sich existiren können. Das Malen, Formenstechen, Modelliren, Musterzeichnen u. dgl. m. wird gleichfalls stets in verhältnißmäßig engen Grenzen ausgeübt werden. Den Großbetrieb scheinen diese Gewerbe fast auszuschließen, wie denn von allen Betrieben der Gruppe 19 nur 0.05 Prozent auf denselben entfallen. Was die Gewerbe für Bekleidung und Reinigung anlangt, so erklärt sich das Vorwiegen des Alleinbetriebes aus der großen Anziehungskraft, welche Näherei, Schneiderei, Wäscherei und Plätterei wegen des geringen Anlage- und Betriebskapitals auf mittellose Individuen stets ausüben werden. Auch steht ein nicht unbedeutender Theil dieser Betriebe in derselben Abhängigkeit vom Kapital wie der in Fabrikräumen thätige Arbeiter, sofern 13½ Proz. derselben hausindustrielle Betriebe sind, d. h. für Rechnung eines fremden Geschäfts arbeiten. Noch stärker zeigt sich dieses Verhältniß bei den Alleinbetrieben der Textilindustrie, in dem nicht weniger als 62½ Proz. derselben sogenannte hausindustrielle sind. Ist daher hier die starke Vertretung der Alleinbetriebe nicht in dem Sinne als ein Zeichen günstiger Entwickelung anzusehen, wie bei den anderen Gewerbegruppen, so ergiebt sich doch nach einer anderen Seite ein erfreuliches Resultat. Es zeigt sich, daß der Kampf zwischen der Handarbeit und der Maschinenindustrie nicht ganz so aussichtslos ist, wie oft angenommen wird. Auf dem Gebiete der feineren Webwaaren hat sich die Handarbeit bis jetzt gehalten und wird es in Zukunft ebenfalls thun*).

Wo außer in den genannten Gewerbegruppen der Alleinbetrieb der Durchschnittshäufigkeit nahe kommt, wie in den Baugewerben, der Fischerei und Thierzucht, der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe, tragen besondere Ursachen zu dieser Erscheinung bei. Maurer, Zimmermeister, Schornsteinfeger, Ofensetzer sind im Stande allein gewissen Ansprüchen des Publi-

*) Vergl. dazu Schmoller Stat. d. Kleingewerbe S. 571 ff. und Grothe, Einfluß des Manchesterthums auf Handwerk und Hausindustrie. Berlin 1884.

4. Die Unmöglichkeit die Korn- und Fruchtbranntweine in das Monopol hineinzuziehen, weil der individuelle Geschmack bei denselben, sowohl bei der Fabrication wie bei der Bestimmung des Preises eine zu große Rolle spielt. Wenn dem wirklich so ist, so erscheint es nicht ausgeschlossen, diejenigen Brenner und Destillateure, welche darauf bestehen, gegen eine entsprechend hohe Fabrikatsteuer und genügende Controlle aus dem Monopol herauszulassen. Qualitätswaare kann auch eine noch so hohe Fabrikatsteuer sehr wohl ertragen, was der Kartoffelspiritus nicht könnte.

Dasselbe gilt von den ausländischen Spirituosen.

5. Es wird behauptet, daß die Einführung des Monopols nothwendig den Consum erheblich einschränke und ebenso viel würde der Fiscus mehr zu exportiren haben. Ein gesteigerter Export würde zugleich den Preis gewaltig drücken, so daß der Fiscus am Export einen sehr großen Theil seines Gewinns wieder zusetzen würde.

Diese Argumentation ist nicht falsch, aber übertrieben. Zunächst trifft der Einwand nicht das Monopol, sondern jede erhebliche Steuerhöhung auf Spiritus, die doch unter allen Umständen kommen muß. Tritt in Folge derselben Minderung des Consums und in Folge dessen Rückgang des Preises ein, so würde bei anderer Steuerart dieser Verlust die Producenten treffen. Das ist eine Schädigung, welche der Gesetzgeber nicht wollen kann und darf. Billiger Weise trägt den Schaden nicht der Producent, sondern die Gesammtheit.

Für diese aber ist der Verlust gerade in der Form des Monopols nicht übermäßig. Selbst wenn der Consum um ein ganzes Drittel zurückginge (an sich gewiß keine Schaden), so betrüge das zu exportirende Quantum doch nur 2 Millionen Hectoliter, und wenn der Preis bis auf 15 Mark heruntergienge, so würde die Zubuße doch nicht mehr als 30 Millionen betragen. Eine solche Zubuße ist vielleicht bei der Berechnung des Netto-Gewinns auf 300 Millionen schon in Anschlag gebracht.

Es ist aber höchst unwahrscheinlich, daß auch nur in einem einzigen Jahr ein so großer Verlust zu buchen sein wird. Denn der Monopol-Entwurf enthält die Steuer-Befreiung für Brenn-Spiritus, der bisher besteuert worden ist. Der Consum an dieser Waare wird also voraussichtlich sehr stark zunehmen und bald den Minderverbrauch von Branntwein wieder ausgleichen. Dazu kommt, daß bei der wachsenden Bevölkerung in Deutschland auch der Consum an Branntwein jährlich steigt (in den letzten Jahren pro Jahr 3½ Millionen Liter), die Export-Verluste verringern sich also, da man neue Brenn-Concessionen unter solchen Conjuncturen nicht zu ertheilen braucht, von Jahr zu Jahr.

Sollte trotz alledem der Staat wirklich einige Jahre beim Export erheblich zusetzen, so würde er damit handelspolitisch sicherlich einen großen Erfolg erreichen; er würde nämlich allen Export der concurrirenden Länder todtmachen. Kein Privat-Industrieller würde eine solche Concurrenz aushalten können. Nach einigen Jahren würde also Deutschland der einzige Exporteur dieser Waare werden und damit alle Verluste sehr bald wieder beibringen können.

Durch die neuen Schlachthausbauten werden überdies dem Kleinschlächter die Vortheile, welche der Großfleischer durch bessere technische Vorrichtungen vor ihm voraus hat, zugänglich gemacht*). In der Eisenverarbeitung sind es die Schlosser, die Zeug-, Sensen-, Grob- und Hufschmiede, auch zum Theil die Klempner, welche dem Kleinbetriebe eine dauernde Bedeutung sichern. Unter den ersteren sind von 24409 Hauptbetrieben 63 Proz. Allein- und Kleinbetriebe, unter den Grob- und Hufschmieden von 74239 Betrieben gar 81 Proz. Allein- und Kleinbetriebe. Betriebe, welche mehr als 6 Personen durchschnittlich beschäftigen, bilden bei diesen die Ausnahme — 0.3 Proz.

Für den Mittelbetrieb erscheinen mehrere Gewerbegruppen vorzüglich geeignet. So wird der Durchschnitt, der nur 16 Proz. ist, weit überragt in den polygraphischen Gewerben, in Bergbau, Hütten- und Salinenwesen, in der Industrie der Steine und der Erden, in der Gewinnung forstwirthschaftlicher Nebenproducte, der Torfgräberei, der chemischen Industrie, der Papierindustrie, der Verarbeitung von Metall mit Ausnahme des Eisens. Abgesehen von der Torfgräberei treten hier neue Gewerbegruppen auf, dieselben, die auch im Großbetrieb die stärkste Vertretung aufweisen. Es sind Industrien, die nur unter Anwendung von viel Maschinen und Motoren, mit Aufwand von bedeutenden Kapitalbeträgen erfolgreich betrieben werden können. Im Bergbau, Hütten- und Salinenwesen ist, wie Haushofer ganz richtig sagt**), das Uebergewicht des Großbetriebs ein altes und unvermeidliches, bedingt durch die Größe des nöthigen Anlagekapitals, durch die zahlreiche Arbeiterschaar, das bedeutende Risico. Die Erzgewinnung, der Hütten- und Hochofenbetrieb, die Steinkohlenproduction — sie sind für die Form des Mittel- und Großbetriebs gleichsam voraus bestimmt und dasselbe gilt mutatis mutandis für Marmor-, Schiefer- und Kalkbrüche, Gypsgewinnung, Glas- und Thonwaarenfabrikation. Die Papierbereitung ist seit ihrem ersten Auftreten in Deutschland im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nie anders als fabrikmäßig eingerichtet gewesen. Wenn die gesammte Papierindustrie gegenwärtig noch eine ansehnliche Zahl von Alleinbetrieben aufweist, — 41.6 Proz. — so ist das auf Rechnung der Buchbindereien zu setzen, die aber neuerdings gleichfalls durch die bei großen Verlagshandlungen sich findenden mit maschinellen Vorrichtungen ausgerüsteten Werkstätten für Büchereinband beeinträchtigt werden. Die polygraphischen Gewerbe, die Buch-, Stein-, Zinkdruckereien erfordern die Anschaffung kostspieliger

*) Haushofer, a. a. O. S. 28.
**) a. a. O. S. 13.

Die Unterschiede zwischen dem Tabaks- und dem Branntwein-Monopol.

Das Tabaks-Monopol ist seiner Zeit mit 277 gegen 43 Stimmen im Reichstag abgelehnt worden. Es wäre aber falsch daraus zu schließen, daß auch gegen das Branntwein-Monopol ein ähnlicher Widerstand zusammenhallen werde. Zwischen beiden Projecten giebt es eine Reihe von Unterschieden.

1. Das Tabaks-Monopol war im Ertrage sehr viel unbedeutender als das Branntwein-Monopol. Es war, und wahrscheinlich noch zu hoch, auf 111 Millionen geschätzt, freilich ohne jede Erhöhung der bestehenden Preise. Dieser Effect erschien nicht groß genug gegenüber dem tiefen Eingriff in die bestehende Privat-Thätigkeit. Das was wir hauptsächlich von dem Branntwein-Monopol erwarten, eine fühlbare, sehr große Reduction der Communalsteuern, um zugleich der zukünftigen Altersversicherung die Wege zu bahnen, hätte das Tabaks-Monopol nicht leisten können.

2. Das Object des Tabaks-Monopols ist wesentlich Qualitätswaare, deren Behandlung individuellen Geschmack verlangt und deshalb für die büreaukratische Verwaltung durch Beamte wenigstens in Deutschland, wo dieser Geschmack sehr ausgebildet ist, weniger geeignet ist. Es hatte deshalb die große Masse der Raucher, die in ihrem specifischen Geschmack gestört zu werden fürchteten, gegen sich. Das Fiasco der Straßburger Manufactur, welcher es nicht gelang, sich die Gunst des deutschen Raucherpublicums zu erwerben, war dabei von höchst nachtheiliger Wirkung. Beim Branntwein-Monopol trifft der analoge Einwand nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Waare, nämlich die feinen Frucht-Branntweine. Es ist aber durchaus nicht schwer, diese aus dem Monopol herauszulassen.

3. Das Tabaks-Monopol hatte die sämmtlichen Interessenten der bestehenden Industrie gegen sich; das Spiritus-Monopol hat die stärkste Gruppe aller Interessenten, den Kartoffelbrenner, wesentlich für sich. Die Gruppe aber, welche hauptsächlich dagegen ist, erfreut sich durchaus nicht der Gunst der öffentlichen Meinung. Die Schänker gelten vielfach für Volks-Verführer und Wucherer zugleich und unläugbar trifft diese Volksmeinung häufig genug zu.

4. Endlich ist das Tabakrauchen zwar als Luxus ein vorzüglich geeignetes Steuerobject, hat aber ethisch keine weitere Bedeutung. Den Branntwein hingegen würden sehr Viele gern vertheuern, auch wenn garnichts dabei für die Staatskasse gewonnen würde und abgesehen von der Vertheuerung bietet das Monopol den Vortheil, der Schlange den eigentlichen Giftzahn, den Fusel, zu nehmen.

So vereinigen sich zu Gunsten des Branntwein-Monopols eine Reihe von Potenzen, welche die Aussichten desselben in einem ganz anderen Lichte erscheinen lassen, als ehedem diejenigen des Tabaks-Monopols. D.

Politische Correspondenz.

Der preußische Etat.

Die entscheidenden Zahlen der neuen preußischen Etat-Vorlagen sind folgende.

Das Jahr 1884 hat nicht, wie vermuthet wurde einen Ueberschuß von 10 Millionen, sondern einen Ueberschuß von nicht weniger als 31½ Millionen über den Voranschlag ergeben.

Das Jahr 1885 wird voraussichtlich einen ebensolchen Ueberschuß von 7 Millionen ergeben, wodurch sich die Anleihe, die zur Balancirung nöthig war, von 20*) thatsächlich auf 13 Millionen reduciren würde.

Das Jahr 1886 ist trotz der großen neuen Zoll-Einnahmen, der Börsensteuer und der Conversionen noch nicht zum formalen Gleichgewicht gebracht, sondern bedarf wiederum einer Anleihe von 14 Millionen zur Deckung der laufenden Ausgaben. — In demselben Augeblick aber wo der Staat diese Anleihe aufnimmt, wird er gemäß der lex Huene nahezu 20 Millionen Mark an die Kreise zur Erleichterung ihrer Last vertheilen. Ohne die lex Huene hätten wir also nicht nur kein Deficit, sondern einen Ueberschuß von fast 6 Millionen Mark. Die Hoffnung, daß man auch trotz der lex Huene dem Gleichgewicht ziemlich nahekommen würde, ist aus zweierlei Gründen nicht in Erfüllung gegangen. Erstens ist es der sehr geringe Ertrag der Börsensteuer, die nur die Hälfte von dem einbringt, was wir ursprünglich glaubten hoffen zu dürfen (7 Millionen statt 15), und zweitens sind es die sehr stark erhöhten Anforderungen des Reichs, namentlich im Armee- und Marine-Etat. Durch die Reductionen, die der Reichstag hier beschlossen hat, wird sich auch das preußische Deficit noch um einiges vermindern. Die 10—11 Millionen die dann noch übrig bleiben, geben natürlich zu Besorgniß keinerlei Veranlassung, da daneben die reguläre Schuldentilgung von circa 27 Millionen besteht und außerdem so große Ueberschüsse aus den beiden Vorjahren zur Schuldentilgung verwendet wurden. Wenn man wie früher den Ueberschuß des Jahres 1884 in den Etat für 1886 eingestellt hätte, so würde dieses schon im Voranschlag

*) Die ursprünglich in Aussicht genommenen 22 Mill. sind vermöge der Herabsetzung der Matricularbeiträge auf 20 Mill. reducirt worden.

Collings, einen ähnlichen Zusatz ein, aber mit viel schärferer Gegenstellung gegen die Regierung. Der Antrag Collings wiederholte nicht nur die Forderung Barclays in specialisirter Weise, sondern leitete die Forderung mit dem Bedauern ein, daß die Thronrede keine solche Maßregel angekündigt habe. Vor Eröffnung der Adreßdebatte hatte der Schatzkanzler Hicks Beach für den 29. die Einbringung eines Gesetzentwurfs zur Unterdrückung der irischen Nationalliga angekündigt, dem aber eine Vorlage zur Lösung der Bodenfrage sogleich folgen sollte. Wenn die Opposition dennoch ihr Tadelsvotum einbrachte, so bedurfte es in der That nicht der Versicherungen der Minister, daß der Antrag nicht zum Nutzen der ackerbauenden Bevölkerung, sondern zum Sturz des Ministeriums eingebracht sei. Bei der Abstimmung wurde der Antrag mit 329 gegen 250 Stimmen angenommen. Der Bund zwischen Mr. Parnell und Mr. Gladstone ist also hergestellt. Schon spricht man von dem Eintritt des Ersteren in das neue Kabinet Gladstone. Die Regierung beantragte nach der Abstimmung die Vertagung bis zum 28. Am 28. aber theilten die Minister den Häusern mit, daß in Folge der Abstimmung vom 26. das Kabinet der Königin eine Mittheilung gemacht habe, in Folge welcher Lord Salisbury zur Königin berufen worden sei, und daß das Resultat dieser Berathung nicht vor dem 1. Februar mitgetheilt werden könne. — Vor dem Ende dieser Krisis enthalten wir uns jedes Urtheils über ihre Ursachen und Folgen.

* * *

Wir verließen die französischen Dinge, als das Ministerium Brisson nach der am 28. Dezember vollzogenen Wahl des Präsidenten der Republik seine Entlassung gegeben hatte. Es gelang dem wiedergewählten Präsidenten Grévy nicht, den bisherigen Ministerpräsidenten zur Fortführung der Regierung zu bewegen. Die Majorität, welche der Letztere für die Weiterbewilligung der Tongkingkredite am 24. Dezember erlangt hatte, die vier Stimmen betrug, erschien ihm mit Recht nicht genügend für die Durchführung eines Regierungsplanes. Nach ziemlich langem Zögern übernahm Freycinet die Bildung des Ministeriums, mit welcher er am 7 Januar zu Stande kam. Ein Ministerium radikaler, aber unberühmter Namen, in welchem das Haupt alles bedeutet. Und doch besagen wieder die radikalen Glieder, daß Herr v. Freycinet, wenn er einen bestimmten Regierungsplan hat, diesen nur unter starken Zugeständnissen an den Radikalismus durchzuführen hofft. Warum hat man nicht Herrn Clemenceau die Bildung eines Kabinets übertragen? — In dem Sträuben des Präsidenten der Republik gegen diese Berufung wird man die Erklärung nicht finden. Es ist vielmehr anzunehmen, daß Clemenceau selbst in diesem Augenblick um keinen Preis die Geschäfte übernehmen wollte, und daß er Gründe geltend zu machen hatte, die ihres Eindrucks weder auf Grévy noch auf Freycinet verfehlen konnten. Clemenceau konnte anführen, daß die Kammer nur wenig über Hundert und noch dazu untereinander nicht einige Radikale zählt, daß die Opportunisten ihm nicht folgen würden, daß folglich

der Regierung neben den fortbestehenden privaten Wirthschaften ihrerseits Branntwein-Verschleißer anzustellen.

Diese Einrichtung hat fiscalisch nur eine indirecte, aber höchst einschneidende Wirkung.

Das pecuniäre Interesse des Fiscus ist eigentlich erschöpft mit der ersten Stufe, dem Roh-Spiritus-Monopol. Hier könnte er ja seine Zuschläge machen, so hoch er will und die Waare nachher dem freien Verkehr wieder übergeben. Das wäre sicherlich das einfachste und bequemste, hat aber den Nachtheil, daß der Aufschlag am Preise nicht so sehr hoch gegriffen werden darf. Zwar ist die Vertheuerung des Branntweins an sich wünschenswerth, aber sie muß ihre Grenzen haben. Für die ungeheure Masse der Arbeiter, die keine Säufer sind, ist der Branntwein ein tägliches unentbehrliches Bedürfniß. Ob dieses Bedürfniß objectiv berechtigt ist oder nicht, ist zunächst gleichgültig. Schon daß es der Arbeiter dafür hält, ist genügend. Es wäre eine Unbilligkeit, die namentlich den norddeutschen Arbeiterstand aufs äußerste reizen und erbittern würde, wenn der Branntwein etwa plötzlich auf das Drei- oder Vierfache im Preise stiege. Verdoppelung ist gewiß das Aeußerste, wozu man schreiten kann. Ein Pfennig Aufschlag auf den Liter reinen Alkohol, der heute im Engros-Preis etwa 40 Pfennig kostet, bringt, da der Consum etwa 3 Millionen Hectoliter beträgt 3 Millionen Mark. 40 Pfennige Aufschlag würden also den jetzigen Preis verdoppeln, jeden weiteren Communal-Zuschlag, auch für längere Zeit jede weitere Erhöhung verbieten und doch nur 120 Millionen Mark Brutto einbringen. Die Einrichtung des directen Verschleißes aber (durch welchen die Mittelstufe der Destillation mitbedingt ist) ermöglicht es dem Staate, einen noch sehr viel höheren Aufschlag zu nehmen (im obigen Verhältniß nach dem Entwurf nicht 40 sondern im Minimum 1 Mark 60 Pfennige pro Liter Alkohol), weil der gesammte Gewinn den jetzt der Zwischenhandel, der Fein-Sprit-Fabrikant, der Destillateur und der Wirth nehmen, gespart wird oder, wie man es auch ausdrücken kann: der Fiscus fügt seinem Aufschlag den gesammten Gewinn, den diese Geschäftszweige bisher machten, hinzu.

Die bisherigen Inhaber aller dieser Geschäfte müssen nun entschädigt werden, aber es zeigt sich, daß trotz reichlicher Entschädigung der Fiscus nothwendig bei dieser Verstaatlichung ein sehr gutes Geschäft macht. Zunächst das Moment, das in jedem Falle in Betracht kommt, wo der Staat einen Betrieb, der überhaupt für die Verwaltung durch Beamte geeignet ist, übernimmt. Das Capital oder die Rente, welche der Staat als Abfindung gewährt, kann bei Weitem kleiner sein, als der Gewinn der abgelöst wird und doch eine volle Entschädigung gewähren, weil eine so unbedingt sichere Rente oder ein Capital auf einem Brett baar ausgezahlt, relativ mehr werth ist, als ein ebenso großer aber unsicherer Geschäftsgewinn. Dazu ist der Credit des Deutschen Reichs so groß, daß es Capital zum allerbilligsten Zinsfuß aufnehmen kann. Endlich ist speciell im Destillations- und Schankgeschäft die Unsicherheit eine große, daß Destillateure und Wirthe gezwungen sind, einen unverhältniß-

Vollziehung jede Gelegenheit der europäischen Politik zu ergreifen, wie weit sie auch hinter den Wünschen zurückbleiben möge.

* * *

Die Beschwichtigung der Balkanhalbinsel hat große Fortschritte gemacht und dürfte binnen Kurzem am Ziel sein. Die Friedensunterhandlungen zwischen Serbien und Bulgarien sind nach Bukarest gelegt worden. Serbien nimmt Abstand von dem thörichten Verlangen einer Compensation für jeden engeren Anschluß Ost-Rumeliens an Bulgarien und beschränkt seine Forderungen auf gewisse Erleichterungen des Grenzverkehrs von bulgarischer Seite. So wird dieser Friede wohl bald abgeschlossen sein. Andrerseits nähert sich auch das Abkommen zwischen der Pforte und dem Fürsten von Bulgarien einem günstigen Abschluß, obwohl die Bestimmungen desselben bald so bald so angegeben werden und also wohl noch nicht feststehen. Rußland hat bereits erkennen lassen, daß es diesem Abkommen in Gemeinschaft mit den Unterzeichnern des Berliner Vertrags keinen Widerspruch entgegensetzen wird. Endlich haben sich die Großmächte geeinigt, durch eine gemeinsame Flottenaction der Regierung in Athen jedes kriegerische Vorgehen gegen die Pforte zu verbieten, nachdem die erstere vorher eine Aufforderung zur Entwaffnung den Großmächten einfach abgeschlagen hatte. Der Flottendemonstration gegenüber schien sie sich zur Unterwerfung zu bequemen, bis die englische Ministerkrisis eintrat. Indes Mr. Gladstone, wenn er die Geschäfte wieder übernimmt, wird so viel mit den inneren Fragen zu thun haben und so vielen Schwierigkeiten begegnen, daß er nicht daran denken kann, dieselben durch einen auswärtigen Conflikt bis zur Unüberwindlichkeit zu vermehren. Den auswärtigen Conflikt würde er aber heraufbeschwören, wenn er Griechenland zum Angriff auf die Pforte ermuntern wollte. Gesetzt, die andern Großmächte — was aber nicht im mindesten zu erwarten ist — würden durch eine englische Schwenkung zum Ablassen von ihrer Action bewogen, so würde die Pforte das angreifende Griechenland bald niedergeworfen haben und Mr. Gladstone wäre in der Lage, dem griechischen Schützling beizuspringen. Das wird er in Betracht der fast unvermeidlichen Folgen nicht nur nicht thun, sondern schon jetzt bedenken, daß er dies nicht thun darf. Er wird also an der Action der Großmächte in dem bisherigen Sinn theilnehmen, mit dem Erfolg, Griechenland zur Ruhe zu bringen.

* * *

Der Ausgang der Karolinenfrage hat einerseits die falsche Auffassung als einer Niederlage Deutschlands, andrerseits die mit einer solchen Auffassung unvereinbare Vermutung einer intimen Annäherung zwischen Deutschland und dem Papst hervorgerufen. Wenn der Papst in seinem Schiedsspruch den Spaniern die Oberhoheit über die Karolinen zusprach, jedoch nicht auf Grund ihrer alten Besitztitel, sondern zur Schonung ihrer Meinung von diesen Titeln, und wenn er andrerseits den guten Glauben der deutschen Regierung anerkannte, daß die Karolinen herrenloses Gut gewesen, und wenn er nun auf

fallen, eine Summe die nicht hinreicht für alle die Aufgaben und Erleichterungen an direkter Steuer, welche man nothwendig ins Auge fassen muß. Der Verschleiß ist zwar eine sehr tief eingreifende Maßregel, aber auf der andern Seite, durch die Steuererleichterungen, zu welchen sein Ertrag verwandt werden kann und soll, geeignet dem Gesammtmonopol viele Freunde zu machen. Es will uns fast scheinen als ob zu guter letzt dies größere Monopol, eben wegen seines größeren Ertrages leichter bei der öffentlichen Meinung und beim Reichstag durchzusetzen sein würden, als das kleinere.

Einwände gegen das Monopol.

Die wesentlichsten sachlichen Einwände, welche bisher gegen das Monopol erhoben worden sind, sind folgende.

1. Die Preisbestimmung. Es wird behauptet, daß der im Entwurf festgesetzte Minimalpreis von 30 Mark pro Hectoliter Roh-Spiritus ein Geschenk für die Brenner darstelle, da der Weltmarktpreis zur Zeit nur etwa 23 Mark betrage. Der Vorwurf ist durchaus unbegründet. Man kann bei einer dauernden Einrichtung doch nicht den zufällig in diesem Moment herrschenden unerhört niedrigen Preis zu Grunde legen, sondern muß von dem Durchschnittspreis ausgehen. Der Ansatz der Regierung ist sogar ein mäßiger, weil er nicht dem Durchschnittspreis der letzten 25, sondern der letzten 10 Jahre entspricht, die schon niedrigere Preise hatten, als die vorhergehenden Jahre.

2. Der der Discretion des Bundesraths überlassene weite Spielraum in dem Ansatz der Preise, sowohl für den Ankauf (30—40 Mark) als für den Verkauf. Dieser Einwurf ist anzuerkennen, aber unschwer auf die eine oder andere Weise zu heben.

3. Die discretionäre Gewalt der Regierungen in der zukünftigen Ertheilung von Concessionen für die Anlegung von neuen Brennereien oder Erweiterung der bestehenden. Dieser Einwand ist sehr schwerwiegend und um ihn völlig zu heben, gibt es nur das eine Mittel, neben der Production für das Inland eine Production für das Ausland zu instituiren und die letztere unter der gehörigen Controlle einfach freizugeben. Die einmal bestehenden Brennereien treten unter das Monopol, wer zukünftig eine Brennerei errichten will, ist verpflichtet die Production zu exportiren. Die Controlle ist nicht schwer. Der Spiritus müßte wie aller andere abgeliefert werden und nach einer bestimmten Frist erhält der Brenner gegen Erstattung der Selbstkosten eine Anweisung auf die entsprechende Quantität Feinsprit an einer Ausfuhrstelle, die er nun verkaufen mag, wie er will und kann.

Diese Institution würde die Einführung des Monopols sehr erleichtern. Auch jetzt könnte man ja den Brennern, die nicht in das Monopol eintreten wollen, diesen Modus freigeben. Irgend ein Grund, der die Durchführung praktisch unthunlich erscheinen ließe, ist bisher nicht laut geworden.

irrten, daß sie das Elend für unausbleibliche, vorübergehende Geburtsschmerzen nahmen, wird bei den Letzteren, wie Marx sagt „die Indifferenz zum blasirten Fatalismus und zur Koketterie", und ihre Originalität besteht darin, daß sie einfach die Ausführungen der Klassiker wiederholen. Gegen diese herrschende Richtung entlädt sich der ganze Groll des kritischen Socialisten Er wird nicht müde, wo er ihnen begegnet, sie zu verspotten und zu verhöhnen, weil er in ihnen die Dunkelmänner des 19. Jahrhunderts zu erkennen glaubt.

Die humanitäre Schule ist keineswegs indifferent, aber von einer bedenklichen altväterlichen Sentimentalität. „Sie nimmt sich die schlechte Seite der heutigen Productionsverhältnisse zu Herzen und sucht die Contraste zu verwischen und zu bemänteln." Sie unterscheidet Theorie und Praxis gewissenhaft und giebt wohlgemeinte Rathschläge für die letztere: Der Bourgeoisie räth sie, in ihrem Productionseifer anzuhalten, und dem Arbeiter räth sie, mäßig, fleißig und enthaltsam in der Kinderzeugung zu sein. Ihre vervollkommnete Form findet sie in der Philanthropischen Schule, die ihren Widersinn zum höchsten Ausdruck bringt, indem sie alle Menschen zu Bourgeois machen, die Theorie in die Praxis übersetzen will. Das bedeutet aber für Marx nichts anderes, als: sie will die modernen Wirthschaftsverhältnisse behalten ohne den Widerspruch und ohne die Contraste, die doch ihr Wesen ausmachen und daher von ihr unzertrennlich sind.

Die wissenschaftlichen Vertreter des Proletariats sind ihm nicht mehr werth, als die der Bourgeoisie. Im Gegentheil, im Allgemeinen steht er Smith und Ricardo bedeutend näher, als Männern wie St. Simon, Owen ꝛc., deren utopistische Phantastereien er abgeschmackt lächerlich findet. Er schreibt im Manifest (S. 21, 22).

„Die eigentlichen socialistischen und communistischen Systeme (St. Simon, Fourrier, Owen ꝛc.) tauchen auf in der ersten unentwickelten Periode des Kampfes zwischen Proletariat und Bourgeoisie. Die Erfinder dieser Systeme sahen zwar den Gegensatz der Klassen wie die Wirksamkeit der auflösenden Elemente in der herrschenden Gesellschaft selbst. Aber sie erblickten auf der Seite des Proletariats keine geschichtliche Selbstthätigkeit, keine ihm eigenthümliche politische Bewegung. Da die Entwicklung des Klassengegensatzes gleichen Schritt hält mit der Entwicklung der Industrie, finden sie ebensowenig die materiellen Bedingungen zur Befreiung des Proletariats vor und suchen nach einer socialen Wissenschaft, nach socialen Gesetzen, um diese Bedingung zu schaffen. An die Stelle der gesellschaftlichen Thätigkeit muß ihre persönlich erfinderische Thätigkeit treten, an die Stelle der geschichtlichen Bedingung der Befreiung, phan-

Will man in Anbetracht des verhältnißmäßig geringeren Exportes der anderen Länder diese Argumentation nicht gelten lassen, so bleibt immer noch ein sehr einfaches und völlig durchschlagendes Auskunftsmittel. Das Gesetz braucht nur der Monopol-Verwaltung das Recht zu geben, die Production nöthigenfalls pro rata jeder Fabrik um gewisse Procente zu beschränken. Das ist eine Maßregel, die sich die Brennerei-Besitzer sehr gern gefallen lassen würden, da sie ihnen die Garantie giebt, daß nicht die Gesetzgebung einmal wegen übermäßigen Anwachsens der Export-Verluste ihnen die Preise herunterseţt. Eine Beschränkung um 10—15 Proc. würde auf der Stelle alle Gefahr der Ueberproduction beseitigen und für den Einzelnen durchaus keine besondere Belästigung enthalten.

6. Wenn auch kein Mann von gesunden Sinnen annehmen kann, daß die deutsche Reichs- und die Landesregierungen im Besitze des Monopols aus fiskalischem Interesse die Trunksucht fördern würden, so ist doch auch die Frage zu beantworten: werden die Maßregeln zur Bekämpfung derselben mit derselben Energie betrieben werden, wie man es vielleicht ohne das Monopol erreichen könnte? Die Antwort ist zunächst, daß das Monopol selbst die energischste (bisher die einzige energische) Maßregel in diesem Sinne ist. Es erhöht den Preis, soweit es mit einem Schritt möglich ist; es giebt und garantirt die Hauptsache, den fuselfreien Branntwein; es unterdrückt ferner durch die Concurrenz der Verschleißer eine Unmenge von Schänken, welche den Gelegenheitstrunk und die Verführung zum Trunk systematisch beförderten. Gegner des Monopols haben ja, wie oben angeführt, die Minderung des Consums auf den, freilich wohl übertriebenen, Satz von einem vollen Drittel veranschlagt.

Was nun die Zukunft betrifft, so stelle man folgenden zahlenmäßigen Vergleich an. Angenommen, daß der Fiscus an jedem Hectoliter Alkohol einen Nettogewinn von 150 Mk. machte, so gehören 6666 Hectoliter Alkohol oder 2 000 000 Liter Branntwein dazu, um die Einnahmen um 1 Million Mk. zu vermehren. Derselbe Effect wird nach der oben mitgetheilten Berechnung erreicht, wenn man den Verkaufspreis pro Liter Alkohol nur um $^1/_3$ Pfennig, also für den ganzen Liter Branntwein um einen Neuntel Pfennig erhöht. Eine Preiserhöhung um einen einzigen Pfennig bedeutet für das Reich eine Einnahme von neun Millionen Mark (bei dem heutigen Consum). Da müßte die Regierung doch geradezu wahnwitzig sein, welche, wenn sie Geld gebrauchte, statt auf die Erhöhung des Preises, auf die Vermehrung des Consums hinarbeitet. Selbst in Rußland war es ehedem nicht die Regierung selbst, sondern es waren ihre Mittelsmänner die Branntweinpächter, die die Völlerei beförderten. Das bei uns angestrebte System des Monopols schließt aber nicht nur die Pächter naturgemäß aus, sondern beschränkt auch, wie schon gesagt, in starkem Maße die jetzigen privaten Beförderer der Trunksucht, die Wirthe. Die Verschleißer sind bloß die Verwalter und haben an der Menge ihres Absatzes kein persönliches Interesse.

litische Haltung, die er der Gesellschaft gegenüber zwar mit Vorsicht, aber auch mit Hartnäckigkeit bis an sein Lebensende behauptet hat. Er ist soweit Fatalist, um die menschliche Kraft gegenüber allgewaltigen Naturgesetzen ohnmächtig zu finden, er glaubt aber andererseits zuversichtlich, die menschliche Vernunft, wenn sie ein Gesetz erkannt habe, werde die Wirkungen desselben beschleunigen und zum Vortheile der Menschen mildern können.

Es kann nicht ausbleiben, daß dieser wenn auch gemäßigte Fatalismus Resignation und Fanatismus zugleich erzeugt. Beides scheint sich zu widersprechen, und doch bezeichnen sie nur zwei Seiten der gleichen Empfindung. Marx bleibt dem Elend gegenüber, das er aus den versteckt[illegible]sten Schlupfwinkeln hervorzieht und der Gesellschaft in seiner nackten Blöße und mit allem Raffinement gewaltsam vor die Augen hält, selber vollständig resignirt. Es liegt ihm wenig daran, die Massen, die in seinen Augen nur für den geschichtlichen Act der Expropriirung nach ihren Fäusten zählten, über die Idee der wirthschaftlichen Entwicklung aufzuklären. Ihnen gegenüber bleibt er Aristokrat, und wo er zu ihnen in Beziehung treten mußte, wurde er Despot. Soviel steht fest, er hat dem Proletariat ein mehr speculatives, jedenfalls nicht ein so hingebendes Interesse entgegengebracht wie Lassalle. Das war die nothwendige Folge seiner Weltanschauung. Seine ganze Art zu denken, zu handeln und zu schreiben war eine sorgfältig berechnete und von Affecten unberührte, nur die Polemik enthüllte zuweilen einen Zug seines Charakters. Sonst steht er den Thatsachen kühl gegenüber und lacht über die Proletarier nicht minder wie über die Bourgeois. Mitleiden oder die reine Empfindung des gerechten Zornes bricht nirgends durch die Darstellung hervor*). Wo er zürnt, gilt es seinen wissenschaftlichen Gegnern. Er hat auch

*) Besonders bezeichnend dürfte in dieser Beziehung die kurze Charakteristik sein, die neuerdings Friedr. Engels im Vorwort zu einer Uebersetzung des „Misère de la philosophie" gegeben hat:

„Nach den Gesetzen der bürgerlichen Oekonomie gehört der größte Theil des Productes nicht den Arbeitern, die es erzeugt haben. Sagen wir nun: das ist unrecht, das soll nicht sein, so geht das die Oekonomie zunächst nichts an. Wir sagen blos, daß diese ökonomische Thatsache unserem sittlichen Gefühl widerspricht. Marx hat daher nie seine communistischen Forderungen hierauf begründet, sondern auf den nothwendigen, sich vor unseren Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch der capitalistischen Productionsweise; er sagt nur, daß der Mehrwerth aus unbezahlter Arbeit besteht, was eine einfache Thatsache ist. Was aber ökonomisch formell falsch, kann darum doch weltgeschichtlich richtig sein. Erklärt das sittliche Bewußtsein der Masse eine ökonomische Thatsache, wie seinerzeit die Sklaverei oder die Frohnarbeit, für unrecht, so ist das ein Beweis, daß die Thatsache selbst sich schon überlebt hat, daß andere ökonomische Thatsachen eingetreten sind, kraft deren jene unerträglich und unhaltbar geworden ist. Hinter der formellen ökonomischen Unrichtigkeit kann also ein sehr wahrer ökonomischer Inhalt verborgen sein."

Englische Ministerkrisis. — Französisches Ministerprogramm. — Beschwichtigung der Balkanländer. — Ausgang der Karolinenfrage. — Kulturkampfaussichten.

Berlin, Ende Januar.

Wir können diesmal eine erfüllte Voraussagung verzeichnen, der aber allerdings eine Ueberraschung gefolgt ist. Am 21. Januar, neun Tage nach seinem Zusammentritt — diese Zeit hatte das Unterhaus gebraucht, um sich zu konstituiren — wurde das englische Parlament mit dem neugewählten Unterhaus in der altherkömmlichen, aber seit Jahren nicht angewendeten Form durch die Königin eröffnet. Ueber die gegenwärtige Hauptfrage Englands, die irländische nämlich, gab das Torykabinet in der Thronrede dasjenige Programm, welches wir in der politischen Korrespondenz des Januarheftes vermutheten. Es war das altenglische Nationalgefühl, bei welchem das Kabinet seine Stütze suchte, indem es der Königin den Entschluß in den Mund legte, jede Aenderung des Gesetzes, welches die Union der drei britischen Königreiche feststellt, fernzuhalten. Es wurde das Vertrauen ausgesprochen, daß das Parlament bei Unzureichenheit der bestehenden Gesetze die Regierung mit allen nöthigen Vollmachten ausstatten werde, den wachsenden Widerstand Irlands zu brechen. Es wurde dann schließlich die Vorlage von Gesetzentwürfen angekündigt zur Herstellung der administrativen Autonomie für die Grafschaften Englands und Schottlands mittels Einsetzung von mitverwaltenden Kollegien, welche aus Wahlen der Grafschaftsbevölkerungen hervorgehen sollen. Ein ähnlicher — also wohl durch Sicherheitsvorbehalte eingeschränkter — Gesetzentwurf sei für Irland in Vorbereitung. Dies war die Kriegserklärung an Mr. Parnell und sein Gefolge.

Die Aufnahme dieser Thronrede war nicht nur bei der Torypresse, sondern auch bei allen Blättern, welche eine mittlere Stellung einnehmen, worunter die Times, eine günstige. Die radikale Presse dagegen verfehlte nicht, mit starkem Tone darauf hinzuweisen, daß jede Ankündigung von Maßregeln zu Gunsten der ländlichen Bevölkerung, namentlich zur Schaffung eines Standes kleiner Eigenthümer durch Erleichterung des Landerwerbs, fehle. Demgemäß wurden denn auch die radikalen Versuche, bei der Adreßverhandlung einen das Ministerium tadelnden Zusatz durchzubringen, auf die Lücke der Thronrede in Hinsicht der Reform des Landerwerbs gerichtet. Der erste Versuch, am 25. Januar durch den Radikalen Barclay unternommen, dessen Antrag den Wunsch des Unterhauses auf Einbringung einer die Lage der Pächter verbessernden Maßregel ausdrücken sollte, mißlang. Der Antrag wurde bei schwach besuchtem Haus mit einer Majorität von 211 gegen 183 Stimmen verworfen. Bei dieser Abstimmung hatten sich die eigentlichen Whigs, deren Häupter der ältesten Familien, der Herzog von Bedford, der Herzog von Westminster, der Herzog von Devonshire sich kurz vorher in feierlichen Erklärungen gegen jede Lockerung der Union mit Irland verwahrt hatten, bereits großentheils von der liberalen Opposition getrennt. Allein am 26. Januar brachte ein anderer Radikaler,

Die ökonomiſche Grundanſchauung von Karl Marx.

Von

Dr. R. Stegemann.

Vor wenigen Monaten hat der Herausgeber des Marx'ſchen Nachlaſſes, Friedrich Engels in London, den längſt erwarteten II. Theil des „Capital“ veröffentlicht. Dieſe Thatſache wird nicht verfehlen, bei dem gelehrten Publicum wie bei den Parteigenoſſen des ehemaligen Leiters der Internationalen Arbeiter-Aſſociation das Intereſſe an dem Autor des „Capital“ für einige Zeit wieder zu beleben.

Wir wollen dieſen Moment benutzen, von der wirthſchafts-philoſophiſchen Grundanſchauung von Marx, die uns nicht allenthalben richtig aufgefaßt zu werden ſcheint, in knappem Umriß eine Skizze zu entwerfen.

Die philoſophiſche Weltanſchauung, von der Marx bei der Betrachtung volkswirthſchaftlicher Zuſtände beherrſcht wird, iſt folgende:

„Alles was iſt, iſt nothwendig und daher gut, bis es ſeinen Gegenſatz und mit dieſem eine neue Form erzeugt. Alles Beſtehende muß alſo als Glied einer Entwicklung angeſehen werden. Ewig und von Natur berechtigt anzudauern, wenn die Vernunft keinen Grund dafür weiß, iſt daher Nichts, und wenn die bürgerliche Oekonomie im Vertrauen auf ihre Herrſchaft das Recht des Seienden behauptet, beruft ſich der Socialismus auf das Recht des Werdenden. Aber noch mehr, das Seiende hat nur ein Recht zu ſein, bis es ein Anderes geworden und dieſes Andere befeſtigt iſt. Wer daher eine beſtehende Form ſo verändern kann, daß ſie eine andere wird, fördert die Entwicklung. Die Vernunft wird eine Machtfrage, die Revolution iſt nur eine gewaltſame Förderung der Entwicklung — vorausgeſetzt, daß ſie Erfolg hat, daß ſie einen dauernden Zuſtand zu ſchaffen vermag. Nur das erfolgloſe Streben iſt verdammenswerth; es beweiſt, daß die Idee der aufſteigenden

die Herstellung einer republikanischen Majorität ihm am wenigsten gelingen würde. Wenn diese Ablehnungsgründe Gehör finden sollten, mußte Clemenceau natürlich versprechen, ein anderes Ministerium mit seinem radikalen Gefolge zu unterstützen. Das einzig mögliche Haupt dieses andern Ministeriums war Freycinet, welchem die Unterstützung der Opportunisten, wenn letztere nicht als Zerstörer der Republik angesehen werden wollen, nicht versagt werden kann. So ist die republikanische Majorität für einige Zeit hergestellt, und auf der Möglichkeit, Radikale und Opportunisten eine Zeit lang zu vereinigen, beruht das Ministerium Freycinet. Am 16. Januar legte es sein Programm dem Senat und den Deputirten vor. Mit meisterhafter Konzision stellt es drei bis vier Punkte als die nächst dringlichen hin und verlangt, daß die republikanischen Parteien sich auf diese Punkte beschränken, bis dieselben erledigt sind. Das Programm begreift zunächst die Herstellung der Beamtendisciplin, mit welcher nichts weiter gemeint ist, als die Befriedigung der radikalen Stellenjäger. Immerhin ist es ein vortrefflicher Grundsatz, der als Axiom der Republik aufgestellt wird, während es das Axiom des Staates überhaupt ist, daß die Beamten nicht dazu da sind, die Opposition gegen die Regierung zu führen. Man kann aus diesem Axiom zu zwei entgegengesetzten Folgerungen gelangen. Die eine ist die Nothwendigkeit einer permanenten Regierungstradition, welche sich im Beamtenstand verkörpern muß. Die andere Folgerung ist der amerikanische Grundsatz: den Siegern die Beute; d. h. jedes Ministerium bevölkert mit seinen Freunden die Aemter. Dann müßte man freilich keine Pensionirungen nöthig haben. Welche der beiden Folgerungen Herr von Freycinet ziehen würde, wenn er die Geschicke Frankreichs beherrschte, darüber ist kein Zweifel. Einstweilen ist er gezwungen, das üble Beispiel der Aemterüberschwemmung mit Parteikreaturen zu verstärken und zugleich die Pensionslast des Staates zu erschweren. Der Plan, den er verfolgen mag, kann kein anderer sein als, den französischen Radikalismus selbst, unter der Wucht der Hindernisse und Gefahren, auf den Weg der Besonnenheit zu leiten: eines jener Vorhaben, welche der Patriotismus und die Weisheit eingeben, welche selten gelingen, weil sie auf die Belehrbarkeit der Unvernunft und Leidenschaft zählen, welche gleichwohl gewagt werden müssen, weil erst, wenn der Kreis der freien Wahl erschöpft ist, die geduldete Rettung durch den einheimischen oder fremden Säbel eintreten kann.

Herrn Freycinets Programm umfaßt noch die Zügelung der politischen Agitation des Klerus, das Gleichgewicht im Budget und die Verwandlung des neu eroberten Kolonialbesitzes in Protectorate über einheimische Selbständigkeiten. Das Gleichgewicht der Finanzen soll durch Ersparnisse hergestellt werden, die aber nur im Budget des Kriegs und der Marine möglich sind. Schon erhebt sich die chauvinistische Besorgnis, daß solche Ersparnisse den Zweck der Revanche gefährden müssen. Immer deutlicher hebt sich das Dilemma hervor: Ruin der Finanzen oder Verzicht auf die Revanche. Aus dem Dilemma giebt es nur den einen Ausweg, die Revanche nicht mehr zu verzögern und zu ihrer

bar und ein innerer Widerspruch erschien. Die Institutionen der menschlichen Gesellschaft nahm er somit solidarisch in Raum; er sah keine Staaten, sondern eine Welt, und er unterschied keine Nationen, sondern legte seinen Untersuchungen die ganze menschliche Gesellschaft als eine Einheit zu Grunde. Er nahm aber auch die Entwicklung der Institutionen solidarisch. Er hielt dafür, daß wir inmitten einer beständigen Bewegung des Anwachsens der Productivkräfte, der Zerstörung socialer Verhältnisse, der Bildung von Ideen lebten, die nichts weniger als ewig wären, sondern dem jeweiligen bestimmten Entwicklungszustande der Menschen und ihrer Productivkräfte entsprächen. Da es vor allen Dingen darauf ankäme, nicht von den Früchten der Civilisation, den erworbenen Productivkräften, ausgeschlossen zu sein, so würde es nothwendig, von Zeit zu Zeit die überkommenen Formen, in welchen sie geschaffen wären, zu zerbrechen, und die revolutionäre Klasse, die sich dieser Aufgabe unterzöge, werde von diesem Augenblicke an conservativ. So machten die Menschen zwar ihre eigene Geschichte, aber sie machten sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. „Die Tradition aller todten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirn der Lebenden." —

Marx glaubte an eine stetig sich entwickelnde, sich verbessernde Gesellschaft, und dieses echt moderne Princip bestimmte seine weiteren Anschauungen. Er hatte die gewisse Ueberzeugung, daß jede Periode in dieser Beziehung ihre Aufgabe und jede Generation ihre Bestimmung habe, die erst erfüllt sein müßte, ehe die alte Zeit einer neuen weichen konnte. Dieser sein Optimismus bekam aber durch seine streng materialistische Philosophie eine fatalistische Färbung. Marx war kein Materialist im vulgären Sinne — er selbst verspottet und belächelt den „naturwissenschaftlichen" Materialismus — sein Materialismus war nicht so grob, die Freiheit und Selbstbestimmung des Geistes zu leugnen, nur die Fähigkeit, die allgemeinen Gesetze aus eigener Kraft zu variiren, bestritt er ihm. Marx denkt sich die Entwicklung der Menschheit von dem Willen des Einzelnen ganz unabhängig. Der Einzelne hat nur die Freiheit der Intuition und der relativen Selbstbestimmung, d. h. er hat die Freiheit, sich im rechten Augenblicke den gegebenen und von ihm erkannten allgemeinen Verhältnissen anzupassen, aber er hat nie die Macht, solche Verhältnisse aus seiner Idee heraus erst zu schaffen. „Sowohl die politische wie die bürgerliche Gesetzgebung proclamiren, protokolliſiren nur das Wollen der ökonomischen Verhältnisse. Hat sich der Souverän des Geldes und Silbers bemächtigt, um sie durch Aufprägung seines Siegels

öffentlichen Meinung, als der Zollverein endlich vollendet werden sollte durch den Eintritt Hamburgs und Bremens, die Haltung der Mehrheit des Reichstages, als Deutschland eintreten sollte in die Reihe der Colonialmächte, führen hinüber zu den Scenen, die sich in diesen Wochen vor unseren Augen abspielen.

So traurig diese Reihe erscheint, sie ist auch tröstlich. Warum? Wenn Deutschland trotzdem geworden ist, was es ist, so schöpfen wir daraus die Hoffnung, daß es auch noch weiter so gehen wird — trotzdem. D.

Notizen.

Der Deutsche Handelstag. Separat-Abdruck aus der Berliner Börsen-Zeitung. Berlin 1886. L. Metzoldt. 16 S.

Bericht über die Verhandlungen des 22. Kongresses deutscher Volkswirthe in Nürnberg am 20., 21. und 22. September 1885. Im Auftrage der ständigen Deputationen, herausgegeben von M. Brömel. Berlin 1885. Leonhard Simion. 150 S.

Die beiden vorgenannten Publikationen entstammen dem Lager der Freihandels-Schule und gehören zu denjenigen Hervorbringungen unserer Gegner, von denen wir mit besonderer Genugthuung Notiz nehmen, nicht bloß weil sie hier und da Geständnisse und Concessionen machen, sondern weil sie durch die Methode der Argumentation die Möglichkeit einer sachlichen Diskussion gewähren.

Das Verdienst des Schriftchens „Der Deutsche Handelstag" liegt für uns darin, daß das Axiom, der Freihandel sei die natürliche, absolute und ewige Wahrheit, der zum Siegen zu verhelfen die Aufgabe jeder richtigen Staatskunst sei, bei Seite geschoben wird. Es wird davon ausgegangen: „die Verschiedenheit der Anschauungen, namentlich auf dem wirthschaftlichen Gebiete, ist weit weniger das Produkt einer Doktrin, die widerlegt und wegdeducirt werden könnte, als sie durch die verschiedenen Verhältnisse, in denen die Menschen aufwachsen, durch äußere Umstände und die Besonderheit der Interessen bedingt ist." Darum sei es völlig unmöglich, Fragen, die von solchen Interessen bedingt seien, auf Vereinigungen der verschiedenen Interessen wie der Handelstag gedeihlich zu discutiren. Wo solche Fragen auftauchten, müßten sie von

ten, gestalten auch die Principien, die Ideen, die Kategorien gemäß ihren gesellschaftlichen Verhältnissen." (Misère de la philosophie.) Diesen zeitweiligen juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz den „ideologischen" Formen legt Marx eine geringe Bedeutung bei. Ihn interessirt und beschäftigt im Grunde nur der gesetzmäßige Zusammenhang der Entwicklungsformen. Erst in zweiter Linie untersucht er im Detail die Formen, in denen die Verhältnisse sich im gesellschaftlichen Leben niederschlagen und verweist auf ihre Wirkungen im praktischen Leben.

Den Maßstab, wonach die großen Verhältnisse zu beurtheilen sind, findet Marx nicht in dem Bewußtsein der Mitlebenden, nicht in dem Lust- oder Unlustgefühl der Interessirten, nicht in den wissenschaftlich festgestellten oder feststehenden Normen der Gelehrten, sondern in der abstracten vernünftigen Erkenntniß der Verhältnisse: So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurtheile, was es sich selbst dünkt, ebenso wenig könne man eine ökonomische Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurtheilen, sondern müsse vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Conflict zwischen gesellschaftlichen Productivkräften und Productionsverhältnissen erklären. (Vorwort zur Krit. d. pol. Ö.) Und wie man im Privatleben unterscheide zwischen dem, was ein Mensch von sich meint und sagt, und dem, was er wirklich ist und thut, so müsse man noch mehr in geschichtlichen Kämpfen die Phrasen und Einbildungen der Parteien von ihrem wirklichen Organismus und ihren wirklichen Interessen, ihre Vorstellungen von ihrer Realität unterscheiden. (Der 18. Brumaire S. 26.) Die souveräne Emancipation von der Tagesmeinung ist ihm die Vorbedingung für jede selbständige und fruchtbare Forschung. Gerade darin zeige es sich, ob ein Oekonom vulgär oder nicht vulgär sei. Die „bürgerliche Vulgärökonomie" sei von Grund aus unhistorisch, sie fasse ihre Entwicklungsstufe, die capitalistische Wirthschaftsordnung, „als absolute und letzte Gestalt der gesellschaftlichen Production" und könne oder wolle sich nicht aus dieser vorübergehenden krystallisirten Form herausdenken. (Einl. zur II. Aufl. des „Capital" I. Bd.)

Von diesem allgemeinen geschichtsphilosophischen Gesichtspunkte aus unternimmt Marx seine Kritik der politischen Oekonomie und seine selbständige Forschung über die ökonomische Structur der modernen Gesellschaft, insbesondere über die capitalistische Productionsweise in derselben. Wenn er dabei zu heftigen Ausfällen gegen die herrschende Wirthschaftsform gelangt, so will er da-

vorgetragen, erklärt Brömel, daß das denn doch nicht so ganz richtig sei. Es handle sich nicht um Aggression, um Vertheuerung und Steigerung, sondern um Defensive, Verhinderung von Verbilligung und Sinken und das sei ein großer Unterschied. In der That ist das nicht nur ein großer, sondern der ganze Unterschied. Aber so viel Ehre es dem Verstande des Herrn Brömel macht, diesen Unterschied klar präcisirt zu haben, so mag man doch fragen, ob nicht sein Fraktionsgenosse Barth klüger gethan hat, sein Gemüth vor dieser gefährlichen Erkenntniß zu bewahren, denn unaufhaltsam wird Brömel nun von seinen Consequenzen fortgerissen. Ist es wahr, daß es sich bei unseren Zöllen nur um die Erhaltung der bestehenden Besitzverhältnisse handelt, so folgt, daß diese in Gefahr, unsere Landwirthe also in Noth sind und Brömel steht nicht an, das zuzugeben. Die Noth werde nur übertrieben — was man wiederum von der anderen Seite gern zugeben kann. Ist aber wirklich ein so großer und wichtiger Stand in einer Nothlage, so folgt, daß der Staat sich die Frage stellen muß, ob er nicht zuzuspringen hat — und Brömel steht nicht an das zuzugeben. Kann man mehr verlangen? Es fehlt nur noch die Praxis: welches Mittel der Hülfe ergriffen werden soll, aber das ist offenbar eine untergeordnete Frage, deren Diskussion man vertagen kann, bis verschiedene praktische Mittel vorgeschlagen sind. Bisher ist nur eins, der Schutzzoll, bekannt geworden. Brömel verwirft dasselbe, ohne ein anderes an die Stelle zu setzen. Für den praktischen Politiker heißt das, er billigt es. Wenigstens kann für uns Gegner eine solche indirekte Billigung — so lange uns das unbekannte andere Mittel nicht offenbart ist — genügen. D.

Die Erbpacht. Ein Beitrag zur Geschichte und Reform derselben insbesondere in Deutschland. Von Dr. Wilh. Ruprecht. Göttingen. 1882. Vandenhoeck und Ruprecht. 183 S.

Die Erbpacht-Frage, welche schon seit einer Reihe von Jahren die Theorie wieder beschäftigt, ist plötzlich praktisch geworden. Es handelt sich darum, ob die Germanisirung des Grundbesitzes in Posen, die Ansiedelung kleiner deutscher Besitzer auf den aufzukaufenden polnischen Rittergütern in dieser Form in Angriff genommen werden soll. Wir nehmen daher die Gelegenheit wahr, auf dieses schon 1882 erschienene kleine Werk aufmerksam zu machen, welches in ansprechender Form historisch und theoretisch die Frage in ihrem ganzen Umfange behandelt.

Als beste Art den Kanon zu bestimmen, schlägt Ruprecht eine Geldpacht vor, welche in kurzen Fristen (3—5 Jahren) nach dem jeweiligen Durchschnittspreise des Roggens festgesetzt wird. D.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

liche Tendenz der capitalistischen Production war die Expropriation der unmittelbaren Producenten. Das capitalistische Privateigenthum, welches auf Exploitation fremder aber formell freier Arbeit beruht, mußte das selbst erarbeitete Privateigenthum und damit die Zersplitterung des Bodens und der übrigen Productionsmittel verdrängen, um eine höhere Wirthschaftsform anzubahnen, das individuelle auf Cooperation und Gemeinbesitz gegründete Eigenthum. Die capitalistische Production hat das auf eigener Arbeit beruhende Privateigenthum zerstört, die Arbeitsmittel centralisirt, die Arbeit gesellschaftlich gemacht und vervollkommnet. Darin bestand die Nothwendigkeit ihrer Existenz. Mit der Nothwendigkeit der capitalistischen Productionsweise für die bisherige wirthschaftliche Entwicklung ist aber zugleich die Nothwendigkeit einer neuen und höheren Wirthschaftsordnung für die Zukunft gegeben, deren Wesen darin besteht, daß sie das bereits thatsächlich auf gesellschaftlichem Productionsbetriebe beruhende capitalistische Eigenthum in gesellschaftliches verwandelt. Dieser Umwandlungsprozeß vollzieht sich natürlich, nämlich aus der Gesellschaft heraus. Die Capitalien centralisiren sich in wenigen Händen. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Capitalmagnaten wächst die Zahl der Proletarier, und dadurch das Mißverhältniß zwischen Beiden.

Die Productionsverhältnisse, in denen sich die Bourgeoisie bewegt, haben nämlich, wie Marx meint, nicht einen einfachen, sondern einen zwieschlächtigen Charakter. Jedes ökonomische Verhältniß überhaupt habe seine gute und seine schlechte Seite. Die gute werde von den Oekonomen hervorgehoben, die schlechte von den Socialisten angeklagt, wobei die Letzteren die Illusion hätten, in dem Elend nur das Elend zu erblicken, statt darin die revolutionäre, zerstörende Seite zu sehen, welche die alte Gesellschaft umstürzen werde. Es wäre aber stets die schlechte Seite, welche schließlich den Sieg über die gute Seite davontrüge. Diese riefe Bewegung in's Leben, mache die Geschichte, zeitige den Kampf. (Es wäre übrigens ganz verfehlt, wollte man etwa mit Rücksicht auf die schöne Seite irgend eines Zustandes sich das Problem stellen, die schlechte Seite einfach auszumerzen. Hätten z. B. zur Zeit der Herrschaft des Feudalismus die Oekonomen begeistert von Allem, was die schöne Seite des Feudalismus bildete, sich vorgenommen, Alles zu beseitigen, was einen Schatten auf dies Bild warf — Leibeigenschaft, Privilegien, Anarchie —, so hätten sie nichts anders erreicht, als daß sie alle Elemente vernichtet hätten, welche den Kampf hervorriefen. Sie hätten die Entwicklung der Bourgeoisie — nach Marx seiner Zeit ein segensreiches Ereigniß für die Gesellschaft — im Keime erstickt und sich das absurde Problem gestellt, die

Periode von der Vernunft nicht richtig erkannt ist. Denn der Erfolg hängt nicht von der Einsicht oder der Thatkraft des Einzelnen ab. Die Zeiten selber müssen sich erfüllen. Eisern ist die Logik, die den Verhältnissen und Formationen immanent ist. Sie ist die Schranke der menschlichen Willkür.

Diese Philosophie mußte die Marx'sche Methode der Forschung zu einer historischen machen und ihn in der ökonomischen Wissenschaft der historischen Richtung annähern, wenn er auch in der Methode der Darstellung den entgegengesetzten Weg einschlug.

Marx betrachtete die Entwicklung der Gesellschaft frei von den zeitlichen Schranken, welche das Interesse an den Vorgängen nur auf die Mitlebenden beziehn, und abstrahirte von den räumlichen Schranken, die von der Willkür der Menschen und zufällig gesetzt sind, wenn er die Symptome einer Idee suchte. Er sah einen einzigen, mächtigen, gesellschaftlichen Bau, welcher die Verhältnisse der einzelnen Menschen umspannte und überdeckte. Die reale Basis dieses politischen Ueberbaues bildeten ihm die materiellen Lebensverhältnisse, die ökonomischen Verhältnisse der Menschen zu einander.

Auf diesen socialen Existenzbedingungen, auf den verschiedenen Formen des Eigenthums, sah er einen ganzen Ueberbau verschiedener und eigenthümlich gestalteter Empfindungen, Illusionen, Denkweisen und Lebensanschauungen sich erheben, von denen das einzelne Individuum, dem sie durch Traditionen und Erziehung zufließen, sich wohl einbilden möchte, sie bildeten die eigentlichen Bestimmungsgründe und den Ausgangspunkt seines Handelns. Und doch bestimmt nach Marx nicht das Bewußtsein der Menschen ihr Sein, sondern umgekehrt, ihr gesellschaftliches Sein bestimmt ihr Bewußtsein. „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung gerathen die materiellen Productivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Productionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigenthumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Productivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche socialer Revolution ein." (Der 18. Brumaire des Louis Napoleon. 1852 S. 26.)

Mit der Veränderung oder Verschiebung der ökonomischen Grundlagen sah Marx den ganzen ungeheuren Ueberbau des socialen, politischen und des geistigen Lebensprozesses überhaupt in's Rollen kommen und sich langsamer oder rascher umwälzen, so daß ihm eine große ökonomische Veränderung, die nicht zugleich eine Umwälzung, eine Revolution auf dem Gebiete der religiösen, politischen ꝛc. Verhältnisse war, undenk-

bar und ein innerer Widerspruch erschien. Die Institutionen der menschlichen Gesellschaft nahm er somit solidarisch in Raum; er sah keine Staaten, sondern eine Welt, und er unterschied keine Nationen, sondern legte seinen Untersuchungen die ganze menschliche Gesellschaft als eine Einheit zu Grunde. Er nahm aber auch die Entwicklung der Institutionen solidarisch. Er hielt dafür, daß wir inmitten einer beständigen Bewegung des Anwachsens der Productivkräfte, der Zerstörung socialer Verhältnisse, der Bildung von Ideen lebten, die nichts weniger als ewig wären, sondern dem jeweiligen bestimmten Entwicklungszustande der Menschen und ihrer Productivkräfte entsprächen. Da es vor allen Dingen darauf ankäme, nicht von den Früchten der Civilisation, den erworbenen Productivkräften, ausgeschlossen zu sein, so würde es nothwendig, von Zeit zu Zeit die überkommenen Formen, in welchen sie geschaffen wären, zu zerbrechen, und die revolutionäre Klasse, die sich dieser Aufgabe unterzöge, werde von diesem Augenblicke an conservativ. So machten die Menschen zwar ihre eigene Geschichte, aber sie machten sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. „Die Tradition aller todten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirn der Lebenden." —

Marx glaubte an eine stetig sich entwickelnde, sich verbessernde Gesellschaft, und dieses echt moderne Princip bestimmte seine weiteren Anschauungen. Er hatte die gewisse Ueberzeugung, daß jede Periode in dieser Beziehung ihre Aufgabe und jede Generation ihre Bestimmung habe, die erst erfüllt sein müßte, ehe die alte Zeit einer neuen weichen könnte. Dieser sein *Optimismus* bekam aber durch seine streng *materialistische* Philosophie eine *fatalistische* Färbung. Marx war kein Materialist im vulgären Sinne — er selbst verspottet und belächelt den „naturwissenschaftlichen" Materialismus — sein Materialismus war nicht so grob, die Freiheit und Selbstbestimmung des Geistes zu leugnen, nur die Fähigkeit, die allgemeinen Gesetze aus eigener Kraft zu variiren, bestritt er ihm. Marx denkt sich die Entwicklung der Menschheit von dem Willen des Einzelnen ganz unabhängig. Der Einzelne hat nur die Freiheit der Intuition und der *relativen* Selbstbestimmung, d. h. er hat die Freiheit, sich im rechten Augenblicke den gegebenen und von ihm erkannten allgemeinen Verhältnissen anzupassen, aber er hat nie die Macht, solche Verhältnisse aus seiner Idee heraus erst zu schaffen. „Sowohl die politische wie die bürgerliche Gesetzgebung proclamiren, protokolliren nur das Wollen der ökonomischen Verhältnisse. Hat sich der Souverän des Geldes und Silbers bemächtigt, um sie durch Aufprägung seines Siegels

zu allgemeinen Tauschmitteln zu machen, oder haben sich nicht vielmehr diese allgemeinen Tauschmittel des Souveräns bemächtigt, indem sie ihn zwangen, ihnen sein Siegel aufzudrücken, und ihnen eine politische Weihung zu geben?" (Misère de la philosophie 1847). Daher müsse es die eigentliche Lebensaufgabe der jeweiligen Menschheit sein, die großen natürlichen Gesetze, die Ideen zu erkennen, von denen zur Zeit die Gesellschaft bewegt werde. Diese seien natürlich zu allen Zeiten verschieden; jede Entwicklungsperiode habe ihr eigenes Gesetz, ihre eigenen Ideen, welche die wachsenden Productivkräfte der Menschheit auch durch stets eigenartige äußere Institutionen entwickle. Diese wechselnden Formen und Verhältnisse, die von Natur eine kurze Bestimmung haben, kämen indeß für die Erkenntniß nicht in Betracht. Diese habe nur aus den realen Verhältnissen die reine Idee zu abstrahiren, damit müsse sie sich begnügen, am wenigsten dürfe der Geist in die Zukunft hinein speculiren. Das wäre widersinnig, denn die Idee habe keine besondere Existenz in dem Wissen der Menschen, in ihrem Geiste, sondern werde eben von diesen nur aus äußeren Verhältnissen abstrahirt. (In diesem Punkte weicht Marx also prinzipiell von der Hegel'schen Lehre ab, der er sonst im Allgemeinen folgt, und bekennt sich, im Gegensatz zu der idealistischen Richtung, zum Materialismus.)

Die Entwicklung der Menschheit in ihren großen Bewegungen und Verhältnissen offenbart sich in den Institutionen, wie sie augenblicklich die Ideen verhüllen, in den politischen, juristischen, religiösen Formen, „worin sich die Menschen des Conflicts dieser Bewegungen und Verhältnisse bewußt werden." Dies Bewußtsein muß sich, wie Marx annimmt, aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Conflict zwischen gesellschaftlichen Productivkräften und Productionsverhältnissen erklären. Die Bewegung der Geschichte erzeugt nämlich geradeso die socialen Beziehungen, wie uns die industrielle Bewegung die industriellen Producte giebt. „Die ökonomischen Kategorien sind eben nur die theoretischen Ausdrücke, die Abstractionen der gesellschaftlichen Productionsverhältnisse. Diese bestimmten socialen Verhältnisse sind ebenso gut Producte der Menschen, wie Tuch, Leinen ꝛc. Die socialen Verhältnisse sind eng verknüpft mit den Productivkräften. Mit der Erwerbung neuer Productivkräfte verändern die Menschen ihre Productionsweise und mit der Veränderung der Productionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sie alle ihre gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Handmühle ergiebt eine Gesellschaft mit Feudalherrn, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Capitalisten. Aber diese Menschen, welche die socialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Productionsweise gestal-

Doch läßt sich a priori annehmen, daß dieses nicht der Fall. Wenigstens ist in den Fabrikinspectionsberichten gerade auf diese in hygieinischer Beziehung so ungünstige Seite der Hausindustrie die Aufmerksamkeit gelenkt worden und die Specialunternehmungen über die Lage der Hausindustriellen einiger Gegenden Deutschlands haben das bestätigt. Die Arbeit geht in Räumen vor sich, die gleichzeitig zum Wohnen dienen, nur wenig gelüftet werden und in denen sich trotz ihrer Kleinheit häufig viele Personen zusammengedrängt finden*). Sax führt in seiner Schilderung der Lage der Arbeiter in der Spielwaarenindustrie zu Sonneberg an, daß in der meist aus Stube und Kammer bestehenden Wohnung die erstere als Küche, Wohn- und Arbeitsraum zugleich dient. Er traf einen Hausindustrieellen, der in der Arbeitsstube vier Gehülfen sitzen und außerdem nur noch eine Schlafkammer zu seiner Verfügung hatte, die zugleich als Magazin benutzt wurde. Mit der Reinlichkeit sei es in solchen Wohnungen schwach bestellt. „Unter der Woche wird nicht gekehrt, es sammeln sich an den Werkeltagen die Abfälle bei der Arbeit zu stattlichen Haufen an, welche erst am Sonnabend Nachmittag hinausgeräumt werden, wenn die Waare in Schanzen gethan ist, um auf's Comptoir getragen zu werden**).

Gewerbegruppe.	Zahl der hausindustriellen Hauptbetriebe.			Von 100 hausindustriellen Hauptbetrieben sind	
	Ueberhaupt.	Alleinbetriebe (ohne Motoren).	Mitinhaber-, Gehülfen-, Motoren-Betriebe.	Alleinbetriebe.	Gehülfen- ꝛc. Betriebe.
1.	2.	3.	4.	5.	6.
Industrie der Steine und Erden .	2211	1600	611	72.4	27.6
Bearbeitung von Metall	1505	1115	390	74	26
Erdenverarbeitung	8079	3843	4236	47.6	52.4
Maschinen, Instrumente	2475	1777	698	71.8	28.2
Chemische Industrie	129	113	16	87.6	12.4
Forstwirthschaftliche Nebenproducte	53	50	3	94.3	5.7
Textilindustrie	210145	164896	45249	78.5	21.5
Papierindustrie	1584	942	642	59.5	40.5
Leder-, Wachstuch- und Gummi-Industrie	1006	675	331	67.1	32.9
Holz- und Schnitzstoffe	12694	9889	2805	77.9	22.1
Nahrungs- und Genußmittel . . .	5845	4895	950	83.7	16.3
Bekleidung und Reinigung . . .	105596	94449	11147	89.4	10.6
Polygraphische Gewerbe	363	252	111	69.4	30.6
Künstlerische Gewerbe	379	228	151	60	40
Zusammen .	352064	284724	67340	80.9	19.1

*) Vergl. dazu den Aufsatz in diesen Jahrbüchern „Deutsche Fabrikzustände". Bd. 51. S. 56, 58, 59.

**) Sax, Die Hausindustrie in Thüringen. I. Thl. S. 36, 38.

mit nicht die einzelnen Individuen verantwortlich machen; diese haben nach seiner Meinung gar keinen Einfluß auf die allgemeinen Productionsverhältnisse. „Sie werden in dieselben hineingeboren und bleiben social deren Geschöpf, so sehr sie sich auch subjectiv über dieselben erheben mögen." Der einzelne Mensch bleibe immer nur ein Kind seiner Zeit und unmündig der großen Entwicklung gegenüber. Die Aufgaben, die er sich stelle, entsprängen, genau betrachtet, nicht frei aus seiner Speculation, sondern sie lägen in der Luft, d. h. die materiellen Bedingungen ihrer Lösung seien bereits vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen. Die ökonomischen Vorgänge bilden nach Marx' Auffassung den Reflex von Naturprozessen im gesellschaftlichen Leben, deren eherner Nothwendigkeit sich alle menschlichen Berechnungen geschmeidig einfügen. Der Grund aller Veränderung liegt darum nicht in dem Willen der Menschen, sondern in der Unzulänglichkeit der Verhältnisse selber: „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung gerathen die materiellen Productivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Productionsverhältnissen, in denen sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche socialer Revolution ein, die kein Individuum verschuldet hat und die keine Individuen herbeiführen können, bevor ihre Zeit gekommen ist. „Eine Gesellschaftsform geht nie unter, bevor alle Productivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Productivkräfte treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn, genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind." Eine sociale Revolution wird erst, wenn die realen Verhältnisse bereits in Widerspruch gerathen sind, der Gesellschaft bewußt, und erst, wenn sie bestimmte gewaltsame Formen annimmt und durch den Conflict der bestehenden Verhältnisse den Bestand der Gesellschaft überhaupt in Frage zu setzen droht, wird auch die Handlungsweise der Menschen von der Erkenntniß einer Revolution geleitet.

In einer solchen revolutionären Epoche befindet sich, wie Marx annimmt, die moderne Wirthschaft, und er unternimmt den Nachweis, daß die Productionsverhältnisse heute nicht mehr der zweckmäßigen Entfaltung der Productionskräfte entsprächen. Die moderne capitalistische Production, aus Werth-Austausch, Handwerk, Manufactur hervorgegangen, hat nach seiner Anschauung ihre Bestimmung schon erfüllt. Die geschicht-

uns außer allem Zweifel. Schon vor 15 Jahren empfahl Schmoller in seinem Buche über die Kleingewerbe eine umfassende Enquete anzustellen*), damals von dem Gesichtspunkt aus, daß man, um dem drohenden Untergange der Hausindustrien vorbeugen zu können, unterrichtet sein müsse, wie eigentlich ihr Verhältniß sich zum Fabriksystem gestalte. Heute kommt noch ein anderes Motiv zu. Da wir einmal eine Arbeiterschutzgesetzgebung haben und Fabrikinspektoren über der Ausführung derselben wachen, fragt es sich, ob die in der Hausindustrie thätigen Arbeiter von den Wohlthaten dieser Gesetze auf die Dauer ausgeschlossen bleiben können. Die Berichte unserer Fabrikinspektoren haben wiederholt hervorgehoben, wie wenig zufriedenstellend die Lage der Hausindustriellen ist. Das Truckſystem, die Ausbeutung der Kinder, eine übermäßig ausgedehnte Arbeitszeit, mangelhafte hygieinische Vorkehrungen in den kleinen Werkstätten und Wohnungen lassen die Arbeit der Hausindustriellen gefährlicher erscheinen als die in den Fabriken. In meinem Aufsatze „Deutsche Fabrikzustände“**) habe ich aus den amtlichen Berichten eine Reihe von Thatsachen nach dieser Richtung zusammengestellt und neuerdings hat Professor Ludwig Elster dasselbe Material gleichfalls zum Ausgangspunkt der Betrachtungen gewählt***), bei denen er ohne von meinen früheren Untersuchungen Kenntniß zu haben gleich mir zum Schluß kommt, daß eine Erweiterung der Gesetzgebung auch auf die hausindustriellen Arbeiter eintreten müsse. Nach meiner Ansicht wird diese Reform nicht ausbleiben können. Ehe man sich aber dazu entschließt, wäre es erwünscht sich im Besitz von Material zu sehen, das die Nothwendigkeit einer solchen über jeden Zweifel erhaben sein läßt. Die Wünsche nach Aufklärung über die „sozialen Zustände um uns“ (Neumann) mehren sich zwar in neuerer Zeit. Eine Enquete über die Sonntagsarbeit ist im Gange, einer Enquete über die eingehaltene Arbeitszeit hat Gustav Cohn das Wort geredet, hier wird eine über die Hausindustrie verlangt. Die Kosten und Mühe die solche Unternehmungen verursachen, werden Manchen von der Befürwortung derselben abschrecken, aber wie groß sich auch der Aufwand stellen mag, es werden nicht vergeblich ausgegebene Summen sein. Sie werden sich durch das Ziel, das sie ins Auge fassen — Besserung des schweren Loses der arbeitenden Klassen — rechtfertigen.

*) a. a. O. S. 701.

**) Preußische Jahrbücher. Bd. 51. S. 48—63. Jahrg. 1883

***) Die Fabrikinspectionsberichte und die Arbeiterschutzgesetzgebung in Deutschland in Conrad's Jahrbüchern. Bd. 11 N. F. S. 392—416.

Geschichte auszustreichen.) In denselben Verhältnissen, in denen nun der Reichthum producirt wird, wird nach Marx auch das Elend producirt. „Denn je mehr des Productivcapital wächst, desto mehr ist es gezwungen, für einen Markt zu produciren, dessen Bedürfnisse es nicht kennt. Um so mehr geht die Production dem Bedarf voraus, um so mehr sucht das Angebot die Nachfrage zu erzwingen, und nehmen daher die Krisen an Intensität und Häufigkeit zu. Aber jede Krisis ihrerseits beschleunigt die Centralisation der Capitalien und vermehrt das Proletariat. Je mehr das Productivcapital also anwächst, desto mehr steigert sich die Concurrenz unter den Arbeitern und zwar in viel stärkerem Verhältniß. Die Entlohnung der Arbeit nimmt ab für alle und die Arbeitslast vermehrt sich für einige." (Aus einer Rede über den Freihandel.) Das Anwachsen des Productivcapitals zwingt die industriellen Capitalisten, mit stets wachsenden Mitteln zu arbeiten. Dadurch werden in steigender Progression Kleinindustrielle ruinirt und in's Proletariat geworfen. Da ferner der Zinsfuß in dem Maße fällt, als die Capitalien sich anhäufen, werden die kleinen Rentiers, die nicht mehr von ihren Renten leben können, gezwungen, sich der Industrie zuzuwenden, in der sie Selbständigkeit nicht behaupten können und schließlich doch nur die Zahl der Proletarier vermehren. So erweitert sich die Kluft und das zahlenmäßige Mißverhältniß zwischen Bourgeoisie und Proletariat. „Es wächst die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des capitalistischen Productionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Die Centralisation der Productionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer capitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt." —

Marx glaubt aus gewissen Zeichen der Zeit entnehmen zu können, daß selbst in den herrschenden Klassen die Ahnung aufdämmere, daß die jetzigen Gesellschaftsformen doch keine festen Krystallisationen, sondern daß die Gesellschaft ein umwandlungsfähiger und beständig im Prozeß der Umwandlung begriffener Organismus sei. Aus dem im Besonderen nachgewiesenen Elend, welches die heutige Wirthschaftsmethode im Gefolge hat, entnimmt Marx die Gewißheit, daß die Revolution in der herrschenden Wirthschaftsordnung bereits ihren Anfang genommen habe. —

Zur Zeit der französischen Revolution, wo die Danton, Robespierre, St. Just ꝛc. die Entfesselung und Herstellung der modernen bürgerlichen Gesellschaft vollbrachten, „indem sie den feudalen Boden in Stücke schlugen und die feudalen Köpfe abmähten, die darauf gewachsen waren,

Denn zunächst scheint das äußerst schlecht zusammenzustimmen. Religion, die mehr als irgend etwas anderes auf einer vollkommenen Gewißheit beruht, und der grundsätzliche, ja der radikale Zweifel an aller Befähigung des Geistes, Gewißheit zu erlangen: wie kann sich das nur mit einander vertragen! Je nun, es verträgt sich alles. Man muß nur Adept genug sein, um zu verstehen, wie nach unendlichen Recepten das Widrige zusammengegossen wird; dann kommt zuletzt doch mit bunten Farben irgend etwas heraus, und ist es keine Arzenei, so braucht es doch auch nicht gleich ein Gift zu sein. Jedenfalls muß man die Aufgaben, die sich aufdrängen, schlecht und recht mit den Mitteln zu lösen versuchen, die eben zu Gebote stehen, wenn man keine anderen hat, und zusehen, was dabei sich ergiebt.

Das Problem der Religion aber gehört zu denen, die sich dem gegenwärtigen Geschlechte mit ganz besonderem Nachdruck auferlegen, so daß es sie gar nicht umgehen kann. In der Praxis unseres öffentlichen Lebens steht seit lange die Frage nach der angemessenen Behandlung alles dessen, was mit Religion und Kirche zusammenhängt, im Vordergrunde, und jeder einzelne, der mit gebildetem Interesse seine Stellung zu den die Menschheit bewegenden Fragen zu nehmen gewöhnt ist, sieht sich in der Lage, nothgedrungen über seine Theilnahme an dem religiösen Leben der Gemeinschaft um ihn her eine höchst persönliche Entscheidung zu treffen. Zum praktischen aber kommt mit gleicher Macht das wissenschaftliche Interesse. Niemals sind die anthropologischen und ethnologischen Studien mit größerem Eifer oder mit glücklicherem Erfolge gepflegt worden. Aus allen Zeiten und allen Abtheilungen des menschlichen Geschlechtes wächst uns eine erstaunliche Masse kulturhistorischen Materials zu; unsere Kenntniß der Dokumente besonders des religiösen Lebens von den Urzeiten an bis auf die Gegenwart ist ungemein bereichert; die immer sicherer geübte Kritik an den ältesten wie an den jüngeren Ueberlieferungen hat theils die bedeutsamsten Resultate ergeben, theils immer neue Fragen angeregt. Kein Wunder, daß sich das eifrigste Bestreben regt, für die Fülle der Thatsachen den angemessenen einheitlichen Gesichtspunkt der Beurtheilung zu finden, und wenn doch im ursprünglichen Völkerleben kaum ein anderes Moment sich von so universeller Wichtigkeit erweist, wie die Religion, so wird für das, was mit angespanntestem Eifer gesucht wird, für die Erkenntniß des Menschen und der Grundformen seiner Kulturentwicklung, kaum etwas anderes sich als so dringlich darstellen, wie die Untersuchungen über den Ursprung, über die Bildungsgesetze und das Wesen der Religionen, Untersuchungen, die an der Hand des erfahrungsmäßigen Materials doch nur auf philosophische Weise geführt werden können.

Bourgeoisie. Unter ihrer Herrschaft gewönne es erst die ausgedehnte nationale Existenz, die seine Revolution zu einer nationalen erheben könnte, schaffe es selbst erst die modernen Productionsmittel, welche ebenso viele Mittel seiner revolutionären Befreiung würden. Die Herrschaft der Bourgeoisie reiße erst die materiellen Wurzeln der feudalen Gesellschaft aus und ebne das Terrain, worauf allein eine proletarische Revolution möglich sei. (Vergl. Revue der Neuen Rhein. Zeitung 1850 S. 13.) Die politische Umwälzungsform der bürgerlichen Gesellschaft sei die Republik, und in den altcivilisirten Ländern mit entwickelter Klassenbildung, mit modernen Productionsbedingungen und mit einem geistigen Bewußtsein, worin alle überlieferten Ideen durch Jahrhunderte lange Arbeit aufgelöst wären, würde eben diese bürgerliche Republik, die nur die Form für die uneingeschränkte Despotie einer Klasse über die andere bedeute, die moderne ökonomische Weltkrisis zur Erscheinung bringen, und die Stichworte der alten Gesellschaft: Eigenthum, Familie, Religion, Ordnung für immer auslöschen. Wie sich Marx diese Weltkrisis und die neue Gesellschaft etwa vorstellte, hat er in folgenden Worten ausgesprochen:

„Eine unterdrückte Klasse ist die Lebensbedingung jeder auf den Klassengegensatz begründeten Gesellschaft, die Befreiung der unterdrückten Klasse schließt also nothwendiger Weise die Schaffung einer neuen Gesellschaft ein. Soll die unterdrückte Klasse sich befreien können, so muß eine Stufe erreicht sein, auf der die bereits erworbenen Productivkräfte und die gesellschaftlichen Einrichtungen nicht mehr neben einander bestehen können. Von allen Productionsinstrumenten ist die größte Productionskraft die revolutionäre Klasse selbst. Die Organisation der revolutionären Elemente als Klasse setzt die fertige Existenz aller Productivkräfte voraus, die sich überhaupt im Schooß der alten Gesetze entfalten konnten. Heißt dies, daß es nach dem Sturze der alten Gesetze eine neue Klassenherrschaft geben wird, die in einer neuen politischen Gewalt gipfelt? Nein. Die Bedingung der Befreiung der arbeitenden Klasse ist die Abschaffung jeder Klasse, wie die Bedingung der Befreiung des dritten Standes, der bürgerlichen Ordnung, die Abschaffung aller Stände war*). Die arbeitende Klasse wird im Laufe der Entwicklung an die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft eine Association setzen, welche die Klassen und ihren Gegensatz ausschließt, und es wird keine eigentliche politische Gewalt mehr geben, weil gerade die politische Gewalt der officielle Ausdruck des Klassengegensatzes innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ist. Inzwischen ist der Gegensatz zwischen Proletariat und Bourgeoisie ein

*) Engels bemerkt hierzu, daß nur im Widerspruch mit der Geschichte das Proletariat als 4. Stand bezeichnet worden ist.

unausgesprochen bleibt. Vor allem eines zieht uns an dem Buche an: es kann als lebendiges und eindringliches Beispiel dafür dienen, welche Ansicht von der Religion sich ergiebt, wenn man alles was an Metaphysik anklingt, von vorn herein aus dem Gebiete eigentlicher Wahrheitserkenntniß ausschließt.

Wir machen die Bekanntschaft mit dem Verfasser nicht in diesem Buche zum ersten Mal. Bender, welcher Professor der Theologie in Bonn ist, hat schon mancherlei und nicht Unverdienstliches veröffentlicht: Studien über „Schleiermachers Theologie", über „Dippel, den Freigeist aus dem Pietismus", über „Wiclif als Bibelübersetzer". Vor nicht langer Zeit erst ist sein Name in weiteren Kreisen genannt worden auf Anlaß einer Rede, die er zum Lutherfeste in Bonn gehalten hat. Hier unternahm er es, „eine den besten Traditionen der deutschen Aufklärung entsprechende Deutung der Reformation" zu geben und seinen Ansichten über den Werth und die Entstehungsweise der in den Kirchen der Reformation noch bis jetzt in Ansehen und Geltung stehenden Dogmen einen sehr entschiedenen Ausdruck zu verleihen. Die Rede hat ein gewisses, an manchen Stellen sehr unliebsames Aufsehen gemacht. Ganz abgesehen von dem etwa möglichen Zweifel an der Berechtigung und inneren Bedeutsamkeit der von Bender vorgetragenen Ansichten und an der Dringlichkeit der Verpflichtung, sie nicht ohne nachdrückliche Aggression gegen anders Gesinnte gerade an der betreffenden Stelle vorzutragen, durfte man immerhin das Bedenken hegen, ob gerade das Lutherfest, diese ebenso großartige als erfreuliche Bethätigung des evangelischen Geistes gegenüber den fortwirkenden römischen Herrschaftsgelüsten, der geeignete Anlaß gewesen sei, um auf schwere Wunden am Körper der evangelischen Kirche hinzudeuten und auf die schroffe innere Parteiung, die sie theilt, ein so grelles Licht fallen zu lassen. Es waren doch durchaus nicht blos dem Geiste freier wissenschaftlicher Forschung abgeneigte Männer, die diese Lutherrede als einen schmerzlichen Mißklang in jenen froh bewegten Tagen empfanden. Indessen viele andere müssen sich doch auch derselben gefreut haben. Sie ist in wiederholten Auflagen im Druck erschienen, und wenn sie aus dem einen Lager schwere, ja maßlose Angriffe erfuhr, so erhoben sich für sie aus dem anderen Lager warme Fürsprecher und Vertheidiger. Bender selbst spricht in der Vorrede seines neuen Buches von einer durch seine Lutherrede veranlaßten „Bewegung", die man also wohl in gewissem Sinne als das Bonner Gegenstück zu der „Berliner Bewegung" von der anderen Seite her bezeichnen darf, und von „einer zahlreichen Gemeinde, die sich um die Rede gesammelt habe", und führt darauf als auf die

schaften der Cooperation sowie des Gemeinbesitzes an der Erde und an den durch die Arbeit selbst producirten Productionsmitteln. Indeß noch wird die Gesellschaft durch einen mächtigen Antagonismus zerrissen: Das thatsächlich bereits auf gesellschaftlichem Productionsbetrieb beruhende Eigenthum befindet sich noch in den Händen einiger weniger Usurpatoren, der sogenannten Capitalisten. Soll die capitalistische Wirthschaftsform die letzte antagonistische Form des Productionsprozesses sein und somit die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft abschließen, so muß sie mit einem Eclat enden. Die kleine Zahl der Usurpatoren muß durch die Volksmassen expropriirt, das capitalistische Eigenthum muß gewaltsam zu gesellschaftlichem gemacht werden. Marx glaubt, daß im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft sich bereits Productivkräfte entfalten, welche die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses letzten gesellschaftlichen Antagonismus schaffen.

In seiner „Kritik der politischen Oekonomie" und dann später in seinem Hauptwerke dem „Capital" untersucht nun Marx das Wesen der capitalistischen Productionsmethode, um aus ihren Merkmalen auf das Gesetz ihrer Veränderung und auf die Nothwendigkeit einer solchen schließen zu können. Aber abweichend von der Wissenschaft untersucht er nicht, was Production, Arbeit, Reichthum, Werth u. s. w. ihrem Begriffe nach, sondern was sie in der heutigen Wirthschaftsform sind, weil er ja nicht die Wissenschaft um ihrer selbst willen, sondern aus praktischen Gründen treibt, nämlich um seinen Zeitgenossen zu beweisen, daß seine socialpolitische Haltung nur der besseren Erkenntniß seiner Zeit entspricht. Er verspottet die „bürgerlichen Oekonomen" gerade deshalb, weil sie die bürgerlichen Productionsverhältnisse: Arbeitstheilung, Credit, Geld ꝛc. als fixe, unveränderliche, ewige Kategorien nähmen und zwar erklärten, wie man unter den gegebenen Verhältnissen producire, aber nicht, wie diese Verhältnisse selbst producirt würden, also die historische Bewegung, die sie in's Leben riefe.

Das Ziel, auf das alle Production in der heutigen Wirthschaft hinsteuert, ist Reichthum an Geld (bez. Waaren). Der Reichthum der Gesellschaft, in welcher capitalistische Productionsweise herrscht, erscheint als eine ungeheure Waarensammlung, die einzelne Waare als seine

---

schichtsschwelle aller Kulturvölker und in der ländlich patriarchalischen Industrie einer Bauernfamilie, wo die naturwüchsige Theilung der Arbeit auch zur Regelung des Antheils jedes Producenten an den Lebensmitteln führe, die mittelbar vergesellschaftete Arbeit finde sich in der gesellschaftlichen Waarenproduction. (Vergl. die Anm. zu S. 64 und die Ausführungen auf S. 45—49 des „Capital" I. Bd., die auch sonst Marx' Grundanschauung näher bezeichnen.)

von solchem Wahne zu befreien; oder man giebt zwar zu, daß die religiöse Vorstellungswelt den Erkenntnissen des Verstandes widerspricht, behauptet aber andererseits, daß sie gleichwohl fortfahre ihre relative Berechtigung zu haben, sofern sie anderen, durch den Verstand nicht gedeckten und doch wesentlichen Bedürfnissen des menschlichen Geistes entspreche. Hat die erstere Ansicht den Vortheil der rückhaltlosen Klarheit und Entschiedenheit, so unterliegt sie doch zugleich dem Bedenken, daß sie eines der wichtigsten Momente des historischen Kulturlebens verkennt und damit ins Utopische verfällt. Die andere Ansicht wird offenbar der historischen Thatsache und aller psychologischen Kenntniß von der bleibenden Natur der Menschen besser gerecht; dafür läuft sie aber wieder Gefahr, sich fortwährend in den Widerspruch der „doppelten Wahrheit" zu verwickeln.

Ganz neu und unerhört ist nun freilich keiner der beiden geschilderten Gedankengänge, und so original wie sie es zu sein glauben, sind die modernen Vertreter derselben nicht. Vielmehr wiederholt sich auch in dem Verhältniß der Wissenschaft zu der religiösen Erscheinungswelt in verschiedenen Zeiten der gleiche Vorgang mit einer Art von gesetzlicher Regelmäßigkeit. Insbesondere der Versuch, der Erfahrungswissenschaft, die nur vom Diesseitigen weiß, ihre volle Geltung zu belassen, und doch zugleich der religiösen Erkenntnißform vom Uebersinnlichen und Unerfahrbaren ihren gebührenden Raum zu sichern, ist in ganz verschiedenen Jahrhunderten mit ungefähr gleichen Mitteln wiederholt gemacht worden. Um von den Zeiten des Alterthums abzusehen, so finden wir in der Geschichte des christlichen Gedankens am Ausgange des Mittelalters Entwickelungen, die fast genau so aussehen, als wären sie von den Meistern und Schülern der allermodernsten Theologie und Philosophie im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts als Vorlage benutzt worden, um danach ein den veränderten Umständen entsprechendes Nachbild zu gestalten.

Auch das Mittelalter hat seine Epoche gehabt, wo in kühnem Aufschwunge die Geister die übersinnliche und überweltliche Wahrheit gewinnen zu können glaubten in Form einer idealistischen Speculation, und auch im Mittelalter hat sich sogleich an die große Gestalt Thomas des Aquinaten, durch den das gewaltige Unternehmen zu einem glanzvollen Gelingen geführt zu sein schien, die nüchterne Kritik in der Form einer Untersuchung der Grenzen der Erkenntniß angeschlossen. Hatte Thomas eine Wissenschaft des Uebersinnlichen in weitem Umfange zugelassen und selbst die specifisch positiven Lehren des offenbarten Christenthums der Erforschung durch die natürliche Vernunft nicht durchaus entzogen, die sie zwar nicht direkt zu beweisen, aber doch zu erläutern, durch Analogien aufzuhellen und wahrscheinlich zu machen im Stande sei: so erschütterte

Die allgemeine Natur des Arbeitsprozesses ändert sich natürlich nicht in der capitalistischen Productionsweise. Das Besondere der Letzteren sieht Marx in der Unterordnung des Arbeitsprozesses unter die Habgier der Capitalisten.

Das Capital, sagt Marx, tritt dem Grundeigenthum historisch überall zunächst in der Form von Geld gegenüber, als Geldvermögen, Kaufmannscapital und Wuchercapital. Auch heutzutage betritt es immer noch als Geld den Waarenmarkt. (Geld als Geld und Geld als Capital unterscheiden sich nur durch ihre Circulationsform.)

Historisch und durch Gewaltthätigkeiten hat sich der Reichthum in einigen Händen aufgespeichert. Reiche Leute, die ihr Geld in profitable Unternehmungen stecken, sind Capitalisten, Besitzer von Capital; das Eigenthümliche unserer Zeit liegt darin, daß diese Capitalisten ihr Geld in Productionsmittel, also Rohmaterial, Maschinen ꝛc. sowie in Arbeitskraft umsetzen können und so den ganzen Productionsprozeß zum Schaden der unmittelbaren Producenten beherrschen. Es ergiebt sich daraus folgender Conflict zwischen den Productionskräften und den Productionsverhältnissen. Die moderne Wirthschaftsphase hat die Arbeit gesellschaftlich getheilt und zusammengefaßt. Die einzelnen Productionen greifen in einander und man kann von einem einzigen großen, gesellschaftlichen Productionsprozeß reden, der für die Gesellschaft eine ungeheure Waarenmasse erzeugt. Diese Waarenmasse repräsentirt eine bestimmte Quantität gesellschaftlicher Arbeit, gleichviel ob einfacher oder complicirter Arbeit, denn diese unterscheiden sich nur quantitativ*). Der Waarenreichthum stellt eine bestimmte Quantität verausgabter gesellschaftlicher Durchschnittsarbeit dar. Eine einzelne Waare repräsentirt folglich einen Bruchtheil dieser Arbeitsmenge, z. B. 3 Stunden gesellschaftlicher Durchschnittsarbeit. Nun sei es unbedingt eine natürliche, vernünftige, gerechte Forderung, daß derjenige, welcher der Gesellschaft 3 Stunden gesellschaftlicher Durchschnittsarbeit leiste, auch gerechterweise von ihr das gleiche Aequivalent, also Waaren, deren Herstellung 3 Stunden gekostet hat, zurückerwarten darf**).

Arbeitsmittel nennt Marx dagegen ein Ding oder einen Complex von Dingen, deren mechanische, physische oder chemische Eigenschaften der Mensch zur Veränderung des Arbeitsgegenstandes benutzt. Solche Arbeitsmittel sind besonders auch Maschinen und Thiere. Er betrachtet also die thierische Arbeit ebensowenig wie die schaffende Kraft der Natur als gesellschaftlich productiv, wenigstens nicht für die moderne Zeit.

Die Arbeit ist ihm ein Prozeß zwischen Mensch und Natur. „Im Arbeitsprozeß bewirkt die Thätigkeit des Menschen durch das Arbeitsmittel eine von vornherein bezweckte Veränderung des Arbeitsgegenstandes." (Capital I. S. 159.)

*) Die höhere Arbeit läßt sich stets auf eine Mehrheit einfacher Arbeit reduciren. (Capital I. S. 179.)

**) Diese Grundforderung spricht Marx zwar nicht besonders aus, aber sie findet sich

Doch läßt sich a priori annehmen, daß dieses nicht der Fall. Wenigstens ist in den Fabrikinspectionsberichten gerade auf diese in hygieinischer Beziehung so ungünstige Seite der Hausindustrie die Aufmerksamkeit gelenkt worden und die Specialunternehmungen über die Lage der Hausindustriellen einiger Gegenden Deutschlands haben das bestätigt. Die Arbeit geht in Räumen vor sich, die gleichzeitig zum Wohnen dienen, nur wenig gelüftet werden und in denen sich trotz ihrer Kleinheit häufig viele Personen zusammengedrängt finden*). Sax führt in seiner Schilderung der Lage der Arbeiter in der Spielwaarenindustrie zu Sonneberg an, daß in der meist aus Stube und Kammer bestehenden Wohnung die erstere als Küche, Wohn- und Arbeitsraum zugleich dient. Er traf einen Hausindustrieellen, der in der Arbeitsstube vier Gehülfen sitzen und außerdem nur noch eine Schlafkammer zu seiner Verfügung hatte, die zugleich als Magazin benutzt wurde. Mit der Reinlichkeit sei es in solchen Wohnungen schwach bestellt. „Unter der Woche wird nicht gekehrt, es sammeln sich an den Werkeltagen die Abfälle bei der Arbeit zu stattlichen Haufen an, welche erst am Sonnabend Nachmittag hinausgeräumt werden, wenn die Waare in Schanzen gethan ist, um auf's Comptoir getragen zu werden**).

Gewerbegruppe.	Zahl der hausindustriellen Hauptbetriebe.			Von 100 hausindustriellen Hauptbetrieben sind	
	Ueberhaupt.	Alleinbetriebe (ohne Motoren).	Mitinhaber-, Gehülfen-, Motoren-Betriebe.	Alleinbetriebe.	Gehülfen- ꝛc. Betriebe.
1.	2.	3.	4.	5.	6.
Industrie der Steine und Erden .	2211	1600	611	72.4	27.6
Bearbeitung von Metall	1505	1115	390	74	26
Eisenverarbeitung	8079	3843	4236	47.6	52.4
Maschinen, Instrumente	2475	1777	698	71.8	28.2
Chemische Industrie	129	113	16	87.6	12.4
Forstwirthschaftliche Nebenproducte	53	50	3	94.3	5.7
Textilindustrie	210145	164896	45249	78.5	21.5
Papierindustrie	1584	942	642	59.5	40.5
Leder-, Wachstuch- und Gummi-Industrie	1006	675	331	67.1	32.9
Holz- und Schnitzstoffe	12694	9889	2805	77.9	22.1
Nahrungs- und Genußmittel . . .	5845	4895	950	83.7	16.3
Bekleidung und Reinigung . . .	105596	94449	11147	89.4	10.6
Polygraphische Gewerbe	363	252	111	69.4	30.6
Künstlerische Gewerbe	379	228	151	60	40
Zusammen .	352064	284724	67340	80.9	19.1

*) Vergl. dazu den Aufsatz in diesen Jahrbüchern „Deutsche Fabrikzustände". Bd. 51. S. 56, 58, 59.

**) Sax, Die Hausindustrie in Thüringen. I. Thl. S. 36, 38.

Krise als nahe bevorstehend anzukündigen. „Sie ist in Anmarsch", ruft er am Schlusse des Vorwortes zur II. Auflage aus, „obgleich noch in den Vorstadien begriffen, und wird durch die Allseitigkeit ihres Schauplatzes wie die Intensität ihrer Wirkung selbst den Glückspilzen des neuen, heiligen, preußisch-deutschen Reiches Dialektik einpauken!"

So etwa läßt sich die ökonomische Grundanschauung des Verfassers vom „Capital" zusammenfassen. Sie bekämpfen hieße ein eigenes System aufstellen. Wir sehen, Marx hat die Consequenzen der Hegel'schen Philosophie in seinem Sinne gezogen, d. h. er hat nicht das Bestehende, sondern die Umwälzung des Bestehenden zu verklären gesucht. Im Gegensatz zu der „mystificirten" Hegel'schen Dialektik behauptet er daher, die rationelle Form derselben bei seiner Forschung angewandt zu haben, und mit einer Art Selbstzufriedenheit rühmt er von dieser seiner Methode, sie würde dem Bürgerthum und seinen doctrinären Wortführern ein Aergerniß und ein Greuel sein, weil sie in dem positiven Verständniß des Bestehenden zugleich auch das Verständniß seiner Negation, seines nothwendigen Unterganges einschließe, jede gewordene Form im Flusse der Bewegung, also auch nach ihrer vergänglichen Seite auffasse, sich durch nichts imponiren lasse, ihrem Wesen nach kritisch und revolutionär sei.

Daß Marx sich im Gegensatze zu allen ökonomischen Schulen fühlte, kann nach dem Gesagten nicht verwundern. Interessant ist sein Versuch, die verschiedenen Richtungen, von denen er mehr oder weniger principiell abweicht, von seinem Standpunkte aus zu charakterisiren und zu systematisiren.

Er unterscheidet im Großen zwei Hauptrichtungen, eine wissenschaftliche Vertretung der Bourgeoisie und eine wissenschaftliche Vertretung der Klasse des Proletariats. Die Ersteren theilt er wieder in die Schule der fatalistischen Oekonomen, in die humanitäre und in die philanthropische Schule.

Die fatalistischen Oekonomen sind nach seiner Ansicht in der Theorie ebenso gleichgiltig gegen die Uebelstände der bürgerlichen Productionsweise, wie die Bourgeois selbst in der Praxis. Die Klassiker in dieser Schule (Smith, Ricardo) hatten noch eine liberale Mission. Sie hatten eine Bourgeoisie zu vertreten, die noch im Kampfe mit den Resten der feudalen Gesellschaft lag, die modernen Vertreter aber, die Marx als Romantiker bezeichnet, hätten den zweifelhaften Beruf, die Bourgeoisie in ihrem Kampfe gegen das Proletariat zu vertreten. Während jene classischen Oekonomen noch originell dachten, empfanden, und nur darin

uns außer allem Zweifel. Schon vor 15 Jahren empfahl Schmoller in seinem Buche über die Kleingewerbe eine umfassende Enquete anzustellen*), damals von dem Gesichtspunkt aus, daß man, um dem drohenden Untergange der Hausindustrien vorbeugen zu können, unterrichtet sein müsse, wie eigentlich ihr Verhältniß sich zum Fabriksystem gestalte. Heute kommt noch ein anderes Motiv zu. Da wir einmal eine Arbeiterschutzgesetzgebung haben und Fabrikinspektoren über der Ausführung derselben wachen, fragt es sich, ob die in der Hausindustrie thätigen Arbeiter von den Wohlthaten dieser Gesetze auf die Dauer ausgeschlossen bleiben können. Die Berichte unserer Fabrikinspektoren haben wiederholt hervorgehoben, wie wenig zufriedenstellend die Lage der Hausindustriellen ist. Das Truckſystem, die Ausbeutung der Kinder, eine übermäßig ausgedehnte Arbeitszeit, mangelhafte hygieinische Vorkehrungen in den kleinen Werkstätten und Wohnungen lassen die Arbeit der Hausindustriellen gefährlicher erscheinen als die in den Fabriken. In meinem Aufsatze „Deutsche Fabrikzustände“**) habe ich aus den amtlichen Berichten eine Reihe von Thatsachen nach dieser Richtung zusammengestellt und neuerdings hat Professor Ludwig Elster dasselbe Material gleichfalls zum Ausgangspunkt der Betrachtungen gewählt***), bei denen er ohne von meinen früheren Untersuchungen Kenntniß zu haben gleich mir zum Schluß kommt, daß eine Erweiterung der Gesetzgebung auch auf die hausindustriellen Arbeiter eintreten müsse. Nach meiner Ansicht wird diese Reform nicht ausbleiben können. Ehe man sich aber dazu entschließt, wäre es erwünscht sich im Besitz von Material zu sehen, das die Nothwendigkeit einer solchen über jeden Zweifel erhaben sein läßt. Die Wünsche nach Aufklärung über die „sozialen Zustände um uns“ (Neumann) mehren sich zwar in neuerer Zeit. Eine Enquete über die Sonntagsarbeit ist im Gange, einer Enquete über die eingehaltene Arbeitszeit hat Gustav Cohn das Wort geredet, hier wird eine über die Hausindustrie verlangt. Die Kosten und Mühe die solche Unternehmungen verursachen, werden Manchen von der Befürwortung derselben abschrecken, aber wie groß sich auch der Aufwand stellen mag, es werden nicht vergeblich ausgegebene Summen sein. Sie werden sich durch das Ziel, das sie ins Auge fassen — Besserung des schweren Looses der arbeitenden Klassen — rechtfertigen.

*) a. a. O. S. 701.

**) Preußische Jahrbücher. Bd. 51. S. 48—63. Jahrg. 1883

***) Die Fabrikinspectionsberichte und die Arbeiterschutzgesetzgebung in Deutschland in Conrad's Jahrbüchern. Bd. 11 N. F. S. 392—416.

tastische, an Stelle der allmählig vor sich gehenden Organisation Proletariats zur Klasse, eine eigens ausgeheckte Organisation Gesellschaft. Die kommende Weltgeschichte löst sich für sie auf Propaganda und praktische Ausführung ihrer Gesellschaftspläne. Die Bedeutung des kritisch-utopistischen Socialismus und Communis steht in umgekehrtem Verhältnisse zur geschichtlichen Entwicklung. Waren daher die Urheber dieser Systeme noch in vieler Beziehung r lutionär, so bilden ihre Schüler jedesmal reactionäre Secten und träur noch immer die versuchsweise Verwirklichung ihrer gesellschaftlichen Utop Stiftung einzelner Phalansterien, Gründung von Home-Colonien, Er tung eines kleinen Icariens — Duodez-Ausgabe des neuen Jerusalen

Uebrigens erwartet Marx mit Bestimmtheit, daß die Theoretiker Proletariats nur so lange Utopisten bleiben und Systeme ausdenken wer bis das Proletariat genügend entwickelt ist, um sich als Klasse zu con tuiren und den Kampf mit der Bourgeoisie politisch aufzunehmen. „D haben sie nicht mehr nöthig die Wissenschaft im Kopfe zu suchen. haben nur sich Rechenschaft abzulegen von dem, was sich vor ihren Au abspielt, und sich zum Organ desselben zu machen. . . . Von die Augenblicke an wird die Wissenschaft bewußtes Erzeugniß der historisc Bewegung, und sie hat aufgehört, doctrinär zu sein, sie ist revolutio geworden." (Elend der Philosophie S. 121.) Diese letzten Worte zeichnen zugleich das Charakteristische der Marx'schen Wissenschaft. M verwirft alle Systeme und setzt an ihre Stelle „die kritische Einsicht die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der wirklic gesellschaftlichen Bewegung". (Manifest.) Die Marx'sche Wissenschaft revolutionär. —

Die geistige Kraft von Marx erweist sich unzweifelhaft in der tiefe Auffassung der Dinge und der Verhältnisse. Er beschreibt nicht o flächlich die Erscheinungen des Wirthschaftslebens, sondern sucht sie übe aus den Ursachen, aus denen sie entstanden, zu erklären. Der le Endzweck seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ist, wie er selber s darauf gerichtet, „das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Ges schaft zu enthüllen". Betreffs der Fähigkeit der Gesellschaft auf Entwicklung der Wirthschaft einzuwirken ist er besonderer Ansicht. meint, wenn eine Gesellschaft dem Naturgesetz ihrer Bewegung auf Spur gekommen sei, so könne sie zwar naturgemäße Entwicklungspha weder überspringen noch wegdecretiren, aber sie könne doch die Gebu wehen abkürzen und mildern. Damit bezeichnet Marx die praktis Bedeutung seiner Untersuchungen, und er erklärt zugleich seine

Denn zunächst scheint das äußerst schlecht zusammenzustimmen. Religion, die mehr als irgend etwas anderes auf einer vollkommenen Gewißheit beruht, und der grundsätzliche, ja der radikale Zweifel an aller Befähigung des Geistes, Gewißheit zu erlangen: wie kann sich das nur mit einander vertragen! Je nun, es verträgt sich alles. Man muß nur Adept genug sein, um zu verstehen, wie nach unendlichen Recepten das Widrige zusammengegossen wird; dann kommt zuletzt doch mit bunten Farben irgend etwas heraus, und ist es keine Arzenei, so braucht es doch auch nicht gleich ein Gift zu sein. Jedenfalls muß man die Aufgaben, die sich aufdrängen, schlecht und recht mit den Mitteln zu lösen versuchen, die eben zu Gebote stehen, wenn man keine anderen hat, und zusehen, was dabei sich ergiebt.

Das Problem der Religion aber gehört zu denen, die sich dem gegenwärtigen Geschlechte mit ganz besonderem Nachdruck auferlegen, so daß es sie gar nicht umgehen kann. In der Praxis unseres öffentlichen Lebens steht seit lange die Frage nach der angemessenen Behandlung alles dessen, was mit Religion und Kirche zusammenhängt, im Vordergrunde, und jeder einzelne, der mit gebildetem Interesse seine Stellung zu den die Menschheit bewegenden Fragen zu nehmen gewöhnt ist, sieht sich in der Lage, nothgedrungen über seine Theilnahme an dem religiösen Leben der Gemeinschaft um ihn her eine höchst persönliche Entscheidung zu treffen. Zum praktischen aber kommt mit gleicher Macht das wissenschaftliche Interesse. Niemals sind die anthropologischen und ethnologischen Studien mit größerem Eifer oder mit glücklicherem Erfolge gepflegt worden. Aus allen Zeiten und allen Abtheilungen des menschlichen Geschlechtes wächst uns eine erstaunliche Masse kulturhistorischen Materials zu; unsere Kenntniß der Dokumente besonders des religiösen Lebens von den Urzeiten an bis auf die Gegenwart ist ungemein bereichert; die immer sicherer geübte Kritik an den ältesten wie an den jüngeren Ueberlieferungen hat theils die bedeutsamsten Resultate ergeben, theils immer neue Fragen angeregt. Kein Wunder, daß sich das eifrigste Bestreben regt, für die Fülle der Thatsachen den angemessenen einheitlichen Gesichtspunkt der Beurtheilung zu finden, und wenn doch im ursprünglichen Völkerleben kaum ein anderes Moment sich von so universeller Wichtigkeit erweist, wie die Religion, so wird für das, was mit angespanntestem Eifer gesucht wird, für die Erkenntniß des Menschen und der Grundformen seiner Kulturentwicklung, kaum etwas anderes sich als so dringlich darstellen, wie die Untersuchungen über den Ursprung, über die Bildungsgesetze und das Wesen der Religion, Untersuchungen, die an der Hand des erfahrungsmäßigen Materials doch nur auf philosophische Weise geführt werden können.

nicht, wie andere Socialisten, den „Schleier gelüftet, um Recepte für d
Garküche der Zukunft zu schreiben". Seine Passionen sind anderer Natur. G
sind Spielereien mit Worten und Gedanken, und ein starker Zug Mysticismu
Dabei ist er sich auch als Gelehrter stets seiner Parteizwecke als Füh
der Internationalen Arbeiter-Association bewußt. Er agitirt mit den v
führerischen Waffen seines scharfen Verstandes für die Klasse der Unglü
lichen, die sich um ihn schaart. Aber nirgends wird seine Agitation du
eine menschliche Empfindung belebt, die uns überzeugt, ihn jammere d
Volkes, das er um sich sammelt. Er unternimmt auch nichts, was
Lage auch nur eines einzigen Arbeiters bessern könnte. Ja mit ei
Art Schadenfreude beweist er sogar, daß alle Weisheit und alles Wo
wollen der Parlamente gegen das Elend, das im Gefolge der capitali
schen Production schreitet, nichts vermag, und seine tiefe Einsicht in d
Wesen der Fabrikation, sowie seine umfangreichen Kenntnisse auf priv
wirthschaftlichem Gebiete verwerthen sich nicht zu positiven Vorschläge
sondern lediglich zu kritisch-malitiösen Darstellungen. Er spricht mit B
friedigung: „Unsere Aufgabe ist rücksichtslose Kritik . . . und indem w
diese unsere Stellung behaupten, verzichten wir mit Vergnügen auf d
wohlfeile demokratische Popularität", und er wirft Proudhon vor, „d
suche, wie die anderen Utopisten, eine Formel für die Lösung der sociale
Frage a priori herauszuspintisiren, er mache auf eine sogenannte „Wisse
schaft" Jagd, statt die Wissenschaft aus der kritischen Erkenntniß der g
schichtlichen Bewegung zu schöpfen, einer Bewegung, die selbst die m
teriellen Bedingungen der Emancipation producire". Es mußte
kommen, und es ist recht, daß es so kam. Das ist der Grundz
seiner geschichtsphilosophischen Logik. Seine Ansicht ist, das Elend d
Arbeiterbevölkerung sei zwar groß, aber es müsse bis zum Unerträ
lichen gesteigert werden, wenn eine vollständige Heilung vor sich geh
solle. Consequenterweise müßte Marx und die, welche seine Welta
schauung zu der ihrigen gemacht haben, weil sie allein zu schwach sin
mit ihrer Vernunft einen vernünftigen Zustand herbeizuführen, an d
Vergrößerung des Elends arbeiten, um die Entwicklung zu beschleunig
und das herrschende System sich möglichst schnell abwirthschaften zu lasse
in der Zuversicht, das Bestehende werde, wenn es durchaus unerträgli
ist, schon von selbst in sein Gegentheil umschlagen. Diese „Theorie d
Bosheit" hat nun zwar Marx nicht gerade seinen Anhängern vorg
schlagen*), aber es ist begreiflich, wenn eine solche Geschichtsphilosoph

*) Daß sie seiner Denkweise nicht ganz ferne lag, läßt sich z. B. aus folgend
Citate erkennen: „Halten wir im Auge, daß die Concurrenz immer zerstörend
für die bürgerlichen Verhältnisse wird, je mehr sie zu fieberhafter Schaffung n

unausgesprochen bleibt. Vor allem eines zieht uns an dem Buche an: es kann als lebendiges und eindringliches Beispiel dafür dienen, welche Ansicht von der Religion sich ergiebt, wenn man alles was an Metaphysik anklingt, von vorn herein aus dem Gebiete eigentlicher Wahrheitserkenntniß ausschließt.

Wir machen die Bekanntschaft mit dem Verfasser nicht in diesem Buche zum ersten Mal. Bender, welcher Professor der Theologie in Bonn ist, hat schon mancherlei und nicht Unverdienstliches veröffentlicht: Studien über „Schleiermachers Theologie", über „Dippel, den Freigeist aus dem Pietismus", über „Wiclif als Bibelübersetzer". Vor nicht langer Zeit erst ist sein Name in weiteren Kreisen genannt worden auf Anlaß einer Rede, die er zum Lutherfeste in Bonn gehalten hat. Hier unternahm er es, „eine den besten Traditionen der deutschen Aufklärung entsprechende Deutung der Reformation" zu geben und seinen Ansichten über den Werth und die Entstehungsweise der in den Kirchen der Reformation noch bis jetzt in Ansehen und Geltung stehenden Dogmen einen sehr entschiedenen Ausdruck zu verleihen. Die Rede hat ein gewisses, an manchen Stellen sehr unliebsames Aufsehen gemacht. Ganz abgesehen von dem etwa möglichen Zweifel an der Berechtigung und inneren Bedeutsamkeit der von Bender vorgetragenen Ansichten und an der Dringlichkeit der Verpflichtung, sie nicht ohne nachdrückliche Aggression gegen anders Gesinnte gerade an der betreffenden Stelle vorzutragen, durfte man immerhin das Bedenken hegen, ob gerade das Lutherfest, diese ebenso großartige als erfreuliche Bethätigung des evangelischen Geistes gegenüber den fortwirkenden römischen Herrschaftsgelüsten, der geeignete Anlaß gewesen sei, um auf schwere Wunden am Körper der evangelischen Kirche hinzudeuten und auf die schroffe innere Parteiung, die sie theilt, ein so grelles Licht fallen zu lassen. Es waren doch durchaus nicht blos dem Geiste freier wissenschaftlicher Forschung abgeneigte Männer, die diese Lutherrede als einen schmerzlichen Mißklang in jenen froh bewegten Tagen empfanden. Indessen viele andere müssen sich doch auch derselben gefreut haben. Sie ist in wiederholten Auflagen im Druck erschienen, und wenn sie aus dem einen Lager schwere, ja maßlose Angriffe erfuhr, so erhoben sich für sie aus dem anderen Lager warme Fürsprecher und Vertheidiger. Bender selbst spricht in der Vorrede seines neuen Buches von einer durch seine Lutherrede veranlaßten „Bewegung", die man also wohl in gewissem Sinne als das Bonner Gegenstück zu der „Berliner Bewegung" von der anderen Seite her bezeichnen darf, und von „einer zahlreichen Gemeinde, die sich um die Rede gesammelt habe", und führt darauf als auf die

scher oder agitatorischer Natur waren, so wird man es erklärlich finden, daß die bei solchen Anlässen geäußerten Anschauungen mit dem Interesse an den Gegenständen der bez. Polemik und Agitation bald in Vergessenheit geriethen. Vom Jahre 1850 an, nachdem Marx in London seine Studien wieder ganz von Neuem aufgenommen hatte, und sich von dem eingehenden Studium der Nachhegelschen Philosophie ab- und der kritischen Durcharbeitung des ungeheuren Materials für Geschichte der politischen Oekonomie im Britischen Museum zuwandte, verloren auch seine Arbeiten die ausführlichen philosophisch-ökonomischen Entrefilets mehr und mehr. Die im Jahre 1859 publicirte „Kritik der politischen Oekonomie" recapitulirte im Vorwort noch zum letzten Male seine ganze Grundanschauung. Als demnächst 1867 das „Capital" erschien, fand es Marx nicht mehr für nöthig, auf die Formen seines Denkens einzugehen. Er begnügte sich, in aller Kürze über das Formelle und Materielle seiner Forschungs- und Darstellungsmethode, die seiner Ansicht nach vielfach falsch aufgefaßt wurde, einige Erläuterungen zu geben und setzte im Uebrigen bei dem Leser eine Kenntniß seiner Anschauungen voraus. Es lag in den verschiedensten Umständen begründet, daß diese seine Voraussetzung nicht zutraf. Das Publikum, das sein „Capital" las, war ein anderes wie das seiner früheren Schriften, und, da es sich nicht die Mühe nahm und bei der Unzugänglichkeit des Materials auch nur in den seltensten Fällen die Mühe nehmen konnte, sich an der Hand der chronologisch auf einander folgenden Schriften in die ökonomische Grundanschauung des Autors hineinzudenken, fand es sich bei der Lectüre des „Capital" wie in einer fremden Welt, in der es weder Weg noch Steg kannte. Das „Capital" erschien ihm verworren und unerklärlich. Machte aber schon der I. Band des „Capital" für das Verständniß ein Vertrautsein mit der Marx'schen Grundanschauung zur Vorbedingung, so kann der in der Methode weit eigenartigere II. Band, der jetzt dem Publikum vorliegt, eine solche Kenntniß unseres Erachtens gar nicht entbehren. Jedenfalls glaubten wir, daß denjenigen, die sich nicht eingehender mit den älteren Schriften des Autors befaßt haben, eine kurze Darstellung seiner ökonomischen Grundanschauung das Verständniß bei der Lectüre erleichtern und daher erwünscht sein könnte. Dies bot uns die Veranlassung zu obiger Darstellung.

Zweck der Selbstverständigung erreicht, ist es gewiß mit Rücksicht auf das Verständniß seiner Schriften bedauerlich, daß sie nicht dem größeren Publikum zugänglich geworden ist, umsomehr, als er danach nicht wieder etwas Umfassenderes über die Grundformen seines Denkens publicirt hat.

den solchem Wahne zu befreien; oder man giebt zwar zu, daß die religiöse Vorstellungswelt den Erkenntnissen des Verstandes widerspricht, behauptet aber andererseits, daß sie gleichwohl fortfahre ihre relative Berechtigung zu haben, sofern sie anderen, durch den Verstand nicht gedeckten und doch wesentlichen Bedürfnissen des menschlichen Geistes entspreche. Hat die erstere Ansicht den Vortheil der rückhaltlosen Klarheit und Entschiedenheit, so unterliegt sie doch zugleich dem Bedenken, daß sie eines der wichtigsten Momente des historischen Kulturlebens verkennt und damit ins Utopische verfällt. Die andere Ansicht wird offenbar der historischen Thatsache und aller psychologischen Kenntniß von der bleibenden Natur der Menschen besser gerecht; dafür läuft sie aber wieder Gefahr, sich fortwährend in den Widerspruch der „doppelten Wahrheit" zu verwickeln.

Ganz neu und unerhört ist nun freilich keiner der beiden geschilderten Gedankengänge, und so original wie sie es zu sein glauben, sind die modernen Vertreter derselben nicht. Vielmehr wiederholt sich auch in dem Verhältniß der Wissenschaft zu der religiösen Erscheinungswelt in verschiedenen Zeiten der gleiche Vorgang mit einer Art von gesetzlicher Regelmäßigkeit. Insbesondere der Versuch, der Erfahrungswissenschaft, die nur vom Diesseitigen weiß, ihre volle Geltung zu belassen, und doch zugleich der religiösen Erkenntnißform vom Uebersinnlichen und Unerfahrbaren ihren gebührenden Raum zu sichern, ist in ganz verschiedenen Jahrhunderten mit ungefähr gleichen Mitteln wiederholt gemacht worden. Um von den Zeiten des Alterthums abzusehen, so finden wir in der Geschichte des christlichen Gedankens am Ausgange des Mittelalters Entwickelungen, die fast genau so aussehen, als wären sie von den Meistern und Schülern der allermodernsten Theologie und Philosophie im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts als Vorlage benutzt worden, um danach ein den veränderten Umständen entsprechendes Nachbild zu gestalten.

Auch das Mittelalter hat seine Epoche gehabt, wo in kühnem Aufschwunge die Geister die übersinnliche und überweltliche Wahrheit gewinnen zu können glaubten in Form einer idealistischen Speculation, und auch im Mittelalter hat sich sogleich an die große Gestalt Thomas des Aquinaten, durch den das gewaltige Unternehmen zu einem glanzvollen Gelingen geführt zu sein schien, die nüchterne Kritik in der Form einer Untersuchung der Grenzen der Erkenntniß angeschlossen. Hatte Thomas eine Wissenschaft des Uebersinnlichen in weitem Umfange zugelassen und selbst die specifisch positiven Lehren des offenbarten Christenthums der Erforschung durch die natürliche Vernunft nicht durchaus entzogen, die sie zwar nicht direkt zu beweisen, aber doch zu erläutern, durch Analogien aufzuhellen und wahrscheinlich zu machen im Stande sei: so erschütterte

würdige Nachrichten. Wohl sind wir durch einige sehr schätzenswerthe Untersuchungen der letzten Jahre über das Vorkommen der Hausindustrie in einigen Gegenden Deutschlands, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre theilweise Nothlage, unterrichtet worden, wie weit aber überhaupt diese Untersuchungsform reicht, in welchen Gewerben sie insbesondere üblich ist, das exact zu bestimmen, war erst der Berufszählung vorbehalten. Diese hat auf einem doppelten Wege Klarheit in die Verhältnisse zu bringen sich bemüht. Man wußte aus Erfahrung, daß diese Betriebsform, statistisch zu erfassen bedeutende Schwierigkeiten hat. Als im Jahre 1875, im Anschluß an die erste deutsche Gewerbezählung, in Preußen der Versuch gemacht wurde mit Hülfe der Handelskammern und kaufmännischen Korporationen sich über die Verbreitung der Hausindustrie zu unterrichten, scheiterte derselbe, wie es scheint daran, daß zu viel Aufschluß auf einmal verlangt wurde. Die Reichsstatistik hat sich jetzt damit begnügt, um überhaupt erst festen Boden zu gewinnen, die Zahl der Hausindustriellen, Alter, Geschlecht und Familienstand derselben festzustellen.

Sie bewirkte, daß bei der Berufszählung bei der an jede Person zu richtenden Frage nach der Stellung im Berufe erforscht wurde, ob die betreffende Persönlichkeit in der eigenen Wohnung für ein fremdes Geschäft, zu Hause für fremde Rechnung arbeite. Die auf diese Frage erzielten Resultate sind in der allgemeinen Berufsstatistik bereits veröffentlicht worden*). Ferner aber war der bei der mit der Berufszählung verbundenen Gewerbezählung, aus welcher die neue Gewerbsstatistik hergestellt ist, den Arbeitgebern die Frage vorgelegt, ob und wie viel Personen sie in Hausindustrie beschäftigen. Gleichzeitig wurden die Inhaber hausindustrieller Betriebe, sofern sie mit Motoren oder mit Gehülfen arbeiten, besonders ermittelt, indem jeder derselben eine sog. „Gewerbekarte" auszufüllen hatte.

Wie sich nun aus den jetzt veröffentlichten vorläufigen Ergebnissen der Gewerbestatistik herausstellt, stimmen die Zahlenangaben dieser über die Hausindustriellen nicht mit denen der Berufsstatistik überein. Diese hat 339 644 Hausindustrielle ermittelt. Dagegen weist die Gewerbestatistik 479 534 Hausindustrielle nach und indem man die seitens der Arbeitgeber gemachten Angaben zu Rathe zieht, erfährt man, daß es 544 980 in der Hausindustrie beschäftigte Personen giebt. Anscheinend widersprechen sich diese Zahlen. Nähere Betrachtung lehrt jedoch, daß sie der Wahrheit alle sehr nahe kommen.

*) Vergl. m. Aufsatz über die Hausindustrie im Deutschen Reiche in Hirth's Annalen d. Deutschen Reichs 1884.

in nothwendige Antinomien. Darum gebe es von den religiösen Dingen keine eigentliche Wissenschaft, die theologischen Lehrsätze lassen sich wissenschaftlich nicht erweisen; denn alles Verstehen und Begreifen wird durch die auf der Empfindung beruhende anschauliche Erfahrung bedingt. Es giebt deshalb auch keinen berechtigten Schluß auf das Dasein Gottes als der höchsten Ursache; denn an das Unerfahrbare reichen die Gesetze unseres Denkens nicht heran, um sichere Erkenntnis zu bewirken. Dagegen läßt sich auf praktischem Gebiete die Pflicht ableiten, zu glauben, was nicht bewiesen, noch eingesehen werden kann.

Es ist klar, was sich aus solchen Grundanschauungen für die Auffassung der religiösen Lehren weiter ergeben mußte. Die so argumentirten, waren, wie z. B. Occam, eher in der Opposition zu Papst, Klerisei und Kirche, als blind autoritätsgläubige und unterwürfige Leute. Nicht wenige von ihnen waren charaktervolle und geistig gewandte Denker. Und dennoch — alle Gefühle von Gehässigkeit, Lächerlichkeit, Verwerflichkeit, die sich für alle Zeit an den Namen der Scholastik knüpfen, sind der geschichtliche Rest von dem traurigen Schauspiel der geistigen Verkümmerung und Verdummung, die der unwiderstehlichen Ausbreitung der eben geschilderten Lehren am meisten zur Last zu schreiben ist. Die Verkommenheit und Geistesverlassenheit der Kirche des 15. Jahrhunderts, die, ebenso unfähig auf praktischem Gebiete, wie verloddert in der Theorie, die Revolution geradezu herausforderte, die sie über den Haufen warf, ist namentlich eine Frucht der damaligen „Erkenntnißtheorie", oder wenn man lieber will, die Geistlosigkeit des Geschlechtes und die herrschende Erkenntnißtheorie standen im Verhältniß der Wechselwirkung. Der Stumpfsinn eines ideenlosen theologischen Positivismus, der in der Thatsache nichts als die Thatsache und in dem Glaubenssatz auch wieder nur eine Thatsache sah, war das natürliche Ergebniß der Verbannung aller metaphysischen Erkenntniß vom Unerfahrbaren und damit des wissenschaftlichen Geistes aus der Theologie. Für die subtilen Untersuchungen, die man heute Erkenntnißtheorie nennt, leistete damals die byzantinische Tradition der Schullogik Ersatz, in der sich der Schulwitz mit vollem Behagen tummeln konnte, und in deren Formen sich die Verhandlungen über die theologischen Fragen mit naivem Behagen zu ernsthaften Diskussionen voll krassesten Unsinnes gestalteten.

Ueber die Parallelen die sich zwischen den geschilderten Erscheinungen aus der Zeit des sinkenden Mittelalters und den modernsten Erscheinungen ziehen lassen, beschränken wir uns auf folgende Bemerkungen.

Auch in unserem Jahrhundert ist auf eine himmelstürmende Speculation voll Vertrauens auf die Kraft des Denkens, das tiefste Wesen aller

Die Hausindustrie ist nun eine Unternehmungsform, welche nicht für alle Gewerbe geeignet erscheint. Unter den 24 Gewerbegruppen, welche die Gewerbestatistik annimmt, kennen 7 dieselbe gar nicht, nämlich die gewerbsmäßige Thierzucht incl. der Fischerei, die Torfgräberei und Torfbereitung, die Handelsgewerbe, die Versicherungsgewerbe, der Landverkehr, der Wasserverkehr, die Gewerbe für Beherbergung und Erquickung. Nach der Natur dieser Gewerbe versteht es sich fast von selbst, daß ein Arbeiten zu Hause für Rechnung eines fremden Geschäfts nicht vorkommen kann. Im Handel, wo diese Art von Thätigkeit gedacht werden kann, und auch wohl zutrifft, wie Bücherführen, Rechnung-Ausschreiben u. s. w. pflegt man die Bezeichnung Hausindustrie auf sie nicht anzuwenden. Neben diesen 7 sind 3 Gewerbegruppen nachgewiesen, in denen das hausindustrielle System nur ganz vereinzelt Eingang gefunden hat. Die Kunst- und Handelsgärtnerei, Bergbau, Hütten- und Salinenwesen und die Baugewerbe sind diese 3 Gruppen. Wie oft die Hausindustrie in den anderen 14 Gruppen angetroffen wird, darüber belehrt die Tab. 1, auf der das Personal, sowohl nach dem Stande des Zählungstages, als nach den Durchschnittsangaben für's ganze Jahr zusammengestellt sind.

Gewerbegruppe.	In den hausindustriellen Hauptbetrieben am 5. Juni 1882 beschäftigte Personen.			In der Hausindustrie beschäftigte Personen nach Angabe der Geschäfte, von welchen aus sie beschäftigt werden.		
	Männliche.	Weibliche.	Zusammen.	Zusammen.	Männliche.	Weibliche.
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.
Industrie der Steine und Eisen	2382	810	3192	7661	3156	4505
Verarbeitung von Metall Eisenverarbeitung . . .	1688	1173	2861	4943	1499	3444
Maschinen, Instrumente, Apparate	13976	307	14283	13612	12703	909
Chemische Industrie . .	64063	468	4531	5939	5096	843
Forstwirthschaftl. Nebenproducte	64	110	174	2567	758	1809
	7	50	57	260	106	154
Textilindustrie	183382	103074	286456	350665	207582	143083
Papierindustrie	2131	1418	3549	4700	2089	2611
Leder-, Wachstuch- und Gummi-Industrie . .	1366	510	1876	3510	1896	1614
Holz- und Schnitzstoffe .	12871	6591	19462	26883	11872	15011
Nahrungs u. Genußmittel	5899	2529	8423	15420	8936	6484
Bekleidung u. Reinigung	40539	92510	133049	107846	40823	67023
Polygraphische Gewerbe .	673	91	764	845	679	146
Künstlerische Gewerbe .	772	49	821	94	84	10
Summa .	269813	209690	479503	544945	297299	247646

und der Metaphysik, welche in das Bereich der Dichtung gehört, aufgebracht; er hat die Anweisung ertheilt, in dem Hirngespinst auf den Werth zu achten, den es gewinnen kann, wo es gilt, eine der Wahrheit zwar ermangelnde, aber das innere Bedürfniß befriedigende Weltanschauung zu ermöglichen. Freilich berufen sich manche dieser modernen Religionsphilosophen mit besonderer Vorliebe auf Kant und sehen es gar nicht ungern, wenn man die ganze Richtung unter dem Banner des weitverbreiteten Neu-Kantianismus einreiht. Indessen, das ist doch überwiegend Aushängeschild. Was an skeptischen Elementen in dem Kantischen Idealismus mitenthalten ist, das adoptirt man gern; die Unterscheidung eigentlicher theoretischer Wahrheitserkenntniß, die auf das Erfahrbare beschränkt bleibt, und eines praktischen Fürwahrhaltens im Interesse des sittlichen Lebens kommt der Richtung sehr zu passe: zu dem eigentlichen Kern des Kantischen Systems, welches streng speculativ die Vernunft an der Vernunft mißt und ein Ganzes der Erkenntniß aus reiner Vernunft anstrebt, ist auf diesem Standpunkte ein näheres Verhältniß unmöglich. Für das was diese Neueren zu sagen haben, brauchten sie den Schatten des großen Weisen von Königsberg eigentlich nicht zu bemühen; es genügte, an Duns Scotus zu erinnern. Nicht Neu-Kantianer sollten sie sich nennen, sondern Neu-Scotisten, und für einige wäre der Name Neu-Occamisten noch bezeichnender.

Innerhalb der eben geschilderten Tendenzen nun nimmt auch Bender seinen Platz. Wollte man diesen Platz genauer bestimmen, so könnte man sagen: er stehe in der Reihe auf dem einen äußersten Flügel, während Lipsius etwa den gerade entgegengesetzten Platz am anderen Ende der Reihe einnähme. Wie Lipsius am meisten die von F. A. Lange betonten Elemente durchbildet, so liegt die Basis für Benders Denkweise am klarsten in dem Feuerbach'schen Gedankenkreise vor. Repräsentirt Lipsius vorwiegend das gefühlsinnige ernsthafte Trachten eines hochgebildeten Geistes, von den gewählten Voraussetzungen aus die volle Würde der Religion und insbesondere des Christenthums zu wahren und in wahrhaft religiöser Herzenswärme den ethischen Gehalt christlicher Ueberzeugung als die Krönung und den Abschluß aller heiligen Lebensideale aufzuzeigen: so richtet sich Benders Streben mehr darauf, die endliche und unvollkommene Seite der Religion eindringlich darzulegen, die Schädigungen des Kulturprocesses, die von ihr ausgegangen sind, ihre inneren Widersprüche und ihre Unangemessenheit an die höchsten Formen des Geisteslebens zu betonen. Bender ist nicht bloß von wissenschaftlichem Interesse geleitet; er steht zugleich in einer Fechterstellung. Die liberale Gesinnung in kirchlichen und theologischen Dingen findet in ihm einen lebhaft vordringenden Vertreter;

Gewerbegruppe.	In den Hauptbetrieben beschäftigte Personen		In den hausindustriellen Hauptbetrieben beschäftigte Personen		Von 1000 Industriellen sind Hausindustrielle.	Von 100 Industriellen sind weiblichen Geschlechts	
	überhaupt.	darunter weibliche.	überhaupt.	darunter weibliche.		bei allen Industriellen	bei den Hausindustriellen
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
Industrie der Steine und Erden . . .	376884	30069	3192	810	8.5	8	25.4
Verarbeit. v. Metall	75853	12413	2861	1173	37.7	16.4	41
Eisenverarbeitung . .	394365	9289	14283	307	36.2	2.3	2.1
Maschinen, Instrum., Apparate	365120	4538	4531	468	12.4	1.2	10.3
Chemische Industrie .	72003	7626	174	110	2.4	10.6	63.2
Forstwirthsch. Nebenproducte	40679	3365	57	50	1.4	8.3	87.7
Textilindustrie . . .	913204	362888	286456	103074	313.7	39.7	36
Papierindustrie . . .	100792	31128	3549	1418	35.2	30.9	40
Leder-, Wachstuch- u. Gummi-Industrie .	124285	6925	1876	510	15.1	5.6	27.1
Holz- und Schnitzstoffe	480072	26462	19462	6591	40.5	5.5	33.9
Nahrungs- u. Genußmittel	695013	85504	8428	2529	12.1	12.3	30
Bekleid. u. Reinigung	1273631	554169	133049	92510	104.5	43.5	69.5
Polygraph. Gewerbe .	71008	2673	764	91	10.8	13.6	11.9
Künstlerische Gewerbe	16161	810	821	49	50.8	5	6
Zusammen .	4999070	1144859	479503	209690	95.9	22.9	43.7

Die Spalte 2 derselben giebt uns bei jeder Gruppe die Zahl der beschäftigten Personen an und aus Spalte 4 erfährt man, wie viele Hausindustrielle sich darunter befinden. Diejenigen 4 Gewerbegruppen, in denen die Hausindustrie gar nicht oder nur ausnahmsweise angetroffen wird, sind wie oben außer Ansatz geblieben. Von 1000 Industriellen sind (Spalte 6) nahezu 96 in der Hausindustrie thätig. Beinahe der 10. Theil Aller arbeitet als Hausindustrieller. Geringer erscheint die Bedeutung dieser Unternehmungsform, wenn man das Verhältniß der Hausindustriellen zu allen Arbeitern — unter Arbeitern sind wie im Nachstehenden alle in der Industrie beschäftigten Personen, sowohl Arbeitgeber wie Arbeitnehmer verstanden — also auch denen der Gruppen, in welchen sie überhaupt nicht vorkommt, berechnet. Da sind dann 64,2 unter 1000 Industriellen in der Hausindustrie beschäftigt. Immerhin sieht man, daß man es mit einem ansehnlichen Theil der gewerblichen Bevölkerung bei dieser eigenartigen Form zu thun hat.

Den Durchschnitt von 95,9 pro Mille übertreffen nur 2 Gewerbe-
ppen, die Textilindustrie, in welcher beinahe der dritte Theil und die
erbe für Bekleidung und Reinigung, in welchen mehr als der zehnte

halten hat. Er spricht seine Sätze mit vollkommener dogmatischer Sicherheit aus; um so mehr hat er das Recht, das entgegenstehende Dogma der Kirche als eine abgethane Sache zu betrachten. Insbesondere ergiebt sich daraus eine sehr niedrige Schätzung für alles Historische und Ueberlieferte. Die Wahrheit ist ganz jung und neu; von alter Zeit haben wir nur den Irrthum wie eine böse Erbschaft überkommen. In der religiösen Lehre fristet der Irrthum unter dem Schutze der Autorität und von überwiegend sehr niedrig stehenden Interessen getragen, ein immer noch machtvolles Dasein. Die erste Aufgabe ist, die Menschen aufzuklären und die fortwirkende Macht des geschichtlich überkommenen Wahnes, der die Geister knechtet, zu brechen. Das ist die eine und zunächst in die Augen springende Seite der Benderschen Lehre vom Wesen der Religion.

Man mag nun darüber denken, wie man will; soviel wird man jedenfalls Bender zugestehen müssen: an Entschiedenheit hat er es nicht fehlen lassen, weder im Gedanken, noch im Ausdruck. Er wendet sich nicht, wie ein Schüchternerer thun würde, gegen ein einzelnes Dogma, nicht gegen eine Anzahl von Dogmen: er geht sogleich mit festem Schritt und ohne sich weiter zu besinnen auf das Ganze. Auch nicht einer einzelnen bestimmten Kirche gilt sein Verwerfungsurtheil, sondern dem Christenthum wie es nun einmal ist als solchem und in allen seinen Confessionen. Von vorn herein hat im Christenthum die polytheistisch geschulte heidenchristliche Richtung mit ihrer Vorstellung von Incarnationen präexistenter göttlicher Mittelwesen den Sieg davon getragen über die besten Traditionen der alttestamentlichen Religion. Die ganze Entwicklung des Christenthums ist dadurch eine widersinnige geworden. Das ethisch-religiöse Lebensideal des Urchristenthums hat auch in der Reformationszeit nur vorübergehend die Wolken am Kirchenhimmel zertheilt, um bald wieder zu verschwinden. Im Protestantismus wie im Katholicismus wirkt das sittliche Lebensideal nur wie hinter den Kulissen; der bessere Kern ist auch dort verschüttet durch doctrinären Scholasticismus. „Das gesammte christliche Dogma ist auf dem Boden einer Natur- und Weltanschauung aufgebaut, welche dem Alterthum ebenso richtig und natürlich erschienen ist, wie sie uns Heutigen falsch und sinnlos erscheinen muß." Das ist jedenfalls deutlich gesprochen. Mehr kann man nicht verlangen; das wird auch dem entschiedensten Freigeist genügen. Aber Bender weiß sehr wohl, daß die Religion nicht das Dogma und das Dogma nicht die Religion ist. Und so fügt er denn hinzu: „Bei jedem Glaubenssatze müssen wir fragen: was ist religiöser Glaube in ihm und was veraltete Weisheit längst vergangener Zeiten." Als handelte es sich um ihre eigensten Lebensinteressen, vertheidigt nämlich die Religion die Lehren einer veralteten Psycho-

phischen Gewerbe. Im ersteren Falle ist die Differenz zu unbedeutend, um dafür bestimmte Gründe geltend machen zu können. Bei den polygraphischen Gewerben ist die Zahl der Hausindustriellen überhaupt nicht groß. Daher kann eine Verschiebung des sonst beobachteten Verhältnisses leicht Platz greifen. Bei der Textilindustrie ist das Zurücktreten der hausindustriellen Frauenarbeit sehr auffällig. Man wird es wohl damit in Zusammenhang bringen müssen, daß die fabriksmäßig betriebene Spinnerei und die Zubereitung von Spinnstoffen vorzugsweise gerne die Frauenhand verwenden. Von 169207 Arbeitern dieser beiden Branchen sind 100209 weiblichen Geschlechts. Besonders charakteristisch zeigt sich das Uebergewicht der Frau bei der Hausindustrie in der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe, der Nahrungs- und Genußmittel-Industrie, den Gewerben für Bekleidung und Reinigung. In den anderen Gruppen, wo das Hervortreten des weiblichen Geschlechts gleichfalls beobachtet wird, handelt es sich überhaupt um nicht viele Hausindustrielle, so daß der Zufall seine Hand mit im Spiele haben kann.

Wenn, wie es in dieser Studie der Fall, das gewerbestatistische Material nach Gruppen zusammengefaßt die Grundlage der Betrachtungen bildet, so kann die Frage, welche Umstände dem Gedeihen der Hausindustrie namentlich günstig sind, nicht endgültig beantwortet werden. Die Zahlen für die Gruppe bieten eben nur Durchschnitte, welche, wie gezeigt wurde, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Gewerbearten nicht genügend hervortreten lassen. Nach Untersuchungen, die ich an einem anderen Orte, auf die Ergebnisse der Berufsstatistik gestützt, ausgeführt habe,* scheinen von wesentlichem Einflusse auf das Gedeihen der Hausindustrie zu sein: 1. der Umstand, ob die Frauenhand dabei Verwendung finden kann, so in der Häkelei, Stickerei, Näherei, Verfertigung von Handschuhen, Hosenträgern, von Putz und künstlichen Blumen; 2. eine einfache Technik, die mit wenigen und nicht kostspieligen Werkzeugen operirt, so in der Korbmacherei, Verfertigung grober glatter Holzwaaren, Gummi- und Haarflechterei; 3. ob künstlerischer Sinn oder besondere Fähigkeiten zur Ausführung der Arbeit erforderlich sind, wie in der Holzschnitzerei, der Anfertigung musikalischer Instrumente, der Spitzenklöppelei; 4. ob die Produkte leicht und bequem transportfähig sind, um den Absatz weit außerhalb des Produktionsorts suchen zu können.

Erscheint die hausindustrielle Thätigkeit zunächst als eine solche, die im Schooße der Familie, in der gleichzeitig als Wohnraum dienenden Behausung vor sich geht, so findet man auch bereits Betriebe von größerer Ausdehnung, solche nämlich, die mit Gehülfen oder mit Motoren arbeiten. Ob diese dann besondere Werkstätten haben, ist nicht ermittelt worden.

* Vergl. den Aufsatz in Hirth's Annalen des Deutschen Reichs 1884. S. 9.

standes, ist die religiöse Erhebung nie; Ergebung in die Gesetze des Daseins bedeutet der Regel nach den Verzicht auf Religion. Hilfe für sich und seinen Lebenszweck will der Mensch von der Gottheit, nichts anderes. Der Religiöse sucht eine Ergänzung seiner Schwäche und borgt der Gottheit seine Kraft, um sie als übernatürliche zurückzuempfangen. Alle religiösen Kulte sind Systeme der Vermittlung göttlicher Hilfe oder Gnade, oder wie es mit einigermaßen derber Ironie heißt, „Garantie-Systeme für die zukünftige Seligkeit und Versicherungsanstalten, welche gegen gewisse Leistungen das für den Himmel versprechen, was sie auf Erden nicht zu leisten vermögen." Denn wo der Glaube an die übernatürliche Hilfe erschüttert wird, da verweist die Religion auf Entsagung oder auf Entschädigung im Jenseits. Zunächst bezieht sich die religiöse Erhebung immer auf das diesseitige Leben, ist der Glaube nichts als „ein Akt der Nothwehr gegenüber den Hemmnissen, welche die Welt dem Lebenstriebe des Menschen entgegenstellt;" die Richtung auf das Jenseitige, Uebersinnliche tritt erst auf, wenn man sich überzeugt hat, daß irdische Glückseligkeit auch durch die religiösen Mittel nicht erreichbar ist. Dies Gesetz der Selbsterhaltung ist es, welches den Ertrinkenden an eine höhere Hilfe appelliren läßt, wo menschliche Hilfe versagt. — In alledem ist nichts, was nicht auch Ludwig Feuerbach schon gesagt hätte, nur mit ruhigerer Objectivität und in gehaltenerem Tone. Auch bei ihm ist der Grund der Religion der Abstand zwischen unserm Wollen und unserm Können; könnte der Mensch alles was er will, er würde nach Gott nicht fragen. Der Wunsch ist der Ursprung, das Wesen selbst der Religion. Anfang, Mittelpunkt und Ende der Religion ist der Mensch. Alle Religion hat einen praktischen Zweck, nämlich den, den Menschen über die Endlichkeit und Abhängigkeit zu erheben und ihm die Befriedigung seiner Wünsche zu sichern mit Hilfe göttlicher Mächte. Darin also kann man die Benderſche Theorie einfach als eine Erneuerung der Feuerbachschen betrachten.

Ein ganz ähnliches Verhältniß zwischen Bender und Feuerbach herrscht auch da, wo von dem Entwicklungsgange der Religion die Rede ist. Ist die Religion bestimmt, die praktischen Interessen der Selbsterhaltung zu befriedigen, so wird es von der Art und Beschaffenheit der Menschen abhängen, welchen Inhalt die Religion hat. Wo die Menschen am Sinnlichen hängen und nur Befriedigung ihrer materiellen Bedürfnisse begehren, da wird auch die Vorstellung von den Göttern diesen Charakter der Sinnlichkeit an sich tragen, und der religiöse Proceß wird wesentlich durch das Streben nach sinnlichem Wohl seine Färbung erlangen. Aber ebensowohl werden die ideellen und allgemeinen Lebensinteressen, wo sie einmal erwacht sind, ihre Befriedigung in der Religion

Wie häufig diese Gehülfenbetriebe sind, weist die dritte Tabelle nach. Auf dieser sind in Spalte drei die Alleinbetriebe, in Spalte vier die mit mehreren Inhabern, Gehülfen oder Motoren ausgeübten Betriebe aufgeführt. Jedoch darf man, glaube ich, zwischen beiden Zahlen keine sehr strenge Unterscheidung machen. Auch die Inhaber der Alleinbetriebe werden der Unterstützung nicht ganz entbehren, wie es ja eine der guten Seiten der Hausindustrie ist, daß die Familienglieder — Frau und Kinder — in der nicht durch häusliche Beschäftigung oder durch Schularbeiten in Anspruch genommenen Zeit dem Hausvater bei seiner Thätigkeit zur Hand gehen können. Vielmehr muß man den Gegensatz zwischen den Alleinbetrieben einerseits und den Gehülfenbetrieben andererseits dahin fassen, daß die einen in der Regel ohne und die anderen regelmäßig mit Heranziehung von Hülfskräften thätig sind. Die letzteren sind verhältnißmäßig spärlich gesäet und machen noch nicht den fünften Theil aller Betriebe aus. In einigen Gruppen gehen sie indeß über den Durchschnitt stark hinaus, so in der Eisenverarbeitung, der Papierindustrie, den künstlerischen Betrieben für gewerbliche Zwecke, der Leder-, Wachstuch- und Gummi-Industrie, den polygraphischen Gewerben. In der Hauptsache aber überwiegt der Alleinbetrieb. Die Eisenverarbeitung ist die einzige Gruppe, die sich abweichend verhält. Die Zeug-, Sensen- und Messerschmiede sowie die Verfertiger von eisernen Kurzwaaren sind es, die diese Abweichung bedingen. Doch wird bei diesen nicht so sehr an Gehülfenbetriebe als vielmehr an Alleinbetriebe mit durch Wasser bewegten Triebwerken zu denken sein.

Nur einige Punkte aus den interessanten bei Hausindustrie betreffenden Zahlen haben hier herausgegriffen werden können. Theils würde es den verfügbaren Raum überschreiten heißen, wollte man noch mehr in's Einzelne gehen. Theils läßt uns auch die Gewerbestatistik im Stich, da sie über manche Dinge, z. B. die Lieferung von Rohstoff und Werkzeugen, den direkten oder unmittelbaren Verkehr der Unternehmer mit den Hausindustriellen u. a. m. nichts erfragt hat. So wie die Zählung organisirt war, konnte auch kaum mehr erforscht werden, ohne Gefahr zu laufen durch die weitreichende Erhebung die Sicherheit des Gesammtresultats in Frage zu stellen. War es nun nicht möglich bei der 1882er Zählung mehr in Erfahrung zu bringen, so stehen einer besonderen Enquete über die Lage der Hausindustrie keine großen Schwierigkeiten entgegen. Nachdem man weiß in welchen Gegenden diese Hausindustrien vorzugsweise angetroffen werden, nachdem die Grundlage zur Erkenntniß derselben gewonnen ist, kann die weitere Erforschung mit relativ geringer Mühe vor sich gehen. Daß sie nothwendig ist, liegt für

Nun dürfte jemand einwenden: aber die Sittlichkeit stammt doch gewiß aus der Religion! Auch das wäre weit gefehlt. Die Religion erstrebt wohl die Befriedigung aller wesentlichen Lebensinteressen, aber nicht eben als solche auch die Erhaltung und Vollendung der sittlichen Persönlichkeit. Denn mag das Sittliche auch die vornehmste Bedingung jener Befriedigung sein, so ist sie doch nicht die einzige. Die sittlichen Begriffe haben die Religionen nicht selbst producirt, sondern aus der weltlichen Kultur nur herübergenommen und nachträglich religiös sanctionirt. Das Sittliche ist nichts Ursprüngliches; es hat sich aus dem Natur- und Kulturleben entwickelt, erscheint uns an dasselbe dauernd gebunden, eine ebenso wandelbare wie fragwürdige Größe (S. 83), und kann ohne alle Beziehung zum Kultus anerkannt und verwirklicht werden (S. 292), selbst in der specifisch christlichen Form (S. 296). Das Sittliche kann sich völlig unabhängig vom Religiösen, ja im Gegensatze zu ihm entwickeln. Die Sittlichkeit stammt so wenig aus der Religion, daß vielmehr diese durch jene umgewandelt wird. Bevor man sociale, rechtliche Ordnungen als Gebote der Gottheit ausgeben konnte, mußten sie doch erst dasein. Das Sittliche entwickelt sich unabhängig vom Religiösen aus der Messung der Kräfte im Kampfe der Interessen, aus der Erkenntniß, daß man sich im Zusammenleben mit anderen bescheiden muß, aus dem instinktiven Triebe, unter Leitung von Persönlichkeiten, in welchen diese socialen Triebe besonders stark sind. Die Religion ist bestenfalls nur ein Hilfsmittel der Moral, nicht selten geradezu ein Hemmniß derselben. Die Kirche hat das Interesse, das Bewußtsein der sittlichen Ohnmacht aufs äußerste zu steigern; daher im Protestantismus die moralische Resignation, Abstumpfung und Rohheit. Im Reformationszeitalter sehen wir ein starkes religiöses Bedürfniß neben Rohheit des sittlichen Urtheils herrschen, seit der Kant-Fichteschen Epoche einen Aufschwung des sittlichen Bewußtseins neben religiöser Indifferenz eintreten. Im Protestantismus hat sich denn auch besonders seit Kant die völlige Emancipation der Moral von der Religion vollzogen.

Aber so wird doch die Religion mindestens eine Quelle der Erkenntniß sein und den Geist erleuchten? Auch das leistet sie nicht, sondern direkt das Gegentheil. Selbst der christliche Theismus mit allen Hilfsmitteln der Offenbarung, auf die er sich beruft, eröffnet uns keinen Einblick in den Weltproceß. Die Gottes-Idee, die er aufstellt, ist ein Gedankenbild mehr unserer Phantasie als unseres Verstandes; — ganz so lautet es bei Feuerbach auch. Der christliche Glaube bekennt ja selbst die Unbegreiflichkeit auch des offenbaren Gottes; wir wissen es noch besser und deutlicher als Paulus und Luther, daß auch der offenbare Gott ein

Zeitgenössische Religionsphilosophie.

Von

A. Lasson.

Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung. Von W. Bender. Bonn, M. Cohen u. Sohn. 1886. VIII. u. 337 S. 8°.

Wie verschiedene Klimate verschiedene Pflanzengattungen besonders begünstigen, so erweisen sich verschiedene Zeitepochen dem Betriebe verschiedener Disciplinen der Wissenschaft besonders förderlich. Unser Zeitalter ließe sich, was die Philosophie anbetrifft, als das Zeitalter der Erkenntnißtheorieen und der Religionsphilosophieen bezeichnen, und es ist kein zufälliges Zusammentreffen, daß die Production der Zeitgenossen gerade auf diesen beiden Gebieten üppig florirt.

Daß wir in dieser Zeit Erkenntnißtheorie mit so nachdrücklichem Eifer betreiben, ist leicht erklärlich. Alle inhaltlichen Fragen über das Wesen und den Zusammenhang der Erscheinungen in der ganzen Welt hat die Erfahrungswissenschaft und speciell die sogenannte exakte Naturwissenschaft zu beantworten übernommen, und die Philosophie hat ihr mit aller ihr zukommenden Bescheidenheit und Unterwürfigkeit alle Ansprüche dieser Art gern eingeräumt. Wenn nun aber doch gleichwohl philosophirt werden muß, wie das eine aus tausend Gründen klar vorliegende Nothwendigkeit ist, — was bleibt übrig als über das Philosophiren zu philosophiren, um wenigstens dieses Eine immer wieder aufs neue mit eingehendster Sorgfalt zu constatiren, daß sich durch Philosophiren nichts constatiren läßt, außer eben diesem einen, nämlich daß sich nichts constatiren läßt? Dies aber ist es doch wohl eigentlich, was sich heutzutage die Erkenntnißtheorie zum Ziele setzt.

Wer nun nicht tiefer eingeweiht ist, dem muß es sich zunächst als etwas höchst Verwunderſames und Befremdliches darstellen, daß dieses Zeitalter der skeptischen Erkenntnißtheorie zugleich das Zeitalter der regsten Thätigkeit auf dem Gebiete der Religionsphilosophie sein soll.

...che Bedingungen der religiösen Entwicklung. Die unmittelbare Selbstzeugung der Gottheit im Menschengeiste ist eine leere Redensart; ein ...nmittelbares Gottesbewußtsein giebt es nicht; es hat vielmehr seine Entwicklungsgeschichte so gut wie das Gewissen. Was sollte auch der Urmensch mit der Idee eines unendlichen, heiligen und allmächtigen Gottes anfangen, welche zu fassen noch uns Heutigen schwer wird? Eine Thätigkeit Gottes dabei ist nicht anzunehmen. Die theologische Offenbarungshypothese ist aus hierarchischer Tendenz entsprungen und hat einen Erkenntnißwerth wohl nie beansprucht; es sollten nur die Vorstellungen von Sündenfall, unendlicher Strafbarkeit und Verderbniß recht eingeschärft werden. Was an der Offenbarung das Reale ist, das sind die Naturkräfte, Ereignisse, Persönlichkeiten, die der Religiöse als Medien der Gottheit verehrt, weil sie die ewigen und allgemeinen Zwecke der menschlichen Bildung gefördert haben. Was dem Menschen hilft, ist ihm Wunder; was ihn über seine Lebenszwecke aufklärt, Weissagung. Das Verweisen auf die Ewigkeit aber genügt nicht. Nur was den Menschen wirkliche Erlösung vom Weltübel bringt, was fähig ist, uns mit unserer Lage in der wirklichen Welt zu versöhnen, die ideellen Kräfte der Menschheitsentwicklung und Naturbeherrschung, diese verdienen den Namen Offenbarung. Man kann Religion haben und doch auf Offenbarung verzichten. Die Unterscheidung zweier oder dreier Welten: Erde, Himmel, Hölle, ist für die Offenbarungsidee entscheidend geworden, eine märchenhafte Idealwelt, ein wunderbarer Wechselverkehr des Himmlischen und Irdischen, für den seit Kopernikus in der Welt kein Raum mehr ist. Diese mythische Weltanschauung muß sich mit der fortschreitenden Naturerkenntniß nothwendig auflösen oder umbilden. Die Religion scheint, der Herrschaft über die Erde beraubt, fortan nur noch die Aufgabe zu haben, durch die Predigt einer jenseitigen Vergeltung den Einzelnen über das Unrecht und die Verfolgung, die er im irdischen Leben erfährt, einigermaßen zu trösten.

So weit steht unser Religionsphilosoph in der Gefolgschaft Feuerbachs, nur daß er von der Bedeutung der Religion noch einigermaßen geringschätziger urtheilt und entschiedener die Züge des sogenannten vulgären Rationalismus an sich trägt, als der Mann, dem man es immer noch anmerkt, daß er aus der speculativen Schule herkommt. Die Religion ist ein verhältnißmäßig niedrig stehendes Phänomen des geistigen Lebens. Aus dem Triebe nach Selbstbehauptung im Kampfe ums Dasein entsprungen, ohne jeden Eingriff einer höheren Macht durch natürliche und zufällige Bedingungen weiter entwickelt, ist sie eher ein Hemmniß als eine Förderung der höheren Interessen der Menschheit, der Kultur, der

Muß also das Zeitalter ebensowohl Religionsphilosophie als Erkenntnißtheorie treiben, so ist doch auch leicht einzusehen, daß diese beiden Thätigkeiten nicht wohl blos neben einander hergehen können, sondern eine Vereinigung suchen müssen. Erkenntnißtheoretisch wird der Stimmung der Zeit nach alles: die Psychologie und die Physiologie, die Zoologie und die Anthropologie, die Physik und nicht zum mindesten auch die sogenannten Geisteswissenschaften. Aber Religionsphilosophie und Erkenntnißtheorie stehen sich doch besonders nahe. Die Erkenntnißtheorie, wie man sie auch behandle, wird immer wesentlich die Frage nach den Grenzen der Erkenntniß, nach dem Erkennbaren und Nicht-Erkennbaren erwägen und so vor allem sich mit der Berechtigung oder Unzulässigkeit dessen beschäftigen müssen, was man sich gewöhnt hat Metaphysik zu nennen, der Erkenntniß des Uebersinnlichen und Unerfahrbaren. In der Religion aber steckt, wo man ihr auch begegne, unvermeidlich etwas Metaphysisches. Wie sollte also der Erkenntnißtheoretiker ohne Pflichtversäumniß es vermeiden können, sich dasjenige Metaphysische genauer anzusehen, was in der Religion enthalten ist? Und wie sollte andererseits der Religionsphilosoph seiner Aufgabe genügen können, ohne sich auf die Gesichtspunkte der Erkenntnißtheorie näher einzulassen und sich an ihnen über das Recht und das Wesen des Metaphysischen in seinem Gegenstande zu orientiren? Wie also die Dinge liegen, wird man, in dieser Zeit mindestens, gar nicht erwarten können, einer Religionsphilosophie anders zu begegnen als in enger Verknüpfung mit erkenntnißtheoretischen Principien.

So ist es denn auch wesentlich das Interesse an der Tragweite gewisser Anschauungen von dem Zustandekommen, den Grundlagen und Grenzen der Erkenntniß für das Verständniß des Wesens der Religion, mit dem wir an die Betrachtung des neuesten Buches über „das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung“ herantreten. Dabei wollen wir uns von vorn herein gegen die Vermuthung verwahren, als schrieben wir dem Werke Benders gerade vor anderen in den letzten Jahren erschienenen über denselben Gegenstand eine hervorragende wissenschaftliche Bedeutung zu, — die es übrigens auch gar nicht anstrebt, — oder einen bleibenden Werth, der es über die Strömung des Augenblicks hinweg auch noch zu künftigen Geschlechtern zu tragen vermöchte. Aber das Buch ist allerdings für die in diesem Zeitabschnitte am weitesten verbreitete Stimmung und Richtung außerordentlich charakteristisch, und darum schon scheint sich eine eingehendere Betrachtung desselben wohl zu lohnen. Das Buch zieht aus Ansichten, die viele andere theilen, gewisse Consequenzen mit einer sonst nicht oft gefundenen Bestimmtheit und spricht vieles mit ungenirter Offenheit aus, was bei den anderen unklar oder

lich. Es ist derselbe rein wissenschaftliche Trieb, der sich in der theologischen wie in der philosophischen Metaphysik auswirkt. Gleichwohl ist die wissenschaftliche Darstellung und Rechtfertigung einer religiösen Weltanschauung auch ohne Metaphysik möglich. Denn ihr Zweck ist gar nicht die Wahrheit. Für den christlichen Glauben, auf den es uns doch zunächst ankommt, ist es zunächst völlig gleichgültig, ob die Ideen von Weltschöpfung, Vorsehung und Weltgesetz, von einem allmächtigen und heiligen Gott der Wirklichkeit entsprechen oder nicht. Religiöse Aussagen sind ja nur Werthurtheile. Die Nöthigung sie aufzustellen liegt in der persönlichen Gebundenheit an das sittliche Lebensideal, und darin liegt auch die zunächst rein subjektive Bürgschaft ihrer Wahrheit für alle diejenigen, welche das christliche Lebensideal als verbindlich für sich anerkennen. Und unter diesem Gesichtspunkt läßt es sich sogar als eigentliche Pflicht bezeichnen, die Voraussetzungen für die volle Verwirklichung des sittlichen Ideals durch die Persönlichkeit zu glauben. So ist denn auch die Apologie einer religiösen Weltanschauung nur von der Frage nach dem Lebensideal aus möglich.

Der unbedingte Werth des praktischen Lebensideals ist es, der die Religion, die ihm als Mittel dient, zu einem bleibend Werthvollen macht. Wie die kulturfeindliche Religion, so ist deshalb auch die religionslose Kultur eine abnorme Erscheinung. Die Erkenntniß der absoluten Grenze des menschlichen Wissens und Könnens und die Steigerung und Verklärung des Lebensideals machen die Religion für die höchste Kulturstufe ist unentbehrlich wie für die niedrigste. Aller religiöse Kultus ist nur Mittel für die Erzeugung persönlicher Frömmigkeit und Sittlichkeit; aber eben als solches ist er für alle, freilich nicht unentbehrlich, aber doch immerhin von Werth. Der religiöse Vorgang ist ein nothwendiger und gesetzmäßiger Akt des Geistes.

Und das gilt nun nicht bloß von der Religion überhaupt, sondern gerade von der positiven Religion und insbesondere vom Christenthum. Man darf im Christenthum nur keine Wahrheit suchen. Denn der religiöse Glaube als freie Beurtheilung des Weltlaufs nach Maßgabe des Ideals beansprucht nicht zu sein, was er nicht sein kann: unfehlbare Wahrheit über Gott, die Welt und den Menschen; deshalb kann ihm aber auch kein Zweifel etwas anhaben und braucht er weder die schalen Beweise theologischer Scholastik noch die rohen Formen des kirchlichen Fanatismus zu seiner Vertheidigung. Eben weil er Wahrheit zu sein gar nicht vorgiebt, ist er unanfechtbar.

Was ist er denn aber, wenn er nicht Wahrheit ist? Nun, er ist ein bildlicher Ausdruck, den sich die Phantasie erzeugt, für die Lebens-

nächste Veranlassung die Veröffentlichung seines Werkes über das Wesen der Religion zurück. Es wird nützlich sein, diese Thatsache im Auge zu behalten, um die Eigenart des Buches richtig zu verstehen und zu würdigen.

Auf den ihm wiederholt ausgesprochenen dringenden Wunsch hin, so erklärt der Verfasser, habe er seine „Gesammtanschauung über Religion und Christenthum dem gebildeten Publicum nicht länger vorenthalten wollen." Sein Werk will deshalb zwar ein wissenschaftliches, aber kein fachgelehrtes sein; den Bann des theologischen Scholasticismus galt es ihm zu durchbrechen und denkbare Gedanken in verstehbarer Form mitzutheilen. In der That ist das Buch lebhaft und nicht ungewandt geschrieben; vielleicht etwas zu sehr aus dem Handgelenk hingeworfen, aber auf das Anregungsbedürfniß einer größeren Zahl geschickt berechnet. Der Ton muthet etwas jugendlich an; nicht selten möchte man wünschen, der Verfasser hätte seine Gedanken mehr ausreifen lassen. Insbesondere stören die ewigen Wiederholungen; vielfach drehen sich die Ausführungen statt fortzuschreiten im Kreise herum; der Verfasser hat sich offenbar in dem Drange seine Ansichten vorzutragen die Zeit nicht gegönnt sich kürzer zu fassen. Bei alledem ist das Buch wie sein Verfasser eine interessante Erscheinung, beide als Ausdruck und Spiegel der Zeitstimmung genommen. Denn Bender steht mit seiner Auffassung der Religion bei aller Eigenthümlichkeit, die ihm nicht bestritten werden soll, durchaus nicht vereinzelt; eine in der Gegenwart vielverbreitete wissenschaftliche Strömung trägt ihn, und er giebt ihr nach, ohne sich doch an sie aufzugeben. Wir werden, um Benders Stellung zu bezeichnen, eben diese Strömung in aller Kürze nach ihren wesentlichsten Zügen zu charakterisiren haben.

Anzuknüpfen ist dabei an die Thatsache, die für die philosophischen Bestrebungen, wie sie schon seit längerer Zeit in Deutschland die Oberhand haben, vielleicht die aller bezeichnendste ist: die ängstliche Abwendung von allem was an Metaphysik erinnert. Wie verschieden von Art und Gesinnung die Vertreter des deutschen Gedankens in diesen letzten Jahren sonst auch sein mögen: darin stimmen sie mit verschwindenden Ausnahmen alle überein, daß sie den engsten Anschluß an die Thatsachen der äußeren und inneren Erfahrung suchen und die Fähigkeit des menschlichen Erkenntnißvermögens, das, was über solche Erfahrung hinausliegt, zu erkennen, mit aller Entschiedenheit bestreiten. Von dieser Grundüberzeugung aus ist nun in Bezug auf die religiösen Dinge ein doppeltes Verhältniß möglich: entweder man läßt alles, was den sicher erkannten Thatsachen der modernen Erfahrungswissenschaft widerspricht, einfach als Irrthum und Täuschung fallen und sieht es dann als eine Aufgabe der fortschreitenden Kultur an, die noch am religiösen Vorurtheil haftende Menschheit

Gottes vollzogen vermittelst einer nicht weiter erklärbaren ursprünglichen ethisch-religiösen Begabung. Die Erscheinung Christi ist das vornehmste Glied in der allgemeinen Offenbarung einer idealen Weltordnung innerhalb der empirischen. Christus hat das ethische Lebensideal am klarsten erkannt und am reinsten dargestellt. Darum wird seine Persönlichkeit mit Recht in die Mitte des Kultus gestellt. Dieser Kultus gilt zunächst dem in ihm verwirklichten Humanitäts-Ideal, sodann dem Vermittler und Bürgen der vergebenden Gnade. Die Kirche muß darum auch die Einheit von Gott und Mensch in ihm anerkennen. Wird diese Idee auch stets ein Mysterium bleiben, so verstößt sie doch nicht gegen die geschichtliche Wahrheit. Christus ist uns der Vermittler des göttlichen Geistes zur Ergänzung unserer schwachen sittlichen Kraft und bietet uns das Unterpfand unserer persönlichen Unsterblichkeitshoffnung. Auch Auferstehung und Himmelfahrt, obzwar ein geheimnißvoller Vorgang, sind als solche nicht zu leugnen. Sind sie auch nur sinnliche Bezeichnungen für den verborgenen Vorgang der Verklärung und Erhöhung, an den wir nur glauben, den wir aber nicht schauen, so ist es doch keine Unwahrhaftigkeit, wenn wir im Kultus uns in symbolischer Form das Leben des aus Gott geborenen und zu Gott erhöheten Menschen gleichsam dramatisch vor Augen stellen. Die Form der Christusvorstellung hat für uns nur den Werth des Bildes; aber sie ist Symbol nicht einer Idee, sondern eines wirklichen Geschehens, das eben nur in Symbolen und Gleichnissen bezeichnet werden kann. Der Christus-Kultus ist also keine Gefährdung der geschichtlichen Wahrheit, sondern bedarf nur der Interpretation und der Anwendung auf das weltliche Leben; und dadurch gewinnt man dann zugleich den Vortheil, daß man sich auch die reichen Schätze kirchlicher Kunst aus dem Alterthum aneignen und weiterbilden kann. Auch die Anrufung Christi ist zulässig, nur darf sie nicht zur eigentlichen Anbetung werden; der Kultus soll nur der Offenbarung Gottes in Christo, nicht der Gottheit Christi gelten.

Wie die andern Vorstellungen der orthodoxen Lehre, so erhalten nun auch die vom Wunder ihre Rechtfertigung oder Deutung. Offenbarung ist, was in bleibender Beziehung zum Reiche Gottes steht und von allen zu jeder Zeit erfahren werden kann. Allerdings giebt die christliche Offenbarung keine Erkenntniß vom Wesen Gottes und der idealen Welt; aber sie hat den Glauben an eine sittliche Weltordnung und die göttliche Liebe fester gegründet, Demuth und Gottvertrauen mächtiger entwickelt, die Hoffnung auf die Unsterblichkeit und die vollkommene Welt gesteigert und die vergebende Gnade verbürgt. Das Wunder sodann ist nur symbolische Bezeichnung der Offenbarungsweise, die ihrem Wesen

sein scharfsinniger Gegner Duns Scotus solche Zuversicht auf das Vermögen der natürlichen Vernunft durch eine eingehende Kritik des Erkenntnißvermögens und hielt ein weit äußerlicheres Verhältniß zwischen Vernunfterkenntniß und Offenbarungswahrheit für das einzig zulässige. Die Erkenntniß auf religiösem Gebiete, die „Theologie", so erklärte er, bleibt schlechthin gebunden an das, was die Offenbarung über Gott lehrt, und kommt über solche Abhängigkeit nicht hinaus; was durch bloße Vernunft ausgemacht werden kann, das gehört darum gar nicht der religiösen Erkenntniß an. Man darf Theologie und Philosophie nicht vermischen. Es kann etwas wahr in der Philosophie und doch falsch in der Theologie sein. Religiöse Erkenntniß ist praktische Erkenntniß; sie hat es nicht mit reiner metaphysischer Theorie des Uebersinnlichen, nicht mit dem affectiven Element des persönlichen Fühlens und Innewerdens, nicht mit der mystischen Vereinigung mit Gott, nicht mit der Contemplation, der intuitiven Versenkung in das jenseitige Geheimniß, zu thun; ihr Zweck ist allein das rechte Wollen und Handeln, und ihren Inhalt bilden die praktischen Erkenntnisse, d. h. alles das was als nothwendige Voraussetzung gedacht werden muß, damit das rechte Wollen vorhanden sein könne. Das ist nun offenbar so ziemlich dasselbe, was wir heute „Postulate der praktischen Vernunft" nennen würden. Aufgabe der Wissenschaft in Bezug auf die religiösen Gegenstände kann es nach Duns Scotus einzig sein, dem Verstande die rechten Begriffe einzupflanzen, damit er der im Willen zu erzeugenden Liebe zu Gott angemessen denke und so den Willen zur rechten Liebe Gottes anzuleiten im Stande sei. Die metaphysischen Begriffe haben in alledem keine selbständige Bedeutung; sie dienen als bloße Hilfsbegriffe für die Erläuterung.

Daß die „Theologie" praktische Wissenschaft sei, das Speculative und Metaphysische nur zur Erläuterung und Vertheidigung des offenbarten Lehrinhalts, nicht zu selbständiger Erkenntniß ausreiche, wurde seitdem um so entschiedenere Ueberzeugung, je mehr es zum allgemein anerkannten Grundsatz wurde, daß der Verstand an das empirisch Wirkliche, an die sinnlich erfahrbare Erscheinungswelt gebunden bleibe. So lehrte Durand von St. Pourçain ausdrücklich, Gott wie alles Transcendente kennen wir nur als Erscheinung, nicht in seinem Ansich, nur auf Grund der durch die sinnliche Anschauung bedingten Erfahrung in der durch unsere somatisch-psychische Organisation gegebenen Auffassungsweise. Und Wilhelm von Occam gab dann dieser Auffassung die vollendete Formulirung. Die Gegenstände des Glaubens, lehrte er, seien für uns nicht erkennbar, weil sie keine Gegenstände einer möglichen Erfahrung seien. Wollen wir das Uebersinnliche denken, so gerathen wir

ist, dessen Annahme vor der Kopernikanischen Theorie nicht länger bestehen kann? Denn genau da wo der christliche Himmel ist, da ist auch der überweltliche Gott. Es scheint doch, hier hat Bender zugleich sein etwas hausbackener Rationalismus eine unlösbare Schwierigkeit bereitet. Wie ereifert er sich nicht gegen das „Hineinragen der oberen Welt in die diesseitige", gegen die „mythische Offenbarungslehre", die von diesem Hineinragen und dem Wechselverkehr zwischen den beiden Welten redet, gegen die Annahme, die Vorstellung einer überirdischen Welt sei uns anders als durch die geistige Arbeit unseres Geschlechtes erarbeitet! Mit aller Entschiedenheit behauptet er: in der wirklichen Welt vollzieht sich die Offenbarung einer höheren Welt. Dann müßte es also doch eine solche höhere Welt geben. Und in der That scheint Bender dieser höheren Welt eine selbständige Existenz außerhalb oder über unserer empirischen Welt nicht streitig machen zu wollen (S. 316). Gleichwohl bekämpft er immer wieder die „alte Vorstellung" von ihrer Einwirkung auf die uns bekannte Welt als falsch und meint, dieselbe habe für uns höchstens den Werth einer symbolischen Kunstform; nicht an einem andern Punkte im unendlichen Raum liege die himmlische Welt, sondern am Endziel der diesseitigen Welt. Wenn es aber eine höhere, überweltliche Welt wirklich giebt, warum sollte sie auf unsere Erdenwelt nicht wirken können? In der irdischen Welt soll eine höhere ideale allmählich durchdringen und die Idealwelt sich aufbauen durch die einstige Umbildung unserer Welt in das Reich Gottes. Ihm ist also, wie es scheint, die höhere, die überweltliche Welt in dieser empirischen Welt selbst enthalten, nämlich in den „ideellen Kräften und Gesetzen" derselben, und er verwirft nur die örtliche Trennung von Himmel und Erde und das wunderbare Eingreifen der überweltlichen Gottheit in die Erdenwelt als „antike mythische Vorstellung". Und dann rechtfertigt er doch wieder die mythische Vorstellungsweise als aller Religion unentbehrlich. Eine rechte Consequenz vermögen wir in alledem nicht zu erkennen. Indessen wird das wohl daran liegen, daß man bei Bender nie recht wissen kann, was, wenn er von religiösen Dingen spricht, bloß als Kunstform des bildlichen Ausdrucks und was als Bezeichnung einer Realität gemeint ist.

Der ganze heftige Gegensatz, in welchen sich Bender zur Orthodoxie stellt, scheint zuletzt darauf hinauszulaufen, daß diese in bitterem Ernste sagt, was Bender zwar auch sagt, aber nur als bildlichen Ausdruck und Kunstform meint. Bender behauptet, es ließe sich eine Religion darauf bauen, daß man eine Idealwelt glaubt, weil man sie will, daß man sie setzt, weil man sie nöthig hat. Darin täuscht er sich doch wohl. Wir wollen ihm gern glauben, daß sich bei ihm mit seinem Skepticismus

Dinge zu ergreifen, eine ernüchterte Stimmung der ausgesprochensten Skepsis gefolgt. Man ist wieder zu der Einsicht gekommen, die schon Occam hatte, daß alle Erkenntniß aus den Sinnen stammt, daß nur den Gegenständen einer möglichen sinnlichen Erfahrung die Erkennbarkeit zukommt, daß alles begriffliche Erkennen auf dem Wege der Erfahrung auf Grund der sinnlichen Anschauung durch den inneren und äußeren Sinn vor sich geht und nur die exakte Wissenschaft der Natur wahrhaft Wissenschaft genannt werden darf. Und so kehrt denn auch das Uebrige wieder. Giebt es keine metaphysische Erkenntniß vom Uebersinnlichen, so können die Lehrsätze einer religiösen Dogmatik, falls diese überhaupt noch aufrecht erhalten werden soll, nur auf praktischem Wege und nicht mehr theoretisch begründet werden, und alles religiöse Erkennen verläuft in Werthurtheilen, die als unmittelbare Erlebnisse auf Grund praktischer Nöthigungen im Innern des Menschen gewonnen, gegen jeden Einspruch theoretischen Erkennens gefeit und gesichert sind. Diese Werthurtheile ergeben freilich keinerlei wirkliche Erkenntniß von Gott, der Welt oder dem Menschen. Sie haben ihren Zweck und Grund in dem Triebe der Selbstbehauptung des Menschen gegenüber der Unvollkommenheit seiner Natur und den Uebeln der Welt; sie helfen dem Menschen, den Kampf um das Dasein bestehen. Ihr Inhalt ist die Sicherung des menschlichen Selbstgefühles gegenüber der Welt; übersinnliche Kräfte sollen diese Sicherung leisten. Die Bedeutung der nur erlebbaren, nicht erklärbaren Werthurtheile liegt in diesem praktischen Interesse, nicht in irgend einer Art von Wahrheitserkenntniß, die mit ihnen gegeben wäre.

Wir haben damit nicht genau die Ansicht eines einzelnen Denkers zeichnen wollen; aber der Durchschnitt dessen, was bei einer Reihe von modernen Religionsphilosophen als gemeinsamer Bestand sich hindurchzieht, läßt sich wohl in diesen Sätzen wiedererkennen. Im einzelnen mögen sich die Lehren von Männern wie Ritschl, Herrmann, Kaftan, Lipsius nicht unbeträchtlich unterscheiden; das oben Bezeichnete ist für sie alle so ziemlich das vorherrschende Thema ihrer Einzelausführungen. Fragt man, woher diese Anschauungen stammen, so wird man sich besonders auf zwei Männer zurückverwiesen finden, die den von den Folgenden weiter verarbeiteten Gedankeninhalt ursprünglich producirt haben: Ludwig Feuerbach und Friedrich Albert Lange. Von Feuerbach stammt die Betonung des praktischen Elements der Religion und die Zurückführung derselben auf den Trieb der Selbstbehauptung, den Glückseligkeitstrieb, den Trieb, die natürliche Ohnmacht und Abhängigkeit durch Wunschwesen, welche die Phantasie gestaltet, zu ergänzen. Lange andererseits hat die Unterscheidung zwischen der Sinnenerkenntniß, welche Wahrheit ergiebt,

befragt er nun? Die Religionen der Wilden, der Naturmenschen, welche in ihrer Hilflosigkeit beten und opfern; nach deren Analogie beurtheilt er dann auch die Religionen der höchststehenden unter den Kulturvölkern, und weil sich selbst bei diesen in der erfahrungsmäßigen Thatsache noch Reste gemeinen sinnlichen egoistischen Naturdienstes finden, so bilden diese das Wesen der Religion, und der Dienst der allgemeinen und idealen Interessen ist nur ein Specialfall, wenn auch der werthvollste. Weil für den Naturmenschen der „Gegenstand seines Glaubens" seine Weiber, seine Heerden, sein Jagd- und Kriegsglück sind, so ist es eine Einseitigkeit, wenn in der christlichen Offenbarung auf die sittliche Seite des Lebensideals, die persönliche Heiligkeit als Bedingung der Seligkeit aller Werth gelegt wird; diese Einseitigkeit mußte erst durch die Entfaltung der wissenschaftlichen und ästhetischen Kultur ergänzt werden zu voller Befriedigung aller unserer Interessen. Und auf dieser Basis vollzieht Bender die „kritische Analyse der geschichtlichen Formen und Thätigkeiten, in welchen sich das religiöse Bewußtsein der Völker und deren Menschlichkeit darstellt." Dabei scheint doch viele rein subjective Willkür mit unterzulaufen. Er untersucht nicht einmal, ob die Gruppe von Erscheinungen, die er unter dem Namen der Religion zusammenfaßt, wirklich eine reale Einheit bildet; er will ihr gemeinsames Wesen finden, und bleibt selber unkritisch bei dem gewöhnlichen Vorurtheil über das, was Religion genannt wird, stehen. Wie will er denjenigen widerlegen, der gerade das, was er für das Wesen der Erscheinung ansieht, aus dem Gebiete der Religion entweder ganz ausschließt oder doch nur als eine Verfälschung und Entstellung der Religion ansieht, die sich wegen der Schwäche der gemeinen Menschennatur bis in die höchsten Entwickelungsstufen fortsetzt? Mit der Lieblingswendung Benders: „So bewährt sich also überall", oder: „hier bewährt sich wieder", ist es nicht gethan. Auch beim Menschen bewährt sich überall, daß er ein Sünder ist, daß er irrt; und dennoch würde der das „Wesen" des Menschen schwerlich richtig construiren, der die Sünde oder den Irrthum für das Wesen des Menschen ausgäbe.

Das ist ja ganz unzweifelhaft, daß die Religion ihrem Wesen nach praktisch ist, daß sie auf dem Verhältniß des Willens des Menschen zu einem göttlichen Willen beruht. Aber wer das anerkennt, darf zweierlei nicht verkennen: erstens daß der Wille des Menschen von Anfang an auf praktische Vernünftigkeit angelegt ist, und zweitens, daß Wille und Erkenntnißvermögen untrennbar mit einander verbunden und unausgesetzt auf einander bezogen sind. Was das erste anbetrifft, so wird man, weil menschlicher Wille niemals, außer in der Entartung, rein natürlicher Wille der sinnlichen Selbstsucht ist, die Religion nicht in dem Triebe der

„den besten Traditionen der deutschen Aufklärung" folgend, will er der Ueberschätzung der Religion überhaupt wehren, und zugleich der in der evangelischen Kirche in dieser Zeit vorwaltenden, im Besitze der kirchenregimentlichen Aemter befindlichen Richtung ihre Werthlosigkeit vor Augen halten. Insofern setzt das Buch als ein energischer Appell an die Gebildeten in der Gemeinde die in der Lutherrede begonnene Tendenz fort; es ist der Parteimann, nicht bloß der Mann der Wissenschaft, der zu uns redet. Indessen, man darf darüber doch auch das direct entgegengesetzte Element in Benders Ausführungen nicht übersehen. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust und vertragen sich, wie es scheint, ohne den Trieb sich von einander zu trennen. Bender redet wie ein Freidenker gleich Feuerbach; aber er redet auch wie ein Theologe gleich Ritschl. Wo er als Mann der Opposition den freien Gedanken vertritt, da hat er etwas überaus „Forsches" und Schneidiges, und es begegnet ihm, daß er in Superlativen spricht, mit ganz ungewöhnlicher Nachdrücklichkeit und Herbigkeit des Urtheils. Der zuversichtlichen Sicherheit seines Angriffes gegen die hierarchischen Finsterlinge, gegen Pfaffentrug und Buchstabendienst, werden diejenigen am freudigsten beistimmen, die an allem Religiösen, besonders in seiner kirchlichen Gestalt, ein überwiegend oder ausschließlich negatives Interesse haben. Aber er selber macht dann auch mit warmem Eifer den Versuch, ein positives Interesse an der Religion, an der Kirche und ihrem Kultus, nicht bloß wie sie sein sollten, sondern auch wie sie sind, zu rechtfertigen; er bemüht sich dieses Interesse als ein allgemeingültiges zu begründen, es anderen nahe zu legen und zur Pflicht zu machen, und kommt zuletzt gerade über die höchsten Fragen des religiösen und kirchlichen Lebens zu Ausführungen, die beinahe den Anschein erregen, als könnten sie von eben denen, die er auf das heftigste angegriffen hat, ebenso gemacht werden, nur mit einer etwas anderen Begründung. Wir glauben manchem einen Gefallen zu thun, wenn wir nicht bloß im allgemeinen auf das Buch verweisen, sondern auch den im einzelnen außerordentlich bezeichnenden Gedankengang des Verfassers etwas eingehender verfolgen.

Der Ausgangspunkt bei Bender ist, wie kaum noch bemerkt zu werden braucht, der erkenntnißtheoretische Skepticismus, der alle Erkenntniß eines Uebersinnlichen leugnet; damit verbindet sich, wie ebenfalls selbstverständlich, ein völliges Vertrauen zu dem, was die moderne Naturwissenschaft über die Welt unserer sinnlichen Erfahrung herausgebracht hat. Bender giebt sich seinem Publikum gegenüber gar nicht mehr die Mühe, diesen Standpunkt zu rechtfertigen, wie es etwa Lipsius für nöthig ge-

nur sagen: das was uns heute als Naturkraft und Naturgegenstand erscheint, das erschien ursprünglich als Geist und als göttlich. Ferner, die Mythologieen der Völker haben niemals ihre Religionen ausgemacht oder denselben auch nur angehört; sondern zum religiösen Vorstellungskreise gehört nur, was das sittliche Leben anbetrifft, und nur soviel ist richtig, daß die Gegenstände der religiösen Verehrung nebenbei auch in der mythendichtenden Phantasie als Lieblingsgegenstände des Bildens derselben wiedererscheinen. Der religiöse Glaube aber geht auf Wahrheit und setzt die festeste Ueberzeugung voraus, die es überhaupt geben kann. Wo also die geistige Kultur genügend erstarkt ist, da sucht der Glaube ausdrücklich strenge, consequente, logisch erweisbare, wissenschaftliche Wahrheit für seinen Inhalt zu erreichen, und wo er dieses Streben aufgeben müßte, da müßte er auch sich selbst aufgeben. Denn daran läßt sich nun einmal nichts ändern: der Zweifel an der Erkennbarkeit und Beweisbarkeit des „Uebersinnlichen" und Göttlichen ist auch ein Zweifel an der Realität desselben und deshalb unabänderlich auch ein Zweifel an der religiösen Wahrheit, und mit allen Aushilfsmitteln von „Werthurtheilen" über „Erlebbares, aber nicht Erklärbares", von „praktischen Nöthigungen" und „interessirter Weltanschauung" ist dagegen gar nichts auszurichten. Wer die Metaphysik als Wissenschaft leugnet, der leugnet auch die wissenschaftliche Dogmatik und damit mittelbar auch die Wahrheit der Religion und speciell der christlichen Religion.

Wir verkennen also nicht die positiven und restaurativen Tendenzen, die bei Bender unter anderen auch hervortreten; aber sie müssen der Natur der Sache nach vergeblich bleiben, wo die metaphysische Wahrheit rundweg geleugnet wird. Es ist inconsequent, jede andere Wahrheitserkenntniß zu leugnen, sie aber in der „exakten Naturwissenschaft" festzuhalten. Wenn aber zugegeben werden müßte, was nun und nimmer zugegeben werden darf, daß die Naturerkenntniß alle Ideale der Menschheit, alles Ueberweltliche und Jenseitige aufhebt, so würde daraus folgen, nicht daß diese Ideale unwahr oder unerkennbar seien, sondern nur daß die vorgebliche Naturerkenntniß gar keine Erkenntniß ist. Der Versuch, die Leugnung aller metaphysischen Wahrheit und die blinde Unterwürfigkeit unter die modernsten Ansichten gewisser Naturforscher mit der Anerkennung der Berechtigung des religiösen Glaubens zu vereinigen, ist bei Bender gescheitert, bei ihm noch viel entschiedener gescheitert als bei Herrmann, Kaftan oder Lipsius. Die Religion wie Feuerbach erklären, geht nicht; wie Lange sie auf Hirngespinnst und Dichtung zurückführen, geht noch weniger; aber das Unmöglichste des Unmöglichen ist, Langes verfrommten sentimentalen Idealismus auf Feuerbachs nüchtern ironischen

logie und Kosmologie wie geheiligte Glaubenslehren und erzeugt den verwirrenden Schein, als seien die morschen Gerüste, welche dem Aufbau ihres Tempels dienen sollten, ein unverlierbarer Bestandtheil des Tempels selbst. „Einmal mit dem religiösen Glauben verbunden, haben die sinnlosesten Theorieen einer längst abgestorbenen Kultur," — Bender rechnet dahin vor allem die alte Trinitätslehre und die Lehre von den beiden Naturen Christi, — „das Vorrecht beansprucht, als heilige Geheimnisse weiter verehrt zu werden." Die Entwicklung unserer modernen Kultur war deshalb nur möglich in der Form der Emancipation von der Kirche, und bis auf diesen Tag herrscht Feindschaft zwischen der Kultur und der Religion. Die Dogmatik erhebt den Anspruch, die Universalwissenschaft zu sein; sie hat sich dereinst gegen Copernicus erklärt, sie bekämpft gegenwärtig mit gleicher Erbitterung Darwin. Zu allen Zeiten ist die Religion als Vertheidigerin des Alten, als Bekämpferin des Neuen aufgetreten. Darum kann die Aufgabe nicht sein, apologetisch die antike Naturanschauung aufrecht zu erhalten, sondern kritisch den religiösen Glauben aus den Dogmensystemen herauszuschälen, den Widerstreit von Wissenschaft und Dogma, in dem wir uns befinden, zu lösen und dem religiösen Glauben sein eigenes, von der empirischen Wissenschaft unabhängiges Gebiet zuzuweisen.

Alles kommt also auf die Frage an: was ist das Religiöse am Dogma? was will, was soll Religion, was kann sie leisten? was ist Kern und Wesen der Religion? Darauf hat Ludwig Feuerbach die kurze und schlagende Antwort gegeben: Theologie ist Anthropologie; Religion entspringt aus dem Egoismus und dient der Selbstbehauptung des Menschen gegenüber der Welt. Ob es nun geistige Verwandtschaft oder Entlehnung ist: Bender, ohne sich weiter darüber auszusprechen, adoptirt die Formel. „Nicht die Frage nach Gott ist die centrale Frage der Religion, — so paradox das klingen mag, es ist buchstäblich wahr, — sondern die Frage nach dem Menschen." Die Gottesvorstellung ist zunächst nur die Hilfslinie, die der Mensch zieht, um sich sein Dasein in der Welt verständlich zu machen, die Anbetung Gottes nur das Hilfsmittel, sich im Kampfe um seine Existenz überirdische Kräfte anzueignen, ein Versuch, die Welt den Lebenszwecken des Menschen dienstbar zu machen. Alle Religion, auch die christliche, ist eudämonistisch, eine Reaction des Selbsterhaltungstriebes gegen die Erfahrung der eigenen Ohnmacht und Abhängigkeit. Wäre des Menschen Können so unbeschränkt wie sein Wünschen, er würde nie zur Religion gelangt sein. Das Nichtwissen, die moralische Unzulänglichkeit, Schuld und Tod bleiben die Stützen und Anlässe des religiösen Processes. Gottlos, nur hingegeben an die Schönheit oder Erhabenheit des Gegen-

Auf der schiefem Ebene zu diesem Ziele bewegt sich eine sehr mächtige Strömung in der modernen Religionsphilosophie. Aber es fehlt auch nicht an Gegengewichten in der liberal wie in der orthodox gerichteten Theologie unserer Tage, und selbst die Philosophie ist doch noch nicht ganz dem Naturdienst oder dem skeptischen Elend verfallen. Hoffen wir von der Wirksamkeit dieser Gegenströmung das Beste! Benders Buch ist geeignet, vielen die Augen zu öffnen darüber, wohin der eingeschlagene Weg eigentlich führt; in diesem Sinne wünschen wir ihm eine heilsame und kräftige Wirkung.

suchen. Das höhere intellectuelle und sittliche Leben wird dann die Religion gestalten; das nationale Recht und zuletzt die universelle Sittlichkeit werden ihre Bürgschaft an der Religion haben. Je nach der Vorstellung von dem Zwecke des menschlichen Daseins in der Welt gestaltet sich dann auch der Kultus, und wenn die religiöse Erhebung sich bei uns vorwiegend, ja fast ausschließlich um das Heil der Seele dreht, so ist das nur eine besondere, unserer fortgeschrittenen sittlichen Bildung entsprechende Form jener Nothwehr gegen die Hemmungen des Lebens, die das Wesen der Religion überhaupt bildet. Was vom Kultus gilt, das gilt endlich auch vom Glauben; auch der Glaube ist nur ein Reflex der praktischen Lebensrichtung des Menschen, seiner Lebensideale.

Offenbar hat so die Religion nur einen sehr bedingten Werth, und diese Bedingtheit tritt bei Bender in eine noch viel schärfere Beleuchtung als bei Feuerbach. Religion ist nicht die ursprüngliche, sondern eine secundäre, eine abgeleitete Form des geistigen Lebens der Menschheit. Sie hat nicht etwa die Priorität vor der Kultur, sondern ist nur ihre Begleiterscheinung. Nicht die Religion producirt den Kulturproceß, sondern dieser jene. Bei den hervorragendsten Kulturvölkern des Alterthums hat der Staat die Organisation und Leitung des religiösen Lebens in die Hand genommen. Selbst der Unterschied der Glaubens- und Kultus-Systeme liegt nicht in der Religion selber begründet; die geistige Organisation, die sich im Verkehr mit der Außenwelt nach der theoretischen und praktischen Richtung bethätigt, hat ihn hervorgebracht. Die Religion ist nichts Nothwendiges. In den Kulturproceß werden wir hineingeboren, in ihm leben wir mit Nothwendigkeit; auf den religiösen Proceß kann man verzichten. Gerade indem die Religions-Systeme der Welt den Rücken kehren und sich dem Himmel zuwenden, beweisen sie, daß der Mensch sich zuerst an die Welt gewandt und, hier enttäuscht, sich der Religion in die Arme geworfen hat. So lange der Mensch Erfolg hat in der Verfolgung seiner Lebensinteressen, tritt das religiöse Bedürfniß zurück; verliefe der Kulturproceß ungehemmt, Religion würde nie entstehen. Je geringer die Kultur, desto stärker ist demnach das religiöse Bedürfniß. Mit dem Fortschreiten der Kultur wird das religiöse Bedürfniß zunächst eingeengt, der Glaube durch Wissenschaft, der Kultus durch Kultur, das Gebet durch Arbeit ersetzt; an die Stelle des Traumes von einer besseren Welt tritt die Hingabe an die Welt, in der wir leben und die wir jedenfalls allein kennen. Die Religion darf sich nicht herausnehmen, allein erlösende Macht besitzen zu wollen. Die menschliche Kulturarbeit hat selbst einen erlösenden Werth für den Menschen; Wissenschaft, Recht, Sittlichkeit, technische Naturbeherrschung, Humanität sind ebensowohl erlösende Kräfte.

führung dieser Ströme von verschiedenen Seiten her Nachrichten zu Peters Ohren gelangt waren. — Gold zu gewinnen war für Rußland, welches erheblicher Mittel, sowohl für die Kriegführung nach Außen, als auch für die Durchführung der Reformen im Inneren bedurfte, von der größten Wichtigkeit. Es war daher gleichgiltig, ob es zu diesem Golde auf dem Wege des Tauschhandels oder durch Eroberung der die Schätze bergenden Länder gelangte. Jedenfalls erschien die Aufgabe anziehend genug, um, trotz der für den Anfang erwarteten Schwierigkeiten, des Wagens werth zu sein. Dieser Umstand dürfte denn auch Peters Entschluß erklären, eine ziemlich ansehnliche Armee in ein Land zu senden, über welches die Russen, die zu jener Zeit kaum die Topographie der eignen Heimath kannten, eine nur verworrene Vorstellung haben konnten*).

Die ersten Nachrichten über die Goldführung der „in der kleinen Bucharei, auf den Kalmyken-Besitzungen, unweit der Stadt Erketi, im Flusse Syr-Darja" sich findenden Sande, erhielt Peter der Große in einem Berichte des sibirischen Gouverneurs, Fürsten Gagarin. Des Zaren eigenhändige Randbemerkung: „Bis zur Stadt Erketi vordringen und sich derselben zu bemächtigen suchen; dafür 2000 oder 1500 Soldaten hinsenden", durch welche er seinen Willen kundgab, beweist zur Genüge für wie wenig schwer durchführbar er anfänglich das Unternehmen ansah, wenn er nicht einmal eine größere Streitmacht oder ernstere Vorbereitungen für nöthig hielt. In dem diesbezüglichen kaiserlichen Erlasse vom 22. Mai 1714 ist mit keinem Worte der Handelsbeziehungen mit den Bewohnern der betreffenden Gebiete Erwähnung gethan; es wird darin vielmehr direct der Befehl ertheilt „eine Stadt am Jamyschi-See**) zu gründen" — wahrscheinlich zum Zwecke einen eventuellen Rückzug zu decken, und von da, nach Errichtung einer Festung, gegen Erketi vorzudringen, — offenbar um sich der an Gold führenden Sanden reichen Gegend zu bemächtigen. Derselbe Erlaß enthält auch den Befehl „von den gefangenen schwedischen Officieren einige der Artillerie und der Ingenieur-Wissenschaft kundige Männer, die auch etwas mit Mineralien umzugehen wissen, mitzunehmen" — vermuthlich weil sich unter den Russen solche Sachverständige nicht finden ließen. — In vollem Vertrauen, daß keine ernstlichen Hindernisse zu überwinden sein würden, wurde die Expedition hastig ausgerüstet, führte aber zu keinem Resultat.

*). Erst im Jahre 1715 begann auf Peter des Großen Befehl die Anfertigung geographischer Karten, zu welchem Zwecke Geodeten in alle Gouvernements des Reiches ausgesandt wurden. — Einige Karten erschienen noch in demselben Jahre: z. B. vom Gebiete zwischen Ladoga- und Bjelo-See, demjenigen zwischen der Wolga und dem Schwarzen Meere, nebst einem Theile des „deutschen Landes". Golikow: Die Thaten Peters d. Gr. Moskau 1789—1797 in 30 Bänden (russisch) Bd. V.

**). Der Jamyschi-See liegt im Quellgebiet des Irtysch

verborgener geblieben ist. Der Schöpfungsgedanke macht den Hergang der Weltentstehung nicht begreiflicher; die Vorstellung der sittlichen Weltordnung oder der Vorsehung hellt den Weltlauf nicht auf. Der Glaube weiß nichts vom Menschen, nichts von der Welt, am wenigsten von Gott. Nicht der bewundernde Anblick der Gesetzlichkeit in der Welt, sondern gerade die Disharmonie der Welt treibt zur Gottes-Idee, und der Glaube erhebt sich da, wo unser Wissen aufhört.

Am allermeisten endlich täuscht sich derjenige, welcher meint, die Religion habe nun wenigstens wirklich, wie sie vorgiebt, eine heilende, eine erlösende Kraft. Auch diese hat sie in der That nicht. Der „Gewinn", den der Gläubige aus den sogenannten Heilsthatsachen zieht, ist ein verhältnißmäßig geringer; er besteht nicht in der wirklichen Aufhebung des Uebels, sondern nur in der Steigerung der Hoffnung auf dereinstige Erlösung vom Uebel. Nach wie vor geht das Uebel seinen ehernen Gang durch die Welt. Die christliche Offenbarung hat ebensowenig eine Steigerung der menschlichen Kräfte wie eine Erweiterung des Wissens zur Folge gehabt. Wie es kein Dogma giebt, das uns untrüglichen Aufschluß über Gott und das Jenseits gäbe, so giebt es kein Sakrament, welches uns thatsächlich vom Uebel befreite, keine unbedingten Seligkeitsgarantieen überhaupt. Das System dogmatischer und Heilsgarantieen ist in Wirklichkeit ein Kartenhaus, ein Bau ohne Fundament oder doch ein Bau, der auf Sand gebaut ist.

So viel ergiebt sich über Wesen und Werth der Religion. Aber auch was den Ursprung der Religion anbetrifft, gilt es Bender zunächst, die phantastische Vorstellung ihres göttlichen Ursprungs abzuschneiden und ihre rein natürliche Entstehung nachzuweisen, wobei denn im Grunde die alte Lehre des Epikur ihre Bestätigung findet, daß Unwissenheit und Furcht die Motive der religiösen Vorstellungen gewesen sind.

Zunächst, es giebt keine ursprüngliche religiöse Anlage, ein religiöses Organ ist nicht nachweisbar; die Religion entspringt in demselben Triebe der Selbsterhaltung, der alle menschlichen Thätigkeiten gestaltet. Die empirische Anthropologie mit ihrer Lehre von den thierischen Anfängen unseres Geschlechts hat eine eben solche Revolution im modernen Denken hervorgerufen, wie es einst die Kopernikanische Kosmologie gethan hat. Es ist viel wahrscheinlicher, daß der Mensch sich zum Gott entwickeln werde, als daß er als Gott oder Halbgott angefangen habe. Die Paradiesesvorstellung hat keinen religiösen Werth. Die Religion wurzelt in verhältnißmäßig rohen Anfangszuständen; die Erklärung der Religion aus einer Offenbarung ist in allen Religionen erst verhältnißmäßig spät aufgetreten. Es giebt keine Offenbarung, nur natürliche, geistige und sinn-

Wasser des Amu-Darja dem Kaspischen Meere zuzuwenden*). Samanow empfing mit Begeisterung die Eröffnungen seines unternehmenden Freundes und, von den Erfolgen des Projectes durchdrungen, träumten Beide bereits von der Dankbarkeit des Zaren, welche ihnen ein Leben voll Ehren und Reichthum sichern würde. Sie waren weit davon entfernt zu ahnen welcher trüben Zukunft sie freiwillig entgegengingen.

In demselben Jahre 1714 erschienen die beiden Freunde in St. Petersburg und unterbreiteten dem Zaren durch Vermittelung des Garde-Hauptmann-Lieutenants Fürsten Bekowitsch-Tscherkaßky das Project des Hadji-Nefes. Peter nahm es recht huldvoll entgegen, denn er erblickte in demselben nicht nur eine Bestätigung früherer an ihn gelangter Berichte, sondern auch eine Aussicht Rußland mittelst einer bequemen Wasserstraße mit dem Inneren Asiens zu verbinden, auf den Fall, daß das Ableiten des Amu-Darja nach dem Kaspischen Meere gelingen sollte.

Es ist wohl möglich, daß es diese neuen günstigen Berichte waren, die dem Zaren den ersten Anstoß dazu gaben, seinen Blick Indien zuzuwenden und daß die Frage, wie dieses Land zu erreichen sei, seine Gedanken nunmehr in gleichem Maße wie jene über die Aenderung des Laufes des Amu-Darja in Anspruch zu nehmen begann. Denn er ertheilte, unmittelbar nach Kenntnißnahme des Entwurfes des Hadji-Nefes, dem Fürsten Bekowitsch-Tscherkaßky den Befehl, an Ort und Stelle die Angaben des Turkmenen-Häuptlings zu prüfen, sowie die bis dahin nicht genau gekannten Ufer des Kaspischen Meeres zu beschreiben, während er einem Lieutenant Namens Koshin den Auftrag gab den bequemsten Weg nach Indien zu suchen und auch über die Erzeugnisse dieses Landes Auskünfte zu sammeln. — Jedenfalls drängen diese Thatsachen unwillkürlich zur Ueberzeugung, daß Peter sich nicht damit begnügen wollte die central-asiatischen Khanate zu unterwerfen, daß seine Bestrebungen [illegible] auch in diesem Falle, wie sonst, viel weiter gehende waren und [illegible] und Buchara nur als Etapen auf dem Wege, der [illegible] Ziel — d. h. zur Ausdehnung seiner Macht über Indien — [illegible] betrachtete.

Leider wurde mit der Verwirklichung der [illegible] betraut, der bei seinen [illegible] Selbständigkeit des Charakters besaß, [illegible] zu überlegen und zu [illegible] uns über die Person des Fürsten [illegible] sind, lassen auf eine [illegible]

*) Golikow, op. cit. Bd. VI.

Sittlichkeit, der Erkenntniß. Also wäre es die dringendste und nächste Aufgabe, dieses kulturfeindliche Phänomen abzuthun, wenigstens seine Macht zu schwächen und einzuschränken? Das ist doch Benders Meinung nicht. Im Gegentheil! Und hier weicht Bender von Feuerbach ganz und gar ab. Er bringt es fertig, was Feuerbach nicht vermochte, in der Religion auch dann, nachdem man ihre Illusionen durchschaut, ihre Unwahrheit nachgewiesen hat, einen bleibenden und unvergänglichen Werth aufzuzeigen. Und er bringt es fertig, indem er die Gedanken F. A. Langes im Dienste seiner Tendenzen verwendet.

Es mag einigermaßen wie ein Salto mortale aussehen, dieser Uebergang von entschiedenster Bekämpfung zu positiver Würdigung; aber es ist sehr ernst damit gemeint, und nur um so interessanter ist es, dem Verfasser auch auf diesem Theile seines Weges nachzugehen und seinen verschlungenen Gedankengang nachzuconstruiren.

Den nächsten Ausgangspunkt für den Nachweis der Berechtigung der Religion bildet die Verzweiflung am Erkennen. Die Wissenschaft ist nur in dem Maße exakt, als sie sich auf die Erforschung der einzelnen Theile der Welt, ihres Zusammenhangs, ihrer Bewegungsgesetze beschränkt. Alles auf eine letzte Einheit zurückzuführen vermag sie nicht. Alle unsere Begriffe, weil bedingt durch die Welterfahrung, reichen nicht heran an die Erkenntniß eines Wesens, welches unerfahrbar ist. Es giebt also keine adäquate Kenntniß Gottes, keinen Beweis für sein Dasein. Zusammenhang, Ursprung und Endziel der Welt bleiben uns ewig verborgen. Die Metaphysik will den Zusammenhang der Welt interesselos auf Grund der Resultate der exakten Wissenschaften begreiflich machen; das Recht der metaphysischen Speculation überhaupt soll nicht verworfen werden, aber an jener Unfähigkeit des Erkennens findet sie ihre Grenze. Damit ist wenigstens ein leerer Raum nachgewiesen, den nunmehr die Religion mit ihren Gebilden ausfüllen kann.

Die Religion selber stellt sich die Aufgabe einer systematischen Welterklärung. Diese ist freilich nicht das Erste in der Religion, sondern erst das Zweite; der religiöse Glaube ist vor aller Metaphysik da und bildet sie eine Metaphysik erst an. Nicht um eine interesselose Welterklärung handelt es sich dabei, sondern um die Voraussetzungen für die Durchführbarkeit der wichtigsten Lebensinteressen. So waren denn religiöse Weltanschauungen schon vorhanden, bevor noch die wissenschaftliche Erklärung der Welt begann, und dies metaphysische Weltbild, welches sich von der Religion unabhängig bildet, ist ein Concurrenzunternehmen neben der schon bestehenden religiösen Weltanschauung. Eine Religionsgemeinde kann recht wohl ohne alle ausgebildete Dogmatik existiren, aber doch nur kümmer-

Wasser des Amu-Darja dem Kaspischen Meere zuzuwenden*). Samanow empfing mit Begeisterung die Eröffnungen seines unternehmenden Freundes und, von den Erfolgen des Projectes durchdrungen, träumten Beide bereits von der Dankbarkeit des Zaren, welche ihnen ein Leben voll Ehren und Reichthum sichern würde. Sie waren weit davon entfernt zu ahnen welcher trüben Zukunft sie freiwillig entgegengingen.

In demselben Jahre 1714 erschienen die beiden Freunde in St. Petersburg und unterbreiteten dem Zaren durch Vermittelung des Garde-Hauptmann-Lieutenants Fürsten Bekowitsch-Tscherkaßky das Project des Hadji-Nefes. Peter nahm es recht huldvoll entgegen, denn er erblickte in demselben nicht nur eine Bestätigung früherer an ihn gelangter Berichte, sondern auch eine Aussicht Rußland mittelst einer bequemen Wasserstraße mit dem Inneren Asiens zu verbinden, auf den Fall, daß das Ableiten des Amu-Darja nach dem Kaspischen Meere gelingen sollte.

Es ist wohl möglich, daß es diese neuen günstigen Berichte waren, die dem Zaren den ersten Anstoß dazu gaben, seinen Blick Indien zuzuwenden und daß die Frage, wie dieses Land zu erreichen sei, seine Gedanken nunmehr in gleichem Maße wie jene über die Aenderung des Laufes des Amu-Darja in Anspruch zu nehmen begann. Denn er ertheilte, unmittelbar nach Kenntnißnahme des Entwurfes des Hadji-Nefes, dem Fürsten Bekowitsch-Tscherkaßky den Befehl, an Ort und Stelle die Angaben des Turkmenen-Häuptlings zu prüfen, sowie die bis dahin nicht genau gekannten Ufer des Kaspischen Meeres zu beschreiben, während er einem Lieutenant Namens Koshin den Auftrag gab den bequemsten Weg nach Indien zu suchen und auch über die Erzeugnisse dieses Landes Auskünfte zu sammeln. — Jedenfalls drängen diese Thatsachen unwillkürlich zur Ueberzeugung, daß Peter sich nicht damit begnügen wollte die central-asiatischen Khanate zu unterwerfen, daß seine Bestrebungen vielmehr auch in diesem Falle, wie sonst, viel weiter gehende waren und er Chiwa und Buchara nur als Etapen auf dem Wege, der zu einem weiteren Ziel — d. h. zur Ausdehnung seiner Macht über Indien — führen sollte, betrachtete.

Leider wurde mit der Verwirklichung der großartigen Pläne ein Mann betraut, der bei seinen unstreitig hohen Begabungen, weder die nöthige Selbständigkeit des Charakters besaß, noch die Fähigkeit Thatsachen ruhig zu überlegen und zu würdigen. Die flüchtigen Aufzeichnungen, welche uns über die Person des Fürsten Bekowitsch-Tscherkaßky erhalten geblieben sind, lassen auf eine talentvolle, sanguinische, aber unüberlegte Natur

*) Polikow, op. cit. Bd. VI.

ideale der Menschen, eine mit dem Bewußtsein von ihrer Bildlichkeit gehandhabte Mythologie, eine Kunstform von ästhetischem Charakter zur Darstellung dessen, was uns für immer Geheimniß bleibt. Die mythische Vorstellungsform ist den Religionen unentbehrlich. Anders als im Bilde läßt sich das Uebersinnliche eben nicht darstellen, und so ist denn die Bildersprache hier, wo es sich um Vorgänge handelt, die wir mehr glauben als sehen, die einzig wahrhaftige. Auch was gar keinen Sinn mehr hat, wie die antike Vorstellung vom Himmel, läßt so eine fruchtbare Anwendung zu, indem die Phantasie die Idee der Weltvollendung mit den herrlichsten Farben schmückt; freilich bleiben wir uns dabei bewußt, daß das nicht die zutreffende Beschreibung des Gegenstandes unserer Hoffnung ist.

Darin aber hat es der Rationalismus verfehlt. Er hat in Theologie und Kirche eine verhältnißmäßig klägliche Rolle gespielt, weil er sich über die Bedingungen einer Kultusgemeinschaft nicht klar war. Aller religiöse Glaube ist durchaus historisch, ein specifisch geschichtlicher Heilsglaube; er beruht auf der Ueberzeugung, daß eine bestimmte Religion über reelle Heilsmittel verfügt, und daß die anderen Religionen über solche nicht verfügen. Immer knüpft er an an die wirkliche Erfahrung wunderbarer Hilfe und an menschliche Personen, die sie vermittelt haben. Alle geschichtliche Entwicklung geht aus von Genies; diese gelten in der Religion als Offenbarungsträger. Denn eine stabile Offenbarung ist ein den Religionen unentbehrliches Vorurtheil. Freilich sind die sittlich-religiösen Erkenntnisse thatsächlich gewonnen worden auf dem Wege der Erfahrung ebensowohl wie auf dem Wege der Inspiration großer religiöser Persönlichkeiten; aber eben deshalb erscheinen sie als offenbart. Etwas auf Offenbarung zurückführen, heißt nur die unbedingte Geltung ausdrücken, die es im Laufe der Zeiten gewonnen hat. Deshalb sind alle großen Kulturepochen auch Offenbarungsepochen.

Man sieht, von da aus ist nur noch ein ganz kleiner Schritt übrig, um das ganze überlieferte System des orthodoxen christlichen Glaubens zu retabliren. Und Bender unterläßt denn auch diesen Schritt nicht. Wenn auch unter lebhaften Vorwürfen gegen die Orthodoxen, rechtfertigt er doch viele der am meisten charakteristischen Züge des orthodoxen, oder sagen wir lieber, des supranaturalistischen Glaubens; die Energie seines freien Denkens und seiner liberalen Gesinnung bereiten ihm dafür nicht das mindeste Hinderniß.

Im Christenthum handelt es sich um Christus. Da reicht nun zunächst das geschichtlich Feststehende hin, um Christus über alle Religionsstifter zu stellen. In seiner Persönlichkeit hat sich die höchste Offenbarung

obere Theil des alten Flußbettes des Amu sein sollte. Von beiden Seiten sahen sie in dasselbe hier und da einen engen, einem Kanal nicht unähnlichen, trocknen Grund münden, auf dessen hohen Ufern, sich Ruinen alter Gebäude erhoben. Drei Tage lang folgten die Abgesandten des Fürsten Bekowitsch diesem Thale, wagten sich aber nicht weiter landeinwärts, da sie einen plötzlichen Ueberfall der Chiwaner befürchteten. Sie erreichten somit weder den Damm, welcher, nach den Aussagen der Turkmenen, den Amu-Darja absperrt, noch das Ende des Thales, und wandten sich, mit diesen dürftigen Ergebnissen versehen, der Bucht von Krasnowodsk zu, wo sie bereits der Fürst Tscherkaßky erwartete. Alle Beweise für die ehemalige Strömung des Amu-Darja zum Kaspischen Meer und dessen Mündung in die Bucht von Krasnowodsk beschränkten sich also auf die Thatsache, daß es ein breites Thal mit erhöhten Ufern gebe und auf die Behauptung der Turkmenen, daß dieses Thal eben das alte Bett des Amu-Darja sei.

Wie voreilig es auch sein mochte, auf solche flüchtige Beobachtungen hin eine Behauptung aufzustellen, die um einen positiven Werthe zu gewinnen auf ernster wissenschaftlicher Forschung basirt werden müßte, entschloß sich der Fürst Bekowitsch, nach einigem Schwanken, und hauptsächlich dem einmüthigen Drängen der Turkmenen, mit Hadji-Neses an der Spitze, nachgebend, dennoch dem Zaren zu berichten, daß „das alte Bett des Amu-Darja gefunden" sei, wobei er gleichzeitig eine Karte der Ostküste des Kaspischen Meeres übersandte.

Peter, der vielleicht diesen zu günstigen Erfolgen des Fürsten Bekowitsch nicht vollkommen traute, oder der Meinung war, daß derselbe sich zusehr hatte hinreißen lassen, nahm sowohl die Karte, als auch die Nachricht von der Entdeckung des Amu-Darja-Bettes mit der größten Vorsicht auf. Er sandte daher im Januar 1716 (— die Verfügung ist vom 27. Januar 1716 datirt —) den Marine-Lieutenanten Koshin nach Astrachan ab, mit dem Auftrage die Küsten des Kaspischen Meeres, dessen Häfen und Inseln, sowie die in dasselbe mündenden Flüsse zu beschreiben, die Karte des Fürsten Bekowitsch zu controliren, darauf im Meere zu kreuzen und Alles Beobachtete auf die Karte aufzutragen.

Während Koshin auf dem Wege nach Astrachan war, um unter Anderem die Karte des Fürsten Bekowitsch zu revidiren, eilte Letzterer nach Petersburg mit neuen Berichten zum Zaren, den er aber dort nicht vorfand und ihm nach Libau nachreisen mußte. Neben bereits Bekanntem über das Auffinden des alten Amu-Darja-Bettes, brachte der Fürst Bekowitsch die Nachricht mit, daß der Khan der Krym und der türkische Sultan sich alle erdenkliche Mühe geben, um die zwischen dem Schwarzen

nach ein Räthsel bleibt. So ist auch die ursprüngliche Ausstattung Christi wie die eines jeden Genies ein geschichtliches Wunder. Der Himmel ferner ist die Verdichtung unserer Träume von einer Ideenwelt. Selbst die Vorstellung von einem Gott und von göttlicher Vorsehung als realen Objekten weist Bender nicht ab, so wenig wir auch von diesen Gegenständen etwas wissen können. Freilich bleibt ihm, sie zu begründen, nur die fatale Frage übrig: Was hindert uns denn, sie anzunehmen? (S. 232, 241) worauf die Antwort nur lauten kann: in der That, uns hindert nichts. Und ebenso ist es mit der Unsterblichkeit. Warum sollen, fragt Bender, die immer nur an Persönlichkeiten haftenden idealen und sittlichen Kräfte verloren gehen, statt sich in höherer Existenzform unter anders geordneten Verhältnissen weiter zu entwickeln? Und wieder würden wir ebenso antworten: es ist kein Grund, warum sie das nicht sollten. Wenn wir nur der Vorstellung sicher wären, daß es thatsächlich etwas Ueberweltliches giebt! Freilich spricht Bender von der Gottheit, die auch in ihren höchsten innerweltlichen Offenbarungen nicht aufgehe. Aber leider ist es gerade diese Ueberweltlichkeit, gegen die Bender sonst sich am meisten ereifert, und die er mit unbarmherziger Härte verfolgt. Gerade hier scheint seine Orthodoxie in einen schweren Conflict zu gerathen mit seinem Naturalismus einerseits und seinem Rationalismus andererseits.

An diesem Punkte, scheint es, muß derjenige einsetzen, der über Bender's Standpunkt ein unbefangenes kritisches Urtheil gewinnen will.

Welche Zugeständnisse Bender auch sonst den Mysterien des Glaubens, wie er in der christlichen Gemeinde herkömmlich ist, machen möge: immer bleibt er sich doch der einen Thatsache vor allen anderen bewußt, daß die moderne Naturwissenschaft eine vollständige Umwälzung unserer Weltansicht herbeigeführt hat. Alles andere ist ungewiß, aber die Lehren der modernen Naturwissenschaft sind unerschütterlich. Darum, scheint es, kann man von überweltlichen religiösen Dingen doch eigentlich nur mit bösem Gewissen reden, auch wenn man sich darauf beruft, es solle ja eigentlich alles nur Bild, Symbol, Kunstform sein. Denn was dadurch ausgedrückt werden soll, ist offenbar ein Jenseitiges, Ueberweltliches, und das kann es ja nach Bender gar nicht in realer Thatsächlichkeit geben.

Hat die moderne Naturwissenschaft mit dem Himmel aufgeräumt, hat sie die räumliche Anschauung des Weltalls so völlig verändert: wo sollen denn die anders geordneten Bedingungen in einer höheren Existenzweise vorhanden sein, von denen Bender spricht? und wo die überweltliche Gottheit, die doch gleichfalls im Raume vorhanden zu denken sein müßte, wenn der christliche Himmel als ein besonderer Raum zu denken

freiwilligen Annahme der russischen Unterthanschaft zu bewegen, unter der Zusicherung, daß der Besitz des Khanats seinem Geschlechte erblich belassen werden würde. Ein ähnlicher Versuch sollte dann auch mit Buchara gemacht werden. Der Vorschrift nach, sollte ferner heimlich eine Festung am Amu-Darja errichtet werden, um von da aus dem Strome, durch Entfernung des, wie man glaubte, ihn dem Aralsee zulenkenden Dammes, seine ursprüngliche Richtung nach dem Kaspischen Meere wiederzugeben. Nach Ankunft in Chiwa, sollte der Fürst Bekowitsch, mit Unterstützung des Khans, zwei Expeditionen ausrüsten: die eine hatte den Syr-Darja bis Erketi zu erforschen und den Sand dieses Stromes auf seinen Goldgehalt zu prüfen; die andere — dem Amu-Darja bis nach Indien zu folgen. Zur Ausführung der zweiten Aufgabe, hatte Peter, wie schon erwähnt, den Lieutenanten Koshin auserkoren, welchem befohlen wurde, „als Kaufmann verkleidet" den Amu-Darja soweit hinauf zu fahren, als der Strom schiffbar ist, dann nach Indien — speciell in welchen Theil war nicht angegeben — einzudringen, wobei die zu Wasser sowohl, als auch zu Lande eingeschlagenen Routen auf die Karte eingetragen und eingehende Erkundigungen über die bequemste Verbindung Indiens mit dem Kaspischen Meere eingezogen werden sollten. Neben dieser Hauptaufgabe, sollte auch nicht versäumt werden auf die zum Export geeigneten Naturproducte Indiens zu achten.

Inzwischen wurden Anordnungen über die Zusammensetzung der unter den Befehl des Fürsten Bekowitsch zu stellenden Armee getroffen. Sie war aus mehr als 6000 Infanteristen, Kosaken, Dragonern und Marinesoldaten gebildet und sollte zum Theil in den an der Ostküste des Kaspischen Meeres zu errichtenden Festungen als Garnison zurückgelassen werden.

Ungeachtet der seitens des Zaren dem Senat ertheilten Verfügung über eine möglichste Beschleunigung der Vorbereitungen zum Feldzuge und seines Wunsches einer baldigen Verwirklichung des Unternehmens, welches er als „dringend" bezeichnete, erforderten die Vorbereitungen dennoch viel Zeit. Erst im Herbst 1716 vermochte der Fürst Bekowitsch die Plätze für die zu errichtenden Festungen zu wählen: die eine sollte an der Bucht von Tüp-Karagan, die andere bei Krasnowodsk, an der vermeintlichen Mündung des Amu-Darja angelegt werden. Diese Wahl stellte sich jedoch alsbald als ungeeignet heraus und führte zu einer Reihe von Konflikten zwischen dem Fürsten Bekowitsch und dem Lieutenant Koshin, welcher schon von Anfang an der projektirten Expedition nicht zustimmte, besonders aber von jenem Augenblicke an sich entschieden dagegen zu verhalten begann, als ihm vom Zaren der Befehl zuging die Aufnahme des Kaspischen Meeres aufzugeben und sich, in Erwartung seiner Mission

allem sinnlich nicht Erfahrbaren gegenüber eine religiöse Stimmung wohl verträgt; aber das kann er nicht allen zumuthen. Er fragt: gäbe es ein absolutes Wissen, wozu dann noch der Glaube? Aber der Glaube behauptet ja eben, selbst ein absolutes Wissen zu sein. Glaube kann nur sein, wo es eine Erfahrung giebt, die eine absolute Gewißheit mit sich führt. Ob es eine solche Erfahrung giebt und von welcher Art sie ist, das wäre eben die Frage. Man kann doch nicht von einem Glauben reden, der sich selber nicht recht glaubt. Wenn es irgend eine Stimmung giebt, die von dem Bedürfniß der Wahrheit ihres Objectes ganz und gar abhängt, so ist es die religiöse Stimmung. Bender sagt es selbst: zum eigentlichen religiösen Proceß gehört die Ueberzeugung, daß der Appell an die weltleitenden Mächte kein illusorischer Akt ist; daß die Gegenstände des Glaubens auch außerhalb des gläubigen Gemütes existiren, das sei das ewige Postulat der Religion. Wenn nun aber doch der Glaube sich nicht „zum Wissen aufblähen, keine Physik des Uebersinnlichen behaupten" darf, so darf er eben nicht Glaube sein. In der Phantasie sich eine Kunstform der bildlichen Rede ausdenken und damit sein Bedürfniß nach einer Idealwelt decken in dem vollen Bewußtsein, daß das alles höchst ungewiß und nur bildlich gemeint ist, das kann wohl ein besonders kluger und gescheiter Mann sich leisten; wir anderen, die wir minder begabt sind, würden mit unserm Wahrheits- und Glaubensbedürfniß darin keine Befriedigung finden, und auch unserm Glauben würde, wie Lipsius es von dem seinigen aussagt, die Vorstellung, daß sein Inhalt auf reiner Einbildung beruhe, absolut tödtlich sein. Das Wahrheitsbedürfniß ist doch wohl größer und mächtiger in der Religion, als es Bender anschlägt. Ist es auch nicht das Erste, so ist es doch gleich das Zweite, und zwar so, daß dieses Erste ohne das Streben nach theoretischer Wahrheit gar nicht zur eigentlichen Entwicklung zu gelangen vermöchte.

Und hier handelt es sich eben um die Grundfrage nach dem „Wesen" der Religion. Es ist ein eigen Ding um die Untersuchung, was eigentlich das Wesen einer Gruppe von Erscheinungen sei. Bender lehnt es ab, die Frage auf dem Wege der metaphysischen Speculation zu lösen: daran thut er ganz recht; denn das Spekuliren ist nicht jedermanns Sache, und mancher verbrennt sich nur die Finger dabei; ein besonderes speculatives Talent aber verräth Bender nicht. Auch die psychologische Analyse, meint er, treffe nicht zum Ziel; es handle sich nicht um die individuellen Erfahrungen Einzelner, sondern um die allgemeinen historischen Erscheinungen. Ganz vortrefflich. Und so will er denn in erster Linie die historischen Religionsformen befragen, um auf die inneren Motive ihrer Bildung zurückzugehen. Wir halten das für den einzig richtigen Weg. Aber was

Pferde, dagegen in Chiwa ſelbſt — eine gegen ſie feindlich geſtimmte Bevölkerung finden würden, die bereits ihre Krieger verſammelt und bewaffnet, um einen energiſchen Widerſtand zu leiſten und dann ihrerſeits offenſiv gegen die Feſtung von Krasnowodsk vorzugehen. Dieſe Warnungen ließ Koſhin Peter dem Großen zugehen, theilte ſie auch dem Fürſten Bekowitſch mit und zog ſich von jeder ferneren Betheiligung am Feldzuge zurück. Die Hoffnungen aber, daß die Chiwaner den Ruſſen nicht nur freien Zuzug geſtatten, ſondern ihnen auch behülflich ſein würden, die in ihrem eignen und den Nachbargebieten vorhandenen Schätze zu erwerben, wurden ſomit von vornherein erſchüttert. Das Unternehmen von dem man ſich mit leichter Mühe große Erfolge verſprach, drohte ſich zu einem langwierigen und ſchweren Kampfe zu geſtalten, deſſen Ausgang für die der Gegend gänzlich unkundigen Ruſſen keinesfalls geſichert ſchien, jedenfalls aber große Opfer an Menſchen und Mitteln erfordern würde.

Koſhin's Warnungen riefen beim Fürſten Bekowitſch keine ernſthaften Befürchtungen hervor. Er vertraute auf ſein Glück und zweifelte nicht, daß, ſelbſt im Falle eines Widerſtandes der Chiwaner, er denſelben ohne große Mühe würde brechen können. Außerdem näherten ſich die Vorbereitungen ihrem Ende. Auf den Feldzug zu verzichten ſchien dem Fürſten Bekowitſch, nachdem er ſelbſt Alles aufgewendet hatte, um Peter zum Unternehmen zu drängen, unmöglich und, am Vorabend des feſtgeſtellten Abmarſches, — auch zu ſpät. Es blieb ihm die Wahl: entweder ſeine Irrthümer vor dem Zaren zu bekennen und ſich einer dauernden Ungnade, die Peter oft in einer grauſamen Form zu üben wußte, auszuſetzen, oder, auf ſein Glück vertrauend, das Begonnene zu wagen. Er entſchied ſich für das Letztere.

Im Frühjahr 1717 herrſchte im kleinen Städtchen Guriew, an der Mündung des Uralfluſſes, reges und buntes Leben. Es war zum Sammel- und Ausgangspunkt der 4000 Köpfe zählenden Expedition gewählt worden. Der aus Ruſſen beſtehenden Armee ſollte ſich eine aus gefangenen Schweden gebildete Schwadron, unter der Führung des ebenfalls gefangenen Majors Frankenberg, einige ruſſiſche Kaufleute, Armenier, Tataren, die beiden Brüder des Fürſten Bekowitſch — Siuntſch und Al-Murſa — mit ihrem Gefolge anſchließen. Dieſe ganze bunte, vielköpfige Schaar erwartete nur ein Signal, um in jene Ferne auszurücken, aus welcher zurückzukehren nur ſo Wenigen beſchieden war, wohin ſie aber der dem Menſchen innewohnende unerſättliche Drang nach Gewinn unwiderſtehlich trieb. — Endlich langte aus Aſtrachan auch der Fürſt Bekowitſch in Begleitung des Fürſten Samanow, einiger aſtracha-

natürlichen Selbstbehauptung, sondern in dem Aufgang des sich in seiner Vernünftigkeit erfassenden und auf seine wesensgemäße Vollendung hinstrebenden Willens zu erblicken haben, der ein unbedingtes Gebot für sich in dem vernünftigen Willen heiliger jenseitiger Mächte anerkennt und sich zum Gehorsam gegen sie verpflichtet weiß. Denn daß der Mensch als Thier oder auch nur als „Wilder" begonnen habe, oder daß „Wilde" sich zu Kulturmenschen „entwickeln" könnten, das ist nicht Resultat erfahrungsmäßiger Wissenschaft, sondern moderner Mythenbildung. Die ältesten Volksreligionen, die der Juden, Aegypter, die altsemitischen, altpersischen, griechischen, germanischen Religionen, — denn die Religionsvorstellungen der Barbaren sind alle verhältnißmäßig modern, verkümmerte und entartete Reste einer edleren Vergangenheit, — die ältesten also stimmen alle darin überein, daß ihre Götter, wenn auch in unvollkommener Durchführung, aber doch der offenbaren Tendenz nach, Vertreter und Verwirklicher der sittlichen Weltordnung und nur dadurch Gegenstände der Verehrung sind. Der Wille hat keinen anderen selbständigen Zweck und kennt keinen anderen unbedingten Werth als die Sittlichkeit, das Gute an sich. Wenn Bender meint, das Gute an sich sei ein ebenso dunkler Gedanke, wie das Sein an sich, so sehen wir keinen Grund, ihm das zu glauben; daß aber dieser „Kantianer" das Sittliche nur wie ein Nebenprodukt im Kampfe ums Dasein, wie einen einseitigen Zweck neben anderen gleichberechtigten auffaßt, kann uns höchstens verwundern, aber nicht überzeugen. Kultur ohne das „Trachten nach dem Reiche Gottes" ist eben „Welt", „Fleisch", Natürlichkeit des Willens, also böse und nicht gut. Mit dem Trachten nach dem Reiche Gottes fällt dem Menschen aber alles andere auch zu. Und so sehen wir nicht ein, warum wir nicht bei dem Satze bleiben sollten, der in der christlichen Religion seine reinste Ausprägung findet, daß Religion das innere bildende Princip der im äußeren Dasein als Kirche vorhandenen Organisation des sittlichen Lebens ist mit dem Zwecke der Erziehung des endlichen Willens zur völligen Hingabe an den Willen des heiligen Gottes.

Und was das zweite anbetrifft, so ist gewiß die Religion nicht ein Ganzes von Lehren oder Vorstellungen; aber sowenig es ein Wollen ohne Wissen giebt, — denn der will gar nicht, der nicht weiß, was er will, — sowenig giebt es eine Religion ohne einen bestimmten Glaubensgrund, auf welchem die religiöse Gemeinschaft des sittlichen Bildens sich einigt und in welchem sie die Natur ihrer Götter und den Inhalt des Willens derselben, die Bestimmung des Menschen und das Verhältniß der Abhängigkeit von den Göttern dem Erkenntnißvermögen faßbar darstellt. Niemals haben die Menschen die Naturkräfte göttlich verehrt; sondern man darf

IX., X. und XI. Jahrhundert zurück, auf die Blüthezeit des arabischen Handels oder bezieht sie auf die Zeit der Herrschaft der Goldenen Horde, als, unter dem Schutze der Nachfolger Tschingis-Khans, im XIV. Jahrhundert, der Handel der centralasiatischen Städte seinen vollen Glanz entfaltete*).

Im XVIII. Jahrhundert, zur Zeit der ersten Züge der Russen nach Centralasien, waren indessen alle Spuren der alten Cultur verschwunden. Eine öde Wüste, ohne Straßen, mit einem bald hartem, steinigem, bald salzigem, von der Sonne durchglühtem Boden, in meilenweiter Erstreckung; einförmige, mit dürrem Grase kaum bedeckte Ebenen, auf denen bunte Eidechsen, Skorpionen und Taranteln wimmelten und die selten einmal eine Herde Kulanen (wilder Pferde) oder schnellfüßiger Saigaken (Gazellen) durcheilte; über der Steppe eine glühend heiße Luft — so war die unwirthliche Natur der Kirgisen-Steppe, welche die kühnen Glücksritter empfing; so ist sie noch heute geblieben.

In der Unmöglichkeit in dieser todten Wüste, deren einzige Bewohner nomadisirende Stämme sind, welche beim Herannahen einer größeren Karawane ihre Herden alsbald in die Tiefe der Steppe treiben, Befestigung zu finden, mußte die Colonne des Fürsten Bekowitsch, wie dies auch alle durch die Wüste ziehenden Karawanen thun, große, auf mehrere Monate berechnete Vorräthe mit sich führen. Neben der üblichen Bewaffnung noch Werkzeuge zur Durchstechung des Amu-Daria-Bettes mitführend, durch die ungewohnte Hitze und den Durst erschöpft, um Wasser zu bekommen häufig am Tage zu rasten und entweder neue Brunnen zu bohren oder vorhandene zu säubern gezwungen, schritten die Truppen nur langsam vorwärts.

Sie hatten unter diesen unwirthlichen Naturverhältnissen noch Hunderte von Werst zu machen, bevor sie die bebauten Ländereien der chiwanischen Oase erreichten, wo sie nach den erduldeten Entbehrungen ausruhen zu können glaubten. Die Lage verschlimmerte sich noch mehr, als die von Ajuka-Khan gegebenen Führer heimlich entflohen und die Truppen, denen sie den Weg nach Chiwa weisen sollten, ihrem eigenen Schicksale überließen. Bei gänzlichem Mangel an Straßen und bei der Einförmigkeit der Wüste mußte man sich auf den Kompaß oder auf die Weisungen des Hadji-Nefes verlassen, welchem, als dem Erfahrensten, die Führung übertragen wurde und der auch in der That seinen Auftrag mit großem Geschick erfüllte. Der Richtung der Brunnen folgend, erreichte

*) M. Iwanin: Beschreibung des Feldzuges nach Chiwa, im Winter 1839—1840. St. Petersburg 1874. S. 69 (russisch).

Sensualismus äußerlich aufzuleimen oder so zu sagen mit dem Pinsel aufzutragen.

Für jemanden, der die Erkennbarkeit des Zusammenhangs der Dinge leugnet, weiß Bender viel zu viel, unglaublich viel (S. 325). Wir zweifeln nicht daran, daß er sich aus dem Nebel dessen, was er zu wissen glaubt, herausarbeiten und durch weiteres Forschen auch weiter gelangen wird. Daß er einigermaßen flüchtig gearbeitet hat, das beweisen die unausgesetzten Widersprüche, in denen er sich bewegt, und auf die wir nach unserem Bericht nicht erst noch hinzuweisen brauchen. Ueber die Offenbarung und das Ueberweltliche z. B. sagt er regelmäßig in zwei auf einander folgenden Sätzen das direkt Entgegengesetzte, und wie verschieden erscheint die Person Christi in Bender's Beleuchtung an verschiedenen Stellen seines Buches! (S. 68, 290). Wüßten wir nicht, daß er in der Opposition steht, wir würden auf Grund mancher Ausführungen des Buches annehmen, eigentlich wünsche er orthodox zu sein, und wüßte es nur noch nicht mit seinen erkenntnißtheoretischen Anschauungen zu vereinigen (S. 318ff.). Für's erste behilft er sich nun damit, daß er in seinen günstigsten Momenten Hegel imitirt. Während dieser die religiösen Glaubenssätze für einen vorstellungsmäßigen Ausdruck der Wahrheit ansieht, die dem erkennenden Geiste genüge, betrachtet sie Bender als bildliche Kunstform für Einbildungen, die dem Selbstbehauptungstriebe geschickt angepaßt seien. Leider aber hebt er wider seinen Willen gerade das damit vollständig auf, was sie allein werthvoll und religiös bedeutsam machen könnte: ihre objective Wahrheit und subjective Wahrhaftigkeit.

Dabei aber kann nicht dauernd stehen bleiben, wer aufrichtig die Wahrheit sucht. Der alte Rationalismus mag sehr beschränkt gewesen sein: aber den Vorzug hatte er, daß er Wahrheit anerkannte und Wahrheit suchte. Man gebe nur in skeptischer Vornehmheit das Ringen um Wahrheit auf, und man wird schnell dahin gelangen, wohin die Bewegung der Geister schon einmal auf gleichem Grunde in der nominalistischen Scholastik geführt hat: man beruhigt sich bei dem Positiven und Statutarischen, eben weil es positiv und statutarisch ist, gleichviel ob es Sinn oder Unsinn ist. Denn erkennen läßt sich das Unerfaßbare doch nicht, und inadaequat bleibt der Ausdruck in jedem Fall; ob ein bischen mehr oder ein bischen weniger, darauf kommt gar nichts an. Und daraus folgt dann jene entwürdigende Knechtschaft des Geistes, jener seelenlose Historienglaube und Buchstabenglaube, und mit der völligen Ideenlosigkeit begründet sich der Triumph eines herrschsüchtigen Pfaffenthums über alle innere Lebendigkeit des Glaubens, alle wahrhafte Frömmigkeit des Pietismus, allen Tiefsinn und alle Gottinnigkeit der religiösen Mystik.

entschloß er sich, seine Krieger zu bewaffnen, zugleich aber Sicheres über die Stärke des russischen Heeres zu erfahren. Zu diesem Zwecke sandte er einige seiner Würdenträger mit Geschenken zur Begrüßung des Fürsten Bekewitsch, als Gesandten des Zaren, aus, wobei der Fürst, obwohl seine friedliche Mission betonend, die Unvorsichtigkeit beging, den Abgesandten des Khans seine ganze Armee zu zeigen — eine Unvorsichtigkeit, deren Folgen allzubald verhängnißvoll werden sollten. — Die als Suite des Gesandten gelten sollenden Truppen mußten durch ihre Zahl und kriegerische Haltung nothwendig den Verdacht der ohnehin schon mißtrauisch gewordenen Chiwaner erregen, obwohl sie andererseits als zum Angriff bestimmte Armee eine nicht so große Stärke vorstellten, um den Chiwanern die Lust zu nehmen, sich mit ihnen zu messen und sie zu vernichten zu suchen. Es wurde daher bei der Rückkehr der Gesandten des Khans seinerseits beschlossen, die Russen als Feinde zu betrachten und sie anzugreifen.

Das nahende Unglück nicht ahnend, waren die russischen Truppen im Begriffe von den ertragenen Strapazen auszuruhen und neue Kräfte für die bevorstehende Arbeit zu sammeln. Das Bedürfniß nach lange Zeit entbehrter frischer Nahrung hatte an dreißig Kosaken veranlaßt, zum See zu gehen, um darin Fische zu fangen. Kaum hatten sie sich aber an die Arbeit gemacht, als ein Haufen Chiwaner, die auf alle Bewegungen der Russen lauerten, sie umzingelte und als Gefangene mit sich nahm. Nur ein Kosak, dem es zu entfliehen und das Lager zu erreichen gelang, überbrachte dem Fürsten die Kunde vom Geschehenen.

Es gab keine Zeit mehr zu verlieren. Die Chiwaner konnten von einem Augenblick zum andern einen Angriff auf die russischen Truppen versuchen. Der Fürst beeilte sich daher, seine Colonne am Seeufer zu concentriren und schleunigst improvisirte Barricaden aus Wagen errichten zu lassen. Und in der That, kaum waren diese dürftigen Vertheidigungswerke fertig, als chiwanische Krieger mit Lärm und Geschrei dieselben angriffen. Sie belagerten sie den ganzen Tag und zogen sich erst bei eingetretener Dunkelheit zurück. Ihrerseits benutzten die Russen die Nacht, um sich zu einem sicheren Widerstande vorzubereiten. So war schon beim heranbrechenden Morgen das Lager von einem Graben und einem Walle umgeben, von welchem letzteren auch Geschütze nach dem Feinde drohend hinunterblickten. Die Ruhe währte nicht lange. Eine mächtige Schaar Chiwaner, deren Zahl nach verschiedenen Angaben verschieden — auf 24000 bis 100000 — geschätzt wird, von dem Khan selbst geführt, griff die russischen Verschanzungen an. Die Russen waren dem Feinde gegenüber im Vortheil. Während die Chiwaner Lanzen und Bögen, also

Zur Geschichte des russischen Einflusses in Asien.

Zu den vielen von Peter dem Großen angeregten Aufgaben, deren Lösung aber späteren Geschlechtern zufiel, gehört auch der Versuch Rußlands Einfluß und Macht in Central-Asien zu begründen.

Die Beziehungen Rußlands zu den Khanaten Chiwa und Buchara hatten zwar schon vor Peters Zeit begonnen, da bereits im Jahre 1589 ein bucharischer und achtzig Jahre später, in 1670, ein chiwanischer Gesandter von den Zaren von Moskau empfangen wurden. Indessen führten diese temporären Beziehungen nicht zu einem ununterbrochenen Verkehr zwischen Rußland und den beiden Khanaten. Der Gedanke, die centralasiatischen Völker näher kennen zu lernen, nicht nur Chiwa und Buchara in seine Machtsphäre zu ziehen, sondern nach Indien, in dieses Land märchenhafter Reichthümer vorzudringen erwachte unzweifelhaft zuerst bei Peter dem Großen.

Obwohl beständig durch Kriege mit dem Auslande in Anspruch genommen, unaufhörlich mit Reformen in seinem eignen Lande beschäftigt, in steter Sorge um die fort und fort wachsenden Zwistigkeiten mit seinem Sohne, ungeachtet seiner stark erschütterten Gesundheit, behält Peter Jahre hindurch die einmal gefaßte Absicht im Auge, bis er, um sie zu verwirklichen, endlich im Jahre 1717 eine Expedition nach Chiwa ausrüstet.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diesem ersten*) nach dem Inneren Asiens unternommenen Feldzuge, welcher in der russischen Geschichte unter dem Namen des „unglücklichen Feldzuges des Fürsten Bekowitsch-Tscherkaßky" bekannt ist, die Absicht und die Hoffnung in den Flüssen Amu- und Syr-Darja Gold zu finden zu Grunde lagen, da über die Gold-

*) Im Jahre 1605 unternahmen etwa 1000 uralische Kosaken einen Raubzug nach dem Khanat Chiwa; sie drangen in die Stadt Urgentsch ein, plünderten dieselbe und waren gerade im Begriffe mit ihrer Beute, worunter auch 1000 chiwanische Frauen, abzuziehen, als sie von den Chiwanern eingeholt und schonungslos niedergemetzelt wurden. (Abulgasi Bajadur-Khan: Familien-Chronik der Tataren, II. Theil.) Es dürfte kaum berechtigt sein diesen eigenmächtig unternommenen Raubzug als einen Feldzug anzusehen.

lager mit der Weisung, dem Fürsten Erklärungen abzugeben. Er suchte den Angriff auf die Russen durch eine eigenmächtige Handlungsweise seiner Unterthanen und seine eigne Unkenntniß des Zweckes, welcher den Fürsten nach Chiwa führte, zu motiviren. Jetzt, ließ er sagen, nachdem er durch Ajuka-Khan in Erfahrung gebracht habe, daß der Fürst als Gesandter des russischen Zaren gekommen sei, bedauere er das stattgehabte Mißverständniß und wünsche den Fürsten mit denjenigen Ehren zu empfangen, die einem Gesandten des großen Herrschers zustehen. Um aber über die Ceremonien bei diesem Empfange zu verhandeln, bitte er den Fürsten um Erlaubniß, ihm einige seiner Würdenträger zu senden. Trotz der offenkundigen Lüge, die den Entschuldigungen des Khans zu Grunde lag, erklärte sich der Fürst Bekowitsch bereit, dessen Abgesandten zu empfangen und bestätigte nochmals, daß er als Bevollmächtigter des Zaren gekommen sei, was er bei der Zusammenkunft mit dem Khan durch Ueberreichung seiner Vollmachts-Urkunden beweisen werde. Vergebens baten die russischen Officiere den Fürsten, dem Khan nicht zu trauen, vergebens suchten sie die Unwahrscheinlichkeit dessen Erklärungen zu beweisen und bemühten sich, ihren Führer von dem Besuch bei Schirgasi zurückzuhalten. Die Stimme des Fürsten Samanow war mächtiger als alle Warnungen.

Bald darauf erschienen zwei chiwanische Würdenträger, Kolumbai und Kasar-Hadji, im russischen Lager und schworen auf den Koran zum Beweise der friedlichen Gesinnung des Khans, während der Fürst Bekowitsch seinerseits das Kreuz küßte und die freundschaftlichsten Beziehungen zu unterhalten versprach. Der Friedensvertrag, welchen beide Seiten, vielleicht schon während des Austausches der feierlichsten Versprechungen, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit zu brechen im Sinne hatten, wurde geschlossen; die Empfangsfeierlichkeiten des Fürsten durch Schirgasi wurden festgestellt und schon am darauffolgenden Tage mußte der Fürst, zur großen Unzufriedenheit seiner Officiere, sich in das Lager des Khans begeben.

Nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit den Oberbefehl über die Truppen dem Major Frankenberg übertragen hatte, ritt er, von einer großen Suite — in welcher sich seine beiden Brüder, Fürst Samanow, Hadji-Refes, einige Officiere und Adelige befanden — und von siebenhundert Kosaken und Dragonern begleitet, zum chiwanischen Lager, welches von dem russischen nicht weit entfernt war.

Mit großem Pompe wurde der Empfang des Gesandten des Zaren gefeiert. Die Falle hatte für sein Opfer einen feierlichen Schmuck angelegt. — Die chiwanischen Truppen bildeten auf beiden Seiten der für die Gäste freigelassenen Durchfahrt bis zu den für den Fürsten aufge-

Ihr Führer, der Garde-Hauptmann Buchholz erreichte allerdings den Jamyschi-See und legte da auch eine Festung an, er vermochte indessen auch nicht einen Schritt vorwärts zu machen, da der Kalmyken-Khan Katainschi mit einer 30 000 Mann starken Horde alle seine Bewegungen beobachtete und, anscheinend, keinesfalls gewillt war, ohne Widerstand zu leisten dem russischen Heere freien Zugang zu den gesuchten Schätzen zu gestatten. Es blieb daher dem Hauptmann Buchholz Nichts weiter übrig, als sich abwartend zu verhalten, da einen offenen Kampf gegen eine, wenn auch schlecht bewaffnete und undisciplinirte, aber ihrer Streiterzahl nach mehrfach überlegene Horde aufzunehmen die Leistungsfähigkeit seiner kleinen Truppenabtheilung überstieg. Es hatte daher die Expedition nicht nur das vorgesteckte Ziel unerreicht, sondern auch die Frage über das Vorhandensein von Gold in den Sanden des Syr-Darja unerforscht und unentschieden lassen müssen.

Unterdessen erhielt Peters des Großen Ueberzeugung, daß die mittelasiatischen Flüsse goldreich seien, neue Stützen. Der chiwanische Gesandte Atscherbi, den der Zar mit dem Inhalte des Berichtes des Fürsten Gagarin bekannt machte, bestätigte nicht nur die Richtigkeit von dessen Angaben, sondern fügte noch hinzu, daß auch in der Großen Bucharei, längs des Amu-Darja viel Gold vorhanden sei. Er äußerte auch die Zuversicht, daß der Khan mit aller Bereitwilligkeit die Russen unterstützen würde, falls eine Anzahl Sachkundiger, behufs eingehender Erforschung dorthin gesandt werden würden*). Zur selben Zeit gelangten durch einen Zufall und von wieder einer anderen Seite an Peter ganz ähnliche, nur noch viel anziehender lautende Berichte über das Amu-Darja-Gold.

Seit Anfang des Jahrhunderts lebte in Astrachan ein persischer, aus der Provinz Gilan gebürtiger Fürst, der, bei seiner Uebersiedelung nach Rußland, zum Christenthum übergetreten war und den Titel eines Fürsten Samanow erhielt, im Uebrigen aber eine in keiner Weise bemerkenswerthe Existenz führte und sicher nicht vermuthete, daß seinem Namen in den Annalen Rußlands ein Platz zugewiesen werden würde. Ein Zufall führte ihn mit einem Emigranten wie er, dem Turkmenenhäuptling Hadji-Nefes zusammen. Alsbald schlossen Beide engere Freundschaft miteinander, sodaß Hadji-Nefes dem Fürsten Samanow die von ihm gefaßte Absicht anvertraute, dem Zaren einen Entwurf zur Eroberung des Amu-Darja-Gebiets, wo in den Sanden viel Gold enthalten ist, zu unterbreiten. Er betonte noch, daß es nur der Durchstechung eines Walles bedürfen würde, bei welcher sich die Turkmenen unbedingt behülflich erweisen würden, um die

*) Golikow, op. cit. Bd. IV.

Trägern beschieden wäre nicht im ehrlichen und offenen Kampfe gegen den Feind den Tod zu finden, sondern unter Qualen von Folterungen, langsam als Märtyrer zu sterben. Für solch' einen Tod bedarf es, in der That, eines Heldenmuthes, welchen nur Wenige aufweisen können. Dem charakterschwachen, empfindlichen Fürsten Bekowitsch, der bald mit thränenerfüllten Augen dem Fürsten Samanow dessen auf die Schicksale der Expedition so verderbenden Einfluß vorhielt, bald sich wieder diesem Einflusse bedingungslos unterwarf, war solche stoische Selbstbeherrschung nicht zugänglich. Andererseits ist es aber auch kaum anzunehmen, daß der Fürst Bekowitsch, dadurch, daß er dem Major Frankenberg Befehl auf Befehl zusandte, sein Leben zu retten hoffen konnte. Die Qualen, denen die Chiwaner ihn aussetzten, hätten ihn von der Grausamkeit seiner Feinde überzeugen müssen; auch konnte er sich es, gewiß, nicht verhehlen, daß seine Nachgiebigkeit ihm nur eine vorübergehende Linderung zu verschaffen vermochte.

Auffallender Weise gelangten in das russische Lager, trotz seiner geringen Ferne vom chiwanischen, keinerlei Nachrichten über die Lage des Fürsten Bekowitsch. Im Major Frankenberg erweckten die ihm von seinem Chef zugehenden Befehle allerdings einiges Mißtrauen; statt daß er aber zum chiwanischen Lager vorrückte und eine Zusammenkunft mit dem Fürsten verlangte, wodurch er zugleich diesen wie die gesammten russischen Truppen vor dem Untergange gerettet haben würde, begnügte er sich damit, die empfangenen Befehle unausgeführt zu lassen. Als endlich, zum vierten Male, die Forderung des Fürsten, seine Befehle über die Vertheilung der Truppen unverzüglich zu erfüllen, mit der Drohung den Major Frankenberg wegen Ungehorsams vor ein Kriegsgericht zu stellen, in das russische Lager gelangte, beschloß Frankenberg zu gehorchen. Das Schicksal der Expedition war nunmehr entschieden; es nahte seiner Lösung. Die Truppen, die muthig alle Entbehrungen des Marsches durch die Wüste ertragen, die tapfer den Ueberfall der Chiwaner zurückgeschlagen hatten, sollten jetzt, in Folge der Kurzsichtigkeit und Ungeschicklichkeit ihrer Führer dem Feinde ausgeliefert werden. In stillem Gehorsam unterwarfen sie sich dem Befehle in fünf Abtheilungen getheilt zu werden, und wie eine zur Schlachtbank geführte Viehherde folgten sie den Chiwanern, die sie ins Innere des Landes abführten. Kaum war aber der Lagerplatz verlassen, kaum hatten die einzelnen Truppenabtheilungen einander aus dem Gesichte verloren, als für die Chiwaner ein blutiges Schauspiel begann: mit wilder Wuth stürzten sie sich auf die Russen, bevor diese noch Zeit gehabt hatten die Waffen zu ergreifen, und metzelten sie mit ihren Säbeln und Lanzen nieder. Nur Wenige entgingen diesem Blut-

schließen, die sich leicht hinreißen ließ und ebenso leicht fremdem Einflusse folgte, sich also eher zum Ausführen, als zum Leiten eines schweren und verwickelten Unternehmens eignete. Wir finden ihn auch in der That, sowohl während des Feldzuges, als auch früher, während der Vorbereitungen zu demselben, vom Fürsten Samanow und Hadji-Nefes als beständigen Rathgebern begleitet, die sich immer mehr des Einflusses über ihn bemächtigen, ihn zu einer Reihe von Fehlern verleiten, welche ihn schließlich einem tragischen Ende zuführen und die Expedition am Vorabend sicherer Erfolge, vor den Thoren der Stadt Chiwa zu Grunde richten sollten.

Im Herbst 1714 nach Astrachan angelangt, um sich des Zaren Auftrags zu entledigen, vermochte der Fürst Tscherkaßky erst im Frühjahre des darauffolgenden Jahres mit einer kleinen Flotille in die See zu gehen. Dem Ostufer des Kaspischen Meeres folgend, erreichte er die Bucht von Tüp-Karagan. Hier landete er und rief die Häuptlinge der nomadisirenden Turkmenen zusammen, um aus ihren Aussagen genauere Auskunft über den früheren Lauf des Amu-Darja zu erhalten. Die Mittheilungen der Turkmenen stimmten im Wesentlichen mit den Angaben Hadji-Nefes' überein: auch sie sagten aus, daß der Amu-Darja früher in das Kaspische Meer mündete, bis ihn die Uzbeken — ein das Ostufer des Meeres bewohnendes Volk — ableiteten, in der Absicht sich vor unerwarteten, von der See aus unternommenen Ueberfällen zu schützen. Es genügte indessen, ihrer Ansicht nach, einen Kanal von etwa 20 Werst Länge in der Richtung der Bucht der „rothen Wasser" (des jetzigen Krasnowodsk) zu graben, um den Strom von selbst seinen Lauf dorthin nehmen zu lassen. Diese Behauptungen bekräftigten sie durch das Versprechen, sowohl das alte Flußbett zu zeigen, als auch denjenigen Punkt, von welchem her der Strom in das alte Bett gelenkt werden soll*).

Um die, von den Turkmenen als das alte Bett des Amu-Darja bezeichnete Gegend kennen zu lernen, sandte der Fürst Tscherkaßky einige seiner Begleiter ins Innere des Landes aus. Die Nachforschungen ergaben aber ein äußerst karges Resultat. Nach Hadji-Nefes' Angaben (deren im „Tagebuche" Peters des Großen Erwähnung geschieht) folgten die Abgesandten zunächst der alten Karawanenstraße von der Bucht Tüp-Karagan nach Chiwa, erreichten am elften Tage den Fluß Karagatsch und bogen dann in die Steppe ab; 20 Werst weiter stiegen sie hinab zu einem flachen Thal, welches, nach den Behauptungen der Turkmenen, der

*) Popow: Rußlands Beziehungen zu Chiwa zur Zeit Peters des Großen, in Zapiski d. kais. russ. geogr. Ges. St. Petersburg. 1853. Bd. IX. (russisch) Golikow op. cit. Bd. VI.

ihnen die Gelegenheit ihre und ihrer Cameraden Qualen selbst zu rächen und den Khan Schirgasi zu tödten.

Von Zeit zu Zeit gelang es Einzelnen der Sklaverei zu entfliehen und nach Rußland zurückzukehren. Zu diesen Wenigen gehörte auch der Urheber des Feldzuges — Hadji-Nefes — dessen Berichte über den traurigen Ausgang der Expedition mit zu den Hauptquellen gehören, nach welchen in der russischen Geschichte die ersten Schritte der Russen in Central-Asien geschildert worden sind*).

Nach dem Tode des Fürsten Bekowitsch kamen auch die von ihm an der Ostküste des Kaspischen Meeres errichteten Festungen in Verfall. Der größere Theil der Garnisonen, wie es Koshin seiner Zeit vorausgesagt hatte, ging in Folge der ungünstigen localen Bedingungen zu Grunde, und von dem kleineren Rest, der nach Astrachan zurückzukehren versuchte, ertranken 400 Mann der Krasnowodsker Garnison während der Ueberfahrt auf dem Meere.

So wurden alle Spuren dieser ersten vollkommen fruchtlosen russischen Expedition nach Asien vernichtet. — Selbst der Weg durch den Ust-Urt nach Chiwa und bis zum Amu-Darja galt nunmehr als unheilbringend, so daß die Russen ihn auch bei ihren späteren Feldzügen absichtlich mieden**). In den Erzählungen und Ueberlieferungen der Chiwaner dagegen lebte noch lange die Erinnerung an jenen „ruhmvollen" Sieg über die Feinde, die gekommen waren, um ihr Land zu knechten. Und lange noch zeigten sie mit Stolz jenen Platz am Flusse Porsungun, wo der Fürst Bekowitsch und dessen Waffengenossen hingeschlachtet wurden.

Peters Betrübniß über die verrätherische Vernichtung des russischen

*) Etwas anders als Golikow und Popow berichtet Abulgasi-Bajadur-Khan über den Untergang des Fürsten Bekowitsch und seiner Armee. Nach ihm hätte der Fürst, während der Unterhandlungen die Absperrung des in den Aralsee mündenden Amu-Darja-Armes und die Durchstechung des den Zufluß zum Kaspischen Meere versperrenden Dammes gefordert. Als sich nun die Chiwaner, die schwierige Durchführbarkeit dieser Aufgabe vorschützend, vor der Arbeit weigerten, entschloß sich der Fürst Bekowitsch sie selbst auszuführen. Die Amanaten (Geißeln), die er als Führer mitnahm, veranlaßten ihn nach einem fünftägigen Marsche durch die Wüste, wegen Wassermangels, seine Truppen in mehrere Colonnen zu theilen, die dann von den Chiwanern gesondert vernichtet wurden (l. c. 2. Theil S. 354—358).

**) Nur in allerletzter Zeit ist wieder der Augenmerk auf diesen Weg gelenkt worden. Vom Jahre 1878 ab bis zum Jahre 1883 ist dreimal der Versuch gemacht worden eine geregelte Verbindung über den Ust-Urt herzustellen, jedoch ohne Erfolg. In der Sitzung der russischen geographischen Gesellschaft am 1. December 1884 regte Herr Beljawsky diese Frage von Neuem an und berichtete über seine eigenen Untersuchungen im betreffenden Gebiet. Er kommt zum Resultate, daß dieser „centrale Weg nach Chiwa" vor allen anderen den Vorzug verdienen würde, falls auf demselben in sachkundiger Weise ein Verkehr organisirt wäre.

Meere und der persischen Grenze ansässigen Völker zur Anerkennung ihrer Oberhoheit zu bewegen, worüber ihm seine im Tscherkessenlande lebenden Brüder verbürgte Berichte zustellten. Er suchte den Zaren zu überzeugen, daß jeder Verzug im Beginne des Feldzuges gegen Chiwa im Stande sein würde den Einfluß des Sultans und des Khans der Krym auf die Völker des Kaukasus zu vergrößern und somit der Begründung der Macht Rußlands in Asien gefahrvoll zu werden. Nur eine Beschleunigung der Expedition, meinte er, könnte Rußland den Besitz jener reichen Gebiete sichern.

Nicht sosehr diesen Argumenten nachgebend, als mit seinem praktischen Geiste alle Vorzüge, welche Rußland aus einer Präponderanz in Asien ziehen würde, erfassend, beschloß Peter der Große den längst vorbereiteten Feldzug nach Osten zu unternehmen. Wenn er in Europa dasjenige Land erblickte, aus welchem Rußland seine Cultur schöpfen sollte, so war für ihn Asien die Quelle, aus der Rußland Reichthümer zufließen müßten*). Peter konnte daher keinesfalls eine Vergrößerung des Einflusses der Pforte oder der Krym, die Beherrschung reicher Länder ihrerseits zugeben, weil es, seiner Ansicht nach, gleichbedeutend sein würde, als Rußland der Reichthümer, welcher es sosehr bedurfte, der Vorzüge, die ihm zukamen, zu berauben.

Diese Denkweise des Zaren gab sich auch in den Instructionen kund, die er dem Fürsten Bekowitsch, bei dessen Abschied, ertheilte. Wenn einige russische Historiker den Feldzug nach Chiwa, als einen weniger aus Eroberungsabsichten, als aus Handelszwecken unternommenen ansehen wollen, so weisen alle Verfügungen Peters auf das Gegentheil hin. Wie hätte auch Rußland, bei seiner damals kaum beginnenden Industrie, darauf rechnen können, auf dem Wege des Handels größere Reichthümer zu erwerben und in dieser Hoffnung ansehnliche Summen ausgeben? Viel einfacher und sicherer war es jedenfalls, von der Natur reich bedachte Gebiete zu erobern. Bald nachdem sich der Fürst Bekowitsch dem Zaren in Libau vorgestellt hatte, begannen eifrige Vorbereitungen zum Feldzuge. Die Expedition sollte zwar als Gesandtschaft zum Khan von Chiwa abgehen, es war jedoch in der von Peter dem Großen eigenhändig geschriebenen Instruction (vom 14. Februar 1716) deren eigentlicher Zweck unzweideutig dargelegt. Der Fürst Bekowitsch, welchem die Führung der Expedition übertragen wurde, war angewiesen den Khan von Chiwa zur

*) Iwanin berichtet in seiner „Beschreibung des Feldzuges nach Chiwa im Winter 1839—1840". St. Petersburg 1874, S. 2, daß er in Orenburg eine in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts geprägte Medaille sah, deren Aufschrift Rußlands Stellung als europäisch-asiatische Macht charakterisirte: „Aufklärung aus Europa. Reichthümer aus Asien."

an den Ufern des Flusses gesammelten goldhaltigen Sandes übersandte Beneveni dem Zaren und berichtete in einem Briefe vom 10. März 1722, daß das Gold dem Amu-Darja durch dessen dem erzreichen Badagschan entströmenden Nebenfluß Gioktscha zugeführt werde, und daß die Bewohner des Quellgebiets des letzteren in den Bergen, besonders zur Sommerzeit, große Goldkörner finden. Sie legen frischgeschorene Schafwolle ins Wasser, bedecken sie mit Erde und Sand, um das Wasser zum Stauen zu bringen, nehmen dann die Wolle aus dem Wasser heraus, trocknen sie am Ufer und lesen daraus das sich angesammelte Gold aus. Ueber den früheren Lauf des Amu-Darja theilte Beneveni mit, daß nach einer in Buchara bestehenden Ansicht, der Strom ehemals zwei Arme besessen haben soll, von denen der eine stets in den Aralsee, der andere in das Kaspische Meer mündete. Wann aber die zweite Stromrichtung unterbrochen wurde — wußte in Buchara Niemand zu sagen.

Peters zu früher Tod machte seinen großartig angelegten Plänen ein plötzliches Ende und unterbrach zeitweilig die Bewegung Rußlands nach Osten. Viele Ziele, die Gegenstand des unermüdlichen Strebens des genialen Kaisers waren, wurden während der darauffolgenden Regierungsperioden in den Hintergrund gedrängt, da die Leitung des Staates für längere Zeit in die Hände wenig begabter Frauen, unfähiger Regenten oder selbstsüchtiger Günstlinge gerieth, deren Thätigkeit fast gänzlich in Hof-Intriguen und Palast-Umwälzungen aufging. Unter solchen Verhältnissen mußte naturgemäß auch der Nutzen, welcher für Rußland aus seiner Präponderanz in Asien hätte erwachsen können, unberücksichtigt bleiben.

Zwar tauchte beim Kaiser Paul, der sich stets durch originelle oder gar abentheuerliche Einfälle auszeichnete, der kühne Gedanke auf, im Verein mit dem Consul Bonaparte nach Asien vorzudringen, um sich dessen reicher Länder zu bemächtigen und sie unter Rußland und Frankreich zu theilen; auch war schon ein Feldzugsplan, der an die Züge Alexanders des Großen erinnern sollte, vollkommen ausgearbeitet, allein er kam in Folge des plötzlichen Todes Pauls nicht zur Ausführung.

Erst in den 20er Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts und vornehmlich während der Regierungszeit des Kaisers Nikolaus beginnt eine Reihe consequenter Versuche Rußlands Macht in Asien zu befestigen. Rasch aufeinander folgen Züge dahin, bald in Gestalt bewaffneter Karawanen, bald als wissenschaftliche Expeditionen. Im Winter 1839 wird unter der Führung des General-Adjutanten Perowsky ein Feldzug nach Chiwa, welches durch seine räuberische Politik Rußland gegenüber schon lange den Unmuth des letzteren erregte, unternommen. Aber auch diese,

nach Indien, dem Fürsten Bekowitsch zur Verfügung zu stellen. Nach Koshin's Meinung boten beide Buchten, diejenige von Tüp-Karagan sowohl als auch die von Krasnowodsk, die ungünstigsten Bedingungen für die Anlegung von Festungen dar. Um beide Punkte dehnen sich unabsehbare sandige, wüste Flächen aus, auf denen weder ein Baum, noch ein Grashalm wächst, wo trinkbares Wasser fehlt, während das aus den Brunnen geschöpfte sich durch einen salzigen und faulen Geschmack auszeichnet. Trotz der ganz gerechtfertigten Einwände Koshin's, deren Richtigkeit leider allzubald empfunden werden sollte und für welche zahlreiche Erkrankungen und Sterbefälle inmitten der Armee Beweise erbrachten, wurden die Festungen an den einmal gewählten Plätzen angelegt. Fürst Bekowitsch hinterließ unter der Führung der Obersten Chrustschow und von der Weiden für jede der beiden Festungen über tausend Mann und reiste selbst nach Astrachan ab, wo an den Vorbereitungen zum Feldzuge weiter gearbeitet wurde und wohin die Theilnehmer an demselben zuströmten.

Unterdessen spitzten sich die feindseligen Beziehungen zwischen dem Fürsten Bekowitsch und dem Lieutenant Koshin immer mehr zu und drohten einen Theil des von Peter vorgezeichneten Programms, d. h. die Auffindung des kürzesten Weges nach Indien, zum Scheitern zu bringen. Koshin, der die Illusionen des Fürsten über die bevorstehenden glänzenden Erfolge nicht theilte, leugnete, auf Grund eigener Beobachtungen, die er nicht nur an der Seeküste, sondern auch tiefer, im Inneren des Landes anstellte, daß die vom Fürsten für das alte Amu-Bett gehaltene Bodendepression dafür gelten könne. Er schrieb diese Deutung der glühenden Phantasie des Fürsten Bekowitsch zu, die in den Versicherungen seiner Rathgeber neue Nahrung fand. Die Erfolge des Feldzuges hielt Koshin für mehr als zweifelhaft, sah aber zugleich in seinen Beziehungen zum Fürsten eine stetig wachsende Gereiztheit um sich greifen und entschloß sich daher zum offnen Widerstand gegen den Willen des Zaren, indem er erklärte an einem Unternehmen, dessen unglücklicher Ausgang voraus zu sehen war, nicht theilnehmen können.

Außer diesen persönlichen Reibereien hatte Koshin auch noch andre triftige Gründe zu vermuthen, daß der Feldzug nach Chiwa auf ernstlicheren Widerstand stoßen würde, als dies der Fürst Bekowitsch anzunehmen geneigt war, und daß die Chiwaner die Expedition nicht mit offenen Armen, sondern eher mit den Waffen in der Hand empfangen würden. Aus Chiwa waren nämlich vom Kalmyken-Khan Ajuki, der die russische Unterthanschaft angenommen hatte, Nachrichten eingelaufen, nach welchen die Russen auf ihrem Marsche weder Wasser noch Futter für ihre

Politiſche Correſpondenz.

Anfänge des dritten Miniſteriums Gladſtone. — Anfänge des dritten Miniſteriums Freycinet. — Langſame Beruhigung der Balkanländer.

Berlin, Ende Februar.

England und Frankreich, jene großen Staaten, deren politiſche Kämpfe und Inſtitutionen ſo lange den ſpät heranreifenden politiſchen Geiſt des deutſchen Volkes beſchäftigt und ihm von den verſchiedenſten Seiten zum Muſter und zur Anregung gedient haben, dieſe Staaten ſind jeder in einer kritiſchen, d. h. ausſcheidenden Umwandlung ihres ganzen Gefüges begriffen. Dabei tritt ein alter Unterſchied wiederum ſehr bezeichnend hervor. Die franzöſiſche Entwicklung verläuft höchſt dramatiſch, in geſchloſſenen Akten, deren jeder eine ſtarke Entladung herbeiführt. Man könnte mit Fauſt ausrufen: „Welch Schauſpiel, aber ach, ein Schauſpiel nur!“ Die europäiſche Menſchheit hat längſt das Vertrauen verloren, daß alle dieſe wiederholten Kataſtrophen jemals einen dauernden Zuſtand herbeiführen. Europa genießt dies Schauſpiel, ſolange die Lebenskraft der Nation immer neue Männer von Gewandheit und Talent auf die Bühne ruft, und namentlich ſo lange, als zu den Auskünften der auftretenden Spieler Angriffe auf fremde Völker gehören können, weil die Nation zu heroiſchen Mitteln noch den Stoff liefert. Allein keine Nation ſucht in den inneren Kämpfen Frankreichs und in den vorübergehenden Schöpfungen, zu denen ſie führen, noch unmittelbare Beiſpiele. Hier, wo nichts aus der Tiefe geſchöpft und nichts in die Tiefe gearbeitet wird, hier iſt nichts zu entnehmen, nichts nachzubilden für ſolche Völker, welche nach dauernden Grundlagen ihrer Staatsordnung ſtreben.

Ganz anders iſt der Anblick, den England gewährt. Wenn die Pfeiler und Gewölbe eines Staatsbaues zu Grunde gehen ſollten, von dem aus ein Reich erobert und beherrſcht worden iſt, oder ſagen wir genauer: eine Maſſe des koſtbarſten und verſchiedenartigſten Beſitzes in allen Welttheilen, wie ſie noch nie unter einer Herrſchaft vereinigt geweſen, ſo fragt die ganze Welt nach dem Erſatz, indem ſie überzeugt iſt, daß die Inhaberin der gewaltigen Beſitzthümer dieſelben nicht verſchleudern werde, noch ſich in eine Verfaſſung bringen, welche die Behauptung derſelben unmöglich macht.

nischer Adeliger, Dolmetscher, und mit einer Anzahl Artillerie-Geschützen an, und in der ersten Hälfte des Juni 1717 brach die Expedition aus Guriew-Gorodok nach Chiwa auf.

Noch unterwegs erhielt der Fürst Bekowitsch eine neue Verfügung des Zaren, die Erforschung des Weges nach Indien betreffend, welche nahe daran war sich in Folge der Hartnäckigkeit des Lieutenanten Koshin*) zu zerschlagen. Nicht geneigt einmal Festgesetztes aufzugeben, befahl Peter aufs Entschiedenste, an Stelle Koshin's einen zuverlässigen und der Sprachen der Gegend mächtigen Mann über Persien nach Indien abzusenden und ihn zu beauftragen, über alle Verhältnisse der zu durchreisenden Gegenden, besonders aber in Betreff des sich dort findenden Goldes genaue Auskünfte zu sammeln. Des Fürsten Bekowitsch' Wahl fiel auf den tatarischen Mursa Tewtelew. Indessen mußte Peter's Wunsch, Näheres über jenes Land, welches seine Aufmerksamkeit in so hohem Maaße anzog, zu erfahren, auch dieses Mal scheitern. Ein Sturm verschlug den Tewtelew nach Asterabad, wo ihn die Perser gefangen nahmen und erst nach langer Zeit wieder freigaben.

Langsam bewegte sich die Colonne des Fürsten Bekowitsch-Tscherkassky vom Flusse Emba durch den Ust-Urt nach Chiwa. Einst, vor mehreren Jahrhunderten, bot die Wüste, welche die chiwanische Oase umgiebt, nicht dieselben Verhältnisse, wie gegenwärtig. Bequeme Straßen durchzogen sie in nordwestlicher Richtung und unbehindert vermochten chiwanische Kaufleute mit ihren Waaren bis zum Kaspischen Meere, zur Wolga und zum Ural vorzudringen und Handelsbeziehungen mit der Krym zu unterhalten. Zahlreiche Karawansarai's und sorgfältig bewachte Brunnen gestatteten die Reise, ohne Proviant mitzunehmen, auszuführen, da der Wanderer überall unterwegs ausreichende Beköstigung und Wasser fand. Auch jetzt noch begegnet man auf dem Ust-Urt Ueberresten alter, zu Stein- und Backsteinhaufen zerfallener Gebäude; hier und da begegnet man auch Brunnen, deren Wasserniveau jedoch auf eine Tiefe von 8—30 Meter gesunken ist und die daher für größere Karawanen nicht mehr die früheren Bequemlichkeiten gewähren. Diese Brunnen sind von oben bis unten mit Stein ausgelegt und von großen Steinplatten bedeckt, in deren Mitte eine Durchbohrung zum Durchlassen eines Eimers dient. Die Platten schützen zugleich Menschen und Thiere vor etwaigem Hineinstürzen in den Brunnen. Alle diese Bauten führt der Oberst Iwanin, einer der Theilnehmer an dem Feldzuge des Generals Perowsky nach Chiwa, auf das

*) Koshin reiste von Astrachan nach Petersburg, wurde dort seines eigenmächtigen Benehmens wegen vor ein Kriegsgericht gestellt, jedoch später, nach dem Tode des Fürsten Bekowitsch, begnadigt.

Man ſollte denken, ganz England hätte mit ſeines Dichters wackerm Horatio bei dieſem Schreiben ausrufen müſſen: „Es braucht kein Geiſt aus ſeinem Grab zu kommen, um das zu ſagen.“ Allein das heutige England hat ſich die ſchätzbare Eigenſchaft der Geduld, ohne Zweifel eine große politiſche Tugend, in hohem Grade angeeignet. Man wartete alſo den Wiederbeginn der Parlamentsſitzungen ab. Allein am 18. Februar ſagte Mr. Gladſtone im Unterhaus genau daſſelbe, was er am 4. Februar geſchrieben. Mr. Gladſtone hat alſo — dies iſt das Einzige, was aus ſeinen Erklärungen erhellt — das Torykabinet vom Staatsruder weggeſtoßen, ohne ſeinerſeits ein Programm zur Löſung der iriſchen Frage zu beſitzen. Seine erſten Vorſchläge zur Löſung dieſer Frage denkt er nach ſeinen Aeußerungen vom 18. Februar ungefähr am 22. März einzubringen. Bis dahin hat er noch Zeit, der öffentlichen Meinung an den Puls zu fühlen. Von den Whiglords erklärt einer nach dem andern den Austritt aus dem neuliberalen oder radikalen Lager. Mr. Gladſtone wird alſo weniger die ſozialen Verhältniſſe Irlands prüfen, die aller Welt bekannt ſind, als vielmehr dieſe beiden Möglichkeiten: 1) ob er ein irländiſches Programm finden kann, das ihm die ſichere Unterſtützung Mr. Parnells und zwar mit der Gefolgſchaft aller irländiſchen Mitglieder verſchafft, ohne die engliſchen Radikalen aus Gladſtones eigenem Gefolge zu ſtoßen; 2) ob die engliſchen und iriſchen Radikalen zuſammen zur Herſtellung der parlamentariſchen Majorität ausreichen. Dieſe Möglichkeiten ſind eine wie die andere noch höchſt zweifelhaft, und ſo kann man in der That nicht ſagen, ob nicht ſchon im März oder April das dritte Miniſterium Gladſtone den letzten Tag ſehen wird. Ohne Zweifel haben Lord Salisbury und ſeine Kollegen dieſe Lage der Dinge gekannt. Dieſe Annahme allein macht erklärlich, daß die Tories nicht von der Königin, welche darüber Lord Salisbury zu Rathe zog, die Auflöſung des Unterhauſes erbaten. Um die irländiſche Frage zur Wahlfrage zu machen hätten die Tories müſſen mit dem poſitiven Programm in den Wahlkampf gehen, deſſen Anfang ſie dem Parlament vorgelegt hatten. Allein man braucht nur ein poſitives Programm zu haben, um bei den Wählern und vor allem bei einem Wahlheer des allgemeinen Stimmrechts zu verlieren. Jetzt iſt Mr. Gladſtone in der Zwangslage, ein poſitives Programm aufzuſtellen, und er wird keins finden. Als Führer des Radikalismus kann er nicht wohl die Tories in Repreſſivmaßregeln überbieten, nachdem dieſe ſich für die Repreſſionspolitik wieder entſchieden haben. Denn damit würde Mr. Gladſtone genöthigt ſein, ſich ſeinen radikalen Freunden zu entfremden, deren zum Radikalismus gehörige Konfuſion in der iriſchen Frage am größten iſt. Sie möchten aus den iriſchen Nationaliſten und Katholiken aufgeklärte engliſche Radikale machen, und weil ſie möchten, daß dies mit Maßregeln gegen die Grundbeſitzer allein zu erreichen wäre, ſo behaupten ſie, dies ſei zu erreichen, indem ſie mit ſehenden Augen leugnen, daß die Irländer vor allem home rule wollen, um damit ſich die Expropriation der engliſchen Eigenthümer des iriſchen Bodens ſelbſt zu beſorgen. Mr. Gladſtone kann alſo mit dieſen radikalen Freunden

die Colonne nach einem zweimonatigen Marsche, vom Tage des Auszuges aus Guriew gerechnet, das Flüßchen Akkul — nach Hadji-Nefes Angaben einen Ausfluß des Amu-Darja — und setzte seinen Weg nach der Ansiedlung Karagatsch fort*). Beim Flüßchen Porsungun (ebenfalls einem Ausflusse des Amu-Darja) und dem daran gelegenen Orte Porsa hoffte man den Damm zu finden, welcher den Zufluß zum alten Bett des Amu-Darja absperrt. Hier beabsichtigte der Fürst Bekowitsch eine Befestigung anzulegen.

Chiwa war nur noch in einer Entfernung von vier Tagen. Das Ziel, zu dessen Erreichung so viele Vorbereitungen vorangegangen waren, für welches so viele Entbehrungen, Qualen ertragen und Opfer gebracht wurden, schien nahe zu sein und der Augenblick gekommen, da das Khanat Chiwa die russische Oberhoheit anerkennen und der Amu-Darja seine Wellen dem Kaspischen Meere zuführen würde, den Russen einen bequemen Weg nach dem Inneren Asiens eröffnend.

Die erschöpften Truppen waren berechtigt den Erfolg des Unternehmens für unzweifelhaft zu halten und den Sieg über die überwundenen Schwierigkeiten zu feiern.

Unterdessen herrschte in Chiwa, wo die Vorbereitungen der Russen nicht geheim bleiben konnten, noch weniger aber ihr Marsch durch die Wüste, große Aufregung. Auch zeigte es sich, daß der Kalmyke Ajuka-Khan, obwohl russischer Unterthan und durch Zustellung von Führern, sowie durch seine Mittheilungen über die Stimmung in Chiwa theilweise den Russen behülflich, aber der hinterlistigen asiatischen Politik treu, zu gleicher Zeit Beziehungen mit Chiwa unterhielt, um stets die Möglichkeit zu behalten, sich derjenigen Partei anzuschließen, die sich stärker erweisen wird. Die Aufregung und die Unruhe nahmen noch mehr zu, als ein Theil der flüchtigen Führer nach Chiwa ankam und dem Khan die Nachricht von dem anrückenden starken Heere überbrachte. Ein bald nach der Flucht der Führer vom Fürsten Bekowitsch gesandter Brief versicherte zwar den Khan über die friedlichen Absichten der Botschaft, vermochte aber dessen Befürchtungen nicht mehr zu zerstreuen. Schirgasi befand sich in der größten Verlegenheit, wie er die unberufenen Gäste empfangen solle: ob als Freunde oder Feinde. Einerseits dem Fürsten Bekowitsch mißtrauend, andererseits Uebertreibungen seitens der Turkmenen vermuthend,

*) Alle auf den Feldzug des Fürsten Bekowitsch bezüglichen Angaben beruhen auf den Berichten der Wenigen, denen es gelungen war aus der Gefangenschaft zu entfliehen. Der wichtigsten einer ist derjenige des Hadji-Nefes. Aus Ermangelung genauerer Angaben sind sie von den Geschichtsschreibern übernommen worden. Fürst Bekowitsch selbst hat keine Tagebücher hinterlassen.

kann man sich verderblicheres denken, als die Reform der Grundlagen des englischen Staates durch eine Majorität, in welcher die Irländer den Ausschlag geben? Weil aber Mr. Parnell dieses Experiment, obwohl er damit England unermeßlichen Schaden zufügen könnte, nicht machen will und vielleicht, da es immerhin weitaussehend ist, bei der Ungeduld seiner Volksgenossen nicht machen darf, so läßt sich noch garnicht absehen, wie die englischen Parteien, wie Radikale sowohl als Tories, wie Mr. Gladstone und Lord Salisbury aus der gegenwärtigen Schwierigkeit herauskommen werden. Der Ausländer kann leicht das Ziel erkennen, aber nicht die Mittel angeben, um ans Ziel zu gelangen. Denn das Ziel ist offenbar die Gewährung des home rule für die ganze innere Regierung, vor Allem, um die Irländer aus dem englischen Parlament loszuwerden. Wir haben schon wiederholt erwähnt, daß unter den Tories Lord Churchill diese Einsicht besitzen soll, derselbe Staatsmann, der sich jetzt in Irland von den Orangisten als Erretter feiern läßt oder feiern lassen muß. Ungefähr so trat im Jahre 1864 der Minister von Bismarck für das dänische Recht auf die Herzogthümer ein. Wir wollen mit dieser Reminiscenz jedoch keineswegs sagen, daß die englischen Verhältnisse dem Lord Churchill eine ähnliche Demaskirung gestatten werden. Zunächst müssen die Tories ihre Herrschaft, wenn sie dieselbe wieder ergreifen wollen, auf eine antiirländische Majorität stützen. Nachdem sie mit deren Vollmacht die Ruhe in Irland hergestellt, müßten sie an die Expropriation der englischen Grundbesitzer in Irland mit reichlicher Entschädigung denken und dann das home rule gewähren. Zwischen diesem Ziel liegt aber auf diesem Wege als hundertfache Möglichkeit das Unberechenbare. Der Betrachter kann sich nur an die nächste Möglichkeit halten; diese aber ist, daß eine nationale Majorität im jetzigen Unterhaus sich gegen das Ministerium Gladstone zusammenfindet. Mr. Parnell würde sich dann auf die Seite des irischen Radikalismus in Irland gedrängt sehen und muthmaßlich seine Rolle ausgespielt haben. Schwer glaublich ist die andere Möglichkeit, daß Mr. Gladstone im Stande sein sollte, durch bloße Reformen in der Landfrage und eine einheitliche Umgestaltung der Selbstverwaltung eine Beruhigung Irlands und eine Befestigung seines Bündnisses mit Mr. Parnell zu Stande zu bringen.

* * * *

In Frankreich hat das Ministerium vom 7. Januar, nachdem es am 16. Januar das in der vorigen Correspondenz von uns besprochene Programm vorgelegt, sich mit Geschicklichkeit zum Herrn aller gelegentlich auftauchenden Schwierigkeiten gemacht. Einen unbequemen Radikalen hat man als Ministerresidenten nach Hué geschickt, um von dort Anam und Tongking zu regieren, ähnlich wie Tunis von einem französischen Ministerresidenten regiert wird. Mit Madagaskar hat man einen ähnlichen Friedensvertrag zu Stande gebracht, den freilich die Kammern erst genehmigen müssen. Das französische Publikum ist vorläufig sehr befriedigt, nichts zu hören von Kolonieen, von überseeischen Truppentransporten, Gefechten und Krediten. Mit großem Nachdruck und Geschick hat Herr von Freycinet bei jeder Gelegenheit dem Kabinet die alleinige

solche Waffen führten, die nur im offenen Felde gefährlich sein könnten, befanden sich die Russen unter dem Schutze ihrer Befestigungen und ihrer Kanonen in verhältnißmäßig größerer Sicherheit. Zwei volle Tage dauerte der Kampf. Der Erfolg der Russen und die starken Verluste in den Reihen ihrer eignen Reiterei hatten die Chiwaner entmuthigt, verwirrt und zum Rückzuge gezwungen. Fürst Bekowitsch hatte es aber leider nicht verstanden, seine nach errungenem Siege günstige Lage seinem Heere zu Nutze zu machen. Daß seine Lage entschieden günstig war und von den Chiwanern als solche angesehen wurde, folgt aus dem Umstande, daß die Kunde über den Ausgang der Schlacht in Chiwa eine Panik hervorrief und viele der Bewohner der Stadt dieselbe in großer Eile verließen. Alles was sie einzupacken vermochten schleppten sie mit sich fort und erwarteten jeden Augenblick die Einnahme der Stadt selbst durch die Russen als unvermeidlich bevorstehend. Fürst Bekowitsch hätte als Sieger den Chiwanern Bedingungen vorschreiben können, statt dessen trat er mit Schirgasi in Unterhandlungen, wobei die ganze Hinterlist des Khans und die ganze Unentschlossenheit des russischen Heerführers klar hervortrat. Was diese Zaghaftigkeit veranlaßte — ist schwer zu sagen: lag es an der Befürchtung, daß sich der kleine Haufen seiner Krieger, von der Heimath durch mehrere Hunderte von Werst der Wüste abgeschnitten und ohne auf Verstärkung rechnen zu können, ungeachtet seines Muthes, auf die Dauer gegen den Anprall der chiwanischen Schaaren nicht würde zu halten vermögen; oder lag es daran, daß, wie Golikow berichtet*), der Fürst Bekowitsch „unter dem Drucke der über den Tod seiner Frau und seiner beiden Töchter, die in der Wolga ertranken, empfangenen Trauerbotschaft nicht mehr wußte, was er that", — jedenfalls bleibt es unbestritten, daß seine weitere Handlungsweise auf den Verlauf der Ereignisse entscheidend einwirkte und den tragischen Ausgang des Feldzuges herbeiführte. Sein Verhalten gestaltete den Feldzug zu einem Drama, welches nach einem recht langen Prolog eine rasche Lösung erhielt, dem es aber an einer Handlung fast gänzlich fehlte.

Geschlagen und verwirrt wußte seinerseits auch Schirgasi nicht, welche Entscheidung er treffen soll. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß gegen die Russen, trotz ihrer geringen Zahl, zu kämpfen nicht so leicht ist, konnte er nicht wieder einen Angriff versuchen. Er zog die Männer seiner Umgebung zu Rathe und beschloß durch List den Fürsten Bekowitsch von seinen Truppen zu isoliren, um sich dann der letzteren zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke sandte er einen seiner hohen Beamten in das russische

*) op. cit. Bd. VI.

ſuchen. Seit dieſer Verurtheilung lebt das Nationalgefühl ausſchließlich in der Hoffnung der Revanche, die den alten Beſitz zurückbringen und ſteigern ſoll. Wenn ein Volk nur noch eine einzige Hoffnung hegt und ſeine ganze Zukunft mit unabänderlichem Entſchluß auf eine einzige Karte geſetzt hat, dann muß der Augenblick kommen, wo die Fluth der Thatenluſt und der Ungeduld, aus einem proviſoriſchen Zuſtand herauszukommen, über den höchſten Damm ſteigt. Uns dünkt, daß jedes Auge das raſche Steigen dieſer Fluth bemerken kann. Es giebt nur noch ein einziges Wort der Beſchwörung, das unaufhörlich, aber leiſe geſprochen wird, damit es fremden Ohren unhörbar ſei: „wartet, bis die drei Greiſe, die uns geſchlagen haben, vom Schauplatz getreten; wartet, bis der unheimliche Bismarck die Augen geſchloſſen oder vom Alter gelähmt iſt!“

Wir halten mit dem Geſtändniß nicht zurück, daß wir an die Macht auch dieſer Zauberformel über einen gewiſſen Punkt hinaus nicht glauben. Sie wird nichts vermögen, wenn ſich ſcheinbar ein Bundesgenoſſe für die Revanche zeigt, oder wenn die innern Zerwürfniſſe nur noch durch die allſeitige Wendung nach Außen zurückzuhalten ſind. Und der Stoff dieſer Zerwürfniſſe wird immer reichlicher. Herr von Freycinet hat in ſein Kabinet zur Befriedigung des Herrn Clemenceau einen radikalen Kriegsminiſter berufen müſſen, der ernſtlich gewillt ſcheint, die antirepublikaniſchen Elemente in der Armee zu vertreiben oder zu zerdrücken. Das iſt ſchwer auszuführen. Man hat nicht gleich ein Officiercorps zur Hand, das zugleich begeiſtert für die Republik, militäriſch doch kultivirt und geſellſchaftlich ein Muſter ebenſo feiner als kriegeriſch männlicher Sitte iſt. Der radikale Kriegsminiſter verſucht es mit Schikanen gegen die höheren, des Antirepublikanismus verdächtigen Officiere und mit Begünſtigung der Unteroffiziere, wie der aus ihnen hervorgegangenen Offiziere. Das muß aber bald in der Armee zu unerträglichen Zuſtänden führen, und wenn die Armee ſich nicht ſpalten und an den bürgerlichen Parteikämpfen betheiligten ſoll, wird man nur das eine Mittel haben, was ſie ſelbſt verlangt: ſie gegen den Feind zu führen.

So ſtehen die franzöſiſchen Dinge in der dritten Republik unter einem ſehr fähigen Staatsmann als Miniſterpräſidenten. Selbſt die Opportuniſten unter den gemäßigten Republikanern, welche doch allein nicht im Stande waren, die Regierung zu halten, ſind neuerdings gegen dieſen Miniſter unbotmäßig geworden, wie ihre Haltung bei der Genehmigung des Vertrages mit Madagaskar bezeugt. Wenn ihnen gelänge, das Miniſterium Freycinet zu ſtürzen, welches Mittel hätten ſie und welches Mittel hätte eine andere Partei, um die Herrſchaft an ſich zu reißen, als Frankreich ſofort zur Revanche aufzurufen? Unter dieſen Umſtänden iſt die Zähigkeit, mit welcher der radikale Miniſter Lockroy an der Weltausſtellung für 1889 feſthält nur eine Zerſtreuung, um das peinliche Gefühl einer bevorſtehenden Kataſtrophe, die man nicht beſchleunigen kann, durch eine Beſchäftigung mit anderen Dingen oberflächlich zu verdrängen. Deutſchland kann nicht daran denken, die Einladung zu dieſer Ausſtellung anzunehmen, wenn ſie amtlich erfolgen ſollte. Das Jubiläum von

schlagenen Ehrenzelten Spalier. Bei der Audienz bekundete der Khan durch einen Schwur auf den Koran seine freundschaftlichen Gefühle, zu deren Bekräftigung und als besondere Ehrenbezeugung dem Bevollmächtigten des Zaren gegenüber er den Wunsch zu erkennen gab, mit seinem Gaste zusammen in die Stadt Chiwa seinen Einzug zu halten. Nach dem Mittagmahl brachen Russen und Chiwaner nach der Stadt auf, rasteten aber noch einmal am Flüßchen Porsungun. In einer Entfernung von etwa 2 Werst hinter den Hügeln lagerten auch die russischen Truppen unter der Führung Frankenbergs, welchen der Fürst Bekowitsch durch den freundschaftlichen Empfang des Khans beruhigt, über den glücklichen Ausgang der Zusammenkunft benachrichtigte und zugleich ihm auf dem Wege nach Chiwa zu folgen anwies.

Unterdessen hatte Schirgasi, der mit Ungeduld sich seiner unbequemen und gefährlichen Gäste zu entledigen strebte und weitere Geheimhandlungen nunmehr für überflüssig hielt, den Entschluß gefaßt, seinen Beziehungen zum Fürsten Bekowitsch eine schroffe Wendung zu geben. Statt den Weg nach Chiwa fortzusetzen und den Fürsten als Ehrengast mit einziehen zu lassen, ließ er ihn wie einen Gefangenen von einer chiwanischen Wache umgeben und verlangte von ihm unausgesetzt, daß er seine Truppen in kleinere Abtheilungen theilen sollte, unter dem Vorwande, daß es dem Lande zu beschwerlich fallen würde, eine aus einigen Tausenden von Köpfen bestehende Armee zu unterhalten, falls sie an einem Punkte concentrirt bleibt. Es ist unzweifelhaft, daß Fürst Bekowitsch die ganze Gefahr eines solchen Schrittes, durch welchen er nicht nur sich selbst, sondern auch seine ganze Armee der Gewalt der Chiwaner preisgegeben hätte, durchblicken mußte und dieser Aufforderung nicht freiwillig nachgeben konnte. Andertheils vermochte eine Weigerung seinerseits den halbbarbarischen Schirgasi nicht zu veranlassen von dem gefaßten Plan zu lassen. Ungeachtet seines Schwures auf den Koran und lediglich vom Wunsche geleitet, sich und sein Land von der russischen Invasion zu befreien, unterzog der Khan seinen Gefangenen verschiedenen Folterungen und erzwang von ihm einen an den Major Frankenberg gerichteten Befehl, nach welchem die russischen Truppen in kleineren Abtheilungen durch das ganze Land an den vom Khan selbst anzuweisenden Punkten vertheilt werden sollten.

Es wäre ungerecht und grausam, dem Fürsten Bekowitsch Kleinmuth vorzuwerfen, oder ihm die Absicht unterzuschieben sein Leben durch Auslieferung seiner Armee an den Feind retten gewollt zu haben. — Folterungen, in welchen die Asiaten so erfinderisch sind, zu erdulden ist, gewiß, nicht Dasselbe, wie auf dem Schlachtfelde zu fallen, und, sicher, würde der Ruhm, der sich an manchen Heldennamen knüpft, verbleichen, wenn dessen

an den Ufern des Flusses gesammelten goldhaltigen Sandes übersandte Beneveni dem Zaren und berichtete in einem Briefe vom 10. März 1722, daß das Gold dem Amu-Darja durch dessen dem erzreichen Badagschan entströmenden Nebenfluß Gioktscha zugeführt werde, und daß die Bewohner des Quellgebiets des letzteren in den Bergen, besonders zur Sommerzeit, große Goldkörner finden. Sie legen frischgeschorene Schafwolle ins Wasser, bedecken sie mit Erde und Sand, um das Wasser zum Stauen zu bringen, nehmen dann die Wolle aus dem Wasser heraus, trocknen sie am Ufer und lesen daraus das sich angesammelte Gold aus. Ueber den früheren Lauf des Amu-Darja theilte Beneveni mit, daß nach einer in Buchara bestehenden Ansicht, der Strom ehemals zwei Arme besessen haben soll, von denen der eine stets in den Aralsee, der andere in das Kaspische Meer mündete. Wann aber die zweite Stromrichtung unterbrochen wurde — wußte in Buchara Niemand zu sagen.

Peters zu früher Tod machte seinen großartig angelegten Plänen ein plötzliches Ende und unterbrach zeitweilig die Bewegung Rußlands nach Osten. Viele Ziele, die Gegenstand des unermüdlichen Strebens des genialen Kaisers waren, wurden während der darauffolgenden Regierungsperioden in den Hintergrund gedrängt, da die Leitung des Staates für längere Zeit in die Hände wenig begabter Frauen, unfähiger Regenten oder selbstsüchtiger Günstlinge gerieth, deren Thätigkeit fast gänzlich in Hof-Intriguen und Palast-Umwälzungen aufging. Unter solchen Verhältnissen mußte naturgemäß auch der Nutzen, welcher für Rußland aus seiner Präponderanz in Asien hätte erwachsen können, unberücksichtigt bleiben.

Zwar tauchte beim Kaiser Paul, der sich stets durch originelle oder gar abenteuerliche Einfälle auszeichnete, der kühne Gedanke auf, im Verein mit dem Consul Bonaparte nach Asien vorzudringen, um sich dessen reicher Länder zu bemächtigen und sie unter Rußland und Frankreich zu theilen; auch war schon ein Feldzugsplan, der an die Züge Alexanders des Großen erinnern sollte, vollkommen ausgearbeitet, allein er kam in Folge des plötzlichen Todes Pauls nicht zur Ausführung.

Erst in den 20er Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts und vornehmlich während der Regierungszeit des Kaisers Nikolaus beginnt eine Reihe consequenter Versuche Rußlands Macht in Asien zu befestigen. Rasch aufeinander folgen Züge dahin, bald in Gestalt bewaffneter Karawanen, bald als wissenschaftliche Expeditionen. Im Winter 1839 wird unter der Führung des General-Adjutanten Perowsky ein Feldzug nach Chiwa, welches durch seine räuberische Politik Rußland gegenüber schon lange den Unmuth des letzteren erregte, unternommen. Aber auch diese,

habe — diejenigen, die zur Sklaverei bestimmt waren. Zur selben Zeit ging ein ähnliches Schlachten im Lager des Khans vor sich, der auch selbst der Hinrichtung der russischen Officiere beiwohnte. Der Kopf des Fürsten Samanow, dieses bösen Genius der Expedition, fiel zuerst, und lange blieb er mit demjenigen des Edelmannes Ekonomow als Trophäe vor dem Abarischen Thore, am Eingange der Stadt Chiwa, gehißt. Auch der unglückliche Fürst Bekowitsch-Tscherkaßky wurde hingerichtet. Auf Befehl des Khans wurde ihm die Haut abgezogen und zum Ueberzug einer Trommel verwendet.

Schirgasi triumphirte. Nicht nur waren seine Feinde vernichtet, auch eine reiche Beute fiel ihm in die Hände: alle Waffen, Kanonen, Munitionen und Geld waren sein geworden. Siegestrunken, übersandte er den Kopf des unglücklichen Fürsten Bekowitsch an den Emir von Buchara und prahlte damit, daß er durch Hinrichtung des Feindes mit seinem eigenen Lande zugleich auch Buchara vor der russischen Herrschaft gerettet habe. Der bucharische Khan aber, den vielleicht humane Gefühle weniger als Vorsicht und Berechnung leiteten, da gerade zur selben Zeit ein Gesandter von ihm sich in Petersburg befand, um bei dem Zaren Peter die Begnadigung der durch Unterhaltung geheimer Beziehungen zur Türkei compromittirten astrachanischen Bucharen zu erwirken, empfing die Boten des Schirgasi nicht. Das blutige Geschenk zurücksendend, ließ er ihm sagen, daß er „kein Menschenfresser sei und an einer so unmenschlichen That keinen Antheil nehmen wolle". Der darauf nach Chiwa zurückgebrachte Kopf des hingerichteten Fürsten wurde längere Zeit in allen Städten des Khanats herumgetragen und auf Bazaren und Plätzen zur Schau ausgestellt, zur Befriedigung des Rachegefühls der wilden Chiwaner.

Nach Chiwa zurückgekehrt, bereitete sich Schirgasi zu einer nochmaligen großartigen Feier seines Sieges vor: es sollten 40 russische Gefangene öffentlich hingerichtet werden. Da trat aber unerwartet der Aichun (der höchste geistliche Würdenträger) als deren Beschützer auf. Er tadelte öffentlich den Khan, wegen der von ihm verübten Verletzung seines auf dem Koran geleisteten Schwures und verlangte Begnadigung der Unglücklichen, deren Leben es ihm auch zu retten gelang. Mit Resignation ertrug anfänglich mancher von ihnen die Sklaverei und die harte Behandlung seitens der Chiwaner und unterdrückte geduldig das Heimweh, vielleicht in der Zuversicht, daß Rußland die Freveltat der Chiwaner nicht ungestraft lassen und sie, die in der Gefangenschaft Schmachtenden befreien würde. Als sie aber ein Jahr nach dem anderen, ohne Besserung ihres Looses verstreichen sahen, schwanden auch ihre Hoffnungen auf die Rückkehr in die Heimath. Nur zehn Jahre später bot sich einigen von

Politiſche Correſpondenz.

Anfänge des dritten Miniſteriums Gladſtone. — Anfänge des dritten Miniſteriums Freycinet. — Langſame Beruhigung der Balkanländer.

Berlin, Ende Februar.

England und Frankreich, jene großen Staaten, deren politiſche Kämpfe und Inſtitutionen ſo lange den ſpät heranreifenden politiſchen Geiſt des deutſchen Volkes beſchäftigt und ihm von den verſchiedenſten Seiten zum Muſter und zur Anregung gedient haben, dieſe Staaten ſind jeder in einer kritiſchen, d. h. ausſcheidenden Umwandlung ihres ganzen Gefüges begriffen. Dabei tritt ein alter Unterſchied wiederum ſehr bezeichnend hervor. Die franzöſiſche Entwicklung verläuft höchſt dramatiſch, in geſchloſſenen Akten, deren jeder eine ſtarke Entladung herbeiführt. Man könnte mit Fauſt ausrufen: „Welch Schauſpiel, aber ach, ein Schauſpiel nur!“ Die europäiſche Menſchheit hat längſt das Vertrauen verloren, daß alle dieſe wiederholten Kataſtrophen jemals einen dauernden Zuſtand herbeiführen. Europa genießt dies Schauſpiel, ſolange die Lebenskraft der Nation immer neue Männer von Gewandheit und Talent auf die Bühne ruft, und namentlich ſo lange, als zu den Auskünften der auftretenden Spieler Angriffe auf fremde Völker gehören können, weil die Nation zu heroiſchen Mitteln noch den Stoff liefert. Allein keine Nation ſucht in den inneren Kämpfen Frankreichs und in den vorübergehenden Schöpfungen, zu denen ſie führen, noch unmittelbare Beiſpiele. Hier, wo nichts aus der Tiefe geſchöpft und nichts in die Tiefe gearbeitet wird, hier iſt nichts zu entnehmen, nichts nachzubilden für ſolche Völker, welche nach dauernden Grundlagen ihrer Staatsordnung ſtreben.

Ganz anders iſt der Anblick, den England gewährt. Wenn die Pfeiler und Gewölbe eines Staatsbaues zu Grunde gehen ſollten, von dem aus ein Reich erobert und beherrſcht worden iſt, oder ſagen wir genauer: eine Maſſe des koſtbarſten und verſchiedenartigſten Beſitzes in allen Welttheilen, wie ſie noch nie unter einer Herrſchaft vereinigt geweſen, ſo fragt die ganze Welt nach dem Erſatz, indem ſie überzeugt iſt, daß die Inhaberin der gewaltigen Beſitzthümer dieſelben nicht verſchleudern werde, noch ſich in eine Verfaſſung bringen, welche die Behauptung derſelben unmöglich macht.

Heeres hatte keine Grenzen und sein Aerger war vielleicht um so größer, als die damalige Lage Rußlands eine baldige Ausrüstung einer neuen Expedition zur Bestrafung Chiwas nicht gestattete sondern einen geeigneteren Augenblick abzuwarten zwang. Trotz alledem bildete die Frage von der Eroberung der beiden Khanate und die Verwirklichung der Pläne, mit welchen der Fürst Bekowitsch betraut gewesen war, einen Gegenstand des unausgesetzten Nachdenkens des Zaren. Bereits im October 1717, also ein paar Monate nach der Niederlage der Russen vor Chiwa, erklärte Peter dem bucharischen Gesandten, der ihn zum Siege über die Schweden beglückwünschen und zugleich, wie vorhin erwähnt, die Begnadigung der astrachanischen Bucharen erwirken kam, seine Bereitwilligkeit nach Buchara „einen umsichtigen Mann zur Anbahnung friedlicher Handelsbeziehungen zwischen dem Khanat und Rußland zu senden", mit welchem Auftrage er im darauf folgenden Jahre einen in russischem Staatsdienste stehenden Italiener, Florio Beneveni, betraute und ihm reiche Geschenke für den bucharischen Khan mitgab. Eine geheime kaiserliche Instruction, welche Beneveni erhielt, wiederholte fast wörtlich das ehemals dem Fürsten Bekowitsch mitgegebene Programm: er sollte alle Städte, Festungen, Häfen des Kaspischen Meeres und in dasselbe mündende Flüsse verzeichnen, besonders aber den Weg nach Indien zu erforschen und über das Gold des Amu- und Syr-Darja Angaben zu sammeln suchen und zwar dabei „dergestalt verfahren, daß die Bucharen es nicht gewahr werden". Gleichzeitig sollte wiederum die Frage über den vermeintlichen Lauf des Amu-Darja in das Kaspische Meer aufgenommen werden — eine Frage, die bis zur Gegenwart die Aufmerksamkeit der Geographen auf sich zu lenken nicht aufgehört hat, aber immer noch unentschieden geblieben ist. — Zu diesem letzteren Zwecke wurde der Marineofficier, Fürst Urussow, in Begleitung des bereits zur Zeit des Fürsten Bekowitsch dort gewesenen Lieutenanten Koshin, nach Krasnowodsk commandirt. Welche Resultate die neuen Forschungen an der Bai von Krasnowodsk ergeben hatten — ist unbekannt geblieben. Was aber die Thätigkeit des Florio Beneveni betrifft, so ist aus dessen hinterlassenen, italienisch geschriebenen Tagebüchern ersichtlich, daß er in Buchara längere Zeit gefangen gehalten wurde, um erst nach einer langen Reihe von Abenteuern, nach Peters Tod nach Rußland zurückzukehren. Den eigentlichen Zweck seiner Mission hatte Beneveni zwar nicht erreicht, er fand aber während seines unfreiwilligen langen Aufenthaltes in Buchara Gelegenheit, die Sitten des Landes, dessen Produkte und einheimischen Handel kennen zu lernen und mit Hülfe seines treuen Dieners auch Einiges über das Gold des Amu-Darja, sowie über den Lauf dieses Flusses selbst in Erfahrung zu bringen. Einige Handvoll

Man ſollte denken, ganz England hätte mit ſeines Dichters wackerm Horatio bei dieſem Schreiben ausrufen müſſen: „Es braucht kein Geiſt aus ſeinem Grab zu kommen, um das zu ſagen.“ Allein das heutige England hat ſich die ſchätzbare Eigenſchaft der Geduld, ohne Zweifel eine große politiſche Tugend, in hohem Grade angeeignet. Man wartete alſo den Wiederbeginn der Parlamentsſitzungen ab. Allein am 18. Februar ſagte Mr. Gladſtone im Unterhaus genau daſſelbe, was er am 4. Februar geſchrieben. Mr. Gladſtone hat alſo — dies iſt das Einzige, was aus ſeinen Erklärungen erhellt — das Torykabinet vom Staatsruder weggeſtoßen, ohne ſeinerſeits ein Programm zur Löſung der iriſchen Frage zu beſitzen. Seine erſten Vorſchläge zur Löſung dieſer Frage denkt er nach ſeinen Aeußerungen vom 18. Februar ungefähr am 22. März einzubringen. Bis dahin hat er noch Zeit, der öffentlichen Meinung an den Puls zu fühlen. Von den Whiglords erklärt einer nach dem andern den Austritt aus dem neuliberalen oder radikalen Lager. Mr. Gladſtone wird alſo weniger die ſozialen Verhältniſſe Irlands prüfen, die aller Welt bekannt ſind, als vielmehr dieſe beiden Möglichkeiten: 1) ob er ein irländiſches Programm finden kann, das ihm die ſichere Unterſtützung Mr. Parnells und zwar mit der Gefolgſchaft aller irländiſchen Mitglieder verſchafft, ohne die engliſchen Radikalen aus Gladſtones eigenem Gefolge zu ſtoßen; 2) ob die engliſchen und iriſchen Radikalen zuſammen zur Herſtellung der parlamentariſchen Majorität ausreichen. Dieſe Möglichkeiten ſind eine wie die andere noch höchſt zweifelhaft, und ſo kann man in der That nicht ſagen, ob nicht ſchon im März oder April das dritte Miniſterium Gladſtone den letzten Tag ſehen wird. Ohne Zweifel haben Lord Salisbury und ſeine Kollegen dieſe Lage der Dinge gekannt. Dieſe Annahme allein macht erklärlich, daß die Tories nicht von der Königin, welche darüber Lord Salisbury zu Rathe zog, die Auflöſung des Unterhauſes erbaten. Um die irländiſche Frage zur Wahlfrage zu machen hätten die Tories müſſen mit dem poſitiven Programm in den Wahlkampf gehen, deſſen Anfang ſie dem Parlament vorgelegt hatten. Allein man braucht nur ein poſitives Programm zu haben, um bei den Wählern und vor allem vor einem Wahlheer des allgemeinen Stimmrechts zu verlieren. Jetzt iſt Mr. Gladſtone in der Zwangslage, ein poſitives Programm aufzuſtellen, und er wird keins finden. Als Führer des Radikalismus kann er nicht wohl die Tories in Repreſſivmaßregeln überbieten, nachdem dieſe ſich für die Repreſſionspolitik wieder entſchieden haben. Denn damit würde Mr. Gladſtone genötigt ſein, ſich ſeinen radikalen Freunden zu entfremden, deren zum Radikalismus gehörige Konfuſion in der iriſchen Frage am größten iſt. Sie möchten aus den iriſchen Nationaliſten und Katholiken aufgeklärte engliſche Radikale machen, und weil ſie möchten, daß dies mit Maßregeln gegen die Grundbeſitzer allein zu erreichen wäre, ſo behaupten ſie, dies ſei zu erreichen, indem ſie mit ſehenden Augen leugnen, daß die Irländer vor allem home rule wollen, um damit ſich die Expropriation der engliſchen Eigenthümer des iriſchen Bodens ſelbſt zu beſorgen. Mr. Gladſtone kann alſo mit dieſen radikalen Freunden

obwohl unter Aufwand größerer Mittel ausgerüstete Expedition, erreich: ebensowenig, wie die vorhergegangenen den eigentlichen Zweck.

Nichts desto weniger wäre es unrichtig die Bedeutung aller dieser scheinbar erfolglosen Züge Rußlands nach Central-Asien zu leugnen, da sie die Russen durch werthvolle Erfahrungen bereicherten, sie mit Wüstenmärschen und den Bedingungen dieselben auszuführen bekannt machten, ihnen eine genauere Kenntniß derjenigen Länder, welche Rußland zu erwerben strebte, verschafften und somit den Weg zu den später, während der beiden letzten Decennien geschehenen Eroberungen ebneten. Der Plan Peters des Großen begann also erst nach anderthalb Jahrhunderten aus dem Bereiche der Ideen in dasjenige der Wirklichkeit überzugehen. Allein auch gegenwärtig noch ist er nicht seinem ganzen Umfange nach verwirklicht; nur ein Theil desselben ist erreicht. Seine weitere Durchführung ist eine Frage, welche zu beantworten der Zukunft, und zwar vielleicht der allernächsten, vorbehalten bleibt.

kann man sich verderblicheres denken, als die Reform der Grundlagen des englischen Staates durch eine Majorität, in welcher die Irländer den Ausschlag geben? Weil aber Mr. Parnell dieses Experiment, obwohl er damit England unermeßlichen Schaden zufügen könnte, nicht machen will und vielleicht, da es immerhin weitaussehend ist, bei der Ungeduld seiner Volksgenossen nicht machen darf, so läßt sich noch garnicht absehen, wie die englischen Parteien, wie Radikale sowohl als Tories, wie Mr. Gladstone und Lord Salisbury aus der gegenwärtigen Schwierigkeit herauskommen werden. Der Ausländer kann leicht das Ziel erkennen, aber nicht die Mittel angeben, um ans Ziel zu gelangen. Denn das Ziel ist offenbar die Gewährung des home rule für die ganze innere Regierung, vor Allem, um die Irländer aus dem englischen Parlament herauszuwerden. Wir haben schon wiederholt erwähnt, daß unter den Tories Lord Churchill diese Einsicht besitzen soll, derselbe Staatsmann, der sich jetzt in Irland von den Orangisten als Erretter feiern läßt oder feiern lassen muß. Ungefähr so trat im Jahre 1864 der Minister von Bismarck für das dänische Recht auf die Herzogthümer ein. Wir wollen mit dieser Reminiscenz jedoch keineswegs sagen, daß die englischen Verhältnisse dem Lord Churchill eine ähnliche Demaskirung gestatten werden. Zunächst müssen die Tories ihre Herrschaft, wenn sie dieselbe wieder ergreifen wollen, auf eine antiirländische Majorität stützen. Nachdem sie mit deren Vollmacht die Ruhe in Irland hergestellt, müßten sie an die Expropriation der englischen Grundbesitzer in Irland mit reichlicher Entschädigung denken und dann das home rule gewähren. Zwischen diesem Ziel liegt aber auf diesem Wege als hundertfache Möglichkeit das Unberechenbare. Der Betrachter kann sich nur an die nächste Möglichkeit halten; diese aber ist, daß eine nationale Majorität im jetzigen Unterhaus sich gegen das Ministerium Gladstone zusammenfindet. Mr. Parnell würde sich dann auf die Seite des irischen Radikalismus in Irland gedrängt sehen und muthmaßlich seine Rolle ausgespielt haben. Schwer glaublich ist die andere Möglichkeit, daß Mr. Gladstone im Stande sein sollte, durch bloße Reformen in der Landfrage und eine einheitliche Umgestaltung der Selbstverwaltung eine Beruhigung Irlands und eine Befestigung seines Bündnisses mit Mr. Parnell zu Stande zu bringen.

* * * *

In Frankreich hat das Ministerium vom 7. Januar, nachdem es am 16. Januar das in der vorigen Correspondenz von uns besprochene Programm vorgelegt, sich mit Geschicklichkeit zum Herrn aller gelegentlich auftauchenden Schwierigkeiten gemacht. Einen unbequemen Radikalen hat man als Ministerresidenten nach Hué geschickt, um von dort Anam und Tongking zu regieren, ähnlich wie Tunis von einem französischen Ministerresidenten regiert wird. Mit Madagaskar hat man einen ähnlichen Friedensvertrag zu Stande gebracht, den freilich die Kammern erst genehmigen müssen. Das französische Publikum ist vorläufig sehr befriedigt, nichts zu hören von Kolonieen, von überseeischen Truppentransporten, Gefechten und Krediten. Mit großem Nachdruck und Geschick hat Herr von Freycinet bei jeder Gelegenheit dem Kabinet die alleinige

Unsere letzte Korrespondenz hatte den Ausbruch der Ministerkrisis berichtet, welche seit der Abstimmung des Unterhauses vom 26. Januar das Torymini sterium bedrohte. Zwei Tage darauf hatten die Minister das Parlament in Kenntniß gesetzt, daß in Folge einer Mittheilung des Ministeriums an die Königin Lord Salisbury zu dem Staatsoberhaupt berufen worden sei und daß das Ergebniß dieser Berathung am 1. Februar mitgetheilt werden solle. Die Mittheilung bestand darin, daß die Königin den Rücktritt des Toryministeriums genehmigt und Mr. Gladstone mit der Bildung des neuen Ministeriums beauftragt habe. Die neue Ministerliste wurde am 4. Februar bekannt, das Parlament aber vertagte sich gleichzeitig bis zum 18. Februar. Das neue Ministerium enthielt an bemerkenswerthen Namen den des Lord Rosebery für das Auswärtige, des Lord Kimberley — ehemals Lord Wodehouse — für Indien, des Sir Vernon Harcourt als Schatzkanzler, des Mr. Chamberlain als Präsidenten des Lokal-Government, des Mr. Mundella als Präsidenten des Handelsamtes, des Mr. Morley als Staatssekretär für Irland. Lord Hartington, der ehemalige Kriegsminister der Gladstoneschen Kabinette, ist durch einen gänzlich dunklen Ehrenmann, des Namens Bannermann, ersetzt, das Staatssekreteriat des Innern, ist auf Mr. Childers, den Finanzminister des vorigen Cabinets Gladstone übergegangen, der mit Sir Vernon Harcourt, dem früheren Minister des Innern getauscht hat. Die Liste macht den Eindruck einer recht radikalen, von Whigs gereinigten, zu rasch durchgreifenden Maßregeln entschlossenen Kollegenschaft. Mr. Parnell, der Sieger vom 26. Januar, war nicht in das Ministerium berufen worden, allein der Name des Mr. Morley als Staatssekretär für Irland schien jeden Zweifel zu zerstreuen, daß Mr. Gladstone alsbald mit einem großen Akt der Emanzipation Irlands, vielleicht mit dem Widerruf der von William Pitt im Zeitalter der Revolutionskriege eingeführten Union zwischen Großbritannien und Irland, vorgehen werde. Allein Mr. Gladstone hatte kaum die Ernennung zum ersten Schatzlord erhalten, als er sich beeilte, Wasser, sehr viel Wasser, in den heißen irländischen Wein zu thun. Wir erinnern uns des englischen Gewohnheitsrechtes, daß nur Parlamentsglieder zu Ministern berufen werden und daß diese Mitglieder sofort nach einer solchen Berufung die Mandate den Wählern zur Verfügung stellen. Am 4. Februar hatte die Königin Mr. Gladstones Ernennung vollzogen, am 4. Februar schrieb er an seine Wähler in Midlothian und bat um die Erneuerung ihres Mandates. Dabei ließ er sich über die Aufgaben seiner neuen Staatsleitung aus und sagte in Bezug auf Irland — — was? „Es sei vor allem die Pflicht der neuen Regierung, von ihrer amtlichen Stellung Gebrauch zu machen, um sich über den sozialen Zustand in Irland ein Urtheil zu bilden. Ohne eine solche Prüfung sei es unmöglich, die einzuschlagende Politik zu erörtern. Das neue Ministerium habe ohne Zweifel die Absicht zu prüfen, ob nicht ein Versuch ausführbar sei mit irgend einem andern Plan, um die gegenwärtige Krisis zu beschwören, als mit der neuen Gesetzgebung zur Unterdrückung der Agrarverbrechen."

suchen. Seit dieser Verurtheilung lebt das Nationalgefühl ausschließlich in der Hoffnung der Revanche, die den alten Besitz zurückbringen und steigern soll. Wenn ein Volk nur noch eine einzige Hoffnung hegt und seine ganze Zukunft mit unabänderlichem Entschluß auf eine einzige Karte gesetzt hat, dann muß der Augenblick kommen, wo die Fluth der Thatenlust und der Ungeduld, aus einem provisorischen Zustand herauszukommen, über den höchsten Damm steigt. Uns dünkt, daß jedes Auge das rasche Steigen dieser Fluth bemerken kann. Es giebt nur noch ein einziges Wort der Beschwörung, das unaufhörlich, aber leise gesprochen wird, damit es fremden Ohren unhörbar sei: „wartet, bis die drei Greise, die uns geschlagen haben, vom Schauplatz getreten; wartet, bis den unheimliche Bismarck die Augen geschlossen oder vom Alter gelähmt ist!"

Wir halten mit dem Geständniß nicht zurück, daß wir an die Macht auch dieser Zauberformel über einen gewissen Punkt hinaus nicht glauben. Sie wird nichts vermögen, wenn sich scheinbar ein Bundesgenosse für die Revanche zeigt, oder wenn die innern Zerwürfnisse nur noch durch die allseitige Wendung nach Außen zurückzuhalten sind. Und der Steff dieser Zerwürfnisse wird immer reichlicher. Herr von Freycinet hat in sein Kabinet zur Befriedigung des Herrn Clemenceau einen radikalen Kriegsminister berufen müssen, der ernstlich gewillt scheint, die antirepublikanischen Elemente in der Armee zu vertreiben oder zu zerdrücken. Das ist schwer auszuführen. Man hat nicht gleich ein Officiercorps zur Hand, das zugleich begeistert für die Republik, militärisch doch kultivirt und gesellschaftlich ein Muster ebenso feiner als kriegerisch männlicher Sitte ist. Der radikale Kriegsminister versucht es mit Schikanen gegen die höheren, des Antirepublikanismus verdächtigen Officiere und mit Begünstigung der Unteroffiziere, wie der aus ihnen hervorgegangenen Offiziere. Das muß aber bald in der Armee zu unerträglichen Zuständen führen, und wenn die Armee sich nicht spalten und an den bürgerlichen Parteikämpfen betheiligten soll, wird man nur das eine Mittel haben, was sie selbst verlangt: sie gegen den Feind zu führen.

So stehen die französischen Dinge in der dritten Republik unter einem sehr zähigen Staatsmann als Ministerpräsidenten. Selbst die Opportunisten unter den gemäßigten Republikanern, welche doch allein nicht im Stande waren, die Regierung zu halten, sind neuerdings gegen diesen Minister unbotmäßig geworden, wie ihre Haltung bei der Genehmigung des Vertrages mit Madagaskar bezeugt. Wenn ihnen gelänge, das Ministerium Freycinet zu stürzen, welches Mittel hätten sie und welches Mittel hätte eine andere Partei, um die Herrschaft an sich zu reißen, als Frankreich sofort zur Revanche aufzurufen? Unter diesen Umständen ist die Zähigkeit, mit welcher der radikale Minister Lockroy an der Weltausstellung für 1889 festhält nur eine Zerstreuung, um das peinliche Gefühl einer bevorstehenden Katastrophe, die man nicht beschleunigen kann, durch eine Beschäftigung mit anderen Dingen oberflächlich zu verdrängen. Deutschland kann nicht daran denken, die Einladung zu dieser Ausstellung anzunehmen, wenn sie amtlich erfolgen sollte. Das Jubiläum von

keine wirkſamen Repreſſivmaßregeln ergreifen, er kann aber auch mit ihnen nicht den Irländern ihr home rule gewähren. Schon droht Mr. Chamberlain aus dem Kabinet zu treten, wenn Mr. Gladſtone in der Gewährung des home rule zu weit gehen ſollte. Das Programm der Beruhigung Irlands durch ſtrenge Maßregeln, auf welche weitere Erleichterungen der iriſchen Pächter und Maßregeln zur Erleichterung des Bodenerwerbs für einheimiſche Bewerber folgen ſollen, muß Mr. Gladſtone den Tories überlaſſen. Dieſe werden das Programm, über dem ſie ſtürzten, wieder aufnehmen können, wenn das radikale und parnellitiſche Lager durch den Austritt der ſämmtlichen Whigs und ſelbſt der engliſch-national geſinnten Radikalen hinlänglich geſchwächt ſein wird. Um dieſe Scheidung ſich vollziehen zu laſſen haben die Tories im Januar das Staatsruder ohne Widerſtand Mr. Gladſtone überlaſſen.

Aber warum hat dieſer es genommen? Man wird den hitzigen Sanguinismus, der die ganze Laufbahn des Mannes charakteriſirt, zur Erklärung rufen. Indeß mögen noch manche Triebfedern wirkſam geweſen ſein: die Ungeduld der radikalen Partei, wieder in die Aemter zu kommen, der Aerger Mr. Parnells, der von den Tories die Durchführung ſeiner Pläne erhofft hatte und ſtatt deſſen ſehen mußte, wie dieſe ſich anſchickten, auf das engliſche Nationalgefühl ſich zu ſtützen, welches mit eiſernem Griff Irland feſthalten möchte. Die weitere Frage, die ſich aufdrängt, iſt nun: ſollte Mr. Gladſtone wirklich gar keinen Plan zur Löſung der iriſchen Frage ſich gebildet haben, ſeitdem er im Juni vorigen Jahres durch dieſe Frage das Staatsruder verlor? Da er ohne jeden Zweifel mit der Wiederergreifung deſſelben ſich beſchäftigt hat, ſo muß er, wie es ſcheint, die möglichen Löſungen genau erwogen haben, nachdem er ſah, daß die Tories keine andere finden würden als ſeine frühere, Irland mit der Fauſt zu regieren, dann aber auf Verbeſſerung der Landverhältniſſe zu denken. Es giebt nur die eine Vermuthung, die aber ſehr wahrſcheinlich iſt, daß Mr. Gladſtone geglaubt hat, was Mr. Chamberlain und die meiſten Radikalen glauben, nämlich: den engliſchen und den iriſchen Radikalismus miteinander verquicken zu können und unter Feſthaltung des gemeinſamen Regiments nach durchgreifender Einſchränkung der ariſtokratiſchen Bodenprivilegien in ganz Großbritannien ein Regiment der Mittelklaſſen aufrichten zu können. Die Irländer wollen aber vor Allem die Aufhebung des gemeinſamen Regiments, deſſen Gegenſatz ſie als home rule bezeichnen. Dadurch, daß die Tories auf dieſen Wunſch einzugehen ſchienen, gewannen ſie die iriſchen Stimmen bei der berühmten Abſtimmung, durch welche Mr. Gladſtone im Juni 1885 geſtürzt würde. Nachdem die Tories dieſen Gedanken aufgegeben und dadurch die Bundesgenoſſenſchaft Mr. Parnells verloren haben, ſteht Mr. Gladſtone ratlos zwiſchen der iriſchen Forderung des home rule, der ſich das engliſche Nationalgefühl widerſetzt, und zwiſchen dem Gewaltregiment in Irland, dem ſich der engliſche Radikalismus widerſetzt. Der Mittelweg, den Mr. Gladſtone mit den engliſchen Radikalen gehen möchten, wird durch die Abneigung der Irländer ungangbar und dies wahrſcheinlich zum größten Heil für England. Denn was

Griechenlands erklärte. Die Ursache dieser übermüthigen Sprache lag in der gleichzeitigen Ministerkrisis zu London. Während derselben war Herr Gladstone so unvorsichtig gewesen, verlauten zu lassen, daß er eine Befriedigung der Ansprüche Griechenlands durch die Pforte herbeiführen wolle. Schnell genug wurde er indes inne, daß er auf geradem Wege sei, seinen Wiedereintritt in die Geschäfte mit der Entzündung des größten Konfliktes in Europa zu bezeichnen. Er nahm daher Lord Rosebery zum auswärtigen Minister, dem man nachsagt, daß er die Gladstonesche Idee, in Gemeinschaft mit Rußland die türkische Erbschaft zu liquidiren, für unthunlich hält. Mr. Gladstone erklärte nun selbst, daß er auf den Weg Lord Salisburys einlenken wolle, und Lord Rosebery wiederholte diese Erklärung mehrfach. Herr Delyannis schien in Folge dessen mit guter Miene sich zum Gefangenen der Großmächte machen und sich als solchen von seinem Volk amnestiren lassen zu wollen. Er versammelte die griechische Flotte in der Bai von Salamis, wo sie von dem großmächtlichen Geschwader ohne einen Kanonenschuß hätte blokirt werden können. Plötzlich aber hat er sie wieder absegeln und nach allen Winden sich zerstreuen lassen, in der Voraussicht, daß eine Jagd nach den einzelnen Schiffen nicht zur Ausführung kommen werde. Die Pariser Nachricht, daß die Flotte sich aus der Bai von Salamis nach derjenigen von Eleusis begeben, also noch tiefer ins Land an eine zur Blokade noch bequemere Stelle, scheint nicht glaublich. Einer Abordnung des Volkes hat Herr Delyannis erklärt, daß er nicht an Nachgeben denke. Es giebt für dieses Verhalten doch nur den Schlüssel, daß der griechische Minister immer noch hofft, die Einigkeit der Großmächte zerfallen zu sehen und entweder einen Konflikt unter denselben oder eine theilweise Vereinigung zur Theilung der Türkei bei Passivität der Nichttheilnehmer herbeiführen zu können. Dieses dreiste Intriguenspiel dürfte schwere Folgen für Griechenland am sichersten dann nach sich ziehen, wenn es gelingen könnte. Es ist übrigens nicht anzunehmen, daß Herr Delyannis ganz ohne Aufmunterung von Außen handeln sollte. Von wo diese kommt, läßt sich einstweilen nicht aussprechen, aber es wird schwerlich lange verborgen bleiben.

Alle Balkanvölker mit der neuesten Ausnahme Bulgariens setzen auf den Konflikt eines von ihnen mit der Türkei, aus welchem ein allgemeiner Konflikt hervorgehen soll, ihre phantastischen Hoffnungen. In der Hoffnung auf den griechisch-türkischen Konflikt legt denn auch Serbien in Bukarest den Friedensverhandlungen mit Bulgarien alle erdenklichen Hindernisse in den Weg. Neuerdings trat es mit dem hinterlistigen Vorschlag auf, als einzigen Artikel des Friedensvertrages die Rückkehr zu dem Zustand vor dem 14. November vorigen Jahres, dem Tage, wo Serbien seinen wahnwitzigen Krieg eröffnete, vorzuschreiben. Mit diesem Artikel würden so ziemlich alle Streitfragen, sogar die Fortdauer des Kriegsfußes, unerledigt bleiben. Von dem Erfolge der Aktion zur Bewahrung des griechisch-türkischen Friedens hängt auch der Erfolg der bulgarisch-serbischen Verhandlungen in Bukarest ab.

Befugniß der Initiative gewahrt. Er weiß sehr wohl, daß jede Regierung verloren ist, wenn sie erst anfängt sich zum gehorsamen Vollstrecker der Kammeranträge oder gar der Petitionen und Resolutionen des Publikums zu machen. Herr von Freycinet hat die konservativen Deputirten zurückgewiesen mit ihrem Verlangen nach Beschränkung der Versammlungsfreiheit, aber ebensd die formulirten Anträge der Radikalen auf Erlaß einer Amnestie und auf Ausweisung der in Frankreich lebenden Glieder der ehemals regierenden Familien. Zu dem letzteren Antrag steht die Verhandlung in der Kammer noch bevor. Man nimmt an, daß in Uebereinstimmung mit der Regierung ein Antrag Rivet zum Beschluß erhoben wird, welcher das Recht der Regierung anerkennt, die Prinzen jeder Zeit nach Ermessen ohne Spezialgesetz oder sonstige Bevollmächtigung der Legislative auszuweisen.

Trotz der Festigkeit, Schlagfertigkeit und sicheren Erfassung des Schicklichen, welche Herr von Freycinet an den Tag legt, erkennt man deutlich die gefährdete Lage der Republik. Am 14. Februar fand eine Nachwahl statt, um achtzehn kassirte Mandate monarchischer Deputirten zu ersetzen. Von diesen achtzehn Wahlen fielen siebzehn sogleich auf entschiedene und dazu meist gemäßigte Republikaner. Auch dies ist ein unzweifelhafter Sieg des Ministeriums. Allein die Schwierigkeit liegt in der Gesammtlage. Frankreich weiß nicht mehr, wo aus noch ein. Frankreich möchte nicht gerade eine andere Regierung, aber man möchte einen gewaltigen Ruck, der alles zurückbrächte, was man verloren zu haben glaubt: aufblühenden Reichthum und flotten Verkehr in Handel und Wandel; Ansehen in der Welt; unterhaltende Begebenheiten draußen, bei denen Frankreich die erste Hand hat; Europa wie sonst mit ganzem Auge hängend an den Bewegungen von Paris; nirgend ein Zweifel, daß Frankreich militärisch die erste Macht der Welt, und, gehoben durch dieses Selbstgefühl auf dem Hintergrunde desselben, glanzvolle Leistungen in Literatur und Kunst; Paris besucht, bewundert und geliebt von den Trägern des Reichthums und der glänzenden Namen aller Völker. Das sind die Güter, die man für Frankreichs legitimes Erbtheil hält und die man sich entrissen glaubt durch die unbegreiflichen, wider alle Weltordnung laufenden Siege der Deutschen. Keinem Beobachter kann es entgehen, daß die Fluth des Chauvinismus seit geraumer Zeit immer höher und höher steigt. Dies ist eine psychologisch vollkommen erklärliche, man möchte sagen, eine naturgesetzmäßige Erscheinung. Jedes Volk, das eine Veränderung seiner Weltstellung erfahren, die ihm als Verminderung derselben erscheint, wird sich zunächst nach dem verlorenen Gut zurücksehnen; dann wird eine Zeit der Erwägung kommen, ob man die verlorenen Güter um jeden Preis zurückerobern oder die neue Lage annehmen und den Ersatz in anderen Vortheilen, welche die letztere bietet, suchen soll. Die Franzosen haben die Zeit dieser Erwägung hinter sich und der Nationalinstinkt, zum Theil mißleitet durch den Neid der radikalen und monarchischen Parteien auf eine sich befestigende Regierung, hat den Versuch leidenschaftlich verurtheilt, auf Grund der gegebenen Lage und der mit ihr möglichen Kombinationen neue Vortheile zu

Die wirthſchaftliche Noth. Die Ueberproduction. Die Währungsfrage.

Daß die wirthſchaftlichen Verhältniſſe in der geſammten civiliſirten Welt, ganz beſonders aber in den höchſt entwickelten Staaten Europas in eine beängſtigende Verwirrung gerathen ſind, kann jetzt kaum noch von irgend einer Seite beſtritten werden. Wir ſind in einer Epoche ſinkender Preiſe. Weizen, Roggen, Vieh, Kartoffeln, Wolle, Zucker, Spiritus, Oel, Eiſen, Kohlen, Kupfer, Silber, Reis, Kaffee, Petroleum, Baumwolle ſind um wenigſtens ein Fünftel, zum Theil bis auf die Hälfte und weniger als die Hälfte ihres früheren Preiſes geſunken. Dieſer Abſchlag iſt eingetreten trotz aller Schutzzölle; hätten wir dieſe Zölle nicht und wäre der Preis dann um den ganzen Betrag derſelben niedriger, ſo würden wir in jenem Zuſtande ſein, den Fritz Reuter ſo draſtiſch im Eingang der Stromtid ſchildert: „As de Schepel Weiten, grot Mat, virtwiß' up de Landſtrat för ſößteihn Gröſchen an de Daglöhners tau Swinfauder utbäkert, un' en ganze Fuhr Hawern tau Roſtock gegen an Haut Zucker umtauſcht würd — ach! dunn was't ſlimm in Land Meckelborg."

Ich weiß nicht, ob Fritz Reuter wegen dieſer Stelle ſchon jemals als Agrarier und Schutzzöllner angeſprochen worden iſt. Jedenfalls hätte ein echter Freihändler nicht zu dem Schluß kommen dürfen, daß es „ſchlimm geweſen ſei im Lande Mecklenburg." Der richtige Jünger dieſer Schule räſonnirt ſo: Der niedrige Preisſtand mag manchen Einzelnen ſchädigen, kommt dafür aber ganzen Klaſſen zu Gute. Wenn der Producent ſeine Waare um ſo viel billiger beſchlagen muß, ſo iſt es der Conſument, der ſie um ſo viel billiger erhält. Der Conſument, der hier begünſtigt wird, beſteht aber gerade aus zwei Klaſſen, denen dieſe Begünſtigung ſehr zu gönnen iſt, den Beamten und den Arbeitern. Die Rentenbeſitzer würden die dritte Klaſſe ſein, wenn nicht gleichzeitig mit dem Niedergehen der Preiſe ein Niedergehen des Zinsfußes eingetreten wäre. Das iſt aber geſchehen; der Rentier empfängt ſtatt wie früher $4\frac{1}{2}$—5 nur noch 3—4 Proc. Zinſen. Für ihn gleicht ſich alſo der Rückgang der Preiſe mit dem Rückgang ſeiner Einnahmen wieder aus. Der Beamte hingegen erhält unverkürzt ſein altes Gehalt, und wie von allen Seiten zugegeben wird, iſt auch der Tagelohn kaum hier und da herunter gegangen; der Niedergang der Waarenpreiſe iſt alſo für Beamte und Arbeiter ein Vortheil, und ein Nachtheil nur für die Beſtſituirten, die Land-, Fabrik- und Bergwerkseigenthümer. Was kann es Erwünſchteres geben, als eine ſolche Verſchiebung der Einkommensverhältniſſe zu Gunſten der Armen?

Der erſte Fehler in dieſem Räſonnement iſt die Nichtberückſichtigung des Zwiſchenhandels. Nie florirt dieſer beſſer als in den Perioden der ſinkenden Preiſe. Das Publikum hat einmal nicht die Energie und die Einſicht, und die Concurrenz iſt ein viel zu langſam wirkendes Mittel um den Detailliſten zu zwingen, mit dem Sinken der Engrospreiſe Schritt zu halten. Der Weizen iſt so billig wie nie, aber man frage einmal bei unſeren Hausfrauen nach, ob die

1789 als Triumph der Revolution zu feiern, wäre eine armselige Komödie, wenn sie unter den heutigen Verhältnissen und in Frieden veranstaltet werden sollte. Es geht den Franzosen die Wahrnehmung auf, daß sie den Ablauf des Jahrhunderts der Revolution nur als Trauerfeier oder im Feldlager mit erhobener Fahne und geschwungenem Säbel begehen können, nachdem sie das Jahrhundert so angewendet, daß es ihnen die heutigen Früchte gebracht.

* * *

In der letzten Correspondenz glaubten wir die baldige Beschwichtigung der Balkanwirren als aussichtsvoll bezeichnen zu dürfen. Doch hat sich diese Beschwichtigung über Erwarten in die Länge gezogen und sie erscheint in diesem Augenblick noch nicht einmal gesichert. Die größte Schwierigkeit geht von Griechenland aus, einem Staat, der sich noch immer einbildet, aus dem Berliner Frieden uneingelöste Ansprüche auf türkisches Gebiet zu haben, obwohl eine nachträgliche Konferenz zu Berlin diesen Ansprüchen theils Befriedigung verschafft, theils nach dem Willen der Mächte ein Ende gemacht hat. Als der serbisch-bulgarische Krieg durch den Waffenstillstand unterbrochen wurde, hatte Griechenland eben seine, aus Anlaß dieses von Serbien bei den Haaren herbeigezogenen Konfliktes, begonnenen Rüstungen beendigt und machte nun Miene, die Pforte durch Drohungen und Forderungen zum Kriege zu reizen. Allein auch die Pforte hatte stark gerüstet und war ganz in der Verfassung, dieses unbequeme Königreich mit ein paar Schlägen in die Lage vor dem durch auswärtige Intervention sieggekrönten Aufstand der 20er Jahre zurückzuversetzen. Die verwegene Rechnung eines von Eitelkeit beherrschten Volkes und einer gewissenlosen Regierung bei dieser Lage ging offenbar dahin, daß Europa genöthigt sein werde, wohl oder übel das besiegte Griechenland aus der Hand des Türken zu erretten. Soviel wir zu erkennen vermögen, wäre der Rath des Fürsten Bismarck gewesen, solchen Rechnungen unruhiger Balkanvölker, deren Verlangen weit über ihr Vermögen geht, ein für alle Mal dadurch ein Ende zu machen, daß man das nächste derselben dem Schicksal überließ, das es sich selbst muthwillig bereitet. Lord Salisbury, der damals noch am Ruder war, scheint jedoch die Befürchtung gehegt zu haben, die russische Regierung werde durch ihre Volksstimmung verhindert sein, griechischen Niederlagen unthätig zuzusehen. Um den in diesem Fall zu erwartenden Folgen vorzubeugen, schlug Lord Salisbury gemeinsame Schritte der Mächte vor, Griechenland zur Ruhe zu bringen, und erbot sich, Englands Flotte vorangehen zu lassen. Schon vorher hatte Rußland eine Aufforderung zur Entwaffnung an die gerüsteten Balkanstaaten veranlaßt. Diese Aufforderung war überall, am schnödesten aber von Griechenland, zurückgewiesen worden. Nunmehr wurde eine gemeinsame Flottenaktion beschlossen, zuvor aber Griechenland mit der Ankündigung versehen, daß die Mächte ein kriegerisches Vorgehen seiner Flotte nicht dulden würden. Darauf gab der Minister Delyannis die berühmte Antwort, worin er den Mächten die Verantwortlichkeit eines Konfliktes überließ und jede Behinderung der griechischen Flotte für einen Angriff auf die Unabhängigkeit

nung auf dieſen Gewinn angelegt worden iſt, verſchenkt oder wenn man will, verſpekulirt. Alle Gutskäufe, welche im letzten Menſchenalter abgeſchloſſen werden ſind, ein großer Theil der Erbtheilungen und der Pachtungen ſind nach einer falſchen Vorausſetzung berechnet, und dieſer Rückſchlag iſt für tauſende ren Familien einfach vernichtend. Dabei trifft nicht etwa den Einzelnen die Schuld einer verfehlten Speculation. Wer jene allgemeine Erwartung nicht hätte theilen wollen, der hätte ſich der Landwirthſchaft überhaupt nicht widmen dürfen, denn Kauf oder Pachtung ohne ſie gab es nicht Selbſt die in den letzten Jahren abgeſchloſſenen Geſchäfte, als der Preisrückgang ſich ſchon ſehr bemerklich machte, ſind doch noch vielfach unter jener falſchen Vorausſetzung berechnet, weil die allgemeine Meinung an die Dauer dieſes Rückganges nicht glauben wollte, ſondern immer noch daran feſthielt, einmal müſſe es doch wieder beſſer werden. Erſt bei voller Erwägung dieſes Verhältniſſes kann man dazu gelangen, die ganze Kriſis, in der wir uns jetzt befinden, zu erkennen.

Durch dieſe vier Specialitäten wird das generell correcte freihändleriſche Raiſonnement ſo ſehr eingeſchränkt, daß das Endurtheil zum wenigſten neutral werden, ſich vielleicht ſchon in das Gegentheil verkehren muß. Iſt der geringe Gewinn, den Arbeiter- und Beamtenſtand machen, es wirklich werth, daß die wirthſchaftlich und politiſch wenigſt ſchätzenswerthe Klaſſe der Bevölkerung, der Zwiſchenhandel den großen Gewinn macht, von den Ständen mit fundirtem Beſitz aber große Bruchtheile zu Grunde gehen? Ich glaube, ſchon hier darf man ſehr zweifeln, ob man die niedrigen Preiſe als einen Segen begrüßen darf. Da aber bei dieſem Urtheil ſehr viel auf das Mehr oder Minder des thatſächlichen Effectes, des Verluſtes bei dieſen, des Gewinnes bei jenen Klaſſen ankommt, der ſich nicht ſo exact berechnen läßt, ſo will ich zugeben, daß eine apodictiſche Entſcheidung nicht zu fällen iſt. Völlig zweifellos wird das Verhältniß aber auf der nächſten Stufe.

Wir haben als den Effect der ſinkenden Preiſe bisher angenommen, daß der Gewinn des Producenten ſtark geſchmälert werde. Wie nun aber, wenn die Schmälerung ſo groß wird, daß gar kein Gewinn übrig bleibt, im Gegentheil mit Schaden gearbeitet wird? Eine kurze Zeit hält der Producent, der einiges Capital beſitzt, das aus. Dann bleibt nur übrig, daß er entweder die Löhne reducirt oder die Production einſtellt. Eine Zwiſchenperiode wird eintreten, wo zwar die alten Anlagen noch fortarbeiten, aber durchaus keine neuen Anlagen, keine Erweiterungen, in der Landwirthſchaft keine Meliorationen mehr gemacht werden, denn wer will Capital riskiren, wo ſinkende Preiſe, alſo nur Verluſte zu erwarten ſind? Endlich fangen auch die beſtehenden Betriebe an zu reduciren. Könnten ſie ſich halten vermöge einer bloßen Lohnherabſetzung, ſo würde das noch das erträglichſte Uebel. Damit würde der Arbeiter nur des Gewinnes, den er bisher durch die niedrigen Preiſe gemacht hat, verluſtig gehen. Aber ſo geht es in der Praxis nicht. Lohn-Reductionen ſind ſehr ſchwer durchzuführen. Ihnen voraus gehen die Arbeiter-Entlaſſungen. Und nun tritt das gräßlichſte aller ſocialen Uebel, die Arbeitsloſigkeit ein. Zu-

Das großmächtliche Geschwader zur Beaufsichtigung Griechenlands besteht aus englischen, österreichischen, italienischen, russischen, deutschen und türkischen Schiffen. Frankreich allein hat sich von Anfang an dieser Aktion nicht beigesellen wollen, obwohl es die Friedensmahnungen in Athen offiziell unterstützt hat.

Diejenigen Elemente, welche im Bunde mit Herrn Delyannis den Brand auf der Balkanhalbinsel schüren möchten, finden in der noch immer unerledigten ostrumelischen Frage eine günstige Stelle. Zwar die Pforte hat sich längst mit dem Fürsten Alexander über die Regelung dieser Frage geeinigt und die vereinbarten Vorschläge bei den Großmächten befürwortet. Danach soll Fürst Alexander durch die Pforte auf fünf Jahre zum Generalgouverneur von Ostrumelien ernannt werden und die Pforte soll das Recht haben, diese Ernennung aus alleiniger Machtvollkommenheit zu erneuern; das ostrumelische Verfassungsstatut soll durch eine türkisch-bulgarische Kommission den förderlich scheinenden Veränderungen unterzogen werden; Bulgarien verpflichtet sich, der Pforte gegen fremde Angriffe militärisch beizustehen. Gegen den letzten Punkt hat Rußland sogleich Verwahrung eingelegt, nachträglich aber auch gegen die beiden andern. Rußland will nicht die Pforte von der Zustimmung der Großmächte bei der Ernennung des Generalgouverneurs entbinden und will nicht, daß die Vereinigung der Funktionen des Fürsten von Bulgarien und des Generalgouverneurs von Ostrumelien sich nur in der Person des Fürsten Alexander vollziehe. Was die Aenderung des ostrumelischen Statuts betrifft, so soll dieselbe ebenfalls nur unter Mitwirkung und Genehmigung der Großmächte erfolgen. Man sieht, Rußland will die Mittel in der Hand behalten, den Bulgaren die Abhängigkeit von Rußland zu fühlen zu geben, damit dieselben nicht verlernen, ihr Heil nur bei Rußland zu suchen. Es scheint nicht unmöglich, den russischen Forderungen durch geschickte Formeln Genüge zu leisten. Die Hauptsache ist aber, ob die Panslavisten durchsetzen, Bulgarien in die Hand zu bekommen und den Fürsten Alexander, wenn nicht sofort zu beseitigen, doch gänzlich zu lähmen. Offenbar ist die ostrumelische Frage der Punkt, von welchem aus die Panslavisten und ihre auswärtigen Bundesgenossen den Konflikt auf der Balkaninsel durch den Zusammenstoß der russischen und türkischen Ansprüche zu entzünden hoffen. Vielleicht, daß die Erhaltung des Friedens gebietet, den russischen Ansprüchen in Bulgarien für jetzt in allen Punkten nachzugeben. So viel ist zu sehen, daß, wenn der Konflikt vermieden wird, doch nur Provisorien auf der Balkaninsel erreicht werden können: vielleicht eine Ruhe von 4—5 Jahren, die immerhin einen großen Werth bedeutet, weil sie die Zeit zu besseren Vorbedingungen einer gesunden Lösung gewährt. Das hinterlistige Auftreten Serbiens in Bukarest mag immerhin den Neigungen der jetzigen serbischen Regierung entspringen, dieselbe handelt aber nicht aus eigenem Antrieb allein, sondern mindestens ebenso unter dem Druck der panslavistischen Aktion, welche sich anschickt, jede Regierung zu beseitigen, wenn sie nicht den Geboten der panslavistischen Idee, welche vor allem kein eigenartiges Bulgarien will, sich dienstbar macht. *m.*

ein Prozent mehr oder weniger sich nicht so sicher im Voraus berechnen läßt; der Vortheil des billigen Kapitals bleibt also immer ein secundäres Moment und vermag wenig gegen die niederdrückende Besorgniß vor einem weiteren Rückgang der Preise. Aber wenig oder viel — immerhin vermag der Zinsfuß Etwas und wenn er nichts Positives vermag, so vermag er doch immer so viel, den Realitäten-Besitzern eine Erleichterung zu verschaffen. Sollte, wie so oft, die Natur den Heilungsproceß selbst vollziehen und haben wir Aussicht, daß die Verhältnisse zu einer Erleichterung durch ein weiteres Herabgehen des Zinsfußes treiben? Hat endlich der Staat Veranlassung und Mittel, diesen Prozeß zu befördern und zu beschleunigen?

Das weitere Herabgehen des Zinsfußes würde nunmehr auch die große Klasse der Rentenbesitzer sehr empfindlich in die Mitleidenschaft an dem allgemeinen Nothstande hineinziehen. Stiftungsgelder, Sparkassen, Staatsgelder selbst würden davon betroffen werden. Selbst die Steuerfähigkeit vieler Bürger würde einigermaßen zurückgehen. Viele würden sich verlocken lassen, nach unsicheren ausländischen Papieren zu greifen. Reducirung des Zinsfußes ist daher an sich gewiß kein Glück und am wenigsten, wenn dieselbe wie heute aus dem mangelnden Unternehmungsgeist des Kapitals entspringt. Aber es handelt sich hier nicht um den Gewinn eines Vortheils, sondern um die Milderung eines Leidens und da kann es keiner Frage unterliegen, daß die Reduction des Zinsfußes das vorhandene Uebel mangelnden Verdienstes gleichmäßiger über alle Klassen der Besitzenden verteilt und durch Anreiz zu Unternehmungen sogar direct zur Linderung des Uebels beiträgt. Der Staat hat daher gewiß nicht die geringste Veranlassung diesen Prozeß künstlich aufzuhalten. Es fragt sich, ob der Staat in diesem Augenblick es bereits thue.

Der preußische Staat besitzt über 5 Milliarden Staatsschulden, für welche er 4% Zinsen bezahlt, obgleich der Kurs seiner 3½proc. Consols bereits den Paristand überschritten hat. Es ist damit noch nicht gesagt, daß nunmehr sofort die ganze Schuld in eine 3½proc. convertirt werden können, denn Viele der jetzigen Inhaber möchten so niedrige Zinsen verschmähen und sich ausländischen Papieren zuwenden. Sobald aber die Möglichkeit vorliegt — was nur der practische Finanzmann zu beurtheilen vermag — mit der Conversion vorzugehen, zunächst theilweise, so dürfte aus theoretischen Gründen kein Augenblick mit dieser Maßregel gezögert werden. Die Staatskasse würde, wenn sie durchgeführt ist, eine Ersparniß von nicht weniger als 25 Millionen machen. Es scheint, daß die Inhaber der Papiere sich schon einigermaßen darauf vorbereiten, denn die Konsols, welche in richtigem Verhältniß zu den 3½proc. etwa 115 stehen könnten, stehen nur 105,50; die Prioritäten, denen die Conversion zunächst droht, nur auf 103 bis 104.

Wir sind also in dem ungesunden Zustand, daß die solideste aller Anlagen zu einer Speculation geworden ist. Denn wer heute 4prozentige Consols kauft, um die Zinsen zu genießen, thut es auf die Gefahr eines Kursverlustes bei der Convertirung. Indem der Staat die Convertirung unterläßt,

Das großmächtliche Geschwader zur Beaufsichtigung Griechenlands besteht aus englischen, österreichischen, italienischen, russischen, deutschen und türkischen Schiffen. Frankreich allein hat sich von Anfang an dieser Aktion nicht beigesellen wollen, obwohl es die Friedensmahnungen in Athen offiziell unterstützt hat.

Diejenigen Elemente, welche im Bunde mit Herrn Delyannis den Brand auf der Balkanhalbinsel schüren möchten, finden in der noch immer unerledigten ostrumelischen Frage eine günstige Stelle. Zwar die Pforte hat sich längst mit dem Fürsten Alexander über die Regelung dieser Frage geeinigt und die vereinbarten Vorschläge bei den Großmächten befürwortet. Danach soll Fürst Alexander durch die Pforte auf fünf Jahre zum Generalgouverneur von Ostrumelien ernannt werden und die Pforte soll das Recht haben, diese Ernennung aus alleiniger Machtvollkommenheit zu erneuern; das ostrumelische Verfassungsstatut soll durch eine türkisch-bulgarische Kommission den förderlich scheinenden Veränderungen unterzogen werden; Bulgarien verpflichtet sich, der Pforte gegen fremde Angriffe militärisch beizustehen. Gegen den letzten Punkt hat Rußland sogleich Verwahrung eingelegt, nachträglich aber auch gegen die beiden andern. Rußland will nicht die Pforte von der Zustimmung der Großmächte bei der Ernennung des Generalgouverneurs entbinden und will nicht, daß die Vereinigung der Funktionen des Fürsten von Bulgarien und des Generalgouverneurs von Ostrumelien sich nur in der Person des Fürsten Alexander vollziehe. Was die Aenderung des ostrumelischen Statuts betrifft, so soll dieselbe ebenfalls nur unter Mitwirkung und Genehmigung der Großmächte erfolgen. Man sieht, Rußland will die Mittel in der Hand behalten, den Bulgaren die Abhängigkeit von Rußland zu fühlen zu geben, damit dieselben nicht verlernen, ihr Heil nur bei Rußland zu suchen. Es scheint nicht unmöglich, den russischen Forderungen durch geschickte Formeln Genüge zu leisten. Die Hauptsache ist aber, ob die Panslavisten durchsetzen, Bulgarien in die Hand zu bekommen und den Fürsten Alexander, wenn nicht sofort zu beseitigen, doch gänzlich zu lähmen. Offenbar ist die ostrumelische Frage der Punkt, von welchem aus die Panslavisten und ihre auswärtigen Bundesgenossen den Konflikt auf der Balkaninsel durch den Zusammenstoß der russischen und türkischen Ansprüche zu entzünden hoffen. Vielleicht, daß die Erhaltung des Friedens gebietet, den russischen Ansprüchen in Bulgarien für jetzt in allen Punkten nachzugeben. Soviel ist zu sehen, daß, wenn der Konflikt vermieden wird, doch nur Provisorien auf der Balkaninsel erreicht werden können: vielleicht eine Ruhe von 4—5 Jahren, die immerhin einen großen Werth bedeutet, weil sie die Zeit zu besseren Vorbedingungen einer gesunden Lösung gewährt. Das hinterlistige Auftreten Serbiens in Bukarest mag immerhin den Neigungen der jetzigen serbischen Regierung entspringen, dieselbe handelt aber nicht aus eigenem Antrieb allein, sondern mindestens ebenso unter dem Druck der panslavistischen Aktion, welche sich anschickt, jede Regierung zu beseitigen, wenn sie nicht den Geboten der panslavistischen Idee, welche vor allem kein eigenartiges Bulgarien will, sich dienstbar macht.

Anzug hätten? Es giebt zu viel Eisen oder Kupfer und Millionen von Haushaltungen sind auf das kümmerlichste mit Geräthen versehen, Millionen von Ackerwirthschaften mit mangelhaften Werkzeugen und Maschinen? Es ist Ueberproduktion an Maschinen und alle Welt weist darauf hin, daß eins der wenigen Mittel, die den Handwerkerstand vor dem Sinken bewahren könne, der Betrieb mit Klein-Maschinen ist, deren Benutzung noch kaum begonnen hat? Es giebt zu viel Weizen und Weizenbrod ist noch für ganze Provinzen in Deutschland ein Leckerbissen? Der Landwirth kann seine Produkte nicht los werden und nur in einer Minderzahl von Familien in Deutschland gehört zur täglichen Nahrung das Fleisch? Wie ist es möglich zu sagen, daß wir von irgend welchen Gaben der Natur und des Kunstfleißes zu viel hätten, wenn man einen Blick wirft auf die Wohnung, Nahrung und Kleidung derer, die man, weil sie ungeheure Mehrzahl bilden, mit dem eigentlichen Namen der Gesammtheit „Volk" bezeichnet? Man kann für unseren Zustand kein ungeschickteres Wort wählen als die Bezeichnung „Ueberproduktion". Nicht an dem zu viel des Vorhandenen laboriren wir, sondern an irgend einem Zauber, welcher es uns unmöglich macht, unsere noch immer sehr kärglichen Mittel den bedürftigen Massen zuzuführen. Es ist das Märchen des Tantalus, welches sich wiederholt. Die Frucht ist da, aber wir sind nicht im Stande sie zu pflücken. Nicht in dem Uebermaaß der Produktion, sondern in irgend einer Unzulänglichkeit der Consumirenden muß der Fehler liegen.

Nun giebt es aber noch eine andre Auffassung des Begriffs der Ueberproduktion. Zwar generell kann es zu viele Produkte für die Consumtion der Menschheit nicht geben, aber vom Gesichtspunkt vieler einzelner Privatwirthschaften kann es eine Ueberproduktion geben d. h. eine Produktion zu einem Preise, der den Voraussetzungen dieser Privatwirthschaften, den Zinsen und Arbeitslöhnen die sie zahlen müssen, nicht mehr entspricht. In diesem Sinne ist unzweifelhaft eine Ueberproduktion, oder man sagte vielleicht besser eine Concurrenz im letzten Jahrzehnt entstanden, die vielen Privatwirthschaften sehr lästig werden mußte. Die verbesserten Communikationsmittel, die Eisenbahnen und Dampfschiffe, haben in Rußland, Amerika und Asien Gebiete mit reichen landwirthschaftlichen Produkten erschlossen. Die Großindustrien haben, immer weiter getrieben durch das Prinzip der Ersparung an Generalunkosten in einzelnen Artikeln eine wirkliche Ueberproduktion heraufgeführt. So sind zuerst einige bestimmte Klassen in Bedrängniß gerathen. Diese begannen ihre Consumtion einzuschränken. Dadurch wurde wieder der Absatz andrer Produktionen eingeschränkt und so hat sich das Uebel allmählig auf die gesammte Weltwirthschaft ausgedehnt. Wäre dies wirklich die Ursache der Noth, so wäre dieselbe ein Beweis von der ungeheuren Gewalt der Friktion in der Volkswirthschaft. Ohne diese könnte das Uebel nicht die Kraft der Ansteckung haben. Denn wenn zuerst nur einige Producenten-Kreise gezwungen sind ihre Waare billiger als früher loszuschlagen, so kommt der Vortheil anderen, sei es dem Zwischenhandel oder dem Publikum, zu Gute. Was also jene an ihrer Consumtionskraft ver-

Schrippen und Milchbrode größer geworden sind, oder ob sie mit ihrer Wirthschaftskasse besser auskommen als früher — von übrig behalten gar nicht zu reden. Unzweifelhaft kommt von den niedrigen Preisen dem eigentlichen Publikum nur ein Theil zu Gute.

Der zweite Fehler des Räsonnements liegt in der Annahme der Ausgleichung zwischen dem Niedergehen des Zinsfußes und der Waarenpreise. Der Zinsfuß ist um etwa 1 Proc., bei Hypotheken oft nur ½ Proc. oder noch gar nicht zurückgegangen; der Rentier hat also höchstens den fünften Theil seines Einkommens verloren. Der Rückgang der Waarenpreise beträgt aber nicht bloß ein Fünftel, sondern bei vielen Waaren weit mehr. Der Rentier würde also ebenfalls zu den noch begünstigten Klassen gehören, wenn nicht der Zwischenhandel wäre. Dieser aber mag wohl etwa soviel für sich behalten, daß in der That der Rentier bei der Gesammtbewegung nichts gewonnen, wahrscheinlich sogar noch etwas verloren hat.

Der dritte Fehler des Räsonnements ist die hiermit zusammenhängende mangelnde Berücksichtigung der Thatsache, daß die Nichtbetheiligung des Rentenbesitzers an dem Niedergang von dem Realitätenbesitzer mitgetragen werden muß und dadurch diesen doppelt belastet. Könnte man sagen: der Landwirth erhält um so viel weniger für seine Producte, dafür zahlt er aber auch so viel weniger Hypothekenzinsen, so wäre das Empfindliche der Verschiebung schon gemildert. Das ist aber nicht eingetreten, weil die Zinsermäßigung viel geringer ist als die Preisermäßigung. Wäre überhaupt kein Herabgehen des Zinsfußes eingetreten, so wäre das Sinken der Preise schon längst völlig unerträglich geworden; nur durch die gleichzeitige Minderung der Schuldzinsen haben sich noch viele Eigenthümer im Besitz erhalten.

Der vierte Fehler jenes Raisonnements ist die mangelnde Berücksichtigung folgender Thatsache. Seit dem fünften Jahrzehnt unseres Jahrhunderts haben wir eine Epoche mit unwesentlichen Schwankungen constant steigender Waarenpreise gehabt. Diese Thatsache wurde als eine so sichere und dauernde angesehen, daß sie ihrerseits auf den Preis namentlich des Grundbesitzes einen großen Einfluß übte. Die bekannte Thatsache, daß Güter beim Verkauf immer höher bezahlt wurden, als sie sich augenblicklich rentirten, ist zwar noch aus verschiedenen anderen Gründen, hauptsächlich jedoch aus diesem zu erklären. Man anticipirte im Verkaufspreis, sogar schon im Pachtschilling, die Werthsteigerung der Produktion, die man mit Sicherheit erwartete. Die Klage der Landwirthe, daß sie nur zwei oder drei Procent aus ihrem Gute herauswirthschaften, war daher völlig unberechtigt, selbst wenn die Thatsache nach dem jeweilig möglichen Verkaufspreis richtig berechnet war. Hätte die Voraussetzung steigender Preise sich ununterbrochen weiter bewährt, die Klagen der Landwirthe hätten zu den übrigen üblichen Klagen über schlechtes Wetter und mittelmäßige Ernte gezählt werden können. So steht es nun aber heute nicht. Indem statt der steigenden Preise sinkende eingetreten sind, ist nicht nur eine Hoffnung auf Gewinn fehlgeschlagen, sondern auch das ganze Kapital, welches in der Hoff-

Da vermöge der veränderten Gesetzgebung nun aber der Verkehr fast allein auf das Gold angewiesen ist, so ist es natürlich, daß das Gold theuer d. h. die Waare allerwärts billig geworden ist.

Hiergegen werden zwei Einwände erhoben, ein theoretischer und ein praktischer. Der theoretische lautet: wenn auch zuletzt der Preis der Waaren in irgend einem Verhältniß zu der Menge des vorhandenen Geldes stehen muß, so ist diese doch sehr elastisch, da es neben dem Gelde noch die Geld-Surrogate giebt. Wie wenig die Höhe der Preise in direktem Verhältniß zur Geldmenge steht, beweist z. B. der Umstand, daß England mit seinem so viel entwickelteren Verkehr einen geringeren Geld-Vorrath absolut und pro Kopf der Bevölkerung besitzt, als Frankreich. Durch ein vortrefflich organisirtes Credit- und Zahlungssystem ist es in England gelungen, diesen Mangel völlig zu ersetzen. Wenn also der europäische und der Weltverkehr im letzten Jahrzehnt größerer Geldmengen bedurft hätte, so würde er sich dieselben schon in der Form von Surrogaten verschafft haben.

Dieser Einwand ist als stichhaltig nicht anzuerkennen. Denn so gewiß es an sich möglich ist, das Geld bis auf einen gewissen Grad durch Surrogate zu ersetzen, so ist eine solche Operation — wenn nicht die staatliche Gesetzgebung sie vollzieht — doch sehr schwer, gerade in Zeiten, wo das Geld knapp wird. Geld-Surrogate sind Ausmünzungen des Credits. Credit ist ihre Voraussetzung.

Wenn also verlangt wird, daß in dem Augenblick, wo das Geld knapp wird, das Volk sich Surrogate schaffen soll, so ist das ein Widerspruch. Denn wenn das Geld knapp wird, wird es theuer, d. h. die Preise sinken und sinkende Preise reißen unaufhaltsam den Credit auf ihrer schiefen Ebene mit herab. Welches Geschäft kann noch für sicher gelten, wenn die Waaren, die es producirt um 20% im Preise herabgehen und noch weiter herabzugehen drohen? Eine solche Zeit ist für die Schaffung von Geld-Surrogaten durch den Verkehr selbst so ungünstig wie möglich. Nur gute Zeiten können dieselben in's Leben rufen und so sicher fundiren, daß sie auch schlechte Zeiten überdauern.

Völlig beseitigt wird aber diese ganze Construction durch den zweiten Einwand, den ich als den practischen bezeichnet habe. Wie? heißt es — wir sollen an Geldmangel leiden? Wir haben ja so viel Geld, daß die Banken nicht wissen, wo sie damit hin sollen und der Diskont auf 1½% steht! Daß unter solchen Umständen keine Gelegenheit für die Schaffung von Instituten für Geld-Ersatz vorhanden ist, ist zunächst klar.

Ist nun die Aufspeicherung von Geld in den Banken und die Billigkeit des Diskonts wirklich ein Beweis für den Ueberfluß von Geld? Offenbar nicht. Denn daß nicht erheblich viel mehr Geld vorhanden ist, als in früheren Jahren ergeben die Münzberichte*). Aber der Verkehr ist so träge, daß er

*) Lexis a. a. O. S. 213. „Deutschland kann nicht erwarten, daß es dauernd den beiden letzteren Staaten (Frankreich und England) in seinen Prägungen den Rang ablaufen werde und wenn man die Ausmünzungen dieser drei hauptsächlich in Betracht kommenden und miteinander in nächster wirthschaftlicher Wechselwirkung

nächst noch nicht für die Besten, sondern für die Leistungsunfähigeren oder Leichtsinnigen, gerade die, deren fast einziger moralischer Halt die regelmäßige Beschäftigung ist. Es ist für die glücklicher situirte Minderheit schwer, sich nur hineinzuversetzen in die Lage eines Mannes, der gewohnt mit Frau und Kindern vom Tagelohn aus der Hand in den Mund zu leben, nun aus der Arbeit entlassen, keine neue finden kann. Wie verhält sich das öffentliche Recht zu diesen Unglücklichen? Wir haben noch nicht einmal eine Institution, welche auch nur eine Information darüber gewährte, ob und in welchem Grade Arbeitslosigkeit im Lande herrscht. Seit fünf Jahren arbeiten wir an der Social-Reform und kaum theoretisch ist diese Aufgabe bisher hier und da ins Auge gefaßt worden. Man kann es zuweilen der Sozialdemokratie kaum verdenken, wenn sie höhnt über dieses System der Gesetzgebung, welches in fünf Jahren es glücklich dahin gebracht hat, einen Theil der Arbeiter, man bedenke wohl, erst einen Theil gegen Krankheit und Unfall zu versichern und sich dafür von der öffentlichen Meinung in ihrer ewigweisen Philistrosität sagen lassen muß, daß man heute zu viel Gesetze mache und mal etwas pausiren möge. Es ist wie wenn garnicht daran zu denken wäre, daß nun neben der Bearbeitung der Unfallversicherung auch schon das Feld der Arbeits-Nachweise-Bureaus, als Vorbereitung für das Recht auf Arbeit unter den Pflug genommen werde. Sind wir heute bereits in eine Periode des Arbeitsmangels eingetreten? Es giebt keine Instanz, welche darüber authentische Auskunft zu geben vermöchte. Es wird von manchen Seiten behauptet, auch vereinzelte positive Nachrichten liegen vor z. B. Entlassungen im Mansfelder Bergbau, aber auf der anderen Seite hört man von Strikes und Lohnsteigerungen, die in Berlin wenigstens in Aussicht genommen werden. Die bloße Möglichkeit solcher Ereignisse schließt eigentlich die Thatsache eines Arbeitsmangels aus. Das ist ja das Uebel der bestehenden socialen Organisation, daß erst wenn das Elend riesengroß gewachsen, es dem öffentlichen Auge sichtbar wird.

Sollten wir wirklich dahin kommen, oder sind wir gar schon in dem Stadium des Arbeitsmangels — was ist dann aus dem angeblichen Segen der niedrigen Preise geworden? Sie sind zum Unsegen geworden für alle Klassen und am meisten für den Arbeiterstand, dem sie den größten Vortheil zu bringen schienen. So lange der Arbeitsmangel noch nicht eingetreten ist, mag man in der That behaupten, daß die niedrigen Preise dem Arbeiter wenigstens einigen Vortheil bringen und wer es will, mag den Untergang einer Anzahl Familien aus den höheren Gesellschaftsklassen dagegen gering anschlagen. Haben die niedrigen Preise aber erst zur Arbeitslosigkeit geführt, so sind sie — mit Ausnahme der nicht direkt betheiligten Beamten — ein Verderben für alle Gesellschaftsklassen zugleich.

Das natürliche Heilmittel in diesem Zustande scheint eine noch weitergehende Reducirung des Zinsfußes zu sein. Billiges Capital ermuntert den Unternehmungssinn — freilich wohl in geringerem Maaße als man gewöhnlich meint. Bei den meisten Unternehmungen ist doch immer so viel Risiko, daß

Notizen.

Leopold von Ranke an seinem neunzigsten Geburtstage 21. December 1885. Ansprachen und Zuschriften gesammelt von Theodor Töche. Als Manuskript gedruckt. Berlin 1886. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Den Theilnehmern der neunzigsten Geburtstagsfeier Leopold Rankes hat ein ehemaliger Schüler des Meisters, jetzt Vorstand einer großen Buchhandlung, in der oben genannten, als Manuskript gedruckten Sammelschrift das erwünschte Andenken an eine tief bewegende feierliche Stunde pietätvoll gewidmet.

Es war eine unvergeßliche Stunde, durch den Mann, dem sie galt, und durch die Feiernden, die sie in gehobener und weihevoller Dankesstimmung vereinigte. Res severa est verum gaudium. Mit Freude verband sich Ergriffenheit durch die Ehrfurcht, nicht nur vor einer seltenen Geisteskraft, sondern vor der Fügung, welche den Früchten dieser Kraft die anregende Lebenszeit aus wunderbaren Ereignissen bereitet, uns aber gestattet hat, jener Früchte auf einem Höhepunkt des nationalen Lebens inne zu werden, wie ihn die deutsche Geschichte noch nicht erreicht hat.

Was die Versammlung andächtig fühlte, das brachten Rankes Worte der Erwiederung auf die vielfachen Glückwünsche zum Ausdruck. Der Mittelpunkt seines Vortrages, seines Collegiums, wie er ihn nannte, war die Verbindung, welche in einer schöpferischen Persönlichkeit der Zug der Geschichte, der die Lebenszeit beherrscht, eingeht mit der gegebenen Anlage.

Wir Hörer verstanden das Collegium und waren erstaunt, genau die Art zu vernehmen, die wir vor langen Jahren vom Katheder vernommen. Wie es beim freien Vortrag immer geht, daß der im Innern auftretende Gedanke nicht sogleich den schärfsten Ausdruck findet, daß Wiederholungen mit kleinen Veränderungen ihn verständlich machen sollen und dies auch erreichen, ebenso ging es hier. Nun der stenographirte Vortrag vor uns liegt, nicht ohne Weglassungen scheinbar überflüssiger Wiederholungen, vermissen wir doch hier und da die Verständlichkeit, die den Hörern nicht fehlte. Wenn wir den bedeutungsvollen Gedankengang uns noch einmal vergegenwärtigen, dürfen wir deshalb nicht bloß den gedruckten Vortrag, sondern auch die Erinnerung des lebendigen etwas zu Hülfe nehmen.

thut er offenbar etwas, das der Natur der Dinge widerspricht. Man wende nicht ein, daß sich ein großer Theil dieser Renten in dem Besitz von wenig Begüterten befinde, von Wittwen und Erwerbsunfähigen, die in ihrem Alter von ihren Ersparnissen leben. Es handelt sich nicht darum diese bestimmte, gewiß sehr schonenswerthe Klasse als solche zu schädigen, sondern um die Unmöglichkeit, ihnen ihren Antheil an dem allgemeinen Uebel zu ersparen. So wenig viele von ihnen auch besitzen mögen, sie besitzen doch immer etwas, und es ist ein Widersinn, aus Humanitätsgründen eine Klasse von Besitzenden zu schonen auf Kosten des allgemeinen Steuersäckels zu dem auch diejenigen beitragen, welche gar nichts besitzen. Es ist ein doppelter Widersinn, aus Rücksicht auf diese Kleinbesitzer zu übersehen, daß ein sehr großer Theil der Consols auch in den Händen der Allerreichsten sich befindet.

Aber es ist noch nicht einmal die Erleichterung des Steuersäckels, welche in erster Linie zu der Convertirung drängt, die Hauptsache ist die Rückwirkung auf den Hypotheken-Zinsfuß. Wenn sich manche Capitalisten durch die Convertirung zu Anlage ihres Geldes im Auslande drängen lassen, so muß dieses Uebel ertragen werden gegenüber der Aussicht, daß sich noch viel mehr zur Uebernahme von Hypotheken, die doch noch immer 4 und 4 ½ % geben oder auch zur Unterstützung von industriellen Unternehmungen drängen lassen werden. Es ist die einzige Art, wie die Natur der Dinge den durch die niedrigen Preise schwer bedrängten Grundbesitzern von selbst einige Abhülfe zu bringen vermag. Es ist gar nicht einmal nöthig, daß der Staat hier positiv fördernd eingreife. Er braucht nur keine künstlichen Dämme aufzurichten. Das Unterlassen einer Convertirung ist aber ein solcher künstlicher Damm, durch welchen der Staat dem Grundbesitzer die Hülfe, die sich ihm sonst bieten würde, thatsächlich verschränkt.

Unsere Darstellung bis hierher beruht auf der Voraussetzung, daß das Sinken der Preise eine Erscheinung von einer gewissen Dauer sein werde. Diese Voraussetzung wird aber nicht von allen Seiten zugegeben und kann ihrer Natur nach auch nicht bewiesen werden. Was man sich darüber für Vorstellungen macht, wird wesentlich davon abhängen, worin man die Ursache der Erscheinung sucht. Dieser wenden wir uns nunmehr, nachdem wir bisher einfach die Thatsache und ihre Consequenzen festgestellt haben, zu.

So viel ich sehe, sind in der öffentlichen Diskussion bisher drei verschiedene Erklärungen versucht worden, das sind: Ueberproduktion in zweifachem Sinne und die Währungs-Veränderung.

Auf die Ueberproduktion hat in einer etwas unklaren Weise auch die letzte preußische Thronrede hingewiesen. Das Irrthümliche dieser Ansicht, wie sie gewöhnlich gefaßt wird, ist unschwer aufzudecken. Ueberproduktion kann immer nur existiren in Einzelheiten. Es können wohl einmal zu viel Corsets oder Lokomotiven oder Spiritus producirt werden, aber generelle Ueberproduktion ist ein Unding. Wie? Es soll zu viel Wolle geben und in Deutschland allein giebt es noch Dutzende von Millionen Menschen, die gern noch einen warmen

:underts mit dem Geiſt der Revolution, den humanitären Geiſt, der nach Ranke der mächtige Mitbefreier des deutſchen Volkes von der zur Gewalt entarteten Revolution geworden iſt. Eine große Dialektik der Gedanken, welche die geſchichtlichen Kräfte bewegen, hat ſich hier vollzogen. In der Revolution empörte ſich zu Anfang die Humanität gegen den Druck einer mechaniſchen Staatsordnung, aus der die ſittliche Seele völlig entwichen. Die überkommene Staatsordnung ſetzte ſich der Revolution mit der ihr anewohnenden Schwere, aber ohne Erfolg entgegen. Die Humanität aber, welche ſich die Revolution, das heißt die Gewalt, zum Werkzeug machte, büßte damit ihren Charakter ein, ſie wurde ausſchließend, tyranniſch, in ſich ſelbſt einſeitig und arm. Die überkommene Staatsordnung andererſeits repräſentirte freilich nicht die lebendige Geſchichte, ſondern die entſeelte, unter ihrem langſam zuſammenſtürzenden Bau aber erwachte nunmehr zum erſten Mal das Bewußtſein des geſchichtlichen Geiſtes. Die revolutionäre Humanität wurde ungeſchichtlich, weil ſie ausſchließend wurde, und darum ſelbſt inhuman. Die wahre Humanität verſenkt ſich liebevoll in die Geſchichte, erweckt ihre belebenden Gedanken und hebt die Vergangenheit auf. So entſteht durch die Humanität in Deutſchland der geſchichtliche Geiſt, und durch den geſchichtlichen Geiſt die wahre Humanität. Neben wenigen unvergeßlichen und fortwirkenden Geiſtern iſt der neunzigjährige Meiſter, der mit jenem Vortrag die Glückwünſche ſeiner Schüler erwiederte, der reinſte Erwecker der ewigen Lebensgeiſter der Geſchichte geworden.

Wir folgen dem Vortrag im Einzelnen nicht weiter. Wir heben nur den ergreifenden Schlußgedanken hervor, daß durch Deutſchland nach Rankes Ueberzeugung, die aus ihm mit der Gewißheit eines Sehers ſprach, durch Deutſchland oder, wenn wir auf die Keime zurückgehen, durch Preußen, durch Brandenburg der geſchichtliche Geiſt endgültig über den revolutionären geſiegt hat. Die Verengung, mit welcher die Revolution den Geiſt der Menſchheit bedrohte, iſt ihr genommen, und darum konnte der unermüdliche Erforſcher des geſchichtlichen Geiſtes im höchſten Lebensalter an die Arbeit gehen, den Lauf der Geſchichte in dem zuſammenhängenden Gebilde eines Sehers abzuſpiegeln.

Es war eine nachdenkliche, tief in Herz und Geiſt ſich ſenkende Stunde, in der wir dieſe Worte vernahmen. Als auf der Höhe eines großen nationalen und menſchheitlichen Sieges ſtehend pries uns der neunzigjährige Seher. „Hier möchte ich weinen“, ſagte er, „es iſt eine große That der Vorſehung, deren Zeugen wir Alle geweſen ſind. — Das kleine Brandenburg und das große Frankreich!“ — Mit dem durchdringenden praktiſchen Verſtand, den dieſer erſte Kenner der Geſchichte immer und überall in den Dienſt des kontemplativen, von der Idee ergriffenen Enthuſiasmus ſtellt, fügte er den unmittelbaren Grund des Sieges hinzu: „Die Franzoſen waren mit der Durchführung der revolutionären Idee zu einem militäriſchen Staat nicht fertig geworden; wir waren mit der Vollendung der durch mannigfaltige Umbildungen ergänzten Monarchie zur Heeresmacht zu Stande gekommen.“

Wir dürfen hinzufügen, daß der revolutionäre Staat ſeinem Weſen nach

lieren, haben diese gewonnen. Die Gesammtconsumtionskraft ist dieselbe geblieben und jeder Grund für eine allgemeine Krisis hinweggefallen. Ich unterschätze gewiß die Kraft der Friktion in der Volkswirthschaft nicht. Die Aufnahmefähigkeit der begünstigten Kreise wächst nicht so schnell, wie die der benachtheiligten sinkt. Aber daß eine so ungeheure Krisis, wie wir sie jetzt mit immer gesteigerter Intensität durchmachen, allein hieraus entspränge, ist doch unmöglich anzunehmen.

Es bleibt die Währungsfrage. Um sie unbefangen zu prüfen, ist es wünschenswerth, zwei Dinge gänzlich von einander zu scheiden: die Frage, welchen Einfluß die Währungsverhältnisse auf die Waarenpreise ausüben und die Vorschläge, die Währung zu verändern. Es ist möglich, daß man zu dem Resultat kommt, einen höchst verderblichen Einfluß der Währung auf die Wirthschaftsverhältnisse zuzugestehen und dennoch alle bisher gemachten praktischen Vorschläge einer Aenderung zu verwerfen. Um diese Entscheidung mit aller Schärfe durchzuführen, wollen wir uns heute auf die erste Frage beschränken, die Erörterung der Vorschläge der Bimetallisten aber vermeiden.

Das neue Material, welches seit Nasse's Untersuchuung in diesen Jahrbüchern zu Tage getreten ist, entnehmen wir nicht sowohl den jüngsten Verhandlungen des Reichstages — die nur von Neuem, ähnlich wie die Zollgesetzgebung, bestätigt haben, daß bei solchen Fragen die eigentlich entscheidenden Gesichtspunkte in den parlamentarischen Debatten häufig überhaupt nicht zum Vorschein kommen — als zwei wissenschaftlichen Untersuchungen, von Lexis in Schmollers Jahrbuch (Zehnter Jahrg. Heft 1) und namentlich Scharling, Professor der Staatswissenschaft in Kopenhagen, in den Conradschen Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik N. F. Bd. XI.

Es ist eine allgemein anerkannte Thatsche, daß die Preissteigerung seit Mitte dieses Jahrhunderts eine Folge der gewaltigen Vermehrung des Geldes nach Entdeckung der Goldfelder in Californien und Australien ist. Gegen diese Bewegung ist ein Rückschlag eingetreten. Die Production des Goldes ist um einiges zurückgegangen und gleichzeitig ist durch die Gesetzgebung einiger Staaten die Ausprägung des Silbers stark eingeschränkt. Es ist daher von vornherein zu präsumiren, daß diese Wendung auch eine Rückwirkung auf die Preise ausüben wird. Daß irgend ein, wenn auch mehrfach vermitteltes und modificirbares Verhältniß zwischen der Menge des Geldes und dem Preise der Waaren existiren muß, ist klar. Damit ein bestehendes Verhältniß erhalten bleibe, ist es nöthig, daß unausgesetzt ein gewisser Zustrom dem Münzvorrath zugeführt werde, entsprechend der Vergrößerung des Verkehrs und der Vermehrung der Menschen. Ein solcher Zustrom hat nun auch noch immer stattgefunden, aber nicht entfernt entsprechend dem Bedürfniß, welches sich erhob, als zwei große Gebiete, Nord-Amerika und Italien ihr bisheriges Creditgeld durch Metallgeld zu ersetzen unternahmen. Selbst wenn die Silberprägung nicht beschränkt worden wäre, so würde das vorhandene Edelmetall vielleicht kaum genügt haben, einem so gewaltig gesteigerten Bedürfniß voll zu genügen.

einzelnen Jesuiten im Dienste ihres Ordens auf sich genommen — und doch ist es ihnen Alles nichts nütze, denn sie haben es nicht gethan als freie Persönlichkeiten, sondern vermöge einer künstlichen Verkümmerung und Verbildung des Charakters, welche die volle, edle menschliche Persönlichkeit unterdrückt. So wenig der Gladiator ein Held ist und der Indianer am Marterpfahl ein Martyrer, so wenig ist der Jesuit in Wahrheit ein Christ.

Es giebt keine interessantere Aufgabe, als die Entwicklung des ursprünglichen Anachoreten-Gedankens bis zu diesem seinem Widerspiel durch den Lauf der Geschichte zu verfolgen. Das ursprünglich regellose Einsiedlerthum wird zunächst, weil es, dem subjektivem Belieben überlassen bald zu den wunderlichsten Verirrungen und Auswüchsen führt, in eine gewisse Ordnung und Disciplin gebracht in den Klöstern. In den Klöstern bildet sich der Begriff und die Kunst der geistigen Disciplin, zunächst nur zu dem Zweck der Aufrechterhaltung der Ordnung und der Strenge der Regel in dem Kloster selbst. Die natürliche Autorität dieser Anstalten über die Gemüther der Gläubigen wird zu einer Waffe der Kirche in ihren Kämpfen mit dem Staat zuerst unter Gregor VII. Die früher einzeln für sich bestehenden Klöster werden zu centralisirten Orden zusammengeschlossen. Die Bettelorden bilden die neue Eigenschaft weiter; sie wollen durch mannigfaltige Thätigkeit in Verbindung mit der Außenwelt, und suchen auf sie zu wirken, namentlich durch die Predigt und durch die Inquisition. Aber vor Allem dienen sie doch Gott durch die eigene asketische Vervollkommnung; so reich bisweilen ihre Thätigkeit gewesen ist, sie war doch immer nur ein Ausfluß jenes ihr Leben erfüllenden Bestrebens gewesen. Der Jesuit aber lebt vor Allem einem Zweck außer ihnen; sobald er diesen nicht mehr erfüllt, hört er auch auf Jesuit zu sein und er wird entlassen." (Gothein S. 106.) Die Mittel der geistigen Disciplin, welche erfunden sind, dem der Welt Abgestorbenen als Halt zu dienen, werden von Loyola durch seine exercitia spiritualia auf die Spitze getrieben, auf's Feinste ausgebildet und verwandt, Weltmänner zu erziehen. Dies ist die Bewegung, mit der der Jesuiten-Orden über seine Vorgänger hinausgeht und sich von ihnen unterscheidet. Die äußere Thätigkeit, der der ursprüngliche Mönch gerade zu entfliehen gedachte, ist Zweck geworden.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Vereins für Reformations-Geschichte auch das Bild des Gegenreformators, des Stifters des Jesuitenordens in die Sammlung ihrer Schriften einzufügen. In vortrefflicher Weise, gelehrt, anschaulich und gut geschrieben hat der Verfasser dieses Hefts, Gothein, seine Aufgabe gelöst, dabei keineswegs etwa zu einem Ton feindseliger Polemik sich hinreißen lassen, sondern mit einer bis in's Extrem gehenden Discretion, einfach hier und da den Unterschied der protestantischen und der jesuitischen Sittlichkeit konstatirend, den thatsächlichen Werdegang Loyola's als einer mächtigen historischen Persönlichkeit geschildert. D.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Buchhandlung
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin

Ueber die Bedeutung der Erfindungen in der Geschichte.

Ein populärer Vortrag.

Von

H. Delbrück.

V. A. Der Gedanke, einen Vortrag über das heute von mir gewählte Thema zu halten, kam mir, als ich vor einigen Monaten einmal in einer unserer angesehensten Zeitschriften einen Aufsatz las*), der folgendermaßen begann: „Der Ausgang des Mittelalters verzeichnet zwei Erfindungen, welche das Antlitz dieser Erde verändert haben. Denn in der That kann man behaupten, daß die Physiognomie der menschlichen Gesellschaft durch die Erfindung des Schießpulvers und der Typographie mehr als durch alle andern Entdeckungen verwandelt wurde. Daß die immense Mehrheit von uns als freie Männer sich bewegen und nicht als Hörige an der Scholle haften, ist das Werk jenes Zerstörungsmittels, welches die überlegene Kraft des Einzelnen zu Gunsten des allgemeinen Wesens gebrochen hat. Das Schießpulver hat Faustrecht und Hörigkeit abgeschafft; daß wir uns aber nicht blos als ein freies, sondern auch als ein in der Masse seiner Mitglieder gebildetes und geistig freies Geschlecht fühlen dürfen, ist die Wirkung des Buchdruckes."

Diese Worte erinnerten mich daran, daß vor einigen Jahren einmal ein Naturforscher von Ruf die Ansicht aufstellte**), daß der Untergang der antiken Cultur hätte der Menschheit erspart werden können, wenn die Römer bereits das Pulver gekannt hätten. „Wenn die Römer auch nur das Steinschloß-Gewehr gehabt hätten", sagte der betreffende Gelehrte, „so

*), Johann Gutenberg und die Erfindung der Typographie. Von Prof. Dr. F. H. Kraus. Deutsche Rundschau. Elfter Jahrg. H. 12. September 1885. S. 410.

**), Culturgeschichte und Naturwissenschaft. Von Emil Du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Comp.

ſich nicht vollenden kann, wenn er auch unter Umſtänden ungeheure momentane Impulſe hervorzubringen vermag.

Ernſt, wie wir damals das Haus der Feier verließen, klingt ſie in uns nach. Der Geiſt der Geſchichte, den wir einſt erweckt und gepflegt, ein Geiſt der Liebe, des umfaſſenden Verſtändniſſes, der Gerechtigkeit und Verſöhnung hat uns auf dieſe Höhe gehoben. Wird dieſer Geiſt uns treu bleiben, wenn wir ihm untreu werden! Wo iſt aber weniger Verſöhnlichkeit, weniger Fähigkeit zur umfaſſenden ausgleichenden Kombination, weniger Verſtändniß der Einſeitigkeit, die nicht nur der zu vernichtende Feind iſt, als augenblicklich in Deutſchland? Wo herrſcht eine größere Anarchie der politiſchen und moraliſchen Ideen, während wir noch auf der Höhe der Kraft und der Erfolge, geführt durch den kräftigſten und erfolgreichſten Staatsmann, ſtehen? Die deutſche Geſchichte weiſt ſchon ſolche Momente auf, wo die Nation das glücklichſte Zuſammentreffen der äußeren Bedingungen mit dem vorherrſchenden inneren Triebe nicht fruchtbar zu machen vermochte, weil ſie nicht zum Verſtändniß dieſes Triebes und ihrer ſelbſt gelangen konnte, ſondern alsbald in den unfruchbarſten, verheerendſten Widerſtreit aller geiſtigen Auffaſſungen und materiellen Beſtrebungen verfiel. Ranke ſelbſt iſt es, der die Tragik eines ſolchen Momentes vor 54 Jahren mit ſeiner unvergleichlichen Diskretion um ſo erſchütternder gezeichnet hat. Möge der Seher von 1885 Recht behalten gegen den jugendlichen, aber an geiſtiger Klarheit nicht übertroffenen Seher von 1832!

Conſtantin Rößler.

Ignatius Loyala. Von Eberhard Gothein. Schriften des Vereins für Reformationsgeſchichte. Heft 11. Halle. 1885. Max Niemeyer.

Die hiſtoriſche Erſcheinung ſchlägt in ihr Gegentheil um. Allenthalben in der Univerſalgeſchichte findet man dieſen Satz beſtätigt, nirgends ſtärker als in der Entwicklung des Mönchsweſens, dem Contraſt der letzten großen Hervorbringung deſſelben, des Jeſuiten-Ordens, mit dem Urſprung: „jenen Einſamen, die von ihrem Volke aufgeopfert und aus der Welt ausgeſchieden wurden, zu dem Zwecke, daß die Contemplation des Ewigen und ein ihr allein dienendes Leben vorhanden ſei, nicht um eines Nutzens, ſondern um des Segens willen.“ So hat das Mönchthum in ſeiner erhabenen Weiſe Hegel charakteriſirt (in der Vorrede zur erſten Ausgabe der Logik). Der Jeſuitismus iſt die Antitheſe dieſer Erſcheinung. Nicht mehr bloß um des Segens willen, ſondern um unmittelbar den politiſchen Zwecken der weltlichen Erſcheinung der Kirche zu dienen, beſteht die Inſtitution und damit iſt der Segen ſelbſt von ihr genommen, denn das Heilige duldet nicht, daß es zu einem Mittel werde. Die Contemplation des Göttlichen, welche nicht ſich ſelbſt genügt, ſondern einem Zweck dient, erhebt den Menſchen nicht, ſondern erniedrigt ihn, macht ihn nicht frei, ſondern macht ihn zum Knecht. Wie Ungeheures hat nicht der Jeſuiten-Orden geleiſtet, welche Anſtrengungen, welche Opfer, welche Leiden haben die

Europa allenthalben wirkliche Geschütze auf und nach einigen ziemlich zuverlässigen Nachrichten war es in der That ein deutscher Mönch, der diese Erfindung gemacht hat. So kommt also der sagenberühmte Berthold Schwarz, den wir schon der großen Zahl derjenigen zuzählen mußten, die das Pulver nicht erfunden haben, doch noch wieder zu Ehren.

Welche Wirkung hatte nun die neue Erfindung des Schießens? Der Gedankengang der populären Auffassung ist folgender. Die Gewehrkugel durchschlägt den ritterlichen Panzer. Sie macht dadurch den Knecht und den Ritter im Kampfe gleich. Was hilft es, sein ganzes Leben in Waffenübung und Tournieren zugebracht zu haben, wenn nachher jeder beliebige Bursche, dem am Tage vorher eine Muskete eingehändigt ist, alle Kunst zu Schanden macht? So hat die Muskete das Ritterthum überwunden und mit den Rittern sind auch ihre Hörigen aus der Welt verschwunden. Das Pulver hat also die Standesunterschiede militärisch aufgehoben und der militärischen Gleichheit der Menschen ist auch bald die politische gefolgt. Ganz besonders haben ferner noch die schweren Geschütze dazu gedient, die ritterlichen Burgen zu brechen und die Ritter gezwungen, sich der öffentlichen Ordnung zu unterwerfen. Vor der Erfindung der Geschütze hatte man kein anderes Mittel, sie in ihren festen Zufluchtsstätten zu bekämpfen, als sie auszuhungern. Diese Felsenmauern spotteten jedes gewaltsamen Angriffs. Als aber z. B. hier der erste Hohenzoller, der Burggraf Friedrich, mit seiner „faulen Grete" in die Mark einzog, da wurde es anders. Die steinerne Kugel war stärker als die steinerne Mauer, die räuberischen Ritter flehten um Gnade und es entstand das moderne Fürstenthum. Geschütz und Muskete also waren es, welche die große Wandlung heraufführten und die Herrlichkeit des Ritterthums auf allen Seiten zugleich überwältigten. Aller andere Fortschritt geht auf diesen zurück. An die Stelle der mittelalterlichen Anarchie trat die Ordnung und Sicherheit des modernen Staats und die Erfindung des Pulvers ist es, welche das Angesicht der Erde so wohlthätig verwandelt hat.

Man widerlegt einen falschen Gedankengang am besten, wenn man den Punkt aufsucht, wo er noch mit dem Richtigen zusammenhängt.

Richtig ist in dieser Auffassung, daß eines der wesentlichen Momente, durch welches die Neuzeit vom Mittelalter geschieden wird, die Umwandlung des Kriegswesens ist. Die ritterliche Fechtweise wird ersetzt durch die Infanterie, die Schweizer und die Landsknechte. Vorläufer dieser Umwandlung sind die alten Schweizer Siege bei Morgarten und Sempach und die Fluthwelle der Hussitensiege. Vollendet wird sie in den Siegen der Schweizer über Karl den Kühnen, Herzog von Burgund.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Als das Feuergewehr anfing Schlachten zu entscheiden, gehörte also das Ritterthum schon zu den Todten und selbst dann sind noch Jahrhunderte vergangen, bis das Feuergewehr den alten Spieß völlig verdrängte.

Etwas anders, aber nicht besser, steht es mit der Zerstörung der Ritterburgen durch das schwere Geschütz. Hier ist wenigstens die vorausgesetzte Thatsache richtig, aber unrichtig ist der Rückschluß, daß man ohne das Geschütz der Burgen nicht habe Herr werden können. Selbst die festesten Burgen mußten der Aushungerung erliegen und dazu gehörte bei der geringen Besatzung, die eine Burg nur haben konnte, höchstens das Zusammenhalten von ein paar hundert Mann auf eine Anzahl von Monaten. Auch ohne das Geschütz hätten die Fürsten die Ritterburgen gebrochen; es hat ihnen nur in einigen Fällen diese Aufgabe erleichtert.

Gehen wir jetzt zurück zu jener auf den ersten Blick so einschmeichelnden Behauptung, daß, wenn die Römer besser in den Naturwissenschaften gearbeitet, das Pulver erfunden und Steinschloßmusketen besessen hätten, sie sich des Angriffs der Germanen sicherlich erwehrt haben würden.

Wir haben gesehen, daß das Wesentliche der Erfindung nicht im Pulver, sondern im Schießen liegt. Es wäre nicht unmöglich, daß die Römer das Pulver gekannt haben. Damit ist zunächst jeder Zusammenhang dieser Erörterungen mit den Naturwissenschaften abgeschnitten. Die Kunst des Schießens beruht auf einer Reihe von Einzelerfindungen, von denen das Schießen selbst wohl die merkwürdigste und wichtigste, aber noch nicht einmal die wirksamste ist: die Schäftung, das Zielen, die Luntenzündung, die Hakenbüchse, das Steinschloß, das Bajonnet, alle diese Erfindungen gehörten dazu um eine wirklich unbedingt brauchbare, voll wirksame Waffe hervorzubringen. Keine von diesen Erfindungen hat mit der Wissenschaft irgendwelche Berührung, so wenig wie die Erfindung eines neuen Thürschlosses oder die phönicische Erfindung des Purpurfärbens.

Wir sehen zweitens, daß der Gelehrte, der jenen Ausspruch gethan, von den Römern in der That etwas viel verlangt hat, daß sie schon Steinschloßgewehre besitzen sollten, denn auch unsere Epoche hat, um von der Erfindung des Schießens selbst zum Steinschloß fortzuschreiten, über 300 Jahre gebraucht. Noch die Freiheitskriege sind mit dem Steinschloßgewehr ausgefochten worden. Nun könnte man sagen, darum hätten ja die Römer dennoch diese Erfindungen machen können, sie hätten nur zeitig genug anfangen müssen. Man kann doch immer noch fragen, weshalb die Alten denn diesen Weg überhaupt nicht betreten haben. Die Ant-

würden sie alle Angriffe der Germanen, von den Cimbern und Teutonen bis zu den Gothen und Vandalen mit Leichtigkeit zurückgeschlagen haben." Dieser Nichtbesitz der modernen Erfindungen wird dann weiter zurückgeführt auf den niedrigen Stand der Naturwissenschaften bei den Alten. „Das Zurückbleiben der Alten in der Naturwissenschaft", heißt es, „ward verhängnißvoll für die Menschheit. In ihm liegt einer der vornehmsten Gründe, aus denen die alte Cultur unterging. Das größte Unglück, welches die Menschheit traf, Ueberrennung der Mittelmeerländer durch die Barbaren, blieb ihr wahrscheinlich erspart, hätten die Alten Naturwissenschaft in unserm Sinne gehabt."

Ganz abgesehen nun davon, ob der Untergang der antiken Cultur wirklich ein Unglück und nicht vielmehr eine nothwendige Vorbedingung für eine neue höhere Cultur war, so tritt in den genannten Aeußerungen eine Auffassung von der Bedeutung der Erfindungen in der Geschichte zu Tage, welche mit der vorcitirten übereinstimmt und welche man vielleicht als die in der öffentlichen Meinung vorherrschende bezeichnen darf. Viele von Ihnen werden in ihr vielleicht gar nichts Eigenthümliches gesehen, sondern nur die Wiedergabe des allgemein Anerkannten und Selbstverständlichen darin gefunden haben. Ich bezeichne also diese ganze Auffassung von der Bedeutung der Erfindungen als die populäre, ich füge gleich hinzu, daß dieselbe unrichtig ist, werde versuchen, Sie davon zu überzeugen, und endlich ihr die wissenschaftliche Auffassung gegenüberstellen.

Beginnen wir mit der Betrachtung der Erfindung und Wirkung des Schießpulvers. Der erste Fehler, dessen sich die beiden von mir citirten Autoren schuldig gemacht haben, ist, daß sie von den Wirkungen der Erfindung des Pulvers sprechen. Es handelt sich in Wirklichkeit nicht um die Erfindung des Pulvers, sondern um die Erfindung des Schießens mit Pulver. Das Pulver ist der Menschheit schon in älterer Zeit bekannt gewesen. Bei mittelalterlichen Schriftstellern aus der Zeit der Hohenstaufen'schen Kaiser finden wir richtige Pulverrecepte. Die Erzählung also von dem Mönche Berthold Schwarz, der Gold machen wollte und das Pulver erfand, ist eine Sage. Die epochemachende Erfindung besteht in der Verwendung jenes schon früher bekannten Stoffes zum Schleudern von Geschossen. Der Vorläufer dieser Erfindung war vermuthlich die Rakete. Die erste Erwähnung eines Instrumentes, welches wirklich als eine Feuer-Schuß-Waffe aufgefaßt werden kann, findet sich bei einem spanisch-arabischen Schriftsteller, Hassan Alrammah im Jahre 1290, also zu der Zeit, da noch Rudolf von Habsburg in Deutschland regierte. Etwa 30 Jahre später, seit dem Jahre 1320 tauchen dann in

Die Germanen blieben alſo frei und endlich iſt das römiſche Reich ihnen ſelbſt erlegen. Aber weit entfernt, daß die Römer durch die Erfindung einer neuen Waffe dieſes Unheil von ſich hätten abwehren können, ſie wären ihm nur um ſo ſchneller erlegen. Denn wie hat ſich die Auflöſung des römiſchen Reichs durch die Barbaren vollzogen? Nicht indem die Germanen eines Tages über die Grenzen gingen, die Römer beſiegten und unterwarfen, ſondern man möchte ſagen: von innen heraus. Indem die Römer davon abſtanden, die kriegeriſchen Völker im Norden der römiſchen Civiliſation und ihrem Joch zu unterwerfen, dieſe Völker alſo in ihrer barbariſch-kriegeriſchen Urkraft beſtehen blieben, ſchienen ſie den Römern mit dieſer Eigenſchaft ein nützliches Material bieten zu können. War es denn bloß möglich in ewiger Feindſchaft und unaufhörlichem Krieg mit ihnen zu leben? Im Gegentheil. Die Germanen fochten ebenſo gern einmal um den römiſchen Sold, wie um die römiſche Beute. Je mehr die Römer die Künſte des Friedens ausbildeten, deſto natürlicher ſchien es, zu Zwecken des Krieges ſich dieſer in ihrer Barbarei ausſchließlich kriegeriſchen Völkerſchaften zu bedienen. Schon Cäſar hatte germaniſche Reiter; Auguſtus eine germaniſche Leibwache. Der Bruder des Armin ſtand und blieb in römiſchem Dienſt. In ganzen Schaaren, endlich in ganzen Völkerſchaften traten die Germanen in das römiſche

---

ment iſt die Abberufung des Germanicus von dem Oberbefehl am Rhein, und es fragt ſich, ob hierbei der Argwohn des Tiberius gegen ſeinen Neffen Germanicus, der dem Blute nach ein näheres Anrecht an den Thron hatte als Tiberius ſelbſt, mitgeſpielt hat oder nicht. Mommſen ſagt davon kein Wort. Statt deſſen nimmt er an, daß der Kaiſer gemeint habe, durch die Legionen am Rhein nicht bloß die Germanen abwehren, ſondern auch gleichzeitig die Gallier im Zaum halten zu müſſen. Wären alſo die Grenzen und mit ihnen die Grenztruppen an die Elbe verlegt worden, ſo hätte Gallien ſo gut wie garkeine Beſatzung gehabt und dazu wäre dieſe Provinz zu unzuverläſſig geweſen. Der große illyriſche Aufſtand 6—9 p. C. zeigte, wie unſicher noch die Verhältniſſe in dieſen Grenzprovinzen waren. Nach dieſer Auffaſſung würden alſo die Armins-Schlachten, von denen zwei Jahrtauſende geſungen und geſagt haben, ihre Bedeutung zum Theil einbüßen und das eigentlich entſcheidende Ereigniß in dem illyriſchen Aufſtand zu ſehn ſein, von dem die Meiſten unſerer Leſer vermuthlich kaum je etwas gehört haben.

Ich kann mich dieſer Anſicht nicht anſchließen. Sie iſt nicht auf Quellen-Zeugniſſe geſtützt und was innere Wahrſcheinlichkeit betrifft, ſo kann man mit mehr Recht gerade umgekehrt räſonniren: durch nichts hätten die Römer Gallien ſicherer in Unterwerfung gehalten, als wenn ſie auch Germanien in ihre Hand bekommen hätten. Auch wäre die zu vertheidigende Grenze ſo viel kürzer und alſo günſtiger geworden, daß man noch Truppen erſpart hätte.

Aber wie auch immer: für die uns beſchäftigende Unterſuchung iſt die Mommſen'ſche Auffaſſung noch günſtiger als die andere. Denn, wenn die Römer neben den Germanen die Gallier in ihrem Rücken zu fürchten hatten, ſo wären dieſe als römiſche Unterthanen ſeit zwei Menſchenaltern, auch im Beſitz aller römiſchen Erfindungen geweſen; die Chancen des Kampfes wären alſo dieſelben geblieben wie ohne die ſupponirten Erfindungen und damit fällt nicht nur der Anreiz, ſondern ſogar die Möglichkeit für die Römer, durch künſtliche Mittel ihre militäriſche Superiorität zu verſtärken.

Die Schlachten von Granson und Murten bezeichnen die definitive Niederlage des Ritterthums.

Welche Rolle hat in diesen Entscheidungsschlachten die Feuerwaffe gespielt? Hat sie wirklich den Sieg der Infanterie über das Ritterthum entschieden? Die Antwort ist ausgesprochen in der Thatsache, daß die Ueberlegenheit an Feuerwaffen in den Schweizer Schlachten nicht auf Seite der Sieger, sondern auf Seite der Besiegten, nicht auf Seite der Schweizer, sondern auf Seite der Burgunder war. Diese Waffen können also nur von einer sehr geringen Wirksamkeit gewesen sein. Und doch sind von der Erfindung der Feuerwaffen bis zu diesen Burgunderschlachten schon mehr als 150 Jahre verflossen. Nach dem letzten Grund der Umwandlung, die sich vollzogen hat, haben wir hier nicht zu suchen: genug, das Feuergewehr kann es nicht gewesen sein.

Worin liegt denn nun aber der Fehler des vorhin mitgetheilten populären Raisonnements? Er liegt darin, daß die damalige Feuerwaffe die ihr zugeschriebene Ueberlegenheit gar nicht besaß. Die Couleuvrinen oder Handrohre der Zeit waren so schwer zu laden und hatten einen so unsicheren Schuß, daß sie der Armbrust und dem Bogen noch keineswegs als überlegen angesehen wurden. Bogen, Armbrust und Handrohr gingen nebeneinander her. Hatte die Kugel des letzteren die größere Durchschlagekraft, so folgten sich dafür die Pfeile des Bogens mit viel größerer Geschwindigkeit. Die Armbrust hielt in Beidem die Mitte. Auch die Geschütze, die Feldschlangen, deren Karl der Kühne sehr viele besaß, thaten den Schweizern geringen Schaden. Erst ein ganzes Menschenalter später hat Kaiser Maximilian die Armbrust gänzlich von der Musterung ausgeschlossen. Von jetzt an wächst die Wirksamkeit des Feuergewehrs, namentlich der Geschütze und zeigt sich besonders in den Schlachten von Ravenna, Marignano und an der Bicocca. In das Jahr 1525, nach der Erfindung der Musketen, fällt die erste Schlacht, von der man sagen kann, daß das Feuergewehr an ihr entscheidenden Antheil genommen. Es ist die Schlacht von Pavia, in welcher König Franz von Frankreich von den Spaniern und deutschen Landsknechten geschlagen und gefangen genommen wurde. Aber auch in dieser Schlacht besteht noch die bei weitem größere Hälfte des Fußvolkes aus Hellebardierern und Pikenieren. Noch hundert Jahr später, im 30jährigen Kriege, ist das Verhältniß etwa halb und halb, und die völlige Abschaffung der Piken, die Bewaffnung der gesammten Infanterie mit dem Feuergewehr hat erst vor jetzt 180 Jahren zur Zeit Prinz Eugens und Ludwig XIV. stattgefunden, nachdem man es fertig gebracht hatte durch die Erfindung des Bajonnets Spieß und Muskete in einer Waffe zu vereinigen.

Stellen wir nunmehr die wissenschaftliche Auffassung von der Natur der Erfindung der Feuerwaffen der populären gegenüber. Um die Erfindung hervorzubringen, dazu gehört ein durch viele Generationen, ja Jahrhunderte fortwährend dazu anreizendes Bedürfniß. So wenig wie ein Mensch geboren werden kann, ohne eine Mutter dazu, so wenig kann die Erfindung getrennt werden von ihrer Zeit und ihren Bedürfnissen. Nicht als ob, wenn nur die Zeit gekommen ist, die Erfindung so zu sagen vom Himmel fiele. Immer muß erst der Genius erscheinen, der sie erzeugt. Aber man kann nicht die Supposition machen, daß dieser Genius nun auch in einer anderen Epoche der Weltgeschichte hätte erscheinen können und einen anders gearteten Lauf der Geschichte daraus berechnen. Das ist ein Phantasiestück wie die Luftballon-Reise von Amerika nach Europa in sechs Stunden.

Einen sehr schönen positiven Belag für diesen Satz bietet eine andere große Erfindung, die Dampfmaschine, speciell das Dampfschiff. Man pflegt zu sagen, das Dampfschiff sei erfunden im Jahre 1807 durch Fulton in New-York. Das ist auch richtig; von hier aus hat die moderne Dampfschiffahrt ihren Ausgang genommen. Aber es steht ebenso fest, daß bereits 100 Jahre früher, genau 100 Jahre, im Jahre 1707 ein Professor in Marburg ein Dampfschiff gebaut hat und mit demselben auf der Fulda von Kassel nach Münden gefahren ist. Es war Papin, ein Franzose von Geburt, derselbe, von dem die Erfindung des unseren Hausfrauen bekannten Papinianischen Topfes stammt. Papin soll die Absicht gehabt haben, auf seinem Schiff nach England hinüberzufahren, aber zwei Mächte erhoben sich gegen sein Unternehmen, zwei Mächte, die oft widereinander streben, wenn sie aber einmal vereinigt sind, Alles was ihnen zuwider ist, zu zermalmen und auszutilgen im Stande sind: die Regierung und das Volk. Die unergründliche Weisheit der hohen Obrigkeit und die vermeintliche Stimme Gottes, die öffentliche Meinung. Die Obrigkeit verbot Papin die Weiterfahrt und die Weserschiffer fielen über die neue Erfindung her und zerschlugen sie. Arm, hülflos und verzweifelt kehrte Papin nach Marburg zurück.

Wir haben hier also ein Beispiel, daß in der That einmal ein außerordentliches Genie eine Erfindung machte, ehe ihre Zeit gekommen war. Aber eine solche vorzeitige Geburt stirbt ab. Vielleicht war die Construction Papins überhaupt nicht derart, daß man auf diesem Grunde weiterbauen konnte, aber wenn sie es auch gewesen wäre: da die Welt ihr nicht die rechte Liebe, Pflege und Wartung entgegenbrachte, so konnte sie nicht am Leben bleiben. Industrie und Verkehr mußten noch erst mehrere Generationen hindurch wachsen, die Ansprüche der Menschheit an Arbeits-

wort ist dieselbe, welche uns auch erklärt, weshalb unsere Epoche in diesen Erfindungen so unendlich langsam fortgeschritten ist. Die Mutter der Erfindung ist das Bedürfniß. Erfindungen machen sich nicht so leicht; nur wenn ein starkes Bedürfniß den Erfindungsgeist unausgesetzt in ganzen Generationen anstachelt und anreizt, wird die Erfindung erzeugt. Die Römer haben die Feuerwaffe nicht erfunden und nicht ausgebildet, weil sie ihrer nicht bedurften; sie sind auch ohne sie Herren der Welt geworden. Das Mittelalter und die Neuzeit aber ist voll von politischen Bildungen, die sich fortwährend untereinander bekämpfen, sich zu unterwerfen und zu erhalten trachten. Jeder hat den unausgesetzten Trieb sich neue überlegene Waffen des Angriffs und der Vertheidigung zu verschaffen, unaufhörlich folgen sich hier die Erfindungen. Und doch wie wir sahen, hat es immer sehr lange gedauert bis eine Erfindung so weit ausgebildet worden, daß sie eine große Wirkung erzielt. Keines der Völker, welche den Römern nacheinander erlagen, hätte sich etwa mit Hülfe einer Erfindung ihrer erwehren können, dafür war der Kampf viel zu schnell, immer in wenigen Generationen definitiv entschieden. Die Römer selbst empfanden noch weniger das Bedürfniß neuer unerhörter Mittel. Wo ein solches Bedürfniß hervortrat, hat es ihnen auch an dem nöthigen Erfindungsgeist nicht gefehlt. Das zeigt z. B. die berühmte Erfindung der Enterbrücke im Ersten Punischen Kriege.

Der Feuerwaffe aber bedurften sie nicht. Das gilt von ihrem Kampf mit den Germanen wie mit allen anderen Völkern. Freilich ist es ihnen nicht gelungen, diesen unsern Vorfahren ihr Joch aufzuerlegen, aber nicht weil es ihnen militärisch unmöglich gewesen wäre, sondern aus politischen Gründen. Die Cäsaren in Rom wagten es nicht einen ihrer Feldherren mit dieser Aufgabe zu betrauen, weil der Besieger Germaniens ihnen selbst gefährlich geworden wäre. Sie hätten sich in ihm einen Rivalen großgezogen, der hätte als Gegenkaiser auftreten können. Die Tapferkeit der Germanen, die Schlacht im Teutoburger Walde bewirkte so viel, daß die Römer erkannten, daß sie ohne einen furchtbaren, viele Jahre und alle Kräfte in Anspruch nehmenden Krieg mit diesen Barbaren nicht fertig werden würden. Da verzichteten die Kaiser aus dem genannten inneren politischen Grunde auf das Unternehmen, obgleich es ihnen militärisch wohl möglich gewesen wäre zum Ziel zu kommen*).

*) Die Ansicht, welche neuerdings Mommsen im fünften Bande seiner römischen Geschichte über die Rettung Germaniens vor dem römischen Joch aufgestellt hat, ist eine etwas andere. Zwar meint auch er (S. 44 unten), daß rein militärisch die Römer den Germanen genügend überlegen gewesen wären, um sie endlich zu überwinden, aber er supponirt einen andern, doch wieder dem Militärischen sich nähernden politischen Grund für den Verzicht auf das Unternehmen. Der entscheidende Mo-

aber keineswegs so viel besser als gewöhnlich angenommen wird. Dazu wurde der Unterschied einigermaßen wieder ausgeglichen dadurch, daß die Oesterreicher die besseren Geschütze hatten; sie hatten bereits lauter Hinterlader, die Preußen noch nicht. Daß die technisch mechanische Ueberlegenheit aber niemals das Entscheidende sein kann, zeigt sofort der nächste Krieg, der von 1870. In diesem Kriege hatten die Franzosen am Chassepot ein sehr viel besseres Gewehr als die Deutschen und wurden dennoch geschlagen. Welche Factoren auch immer einen Krieg entscheiden, der zufällige Besitz mechanischer Hülfsmittel kann es niemals sein, weil Nationen, welche sich an moralischen und intellectuellen Kräften gleich sind, sich auch immer annähernd dieselben mechanischen Hülfsmittel verschaffen werden. Läßt ein Volk es einmal daran fehlen, so ist nicht die schlechtere Waffe, sondern die moralische Schlaffheit, die es versäumt sich der bereit stehenden mechanischen Mittel zu bedienen, der wahre Grund der Niederlage. —

Diese letztere Bemerkung leitet uns über zu der Frage, die wir schon einmal berührten: welche thatsächliche Bedeutung denn nun den Erfindungen für die Fortentwickelung der menschlichen Cultur bleibt. Unsere bisherige Betrachtung ist wesentlich darauf gerichtet gewesen, festzustellen, daß die Erfindungen nur unter bestimmten historischen Bedingungen gemacht, von diesen nicht lösgelöst und isolirt betrachtet werden können, ferner, daß sie im Kampfe der Völker nicht die Entscheidung zu geben vermögen. Welche positiven Wirkungen sind nun aber den historisch fixirten Erfindungen zuzuschreiben? Wir wollen die Untersuchung an eine dritte große Erfindung, die schon am Anfang genannte Buchdruckerkunst, anknüpfen. Zunächst einige Worte über die Natur dieser Erfindung, welche viel besprochen, viel untersucht und viel bestritten ist. Man glaubte früher, die ursprünglichen Lettern Gutenbergs seien aus Holz geschnitten gewesen und erst später durch gegossne metallne Lettern ersetzt. Die wirkliche Erfindung besteht jedoch gerade in dem Gießen der Lettern. Mit hölzernen Lettern ist es unmöglich ein Buch, ja auch nur eine einzige Seite zu drucken, weil keine menschliche Sorgfalt — und wenn sie es heute vermöchte, gewiß damals nicht — den Lettern die genügende Gleichmäßigkeit zu geben vermag. Sind die Lettern nicht gleich groß, so werden die Zeilen krumm, gerathen bald untereinander und das Gedruckte wird unlesbar. Man kannte vor Gutenberg die Kunst, man hatte sie schon sehr ausgebildet, ganze Seiten in Holz- oder Metallplatten auszuschneiden und so zu drucken. Es gab ganze Zünfte von solchen Druckern, den sogenannten Briefdruckern. Man hat auch wohl schon zu Buchbinder-Zwecken Zusammensetzungen hölzerner Lettern gemacht. Der wirkliche

Reich nicht als Feinde, sondern als Söldner oder Verbündete. Als die Bürgerkriege ausbrachen, nahmen die Gegenkaiser, um sich untereinander zu bekämpfen, nicht nur die Legionen von den Grenzen fort und öffneten diese dadurch den benachbarten Barbaren, sondern sie riefen diese selbst und erklärten sie für ihre guten Freunde, um an ihnen Bundesgenossen zu gewinnen und mit ihrer Hülfe den Thron sei es zu usurpiren, sei es zu behaupten. Erst so an der Hand der Römer selbst in das Land gekommen, haben die Germanen endlich vermocht, sich zu Herren desselben zu machen. Die südlich der Donau angesiedelten Gothen waren es, welche sich empörend, den Kaiser Valens bei Adrianopel überwanden. Der Führer der germanischen Truppen in Rom selbst war Odoaker, der den letzten Kaiser in Rom absetzte und sich an seiner Statt zum Herrscher aufwarf.

Wozu also würden den Römern die neuerfundenen Waffen gedient haben?

Nicht um die Germanen zu bekämpfen, würden die Römer die Muskete benutzt haben, sondern im Gegentheil, sie damit zu bewaffnen.

Welche Periode der römischen Geschichte wir auch wählen mögen, wir finden keinen Punkt, wo wir die Muskete hineinconstruiren und daraus den erwünschten Erfolg ableiten könnten. In den ersten Jahrhunderten haben die Römer nicht das Bedürfniß einer neuen Waffe, da sie den Germanen ohnehin militärisch überlegen sind und die Unterwerfung nur aus politischen Gründen unterbleibt. In demselben Maße, wie später diese Ueberlegenheit schwindet und insofern das Bedürfniß einer neuen künstlichen Waffe hätte auftauchen können, haben sich die beiden Völker einander genähert, wurden sogar die Germanen durch die Römer selbst in das Reich hineingezogen, so daß auch jede Erfindung sofort von dem einen Volke zu dem anderen hätte übergehen müssen.

Sie sehen, v. A., das ganze anscheinend geistreiche Aperçu hat sich in Rauch aufgelöst. Der vermeintliche Zusammenhang mit den Naturwissenschaften existirt nicht. Die Möglichkeit, daß schon die Römer die Steinschloß-Musketen erfunden, gehört nicht zu den denkbaren Voraussetzungen, sondern zu den rein phantastischen; man könnte mit genau derselben Realität supponiren: wenn die Franzosen nur rechtzeitig die Kunst des Fliegens erfunden hätten, so wären sie bei Sedan nicht gefangen genommen worden. Und endlich selbst wenn die phantastische Möglichkeit, daß die Römer zur Zeit der Völkerwanderung Steinschloß-Musketen gehabt, einmal gesetzt werden soll, so wären sie darum dennoch und nur umso schneller den Germanen erlegen, denn diesen würde durch die römischen Parteien die Erfindung ebenfalls zugeführt worden sein.

auf die Umwandlung der politischen und socialen Verhältnisse der europäischen Völker zuerkennen wollte. So ist es aber nicht. Ich habe nur einen weitverbreiteten thatsächlichen Irrthum über die Feuerwaffe berichtigt. Das ist die Datirung des Einflusses dieser Erfindung, die Meinung, daß der Untergang des Ritterthums mit ihr zusammenhänge. Nur in Bezug auf die Ueberwältigung der mittelalterlichen Befestigungen, der Burgen, ist zuzugeben, daß dieselbe durch das Geschütz erleichtert, die Entwicklung also durch dasselbe beschleunigt worden ist. Der Einfluß auf die Schlachten im offenen Felde liegt viel später; er beginnt eigentlich erst im 30jährigen Kriege. Von Gustav Adolf, von Friedrich dem Großen, von der französischen Revolution und Napoleon kann man sagen, daß sie ihre eigenthümliche Ueberlegenheit nicht ohne die Benutzung der Feuerwaffe hätten erlangen können. Wohlverstanden, nicht etwa, daß die genannten Personen und Mächte über eine technisch bessere Waffe — abgesehen von vorübergehenden Momenten — verfügt hätten als ihre Gegner, sondern die Kriegführung, vermöge deren sie ihre Stellung in der Weltgeschichte eingenommen haben, wäre nicht denkbar ohne die Feuerwaffe. Auch alle die politischen und socialen Folgen, welche sich an die Siege dieser Mächte knüpfen, stehen also in Zusammenhang mit der Erfindung der Feuerwaffe, und die Wirkungen dieser Erfindung sind daher so groß wie die irgend einer anderen.

Fassen wir das Gesagte zusammen: es ist falsch zu sagen, daß die Erfindungen die Cultur hervorbringen, sie sind nur die Bedingungen der Cultur und werden ihrerseits selbst durch die Cultur ins Leben gerufen. Cultur und Erfindung stehen in Wechselwirkung mit einander, sie schrauben sich gegenseitig empor. Man würde zu weit gehen, wenn man etwa die populäre Auffassung umkehren wollte und sagen: die Cultur **bringt** die Erfindungen **hervor**. Immer bedarf es des originalen, selbstschöpferischen, durch kein Gesetz causaler Nothwendigkeit gegebenen Genius des Erfinders, um angeregt von dem Bedürfniß des Bestehenden, den Stoff, den ihm seine Zeit und Umgebung darbietet, zu ergreifen und ihn zu einem neuen Instrument der Macht des menschlichen Geistes zu gestalten. Wäre der Geist der europäischen Völker nicht im Stande gewesen, sich unausgesetzt solche neuen Instrumente der Macht und der Cultur zu verschaffen, so hätte die Entwicklung dieser Völker auch nicht die hohe Stufe erreichen können, auf der sie sich jetzt über allen andern Völkern der Erde befinden. Die Nachwelt kann das Andenken der großen Erfinder nicht dankbar und hoch genug ehren. Immer aber bleiben die Erfindungen nur Instrumente der Cultur, der menschliche Geist schafft sie sich als seine unentbehrlichen Hülfsmittel zu seiner eigenen Fortentwicklung, denn das ist Cultur.

leistung noch gesteigert werden, um das Bedürfniß nach der Unterstützung durch Maschinen, erst stehender, dann auch sich fortbewegender zu wecken.

Der Gang der Entwickelung in der Erfindung der Dampfmaschine ist ganz analog demjenigen der Feuerwaffe. Nicht plötzlich wird die Erfindung gemacht, sondern stufenweise in verschiedenen Absätzen, unter denen drei, die Maschine Watts, das Dampfschiff Fultons und die Lokomotive Stephensons nur die hervorragendsten sind.

An die Erfindung des Dampfschiffs hat man öfter eine ähnliche Betrachtung mit einem „wenn" geknüpft, wie ich es vorhin bezüglich der Römer und der Musketen besprach. Fultons Dampfschiff machte seine erste Fahrt im Jahre 1807, also zu einer Zeit, da Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stand. Nur England und Rußland hielt sich noch neben ihm aufrecht. Hätte nun, sagt man, Napoleon Scharfblick genug besessen, sich die Fulton'sche Erfindung anzueignen, so hätte er mit einer Dampferflotte in England landen und sich dieses Land unterwerfen können, wie Preußen und Oesterreich, Italien und Spanien und dann würde ihm auch Rußland nicht haben widerstehen können. Das napoleonische Universalreich wäre vollendet gewesen, wenn irgend einer seiner Seeofficiere den Kaiser auf diese schon bestehende Erfindung aufmerksam gemacht hätte.

Diese Argumentation wäre unanfechtbar, wenn nicht eine Hinterthür offen bliebe, nämlich die durch welche die Engländer so gut zu den siegbringenden Dampfschiffen hätten gelangen können wie die Franzosen. Eine große Flotte baut sich doch nicht so im Handumdrehen und die Leute, welche sie bemannen und benutzen sollen, wollen erst eingeübt sein. Wie in aller Welt wäre es denkbar, daß die Engländer in den vielen Jahren, die dazu gehören, nicht auch etwas von den Dampfschiffen vernommen, die jenseits des Canals gebaut und probirt worden und sich ihrerseits ebenfalls der neuen Erfindung bemächtigt? So wären die Waffen wieder gleich gewesen. Wohl vermögen die mechanischen Erfindungen einer Nation vor der anderen momentan einen gewissen Vorsprung zu geben; aber dieser Vorsprung ist viel zu klein, als daß große historische Entscheidungen von ihm abhängen könnten. Wird der Unterschied sehr groß, so wird er auch sehr einleuchtend und ist er erst allgemein einleuchtend, so bemühen sich sofort alle rivalisirenden Nationen sich den Vortheil ebenfalls anzueignen.

Es möchte Jemand dagegen einwenden, daß doch 1866 die Preußen die Oestreicher vermöge des Zündnadelgewehrs besiegt haben. Die Antwort ist, daß auch diese Meinung zu den populären Sagen gehört. Freilich war das Gewehr der Preußen ein besseres als das der Oesterreicher,

Die geſchichtliche Stellung des moſaiſchen Geſetzes nach den neueren altteſtamentlichen Forſchungen.

Auf dem Gebiete der altteſtamentlichen Schriftforſchung iſt neuerdings aus Anlaß der von Profeſſor Wellhauſen in Marburg herausgegebenen „Geſchichte Israels“, deren erſter in zweiter Ausgabe vorliegender Band den beſonderen Titel führt: „Prolegomena zur Geſchichte Israels“*), eine lebhafte Bewegung hervorgerufen worden, deren weiterer Verlauf nicht blos für die theologiſche Fachwiſſenſchaft, ſondern auch für jeden Laien, der an den Fragen der bibliſchen Theologie irgend welchen Antheil nimmt, vom höchſten Intereſſe ſein muß. Die Frage, um welche es ſich in dem genannten Werke handelt, und die von dem Verfaſſer ſelbſt als das Thema ſeiner Unterſuchungen bezeichnet wird, betrifft zwar zunächſt die geſchichtliche Stellung des moſaiſchen Geſetzes; aber in ihren unmittelbaren Folgerungen ſind die von Wellhauſen mit großem Scharfſinn und umfaſſender Gelehrſamkeit entwickelten Anſchauungen über dieſe Frage von der höchſten Bedeutung für die geſammte ſeitherige Auffaſſung der altteſtamentlichen Geſchichte. Wir glauben daher vielen unſerer Leſer einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ſie, auch ohne unſererſeits irgend welche Stellung zu der in Rede ſtehenden Frage einzunehmen, mit den Grundgedanken und wichtigſten Ergebniſſen der Wellhauſenſchen Schrift bekannt zu machen verſuchen, und ſie dadurch in den Stand ſetzen, von der weittragenden Bedeutung der hier in Anregung gebrachten Frage eine Vorſtellung zu gewinnen.

Es darf als eine allgemein anerkannte Thatſache bezeichnet werden, daß von den altteſtamentlichen Schriften zuerſt die unter dem Namen des Pentateuch zuſammengefaßten 5 Bücher Moſe kanoniſche Bedeutung erlangt haben, und daß der Begriff des Kanon erſt ſpäter auf die geſchicht-

*) Prolegomena zur Geſchichte Israels von J. Wellhauſen, 2. Ausgabe der Geſchichte Israels, Band I. Berlin, G. Reimer, 1883.

Buchdruck aber wurde erst möglich durch Gutenbergs Erfindung der absolut gleichmäßigen gegossenen Lettern. Gutenberg selbst war auch vorher kein Briefdrucker, sondern ein Goldschmied; beschäftigte sich also seinem Gewerbe nach mit dem Gießen und der Behandlung von Metall.

Seiner Erfindung sollen wir nun nach der populären Auffassung unsere geistige Freiheit verdanken. Die Reformation, heißt es, wäre ohne die vorhergehende Buchdruckerkunst unmöglich gewesen. Dieser letztere Satz ist auch nach der wissenschaftlichen Auffassung richtig, und damit wird es auch der erste, sobald man ihm die richtige Fassung giebt. Man muß nicht sagen: es ist die Buchdruckerkunst, der wir unsre geistige Freiheit verdanken, sondern man muß sagen: die Menschheit würde die geistige Freiheit, auf welche unser Jahrhundert stolz ist, nicht haben erreichen können ohne die Buchdruckerkunst. „Nicht ohne" ist etwas anderes als „durch". Goethe und Shakespeare hätten nicht dichten können ohne Luft und Licht, auch nicht ohne Wasser und Brod zu ihrer Nahrung. Aber doch verdanken wir nicht die Goethe'schen und Shakespeare'schen Dramen dem Wasser und Brod, das sie genossen.

Man darf also mit Recht sagen: die Reformation wäre nicht möglich gewesen, hätte wenigstens nicht die weltüberwindende Gewalt erlangen können, ohne die Buchdruckerkunst. Damit ist aber noch nicht Alles gesagt. Die Buchdruckerkunst ist wieder ein Product des unendlich gesteigerten Bedürfnisses der Epoche nach geistiger Nahrung, desselben Strebens nach geistiger Bildung und Freiheit, welches endlich auch zur Reformation führte. Der gar nicht mehr zu befriedigende Begehr nach Büchern war es, der Gutenberg zu seiner Erfindung trieb. Der Geist der Epoche, welcher die Reformation hervorbrachte, schuf sich also in der Buchdruckerkunst auch das Werkzeug, dessen er zu seinem Streben bedurfte.

Derselbe Satz, den wir an der Buchdruckerkunst gefunden haben, läßt sich nun auf jede große Erfindung anwenden.

Völlig einleuchtend ist, daß das politische wie sociale Leben Europas nicht die modernen Formen hätte annehmen können, ohne die Dampfmaschinen. Aber die Grundlage dieses Lebens war bereits gelegt durch die Bildung der Groß-Staaten und die französische Revolution, als dieses neue Element der Entwicklung, die Verbesserung und Ausbreitung der Dampfmaschinen hinzutrat; ja wie wir sehen, das Bedürfniß dieser schon bestehenden Verhältnisse hat erst der Dampfmaschine zu rechtem Leben verholfen.

Von der Feuerwaffe möchte es scheinen, nach dem was ich vorhin ausgeführt habe, als ob ich derselben gar keinen tief greifenden Einfluß

treten, daß derjenige Theil des Pentateuch, welcher die Ceremonial- und Priestergesetzgebung enthält, der jüngste sei und erst der nachexilischen Zeit angehöre. Dagegen darf Wellhausen das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß diese bis dahin mit vornehmer Geringschätzung behandelte Hypothese durch sein Buch allgemeiner bekannt geworden und auf die Tagesordnung gekommen ist. Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir versuchen, die nähere Begründung dieser Ansicht, wie sie Wellhausen gegeben hat, in möglichst übersichtlicher und auch für den Laien verständlicher Weise darzustellen.

Wir bemerken zuvor, daß Wellhausen die 5 Bücher Mosis als mit dem Buche Josua zusammengehörig ansieht, denn nicht der Tod Mosis sondern vielmehr die Eroberung des verheißenen Landes bildet den Abschluß der Erzvätergeschichte, der Ausführung aus Egypten und der Wüstenwanderung; man müsse daher richtiger vom Hexateuch reden. Deutlich lassen sich nun, wie Wellhausen ausführt, drei auf einander gelagerte Schichten des Hexateuch unterscheiden. Die erste und älteste Schicht bildet das jehovistische Geschichtsbuch, dessen Hauptinhalt die Patriarchengeschichte ausmacht, und in welchem das Gesetz nur insoweit Erwähnung findet, als es der geschichtliche Zusammenhang erfordert, nämlich bei der Gesetzgebung auf dem Sinai. In ihm befindet sich der Dekalog. In Betreff der Entstehungszeit derselben herrscht darüber allgemeines Einverständniß, daß es seinem Hauptbestande nach der goldenen Periode der hebräischen Litteratur angehört, der Zeit vor der Zerstörung des nördlichen Reiches durch die Assyrer. — Als die zweite Schicht des Hexateuchs giebt sich deutlich das Deuteronomium zu erkennen (5. Buch Mose). Es ist als festes Ergebniß wissenschaftlicher Forschung anzusehen, daß dasselbe in der Zeit verfaßt wurde, in der es entdeckt ist, also zur Zeit des Königs Josia, wo es die Grundlage der unter diesem König eingeführten Reformation bildete. Dasselbe ist ein selbständiges Ganze für sich, aber auch in den übrigen Theilen des Pentateuch fehlt es nicht an Abschnitten, die im Zusammenhange mit dem Deuteronomium und aus Anlaß desselben eingeschaltet worden sind. Die dritte Schicht endlich ist die sogenannte Grundschrift oder der Priesterkodex, der oben bereits erwähnte Kern des Pentateuch, welcher vornehmlich die priesterliche und theokratische Gesetzgebung enthält, nach welcher die Juden unter Esra ihre Gemeinde einrichteten. Während dieser Theil des Hexateuch mit dem unzweifelhaften Anspruch auftritt, mosaischen Ursprungs zu sein und aus der Zeit des Wüstenzuges herzurühren, während derselbe auch von den bisherigen alttestamentlichen Forschern dem sogenannten Eloisten zugeschrieben wurde, verweist Wellhausen diesen Theil, den wir der Kürze halber mit ihm fortan

Noch ein Wort und ich bin zu Ende.

Ich habe in allem Bisherigen immer nur gesprochen von den Wohlthaten der Erfindungen. Aber es ist der Fluch des Menschengeschlechts, daß die bösen Mächte in ihm auch die Gaben des Segens sofort ergreifen, um sie in Unsegen zu verkehren. Ist doch selbst die Religion eingetreten in die Weltgeschichte mit dem Wort: ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Machtmittel sind sie, die Erfindungen, der Herrschaft des Menschen über die Natur. Aber Macht ist ebensowohl Macht zum Bösen, wie zum Guten. Im Dienst der Wahrheit und der Erkenntniß soll die Buchdruckerkunst stehen — täglich sehen wir, wie sie mit Raffinement ausgenutzt wird im Dienste der Lüge. Die Maschine soll den Menschen von der Ueberlast der mechanischen Arbeit befreien — wir sehen, wie sie gleichzeitig die socialen Lebensverhältnisse, nicht nur die patriarchalen, sondern auch die Bedingungen des Familienlebens untergräbt und auflöst. Die furchtbaren Zerstörungsmittel, Pulver und Dynamit haben auch das Verbrechen mit neuen unerhörten Waffen ausgerüstet, gegen die Staat und Gesellschaft sich kaum zu schützen wissen.

Grade unsere Zeit, welche so gern in übermüthigem Stolze sich ihrer unermeßlichen Fortschritte — und sie sind in der That unermeßlich — rühmt, ist es nothwendig auch an diese Nachtseite ihres Prachtbaues zu erinnern, daß sie nicht pochend auf ihre Leistungen sich einem Optimismus hingiebt, der dem Ernst und der Wahrheit des Daseins nicht entspricht.

Nur da kann die Macht der Erfindung zum reinen Segen werden, wo die ordnende Vernunft der Menschheit, das Gesetz weise und stark genug ist, die neue Macht dem Bösen zu entreißen und sie nicht anders anwenden zu lassen, als im Dienste des Guten.

erstatter fügt hinzu: „Das war der erste Altar, den Saul dem Jahve baute", ohne daß sein Handeln weder als etwas Auffallendes noch als etwas wider Gottes Gebot Verstoßendes angesehen wird. Eine strenge Centralisation ist für jene Zeit ein unmöglicher Gedanke, auf dem Gebiet des Gottesdienstes nicht minder wie auf jedem andern. Zwar datirt der letzte Bearbeiter der historischen Bücher zur Zeit des Exils insofern von der Erbauung des salomonischen Tempels an einen neuen Abschnitt in der Kultusgeschichte, als er 1. Könige 3, 2 andeutet, daß das Opfern auf den Höhen bis dahin wohl als ein Nothbehelf gestattet gewesen sei, aber fortan als unzulässig angesehen werden müsse, wenn er schreibt: „Das Volk opferte auf den Höhen; denn bis dahin war noch kein Haus dem Namen Jahves gebaut." Darnach wäre der Tempel Salomos von vornherein in der Absicht erbaut, daß nun alle andern Opferstätten aufhören sollten. Diese Auffassung findet aber an der Geschichte keinen Anhalt und der ursprüngliche Verfasser des Buches der Könige weiß nichts davon; wir hören nirgends, daß Salomo seinem neuen Heiligthum zulieb die übrigen abgeschafft habe. „Die Höhen wurden nicht beseitigt", so heißt es fast bei jedem Könige. Der große Eiferer für den reinen Gottesdienst, Elias, nahm so wenig an der Vielheit der Altäre und an den Höhen Jahves Anstoß, daß er den auf dem Karmel verfallenen Altar wiederherstellte. Nach alledem ist in der ganzen älteren Zeit der israelitischen Geschichte die Beschränkung des Kultus auf einen einzigen auserwählten Ort niemandem auch nur als fromme Forderung bewußt gewesen, niemand hat an der Vielheit der Kultusstätten irgend welchen Anstoß genommen. Wenn die Propheten Amos und Hosea gegen die Altäre auf den Bergen unter grünen Bäumen eifern, wenn sie von Gilgal und Bethel und Berseba, Jahves Lieblingsstätten, verkündigten, sie seien ihm ein Greuel, so wollen sie damit doch nicht gegen die Orte an sich und gegen die Mehrheit der Kultusstätten eifern, sondern dagegen, daß man durch diese äußeren Opfer meinte, den Zorn Gottes und seine Gerichte abwenden zu können, während Gott ganz andere Leistungen innerlicher Art fordert, um seiner Hülfe und Gnade werth zu sein. Dennoch mag dies Eifern gegen den äußeren Dienst auf den Höhen mit dazu beigetragen haben, diesen selbst in Mißkredit zu bringen. Erst nachdem Samarien gefallen und über das Nordreich die assyrische Katastrophe hereingebrochen war, von welcher Jerusalem und das Reich Juda vorläufig verschont blieben, brach sich der Gedanke an eine Concentration des Gottesdienstes an einen Ort mehr und mehr Bahn. Propheten und Priester wetteiferten, den Tempel zu Jerusalem als die alleinige rechtmäßige Stätte der Anbetung Gottes zu bezeichnen und auf die Abschaffung aller andern

lichen und prophetischen Bücher des alten Testamentes ausgedehnt worden ist, zu denen dann noch später, die unter dem Namen „Hagiographen" zusammengefaßten Schriften hinzugekommen sind. Aus dieser Geschichte des Kanons glaubte man bis dahin folgern zu dürfen, daß der Pentateuch, wie er zuerst zu kanonischem Ansehen gelangt ist, so auch als der älteste Bestandtheil des alten Testamentes anzusehen sei. War auch darüber schon lange kein Zweifel mehr, daß die von den Juden unter dem Namen Thora zusammengefaßten 5 Bücher Mose kein einheitliches Ganze bilden, sondern aus verschiedenen zu verschiedenen Zeiten verfaßten Bestandtheilen zusammengesetzt sind, so galt doch bis in die neueste Zeit der Pentateuch unangefochten für den ältesten Theil des Kanon und das mosaische Gesetz, wenn auch in seiner vorliegenden Fassung nicht von Mose aufgezeichnet, für die Voraussetzung der Geschichte des Volkes Israel.

Gerade in dieser Beziehung aber vertritt Wellhausen eine von der bisherigen Anschauung völlig abweichende Ansicht, indem er die Hypothese aufstellt, daß der eigentliche Kern des Pentateuch, insbesondere die gesammte Ritual- und Ceremonialgesetzgebung erst der nachexilischen Zeit angehöre und nicht für die Geschichte des alten Israel, sondern für die Geschichte des Judenthums d. h. der religiösen Gemeinde, welche das von Assyrern und Chaldäern vernichtete Volk überlebte, den Ausgangspunkt bilde. Wellhausen nimmt für seine Person die Urheberschaft dieser Entdeckung nicht in Anspruch. Die erste Anregung zu derselben bekennt er zufällig empfangen zu haben. Nachdem er den historischen und prophetischen Büchern des alten Testamentes ein eingehendes Studium gewidmet und dann zu gründlicherem Verständniß derselben das Gesetz, wie es in den Büchern Exodus, Leviticus, Numeri enthalten ist, vorgenommen habe, seien ihm in dem Gesetze nicht blos Berührungen mit der Geschichte, sondern in viel höherem Maße die offenbarsten Widersprüche mit derselben aufgestoßen. „Das Gesetz", so schreibt Wellhausen, „verdarb mir den Genuß jener Schriften; es brachte sie mir nicht näher, sondern drängte sich störend ein — ... und ich konnte mich nicht entschließen auf Seiten des Gesetzes das Ursprüngliche zu sehen; dunkel empfand ich einen allgemeinen Abstand zweier verschiedener Welten. Da erfuhr ich bei einem gelegentlichen Besuche in Göttingen im Sommer 1867 durch Ritschl, daß Karl Heinrich Graf dem Gesetze seine Stelle hinter den Propheten anweise, und beinahe noch ohne die Begründung seiner Hypothese zu kennen, war ich für sie gewonnen, ich durfte mir gestehen, daß das hebräische Alterthum ohne das Buch der Thora verstanden werden könne." Aber auch schon vor Graf haben Reuß in Straßburg und der verstorbene [illegible]sor Vatke und zwar unabhängig von einander die Anschauung ver-

dieses einheitlichen Kultus. Wellhausen sucht nachzuweisen, und man wird die von ihm angeführten Gründe vielfach als durchschlagend anerkennen müssen, daß die Stiftshütte in Wirklichkeit niemals existirt hat, sondern ein Product priesterlicher Phantasie ist, in welchem die Idee einer einheitlichen Kultusstätte ihren Ausdruck gefunden hat. Es ist doch in der That auffallend, daß die ganze Zeit der Richter und der ersten Könige nichts von der Stiftshütte weiß. Die Bundeslade befindet sich bald hier bald dort, unter einem schlichten Zelt aber nicht in dem im Priesterkodex geschilderten Prachtbau, bei dessen Beschreibung sich schon einem Voltaire die Frage aufdrängte, woher man in der Wüste die kostbarsten Stoffe des Morgenlandes entnommen habe, die dort erwähnt werden.

Ebenso wie in Betreff der Kultusstätte weist Wellhausen hinsichtlich der Opfer eine Entwickelung in drei Stadien nach, die den drei Schichten des Pentateuchs entsprechen. In der jehovistischen Schicht des Pentateuch ist das Opfer so alt wie die Menschheit, eine aus grauer Vorzeit überkommene und ganz allgemeine Weise, die Gottheit zu verehren. Das israelitische Opfer unterscheidet sich nur dadurch von dem heidnischen, daß es dem wahren Gott dargebracht wird. Von irgend einem Opferritual, wie es die mosaische Gesetzgebung in so ausführlicher und weitschweifiger Weise enthält, findet sich im hebräischen Alterthum keine Spur. Den Uebergang von dieser natürlichen und gewissermaßen naiven Ausübung des Opferdienstes in der vorexilischen Zeit zur nachexilischen macht der Prophet Ezechiel, der nach der Zerstörung des Tempels, um die Erinnerung an den dort ausgeübten Kultus den nachfolgenden Geschlechtern zu erhalten, die heiligen Bräuche zum Gegenstande einer ausführlichen Aufzeichnung machte. Wozu, fragt Wellhausen, wäre eine solche Skizze des Tempelkultus nöthig gewesen, wenn das Opferritual schon in der ausführlichen mosaischen Aufzeichnung vorhanden gewesen wäre? Aber auch die Opfer selbst sind in der älteren Zeit nach den urkundlichen Zeugnissen ganz anders gestaltet, als man es nach dem angeblich von Moses angeordneten Ritual erwarten sollte und als es in der nachexilischen Zeit gesetzliche Ordnung wurde. In der vorexilischen Zeit kommt es auf die Menge und Güte der Gaben an, in der nachexilischen auf die genaue Beobachtung der vorgeschriebenen Form. Nach der Praxis der älteren Zeit ist mit dem Opfer fast immer ein Mahl verbunden. Es war die Regel, daß blos Blut und Fett auf den Altar kam, die Menschen aber das Fleisch verzehrten. Wo geopfert ward, da ward auch gegessen und getrunken. „Sich freuen, essen und trinken vor Jahve", ist im Alterthum die stehende Bezeichnung für die Opferfeste; das Essen vor Jahve sollte die Bundesgemeinschaft zwischen ihm und den Gästen und auch wiederum

als Priesterkodex bezeichnen wollen, an das Ende der Reihe. Den Hauptstützpunkt für seine Ansicht über die nachexilische Entstehung des Priesterkodex findet Wellhausen in dem Umstande, daß von der in der Wüste angeblich errichteten Theokratie mit allen ihren Kultuseinrichtungen, mit ihrem Priester- und Levitenthum, das in dem Hohenpriester seine Spitze hat, in den ersten Jahrhunderten nach der Besitzergreifung des heiligen Landes kaum mit einem Worte die Rede ist. Die Richterperiode stellt sich uns als ein buntes Chaos dar, aus dem allmählich eine zusammenfassende Ordnung hervorgeht, ohne jegliche Erinnerung an eine einheitliche heilige Verfassung, wie sie nach der Darstellung des Pentateuch das Volk aus der Wüste mitgebracht haben soll. Von hierokratischen Neigungen finden wir im hebräischen Alterthum keine Spur; die Macht ist lediglich bei den Geschlechts- und Familienhäuptern, sie verfügen auch über den Gottesdienst und setzen die Priester ein und ab. Dieser Widerspruch zeigt sich besonders in der „Geschichte des Kultus", wie Wellhausen den ersten Abschnitt seiner Beweisführung überschrieben hat. Er zeigt in demselben, wie sich entsprechend den drei oben erwähnten Schichten des Pentateuchs der israelitische Kultus allmählich entwickelt hat, und zwar in der Weise, daß sich genau drei Stufen in dieser Entwickelung unterscheiden lassen: die vorexilische Zeit, die durch das Deuteronomium angebahnte Reform zur Zeit des Königs Josias und die nachexilische streng theokratische Verfassung, deren Mittelpunkt der zweite nach der Rückkehr aus dem Exil wieder auferbaute Tempel war. Diese stufenweise Entwickelung des Kultus wird in Betreff des gottesdienstlichen Ortes der Opfer, der Feste, der Priester und Leviten als eines abgesonderten Standes und der Ausstattung des Klerus nachgewiesen, und in jedem dieser Punkte stellt sich heraus, daß die Ordnungen und Einrichtungen, welche nach der Darstellung des Pentateuch schon von Mose getroffen worden sein sollen, erst in der nachexilischen Zeit zur allgemeinen Geltung und Anerkennung gelangt sind. Von einer einheitlichen Stätte des Gottesdienstes, wie sie der Priesterkodex so entschieden fordert, findet sich in der ältesten Periode der israelitischen Geschichte keine Spur. In den Büchern der Richter und Samuelis wird kaum ein Ort erwähnt, an dem nicht ein Altar steht und geopfert wird. Zum großen Theil waren diese Opferstätten und Heiligthümer von den früheren Bewohnern übernommen, nur wurde von nun an dem Gott Israels an denselben geopfert. Dazu kamen die Stätten, an welche sich Erinnerungen aus der Patriarchenzeit knüpften, die dort Altäre errichtet hatten. Aber auch neue Kultusstätten werden errichtet, wie in Gilgal, Silo, Ophra, Rama, Nob bei Gibea. Saul richtet nach der Schlacht von Michmas einen großen Opferstein auf und der Bericht-

hüttenfest, ursprünglich eine fröhliche und natürliche Herbstfeier, ist im Priesterkodex das Fest zum Andenken an die Obdächer geworden, unter denen sich das Volk während des 40jährigen Wüstenzuges behelfen mußte; nur beim Pfingstfest hat auch der Priesterkodex die ursprüngliche Bedeutung des Erndteschlusses beibehalten, und erst das spätere Judenthum hat es dann zu einer Erinnerung an die sinaitische Gesetzgebung gestempelt. Es zeigt sich in alledem der Einfluß der babylonischen Gefangenschaft; in der vorexilischen Zeit schlossen sich die Feste an den Ackerbau und den für ihn so wichtigen Wechsel der Jahreszeiten an. Nach dem Exil, wo die zurückgekehrten Juden ihre Seßhaftigkeit und den Ackerbau verloren hatten und ein Handelsvolk geworden waren, haben auch die Feste ihre ursprüngliche natürliche Grundlage verloren. „Wie man im Gegensatz zum Bundesbuch und Deuteronomium", schreibt Wellhausen, „den ganzen Priesterkodex als Wüstengesetzgebung charakterisiren kann, insofern er von den natürlichen Bedingungen und Motiven des wirklichen Volkslebens im Lande Kanaan abstrahirt, so sind auch die Feste, bei denen sich die Abhängigkeit des Kultus vom Ackerbau am stärksten zeigt, zu Wüstenfesten geworden." — Besonders überzeugend für die nachexilische Entstehung des Priesterkodex ist der von Wellhausen geführte Nachweis, daß das ganze israelitische Alterthum bis auf Ezechiel nichts von dem Levit. 16 erwähnten großem Versöhnungstage weiß. Diese Feier ist wie urkundlich nachgewiesen wird erst im Jahre 444 nach der Veröffentlichung der Thora durch Esra in Kraft getreten, während nach dem Priesterkodex das große Fasten am zehnten des 7. Monats der heiligste Tag des ganzen Jahres sein soll. Ueberhaupt wird das Fasten erst in der nachexilischen Zeit ein wesentlicher Bestandtheil des Gottesdienstes, auch vor dem Exil kamen wohl allgemeine Fasttage vor aus besonderen Veranlassungen; aber erst während des Exils und nach demselben traten sie den Festen als jährlich wiederkehrende Tage zur Seite, und es ist bezeichnend für den Gegensatz des neuen Kultus zum alten: wie er überall auf die Sünde und Sühne sein Absehen richtet, so läuft er auch in ein großes Sündensühnfest als in seine Spitze aus. — Auch die Sabbathfeier hat erst im Priesterkodex eine gesetzliche Strenge erhalten, von der das Alterthum nichts weiß; noch beim Propheten Hosea (Hosea 2, 13) erscheinen die Sabbathe als Tage der Ruhe, der Freude und der lustigen Fröhlichkeit. Der Sabbath ist besonders aus Fürsorge für die arbeitenden Klassen eingerichtet; den israelitischen Herren wird nicht sowohl geboten, daß sie ruhen als vielmehr, daß sie ihre Arbeiter und ihr Vieh ruhen lassen. Diese sociale Bedeutung des Sabbaths als Tag der allgemeinen Erholung steht im jehovistischen Theile des Pentateuchs und in dem ihm angehörigen Dekalog

Kultusstätten hinzuwirken. Im 18. Jahre Josias 621 v. Chr. erfolgte der entscheidende Schlag gegen alle lokalen Opferstätten. Ihre göttliche Beglaubigung fand diese Maßregel in dem damals aufgefundenen „Buch", unter welchem das Deuteronomium zu verstehen ist. Damit war der einheitliche Ort des Kultus als Princip ausgesprochen. Aber die völlige Durchführung desselben gelang erst nach dem babylonischen Exil, durch welches die Nation gewaltsam aus ihrem Mutterboden losgerissen wurde und über ein halbes Jahrhundert von demselben getrennt blieb. Der zurückkehrende Rest war nicht mehr die Nation sondern eine religiöse Secte, diejenigen, welche sich mit Leib und Seele den reformatorischen Ideen ergeben hatten. Nun war es ein Leichtes, die im Deuteronomium nur geforderte Einheit des Kultus praktisch durchzusetzen, es galt fortan als selbstverständlich, daß der eine Gott nur eine Anbetungsstätte habe und zwar in dem Tempel zu Jerusalem, um den die Zurückkehrenden sich zunächst ansiedelten. Dieser geschichtlichen Entwickelung des Kultus entsprechen nun die in den drei Schichten der Gesetzgebung, welche Wellhausen unterscheidet, enthaltenen Bestimmungen über die Opferstätten. Das Jehovistische Hauptgesetz, der älteste Bestandtheil des Pentateuch, entspricht noch ganz der von den Patriarchen überkommenen Praxis. „An jedem Orte, wo ich meinen Namen ehren lasse, will ich zu dir kommen und dich segnen", heißt es ausdrücklich in dem Jehovistischen Kultusgesetz. (Ex. 20, 24—26.) Der Altar, der vorgeschrieben wird, hat nichts gemein mit dem aus Holz gezimmerten und mit Erz überzogenen Altar der Stiftshütte oder dem des Salomonischen Tempels, sondern von Erde und aus unbehauenen Feldsteinen soll er errichtet werden. Das in Rede stehende Gesetz steht also im Einklang mit Sitte und Brauch der ersten geschichtlichen Periode. Das Deuteronomium dagegen wird nicht müde, die Forderung der lokalen Einheit des Gottesdienstes immer und immer wieder einzuschärfen. „Hütet euch", so heißt es Deuteronomium 12 „an einem beliebigen Orte zu opfern, ihr dürft nicht an jeder heiligen Stätte eure Abgaben verzehren, sondern nur an der Stätte, die Jahve erwählen wird." Hier wird die bestehende Sitte bekämpft, und überall treten uns die auf Herstellung einer einheitlichen Kultusstätte gerichteten Bestrebungen der Reformbewegung entgegen, die unter König Josias sich siegreich geltend machte. Im Priesterkodex dagegen wird die Einheit des Kultus garnicht mehr gefordert, sondern als allein zu Recht bestehend vorausgesetzt. Der Priesterkodex kann sich Israel ohne einen einheitlichen Ort des Gottesdienstes garnicht denken, und darum rückt er das thatsächliche Vorhandensein bis an den Anfang der Theokratie hinauf und macht die bewegliche Stiftshütte zur Stätte

sich darstellenden Obrigkeit von Gottes Gnaden ist nicht die Rede; die wirklich eingreifenden Volkshäupter sind die Richter, die ohne eine amtliche Berufung, lediglich auf ihre Person und das Bedürfniß der Umstände gestützt, eine einflußreiche Stelle behaupten, die aber selten über das Gebiet ihres Stammes hinausreicht. Ueberhaupt kennt die ganze Richterzeit keinen besonderen Priesterstand. Zwar werden an den zahlreichen oben erwähnten Kultusstätten, die hier und da eingerichtet wurden Priester erwähnt, die den Dienst verrichteten, aber nichts deutet darauf hin, daß sie einem besonderen Stamme entnommen werden; es waren bezahlte Leute, die von dem Eigenthümer der Kultusstätte angenommen wurden. Erst mit der beginnenden Königszeit fängt die Priesterschaft an, eine wichtige Macht im öffentlichen Leben zu werden. Die Centralisation macht sich, wie auf anderen Gebieten so auch auf dem des Kultus bemerklich. Aber die Priester werden ursprünglich von den Königen eingesetzt und als ihre Beamte angesehen. David stellt zuerst den Abjathar, den letzten aus dem Hause Eli Uebergebliebenen zum Priester bei der Bundeslade an; neben demselben fungirt später Zadok, und ausdrücklich heißt es 2. Samuel 8, 18, daß auch Söhne Davids priesterliche Dienste verrichteten. Salomo weiht den von ihm erbauten Tempel, in welchem der königliche Kultus seinen festen Mittelpunkt erhielt, selbst ein und machte den Zadok aus königlicher Machtvollkommenheit zum Priester am Tempel, den er wie sein Privateigenthum betrachtet. Damit wird die Meinung hinfällig, als habe sich nach der Theilung des Reiches das echte mosaische Priesterthum von Gottes Gnaden im Reiche Juda erhalten, während sich im Reiche Israel ein schismatisches Priesterthum von des Königs und der Menschen Gnade eingedrängt habe. Die Söhne Zadoks, bei deren Geschlecht das Priesterthum in Juda erblich blieb, hatten ihr Recht nicht von den Vätern her, sondern von David und Salomo. Sie blieben immer in dieser Abhängigkeit und „wandelten, wie es 1. Samuelis 2, 35 ausgedrückt wird, vor dem Gesalbten Jahves" als dessen Diener und Beamte. Während aber das Zehnstämmereich durch fortwährende innere Unruhen und den Wechsel der Dynastien es auf keinem Gebiete und so auch nicht auf dem des Kultus zu festen Einrichtungen brachte, kam im Reiche Juda die Stabilität des Königthums ganz besonders der Priesterschaft zu gute, und im Zusammenhange mit der von König Josias eingeführten Reform gelangte die ausschließliche Berechtigung der königlichen Priesterschaft zu Jerusalem zur allgemeinen Anerkennung. Der nebenbei noch immer auf den Höhen getriebene Kultus wurde vollständig abgestellt, und alle an diesen fungirenden Priester wurden außer Dienst gesetzt. Sie suchten zwar in Jerusalem Verwendung, aber der

die der Gäste untereinander bezeichnen. Die Angehörigen der Familie, die Glieder der Korporation, die Stammes- und Kampfgenossen vereinigen sich vor Jahve bei den mannigfachsten Anlässen. Die Opfer entsprechen unseren Hochzeiten, Taufen, Leichenschmäusen und sind mit dem Leben des Volkes aufs innigste verwachsen. Von einem Gegensatz zwischen geistlichem Ernst und weltlicher Fröhlichkeit ist nichts zu spüren. Auch in dieser Beziehung bezeichnet die Reformation unter Josia einen Wendepunkt. Zwar ist im Deuteronomium, welches die Urkunde dieser Reformation wurde, „das Essen und sich freuen vor Jahve" noch immer der stehende Ausdruck für das Opfern; aber mit der Forderung einer einheitlichen Kultusstätte wurde auch aus dem Opfer etwas ganz anderes als es bisher gewesen war. Leben und Gottesdienst wurden von nun an geschieden; man lebte in Hebron, man opferte in Jerusalem. Das Mahlopfer, ehedem bei weitem die Hauptsache, trat immermehr zurück und solche Opfer, bei denen der gottesdienstliche Charakter überwog, von denen Gott alles und der Mensch nichts hatte: Brand-, Sünd- und Schuldopfer wurden immer mehr bevorzugt. Diese Entwickelung, durch welche das Opfer aus einer freien Gabe eine gesetzliche Leistung wird, hat dann im Priesterkodex ihren Abschluß gefunden. Es ist nicht die Luft des alten Reichs, sondern die der Gemeinde des zweiten Tempels, in der der Priesterkodex athmet, und während das hebräische Alterthum von seiner ritualen Opferordnung nichts weiß, wird dieselbe in der nachexilischen Zeit um so ängstlicher befolgt.

In ganz ähnlicher Weise zeigt sich eine stufenweise Entwickelung in Betreff der von Israel gefeierten Feste. Die vorexilische Zeit kennt nur drei Feste: Das Fest der ungesäuerten Brote, das Fest des Schneidens der Erstlingsfrüchte und das Fest der Lese am Ausgange des Jahres, das auch Laubhüttenfest hieß, weil man während der Lese unter künstlichem Laubdach im Weinberg übernachtete. Diese im jehovistischen Theile des Pentateuchs erwähnten drei Feste werden auch im Deuteronomium geboten, aber erst das letztere kennt den Namen des Passahfestes, das zwar zeitlich mit dem Fest der ungesäuerten Brote zusammenfällt, aber eine andere Deutung empfängt, als jenes bis dahin hatte. Nach dem deuteronomischen Bearbeiter des Exodus wird dasselbe zur Erinnerung an die Tödtung der egyptischen Erstgeburt gefeiert. Aus dem ursprünglichen Frühlingsfest wird das Fest des Auszugs und der Verschonung der israelitischen Erstgeburt. Im Priesterkodex vollends erhalten diese drei großen Feste durchgehends eine wesentlich veränderte Bedeutung. Das Passah ist hier nicht mehr blos eine Erinnerung an die historische Heilsthat der Errettung Israels aus Egypten unter Verschonung seiner Erstgeburt, sondern es wird gefeiert, damit Gott die Erstgeburt Israels verschone. Das Laub-

hatten, eine selbständige Nation zu sein und nur noch eine geistliche kirchliche Existenz führten.

Auch in Betreff der Ausstattung des Klerus glaubt Wellhausen eine gleiche stufenweise Entwickelung verfolgen zu können, wie in Betreff seines Einflusses und seiner hierarchischen Organisation. Der im alttestamentlichen Sprachgebrauch übliche Ausdruck für die Anstellung des Priesters lautet: „Die Hand füllen". Ursprünglich bedeutete derselbe nichts anderes als die Anwartschaft auf einen bestimmten Lohn oder auf bestimmte Gefälle, die dem Priester von dem Besitzer des Heiligthumes, der ihn anstellte, zugesichert wurde. Einen gesetzlichen Anspruch auf bestimmte Fleischabgaben hatten die Priester nicht. Im Deuteronomium dagegen wird der Ausdruck „die Hand füllen" dahin umgebogen, daß sich die Priester auf Gottes Geheiß selber die Hand füllen, indem sie gewisse Theile der Opferthiere als ihnen nach göttlichem Recht zustehend, in Anspruch nahmen. Im Priesterkodex wird dieser Anspruch dahin ausgedehnt, daß der Zehnte von allen Erzeugnissen des Landes und von allem Vieh den Priestern als Naturallieferung geleistet werden soll. — Zu der Ausstattung des Klerus im Priesterkodex gehören endlich noch die vorhin schon erwähnten 48 Levitenstädte einschließlich einer als Gemeindeland dienenden Feldmark von 2000 Ellen im Quadrat (Num. 35, 5). Die sachliche Unmöglichkeit dieser Einrichtung, die sich wohl etwa in einer südrussischen Steppe oder bei neu zu gründenden Städten im Westen Nord-Amerikas, nicht aber in dem gebirgigen Palästina ausführen ließen, ist längst erwiesen, und geschichtliche Spuren von dem Vorhandensein der Levitenstädte finden sich seit Josua nirgends. Wellhausen bezeichnet dieselben als ein Kunstgewächs priesterlicher Phantasie, indem er bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung macht, die unwillkürlich an die Geschichtsfälschungen erinnert, die im Interesse des Papstthums und seines weltlichen Besitzes vorgenommen worden sind. Er schreibt nämlich: „Die theokratische Idee stand seit dem Exil im Mittelpunkt alles Denkens und Strebens und sie vernichtete den objectiven Wahrheitssinn, die Achtung und das Interesse für den überlieferten Sachverhalt. Es ist bekannt, daß es nie dreistere Geschichtemacher gegeben hat, als die Rabbiner". Einen historischen Anknüpfungspunkt für die Erfindung der 48 Levitenstädte findet Wellhausen in den sogenannten Freistädten, die den Flüchtlingen zum Asyl offen standen. Vielleicht ist auch der Ausgangspunkt für diese Gebietsabgabe an die Leviten bei dem Propheten Ezechiel zu suchen, in dem Bilde, welches er von dem zukünftigen Israel entwirft. Dort wird das Land neu eingetheilt und dabei ein Quadrat von 25 000 Ellen als heilige Abgabe an Jahve abgetreten.

durchaus im Vordergrunde. Im Priesterkodex dagegen ist der Sabbath aus einer Gelegenheit zu freudiger Erholung, zu einer ascetischen Leistung geworden. Hier erst wird die abstracte Ruhe gefordert. Man darf am heiligen Tage nicht aus dem Lager gehen, um Manna oder Holz zu sammeln, nicht einmal Feuer anzünden oder kochen. Die Ruhe wird zum Zwang und zum Opfer, und vom Sabbath des Priesterkodex könnte nicht gesagt werden, „er sei um des Menschen willen gemacht". Ansätze zu einer so überspannten Sabbathruhe finden sich auch schon bei den Propheten seit der Wegführung Israels in die Gefangenschaft. Je mehr dann der Sabbath im Exil dadurch an Bedeutung gewann, daß er neben der Beschneidung das zusammenhaltende Symbol der jüdischen Diaspora wurde, um so erklärlicher ist die streng gesetzliche Fassung, welche der Priesterkodex nach dem Exil dem Sabbathgebot gegeben hat, um so zweifelloser aber erscheint auch die nachexilische Entstehung des ersteren. Uebrigens hat es auch in der Gemeinde des zweiten Tempels noch Mühe genug gekostet, mit den neuen strengen Anforderungen durchzudringen, bis dann je länger je mehr die Sabbathfeier die pharisäische Form annahm, der der Herr so vielfach entgegentreten mußte.

Mit dem Sabbath steht das Sabbathjahr in Verbindung. Auch hier dieselbe Steigerung. Im jehovistischen Bundesbuche die Forderung, einen Sklaven nach 6 Jahren des Dienstes im 7. frei zu geben und eben daselbst das Gebot, die Ernte des 7. Jahres den Armen und den Thieren des Feldes zu überlassen. Im Deuteronomium die Ausdehnung dieser Preisgabe der Erndte auch auf die Zinsen und selbst auf das Kapital, im Priesterkodex endlich die Forderung, das ganze Land im siebenten Jahre brach liegen zu lassen, ein Gedanke, auf den schwerlich jemand kommen konnte, so lange das Volk ein Ackerbau treibendes war; auch ist es geschichtlich erwiesen, daß das Sabbathjahr in dieser vom Priesterkodex geforderten Weise vor dem Exil nie gehalten worden ist.

Einen geradezu radikalen Bruch mit den bisherigen Anschauungen bezeichnen die Ausführungen Wellhausens in Betreff der Priester und Leviten. Das mosaische Gesetz scheidet bekanntlich zwischen den zwölf weltlichen Stämmen und Levi, andererseits innerhalb des geistlichen Stammes selber wieder zwischen den Söhnen Aarons und den schlechthin sogenannten Leviten. Es zeigt uns das Bild einer vollkommen organisirten Hierokratie und eines von Gott selbst berufenen Klerus, an dessen Spitze der Hohepriester steht. Aber so plötzlich wie diese Hierokratie in die Wüste vom Himmel herab gefahren ist, so spurlos ist sie im Lande Kanaan wieder verschwunden. In der Zeit der Richter sind die und Leviten wie weggeblasen. Von einer in dem Hohenpriester

ieit der Auffindung des Deuteronomiums die Rede, das im 18. Jahre des Königs Josias (621 v. Chr.) veröffentlicht wurde. Es ist mit der deutlichen Absicht verfaßt, als schriftliches Gesetz zur öffentlichen Geltung zu gelangen. Dieses seitdem gewissermaßen als Reichsgesetz geltende Buch, überdauerte den allgemeinen Ruin im babylonischen Exil und ward während desselben der Kompaß für alle, die auf ein neues Israel hinsteuerten. Aus dem Deuteronomium ist dann nach dem Exil der Priesterkodex hervorgegangen und in den Pentateuch als dessen maßgebender Bestandtheil eingearbeitet worden. Damit hatte das mosaische Gesetz seinen Abschluß gefunden. An die Stelle der mündlichen Verkündigung der „Rechte und Sitten Jahves" ist nun die schriftliche Thora getreten und die ursprünglich für das Deuteronmium gebrauchte Bezeichnung „Buch der Thora" wurde von nun an auf den Pentateuch übertragen. Als derjenige, durch welchen der Pentateuch in seiner jetzigen Gestalt abschließend redigirt wurde, ist der babylonische Priester und Gelehrte Esra anzusehen, der im Jahre 458 an der Spitze einer größeren Zahl eifriger Juden nach Jerusalem gekommen war. Aber erst 14 Jahre später, frühestens im Jahre 444 v. Chr. erfolgte die feierliche Einführung und Veröffentlichung des Pentateuchs, der nunmehr als die Verfassung des Judenthums galt. Die Publikation dieses von Esra verfaßten Gesetzbuches geschah, wie im Buche Nehemia, Kapitel 8 bis 10, eingehend berichtet wird, unter großer Feierlichkeit. Am 1. Tage des 7. Monats versammelte sich alles Volk auf dem Markt vor dem Wasserthor, und Esra ward aufgefordert, das Buch des Gesetzes Moses vorzubringen, das Jahve Israel geboten. Bei der Verlesung erhob sich ein allgemeines Weinen, weil man sich bewußt war, das von Esra verlesene Buch des Gesetzes Mose bis dahin weder gekannt, noch befolgt zu haben. Am 24. desselben Monats ward in Sack und Asche ein großer Bußtag gehalten als Vorbereitung zu dem Haupt- und Schlußakte, worin die weltlichen und geistlichen Beamten und Aeltesten der Gemeinde, 85 an der Zahl, sich schriftlich auf das durch Esra veröffentlichte Gesetzbuch verpflichteten, alle übrigen aber sich mit Eid und Fluch verbindlich machten, zu wandeln in der Thora Gottes, gegeben durch seinen Diener Mose und zu halten alle Gebote Jahves und seine Satzungen und Rechte. Die Parallele dieser Publikation des Pentateuchs mit der des Deuteronomiums unter Josia (2. Könige 22. 23) liegt auf der Hand. Daraus folgert Wellhausen und bezeichnet es als unwidersprechlich, daß das Deuteronomium die erste, die priesterliche Thora die zweite Stufe der schriftlichen Gesetzgebung ist. In ihr erhielt die um den zweiten Tempel sich sammelnde jüdische Gemeinde jene geistliche Verfassung, auf welche allein der Name einer Theokratie Anwendung finden kann, während sich

Eintritt in den eigentlichen Priesteradel, welchen die Familie Zadok für sich in Anspruch nahm, blieb ihnen verschlossen, und so mußten sie sich zu einer untergeordneten Theilnahme am Dienste des Heiligthums bequemen, indem ihnen die niederen Kultusverrichtungen übertragen wurden. Damit war der Unterschied zwischen Priestern und Leviten geschaffen, der dann später vom Priesterkodex in die mosaische Gesetzgebung zurückverlegt worden ist.

Auch hier wieder weist Wellhausen nach, wie die historische Entwickelung des Priesterthums in den wiederholt erwähnten drei Schichten des Pentateuch sich abspiegelt. Die jehovistische Gesetzgebung kennt überhaupt keinen Priesterstand. Bei der feierlichen Bundschließung am Sinai fungiren junge Männer aus ganz Israel als Opferer. (Exod. 24, 3—8.) Im Deuteronomium nehmen die Priester neben dem Richter und dem Propheten eine sehr hervorragende Stellung ein und bilden einen in zahlreichen Familien erblichen Klerus, ein Zeichen, daß das Deuteronomium aus der Zeit stammt, in welcher sich die Erblichkeit des Priesteramtes bereits Bahn gebrochen hatte, also aus der Zeit der reformatorischen Bewegung unter König Josias. Hier im Deuteronomium werden zuerst die Priester regelmäßig als Leviten bezeichnet. Im Priesterkodex endlich wird der Stamm Levi von den übrigen Stämmen abgesondert, dem Heiligthum übergeben, er zählt 22 000 männliche Mitglieder und erhält als eine Art Stammgebiet 48 Levitenstädte. Und während im Deuteronomium die Priester im Allgemeinen Leviten genannt werden, macht der Priesterkodex eine Scheidung zwischen den Priestern und Leviten. Nur den ersteren steht das Recht des Opferns zu, die letzteren werden zu untergeordneten Diensten verwendet. Und wie über den Leviten die Priester als Nachkommen Aarons, so erhebt sich als die Spitze des ganzen hierarchischen Gebäudes über dem gesammten Klerus der Hohepriester, der nicht blos der oberste Verwalter des Heiligthums ist, sondern die Herrschaft Gottes über Israel repräsentirt. Er allein ist der verantwortliche Vertreter der Gesammtheit. Die Namen der 12 Stämme sind ihm auf Herz und Schultern geschrieben. Sein Tod begründet eine neue Epoche; er empfängt bei der Investitur die Salbung wie ein König und trägt wie ein König den Purpur. Von alledem findet sich in der vorexilischen Zeit auch nicht die leiseste Spur. Diese sogenannte mosaische Theokratie ist dem nachexilischen Judenthum so zu sagen auf den Leib zugeschnitten und hat nur da Wirklichkeit gehabt. Wie der zweite Tempel der ausschließliche Mittelpunkt des Lebens war, so ward der Tempelfürst das Haupt des geistlichen Gemeinwesens. Alles das war erst möglich, nachdem die weltliche Herrschaft den Juden genommen war, nachdem sie aufgehört

Berlin und sein Verkehr.

I.

Die Entwickelung Berlins umfaßt vier Hauptabschnitte. Der erste erstreckt sich von der Gründung der beiden Städte Berlin und Köln, also von der ersten Hälfte des dreizehnten bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, der zweite Abschnitt umfaßt die weiteren zwei Jahrhunderte und endigt etwa mit dem Westphälischen Frieden 1648, der dritte reicht bis in das zweite Viertel unseres Jahrhunderts und in dem letzten Abschnitt befinden wir uns seit ungefähr fünfzig Jahren. Die Bedeutung der Städte Berlin und Köln in der ersten Periode ist auf vorwiegend wirthschaftliche Ursachen zurückzuführen. Wenn auch den ersten Anlaß zur Gründung der Städte die Anlage von Befestigungen zum Schutz der deutschen Einwanderer auf dem eroberten slavischen Gebiet gegeben haben mag, so ist die weitere Entwickelung von der günstigen Lage der Ansiedelungen für den Handel abhängig gewesen. Im 13. und 14. Jahrhundert dehnt sich deutsche Kultur immer weiter nach Osten aus; Schlesien wird in dieser Zeit von deutschen Ansiedlern überschwemmt und in friedlichem Kampf fast ganz der deutschen Sprache und Sitte erschlossen, Preußen wird durch die blutige Eroberung der Ordensritter germanisirt, an den Ostseeküsten entstehen zahlreiche deutsche Ansiedelungen. Der Güteraustausch zwischen dem slavischen Osten von Europa und den westlichen Kulturländern wird ein immer regerer und vorzugsweise durch den deutschen Handel vermittelt. Der Handelsverkehr bevorzugt, wie dies bei dem mangelhaften Zustand der wenigen überhaupt vorhandenen Wege nicht gut anders sein kann, die Wasserstraßen, sei es daß er über See geht, sei es daß er soviel wie möglich sich der Flüsse bedient oder wenigstens längs derselben hinzieht. Zwischen Schlesien und Nordwestdeutschland geht der natürliche Handelsweg die Oder abwärts, verläßt dieselbe bei dem Stapelplatz Frankfurt, um auf kürzestem Wege das Gebiet der Elbe, also zunächst die Spree zu erreichen und dann wieder flußabwärts nach Magdeburg und Hamburg zu führen. Die Städte Berlin und Köln boten sich

auf dieser Handelsstraße als natürliche Stapelplatze für den Umsatz ... indem hier der Verkehr nach dem kurzen Landweg Frankfurt-Berl... auf das Wasser und umgekehrt von dem Wasser- auf den Landweg ging. Zu den mittelalterlichen Zeiten der Stapel- und Umschlags- wollte eine solche Lage sehr viel bedeuten und trug zu dem Emporkom... der Stätte erheblich bei. Dieselben überflügelten daher allmä... übrigen Rivalen der Mark, namentlich Brandenburg die alte Ha... an Bevölkerung und Wohlstand und wuchsen zu den bedeutendst... des Kurfürstenthums heran. - -

Nachdem der Handel Berlin Cöln in der ersten Entwickelungs... emporgebracht hatte, so waren dieses Gedeihen und die günstige ... Lage der Städte zwischen den Flußgebieten der Elbe und Oder ... mitten des damaligen Umfanges des Staates jedenfalls die Veran... für die Regenten aus dem Hause der Hohenzollern Berlin-Cöln ... litischen Hauptstadt des Landes zu erheben. Indem Kurfürst Fr... 1442 zwischen den beiden Städten eine feste Burg erbaute, um ... ruhigen Bürger besser im Zaume halten zu können und ihre ... Staatsgedanken unverträglichen Selbstständigkeitsgelüste nachhaltig ... drücken, bewies er, welche wirthschaftliche Bedeutung die Verei... jener Zeit bereits gewonnen hatte und einen wie großen Werth er ... legte gerade hier einen festen Stützpunkt für seine politischen Ab... finden. Seine Nachfolger gewöhnten sich immer mehr daran Ber... als Haupt- und Residenzstadt anzusehen und diese wachsende ... Bedeutung der Stadt mußte ihr in den zwei Jahrhunderten von bis 1650 einen Ersatz für die Nachtheile bieten, welche die verän... wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse für den Osten De... im Gefolge hatten. Die Verschiebungen, welche die Welthandels... durch die Entdeckungen ausgangs des 15 Jahrhunderts erfuhren, ... der sinkenden Macht der Hansa den Todesstoß und vernichteten den ... Ostseehandel für lange Zeit; der Niedergang des Ritterordens ... und das Emporwachsen der polnischen Macht wirkten auf den ... verkehr Ostdeutschlands lähmend ein, der dreißigjährige Krieg ... unsäglichen Elend, welches er auch über die Mark brachte, ver... vollends die Bedeutung, welche Berlin in den früheren Jahrh... als Handelsstadt erlangt hatte. - -

Ist das Kennzeichen der zweiten Periode das allmä... Sinken der politischen Bedeutung der Stadt und das Zurücktreten der ... wirthschaftlichen Grundlagen ihrer Existenz, so kommt in der Re... des Großen Kurfürsten bis tief in unser Jahrhundert hinein ... hauptsächlich als erste Residenzstadt eines Fürsten in Betracht, ...

diesem Umstande seine Größe und seinen Glanz und führt daneben als Handels- und Gewerbestadt ein recht bescheidenes Dasein. Der Große Kurfürst hat sich zwar um die Förderung der Gewerbe durch die Heranziehung der französischen Emigranten außerordentlich verdient gemacht und durch diesen Act der Toleranz die ersten Grundlagen für die heutige gewerbliche Bedeutung Berlins gelegt. Immerhin treten die Wirkungen der Thätigkeit der Emigranten weit zurück gegen den glänzenden Aufschwung, welchen die bis dahin in ihrer äußeren Erscheinung recht armselige Stadt als Residenz der neuen Könige von Preußen nahm. Mit prachtvollen Bauten ebenso mächtigen Umfanges wie hoheitsvoller Schönheit schmückte Friedrich I. die Stadt; Friedrich Wilhelm I. erweiterte dieselbe durch Verstärkung der Garnison und unermüdliche Förderung der Privatbauthätigkeit; Friedrich der Große schuf eine Reihe großer Monumentalbauten. Alle drei Fürsten aber stärkten das Wachsthum der Stadt durch die steigende politische Bedeutung des Staates. Berlin-Köln hatte in mittelalterlichen Zeiten schwerlich mehr wie 10 000 Einwohner*), zählte deren zu Beginn des dreißigjährigen Krieges etwa 20 000, unmittelbar nach Beendigung desselben nur noch 6000 und hatte sich dann unter der Regierung des Großen Kurfürsten, namentlich durch die Aufnahme der Emigranten ungefähr auf denselben Stand wie im Beginn des 17. Jahrhunderts gehoben. Nun beginnt die Zeit des raschen Aufschwungs; im Anfange des 18. Jahrhunderts war die Zahl der Einwohner auf 50 000, beim Tode Friedrich Wilhelms I. auf über 100 000 gestiegen, wovon ein starkes Fünftel auf die Militärbevölkerung entfiel. Unter Friedrich dem Großen fand ein weiteres Steigen auf 150 000 Einwohner Statt, worin etwa 30 000 dem Militär angehörten. Da Berlin heut bei einer Gesammtbevölkerung von 1 300 000 Menschen eine Garnison von wenig über 20 000 Mann zählt, so erhellt, welche Förderung die politische Concentration aller Kräfte des Staates in der Hauptstadt dem Wachsthum derselben im vorigen Jahrhundert verleihen mußte. Diese Vermehrung der Bevölkerung Berlins im 18. Jahrhundert ist für seine zukünftige Größe von entscheidender Bedeutung gewesen. Welches Uebergewicht Berlin dadurch vor den übrigen Hauptorten Deutschlands gewinnen mußte, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß beispielsweise Leipzig, von jeher einer der bedeutendsten Binnenhandelsplätze um 1700 etwa 20 000, hundert Jahre später aber erst 30 000 Einwohner

*) Es wäre dies für jene Zeiten immerhin eine nicht unerhebliche Bevölkerung gewesen, da selbst die bedeutendsten deutschen Handelsstädte des Mittelalters, wie Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Köln kaum mehr wie 30—40 000 Einwohner gezählt haben werden.

von einer theokratiſchen Verfaſſung in der vorexiliſchen Zeit keine Spur findet. Die moſaiſche Theokratie hat die Fremdherrſchaft zur nothwendigen Ergänzung. Die Reſte eines untergegangenen Staates ſind in ihr zu einem kirchlichen Gemeinweſen, wie wir heute ſagen würden, verbunden, und mit Recht bemerkt Wellhauſen, daß ſie ihrem Weſen nach, der altkatholiſchen Kirche der erſten chriſtlichen Jahrhunderte verwandt iſt, deren Mutter ſie in der That geweſen iſt. Wohlthuend beruht am Schluſſe dieſer Ausführungen, die ſich zu der bisherigen traditionellen Auffaſſung des alten Teſtamentes, insbeſondere des moſaiſchen Geſetzes, in entſchiedenen Gegenſatz ſtellen, der Hinweis darauf, daß die ſtarre Form des neuen Syſtems, zu welchem bei der Reſtauration des Judenthums die alten Bräuche zuſammengeflickt wurden, zur Aufbewahrung eines edlen Inhaltes diente. Es galt unter der Zucht dieſes Geſetzes mit ſeiner ſtrengen Abſonderung der Juden von dem Heidenthum, mit ſeinen auf die äußere Heiligung des ganzen Volkes zum Dienſte Gottes gerichteten Vorſchriften, mit der peinlichen Strenge äußerer Gebote und Ordnungen, den „heiligen Reſt des Volkes Israel“ zu retten, aus welchem dann der Meſſias und in ihm die Zeit des neuen Bundes hervorgehen ſollte.

diesem Umstande seine Größe und seinen Glanz und führt daneben als Handels- und Gewerbestadt ein recht bescheidenes Dasein. Der Große Kurfürst hat sich zwar um die Förderung der Gewerbe durch die Heranziehung der französischen Emigranten außerordentlich verdient gemacht und durch diesen Act der Toleranz die ersten Grundlagen für die heutige gewerbliche Bedeutung Berlins gelegt. Immerhin treten die Wirkungen der Thätigkeit der Emigranten weit zurück gegen den glänzenden Aufschwung, welchen die bis dahin in ihrer äußeren Erscheinung recht armselige Stadt als Residenz der neuen Könige von Preußen nahm. Mit prachtvollen Bauten ebenso mächtigen Umfanges wie hoheitsvoller Schönheit schmückte Friedrich I. die Stadt; Friedrich Wilhelm I. erweiterte dieselbe durch Verstärkung der Garnison und unermüdliche Förderung der Privatbauthätigkeit; Friedrich der Große schuf eine Reihe großer Monumentalbauten. Alle drei Fürsten aber stärkten das Wachsthum der Stadt durch die steigende politische Bedeutung des Staates. Berlin-Köln hatte in mittelalterlichen Zeiten schwerlich mehr wie 10 000 Einwohner*), zählte deren zu Beginn des dreißigjährigen Krieges etwa 20 000, unmittelbar nach Beendigung desselben nur noch 6000 und hatte sich dann unter der Regierung des Großen Kurfürsten, namentlich durch die Aufnahme der Emigranten ungefähr auf denselben Stand wie im Beginn des 17. Jahrhunderts gehoben. Nun beginnt die Zeit des raschen Aufschwungs; im Anfange des 18. Jahrhunderts war die Zahl der Einwohner auf 50 000, beim Tode Friedrich Wilhelms I. auf über 100 000 gestiegen, wovon ein starkes Fünftel auf die Militärbevölkerung entfiel. Unter Friedrich dem Großen fand ein weiteres Steigen auf 150 000 Einwohner Statt, wovon etwa 30 000 dem Militär angehörten. Da Berlin heut bei einer Gesammtbevölkerung von 1 300 000 Menschen eine Garnison von wenig über 20 000 Mann zählt, so erhellt, welche Förderung die politische Concentration aller Kräfte des Staates in der Hauptstadt dem Wachsthum derselben im vorigen Jahrhundert verleihen mußte. Diese Vermehrung der Bevölkerung Berlins im 18. Jahrhundert ist für seine zukünftige Größe von entscheidender Bedeutung gewesen. Welches Uebergewicht Berlin dadurch vor den übrigen Hauptorten Deutschlands gewinnen mußte, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß beispielsweise Leipzig, von jeher einer der bedeutendsten Binnenhandelsplätze um 1700 etwa 20 000, hundert Jahre später aber erst 30 000 Einwohner

*) Es wäre dies für jene Zeiten immerhin eine nicht unerhebliche Bevölkerung gewesen, da selbst die bedeutendsten deutschen Handelsstädte des Mittelalters, wie Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Köln kaum mehr wie 30—40 000 Einwohner gezählt haben werden.

auf dieser Handelsstraße als natürliche Stapelplätze für den Umschlag da: indem hier der Verkehr nach dem kurzen Landweg Frankfurt-Berlin wiede auf das Wasser und umgekehrt von dem Wasser- auf den Landweg über ging. Zu den mittelalterlichen Zeiten der Stapel- und Umschlagsrech wollte eine solche Lage sehr viel bedeuten und trug zu dem Emporkomme der Städte erheblich bei. Dieselben überflügelten daher allmählich di übrigen Rivalen der Mark, namentlich Brandenburg die alte Hauptstadt an Bevölkerung und Wohlstand und wuchsen zu den bedeutendsten Orte des Kurfürstenthums heran. —

Nachdem der Handel Berlin-Köln in der ersten Entwickelungsperiode emporgebracht hatte, so waren dieses Gedeihen und die günstige centrale Lage der Städte zwischen den Flußgebieten der Elbe und Oder und inmitten des damaligen Umfanges des Staates jedenfalls die Veranlassung für die Regenten aus dem Hause der Hohenzollern Berlin-Köln zur politischen Hauptstadt des Landes zu erheben. Indem Kurfürst Friedrich II. 1442 zwischen den beiden Städten eine feste Burg erbaute, um die unruhigen Bürger besser im Zaume halten zu können und ihre mit dem Staatsgedanken unverträglichen Selbstständigkeitsgelüste nachhaltig zu unterdrücken, bewies er, welche wirthschaftliche Bedeutung die Doppelstadt zu jener Zeit bereits gewonnen hatte und einen wie großen Werth er darauf legte gerade hier einen festen Stützpunkt für seine politischen Zwecke zu finden. Seine Nachfolger gewöhnten sich immer mehr daran Berlin-Köln als Haupt- und Residenzstadt anzusehen und diese wachsende politische Bedeutung der Stadt mußte ihr in den zwei Jahrhunderten von 1450 bis 1650 einen Ersatz für die Nachtheile bieten, welche die veränderten wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse für den Osten Deutschland im Gefolge hatten. Die Verschiebungen, welche die Welthandelsstraßen durch die Entdeckungen ausgangs des 15. Jahrhunderts erfuhren, gaben der sinkenden Macht der Hansa den Todesstoß und vernichteten den blühenden Ostseehandel für lange Zeit; der Niedergang des Ritterordens in Preußen und das Emporwachsen der polnischen Macht wirkten auf den Binnenverkehr Ostdeutschlands lähmend ein, der dreißigjährige Krieg mit dem unsäglichen Elend, welches er auch über die Mark brachte, vernichtete vollends die Bedeutung, welche Berlin in den früheren Jahrhunderten als Handelsstadt erlangt hatte. —

Ist das Kennzeichen der zweiten Periode das allmähliche Wachsthum der politischen Bedeutung der Stadt und das Zurücktreten der früheren wirthschaftlichen Grundlagen ihrer Existenz, so kommt seit der Regierung des Großen Kurfürsten bis tief in unser Jahrhundert hinein Berlin hauptsächlich als erste Residenzstadt seiner Fürsten in Betracht, verdankt

diesem Umstande seine Größe und seinen Glanz und führt daneben als Handels- und Gewerbestadt ein recht bescheidenes Dasein. Der Große Kurfürst hat sich zwar um die Förderung der Gewerbe durch die Heranziehung der französischen Emigranten außerordentlich verdient gemacht und durch diesen Act der Toleranz die ersten Grundlagen für die heutige gewerbliche Bedeutung Berlins gelegt. Immerhin treten die Wirkungen der Thätigkeit der Emigranten weit zurück gegen den glänzenden Aufschwung, welchen die bis dahin in ihrer äußeren Erscheinung recht armselige Stadt als Residenz der neuen Könige von Preußen nahm. Mit prachtvollen Bauten ebenso mächtigen Umfanges wie hoheitsvoller Schönheit schmückte Friedrich I. die Stadt; Friedrich Wilhelm I. erweiterte dieselbe durch Verstärkung der Garnison und unermüdliche Förderung der Privatbauthätigkeit; Friedrich der Große schuf eine Reihe großer Monumentalbauten. Alle drei Fürsten aber stärkten das Wachsthum der Stadt durch die steigende politische Bedeutung des Staates. Berlin-Köln hatte im mittelalterlichen Zeiten schwerlich mehr wie 10 000 Einwohner*), zählte deren zu Beginn des dreißigjährigen Krieges etwa 20 000, unmittelbar nach Beendigung desselben nur noch 6000 und hatte sich dann unter der Regierung des Großen Kurfürsten, namentlich durch die Aufnahme der Emigranten ungefähr auf denselben Stand wie im Beginn des 17. Jahrhunderts gehoben. Nun beginnt die Zeit des raschen Aufschwungs; im Anfange des 18. Jahrhunderts war die Zahl der Einwohner auf 50 000, beim Tode Friedrich Wilhelms I. auf über 100 000 gestiegen, wovon ein starkes Fünftel auf die Militärbevölkerung entfiel. Unter Friedrich dem Großen fand ein weiteres Steigen auf 150 000 Einwohner Statt, deren etwa 30 000 dem Militär angehörten. Da Berlin heut bei einer Gesammtbevölkerung von 1 300 000 Menschen eine Garnison von wenig über 20 000 Mann zählt, so erhellt, welche Förderung die politische Concentration aller Kräfte des Staates in der Hauptstadt dem Wachsthum derselben im vorigen Jahrhundert verleihen mußte. Diese Vermehrung der Bevölkerung Berlins im 18. Jahrhundert ist für seine zukünftige Größe von entscheidender Bedeutung gewesen. Welches Uebergewicht Berlin dadurch vor den übrigen Hauptorten Deutschlands gewinnen mußte, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß beispielsweise Leipzig, von jeher einer der bedeutendsten Binnenhandelsplätze um 1700 etwa 20 000, hundert Jahre später aber erst 30 000 Einwohner

*) Es wäre dies für jene Zeiten immerhin eine nicht unerhebliche Bevölkerung gewesen, da selbst die bedeutendsten deutschen Handelsstädte des Mittelalters, wie Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Köln kaum mehr wie 30—40 000 Einwohner gezählt haben werden.

wiegend Sandboden, welcher selbst der Kiefer, dem genügsamsten Waldbaum des gemäßigten Klimas, vielfach nur kümmerliche Nahrung bietet. Unter dem Sand ist in den Niederungen der zahlreichen Flußläufe und Seeen Moorboden gelagert, welcher dem landwirthschaftlichen Betriebe gleichfalls keine günstigen Bedingungen bietet. Wirklich fruchtbare Gelände sind nur selten, Dürftigkeit des Bodens und seiner Erzeugnisse drücken der märkischen Landschaft das charakteristische Gepräge auf. Nur unter fortwährender harter Arbeit seiner Bebauer giebt der Boden einen mäßigen Ertrag; das Klima gestattet nur an wenigen geschützten Orten die lohnende Kultur feinerer Obst- und Gemüsesorten. Weizen- und Zuckerrübenanbau, für Norddeutschland das Kennzeichen guten Bodens, ist nur vereinzelt vorhanden; Roggen, Hafer und Kartoffeln sind die hauptsächlichsten Fruchtarten, deren Pflege Gewinn abwirft; die Viehzucht wird lebhaft betrieben, ohne es indeß zu hervorragenden Gesammtleistungen zu bringen. Unterirdische Bodenschätze sind gleichfalls nur in bescheidenem Maße vorhanden; einige Salz-, Kalkstein- und Braunkohlenlager werden ausgebeutet und liefern in gewissen Grenzen einen lohnenden Erwerb, auch wird die Fabrikation gewöhnlicher Ziegel an vielen Orten durch Thonlager unterstützt. Dagegen sind die natürlichen Bedingungen für eine großartige Industrie, wie sie Oberschlesien, Sachsen (Königreich und Provinz), Rheinland und Westphalen, gestützt auf die Fundstätten von Steinkohlen, Eisen-, Zink- und Bleierzen, Thon- und Salzlagern von großer Mächtigkeit oder auf eine reiche landwirthschaftliche Thätigkeit, besitzen, in der Mark nicht zu finden. Berlin steht also bezüglich seiner Umgebung hinter der großen Mehrzahl der übrigen Hauptstädte Europas weit zurück. London erfreut sich der Lage in einer fruchtbaren und milden Gegend unmittelbar an einem Strom, welcher einen tief in das Land eingreifenden Meerbusen darstellt; Paris ist der Mittelpunkt des ebenso fruchtbaren wie landschaftlich hervorragenden Seinethales; Wien ist an dem Austritt der mächtigen Donau aus dem herrlichen Gebirgslande in die überaus fruchtbare weitgestreckte Tiefebene gelegen. Selbst Petersburg hat vor Berlin den Vorzug der Lage in der Nähe der See voraus, Rom ist gleichfalls nur wenige Meilen von der See entfernt. München und Madrid sind von den größeren Hauptstädten Europas die einzigen, welche wie Berlin in vergleichsweise rauhem Klima und in wenig fruchtbarer Landschaft liegen und von der Natur an kärgliche Existenzbedingungen gefesselt sind. —

Diese ungünstigen Verhältnisse der Lage Berlins bergen gleichwohl einen Vorzug der geographischen Situation, welcher für die wirthschaftliche Entwickelung der Stadt von einschneidendem Einfluß gewesen ist. Bereits

Staates mehr und mehr in diejenige der Stadt und großer Korporationen über. Das Rathhaus und die Börse entstehen und geben durch die Gelegenheit ihrer Ausführung Anlaß, daß auch der Staat die bis dahin allzu ängstlich festgehaltene Sparsamkeit bei Herstellung seiner Gebäude zu Gunsten einer reicheren und würdigeren Gestaltung derselben aufgiebt. Die Stadtverwaltung entwickelt seit etwa 20 Jahren im Straßen- und Brückenbau, in der Errichtung von Kranken- und Schulhäusern, in der Herstellung großartiger Anstalten und Anlagen zur Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse, der Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln und dergl. eine ungewöhnliche Rührigkeit, welche zur Folge hat, daß Berlin — die jüngste der Großstädte Europas — in Bezug auf Annehmlichkeit und Schönheit des Aeußeren, sowie auf Zweckmäßigkeit seiner Einrichtungen kaum noch hinter den anderen Hauptorten Europas zurücksteht, in mancher Beziehung sie bereits übertrifft.

Wenn auch nicht zu läugnen ist, daß die politische Entwickelung Deutschlands in den letzten 20 Jahren nicht wenig zu dieser Umwälzung des Berliner Lebens und Verkehrs beigetragen und dieselbe namentlich erheblich beschleunigt hat, so ist die eigentliche Ursache der Aenderung auf die Umgestaltung der Grundlagen der wirthschaftlichen Existenz der Stadt in den letzten fünfzig Jahren zurückzuführen. Es ist gewiß eine sehr müßige Frage, ob Berlin ohne die bereits vorhandene Qualifikation als Hauptstadt des preußischen Staates heut schon zur jetzigen Größe und Bedeutung herangewachsen wäre; daß jene Eigenschaft Berlin nicht zum Schaden gereicht, sein Vorwärtskommen gewaltig beschleunigt hat und noch jeden Tag auf das Nachdrücklichste fördert und unterstützt, ist ebenso zweifellos wie daß Paris heut nicht Paris wäre, wenn es sich nicht seit Jahrhunderten schon zur politischen Hauptstadt Frankreichs emporgearbeitet hätte. Aber ebensowenig wie Paris lediglich aus Zufall zu diesem Range gekommen ist, ebensowenig haben die Hohenzollern Berlin ohne guten Grund zur Hauptstadt des — man kann wohl sagen von ihnen erst gegründeten — Staates erhoben und bei dieser Wahl jedenfalls einen eminenten politischen Scharfblick bewiesen. Und sicher ist es, daß Berlin trotz seiner Eigenschaft als Haupt- und Residenzstadt heut nicht zu den Millionenstädten gehörte, wenn nicht die Gunst seiner Lage dazu gekommen wäre, um die Bemühungen und Anstrengungen seiner Fürsten um die Hebung und Ausstattung der Stadt erfolgreich zu krönen. —

II.

Berlin liegt in der großen norddeutschen Tiefebene und zwar mit in dem unfruchtbarsten Theile derselben. Die Mark Brandenburg hat über-

wiegend Sandboden, welcher selbst der Kiefer, dem genügsamsten Waldbaum des gemäßigten Klimas, vielfach nur kümmerliche Nahrung bietet. Unter dem Sand ist in den Niederungen der zahlreichen Flußläufe und Seeen Moorboden gelagert, welcher dem landwirthschaftlichen Betriebe gleichfalls keine günstigen Bedingungen bietet. Wirklich fruchtbare Gelände sind nur selten, Dürftigkeit des Bodens und seiner Erzeugnisse drücken der märkischen Landschaft das charakteristische Gepräge auf. Nur unter fortwährender harter Arbeit seiner Bebauer giebt der Boden einen mäßigen Ertrag; das Klima gestattet nur an wenigen geschützten Orten die lohnende Kultur feinerer Obst- und Gemüsesorten. Weizen- und Zuckerrübenanbau, für Norddeutschland das Kennzeichen guten Bodens, ist nur vereinzelt vorhanden; Roggen, Hafer und Kartoffeln sind die hauptsächlichsten Fruchtarten, deren Pflege Gewinn abwirft; die Viehzucht wird lebhaft betrieben, ohne es indeß zu hervorragenden Gesammtleistungen zu bringen. Unterirdische Bodenschätze sind gleichfalls nur in bescheidenem Maße vorhanden; einige Salz-, Kalkstein- und Braunkohlenlager werden ausgebeutet und liefern in gewissen Grenzen einen lohnenden Erwerb, auch wird die Fabrikation gewöhnlicher Ziegel an vielen Orten durch Thonlager unterstützt. Dagegen sind die natürlichen Bedingungen für eine großartige Industrie, wie sie Oberschlesien, Sachsen (Königreich und Provinz), Rheinland und Westphalen, gestützt auf die Fundstätten von Steinkohlen, Eisen-, Zink- und Bleierzen, Thon- und Salzlagern von großer Mächtigkeit oder auf eine reiche landwirthschaftliche Thätigkeit, besitzen, in der Mark nicht zu finden. Berlin steht also bezüglich seiner Umgebung hinter der großen Mehrzahl der übrigen Hauptstädte Europas weit zurück. London erfreut sich der Lage in einer fruchtbaren und milden Gegend unmittelbar an einem Strom, welcher einen tief in das Land eingreifenden Meerbusen darstellt; Paris ist der Mittelpunkt des ebenso fruchtbaren wie landschaftlich hervorragenden Seinethales; Wien ist an dem Austritt der mächtigen Donau aus dem herrlichen Gebirgslande in die überaus fruchtbare weitgestreckte Tiefebene gelegen. Selbst Petersburg hat vor Berlin den Vorzug der Lage in der Nähe der See voraus, Rom ist gleichfalls nur wenige Meilen von der See entfernt. München und Madrid sind von den größeren Hauptstädten Europas die einzigen, welche wie Berlin in vergleichsweise rauhem Klima und in wenig fruchtbarer Landschaft liegen und von der Natur an kärgliche Existenzbedingungen gefesselt sind. —

Diese ungünstigen Verhältnisse der Lage Berlins bergen gleichwohl einen Vorzug der geographischen Situation, welcher für die wirthschaftliche Entwickelung der Stadt von einschneidendem Einfluß gewesen ist. Bereits

eben war angedeutet, welchen Werth Berlins Lage mitten zwischen Oder und Elbe und in der Mitte der Mark Brandenburg für den Handel und Verkehr im Mittelalter gehabt hat. So unbedeutend die Spree an sich als Wasserlauf ist, so hat sie doch den großen Vorzug durch ihr geringes Gefälle und die zahlreichen seeenartigen Erweiterungen der Schiffahrt in hohem Maße förderlich zu sein, zumal in einer Zeit, welche die Benutzung der Dampfkraft für die Fortbewegung der Güter noch nicht kannte. Diese Vorzüge, welche mit der geringen Höhenlage der Mark über dem Meeresspiegel und der ebenen Beschaffenheit der Landschaft im engsten Zusammenhange stehen, mußten ganz besonders hervortreten, als die Dampfmaschine auf Räder gesetzt den Anstoß zur Schaffung der vollendetsten Kunststraßen, welche die Menschheit bisher gesehen, gab und die Eisenbahnen in dem Wirthschaftsleben der modernen Kulturvölker eine gewaltige Umwälzung hervorbrachten. Bei dem Eisenbahnbau und -Betrieb sind die natürlichen Neigungsverhältnisse der Erde von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf die Herstellungs-, Unterhaltungs- und Betriebskosten der Anlage; je flacher und ebener der Grund und Boden ist, je weniger durchsetzt von Gebirgen und je weniger durchschnitten von tiefen Einsenkungen, um so leichter und wohlfeiler werden sich auf demselben Eisenbahnen anlegen und betreiben lassen. Ganz besonders mußten diese Vorzüge der Bodenbeschaffenheit bei der ersten Einführung der Eisenbahnen in das Wirthschaftsleben der Völker ins Gewicht fallen, als die Fertigkeit die natürlichen Terrainschwierigkeiten durch Kunstbauten aller Art, wie Tunnels, Viaducte, Rampen, weitgespannte eiserne Brücken zu überwinden, noch nicht entwickelt war und auch der Mangel an Erfahrung über die Kosten solcher Bauwerke und die Rentabilität der Eisenbahnen überhaupt vor Anlagen, welche große Geldaufwendungen beanspruchten, zurückschreckte. Derartige Bodenschwierigkeiten haben daher die Erbauung kostspieligerer Linien viele Jahre verzögert und eine schnellere Versorgung der Ebenen mit Eisenbahnen zur Folge gehabt; sie sind ferner die Veranlassung, daß der Eisenbahnbau in gebirgigen Gegenden sich mit ungleich größerer Vorsicht der Bodengestaltung anschmiegen muß als dies in flachen Landschaften erforderlich ist. Im Gebirge ist der Flußlauf der vorgeschriebene Weg für die Eisenbahnen; diesem folgen die Linien soviel wie möglich, weil die Flußthäler die meist mäßigen, dem Eisenbahnbetriebe zusagenden natürlichen Neigungen des Bodens bezeichnen. Scharfe Flußkrümmungen müssen allerdings auch hier durch Tunnelbauten, häufige Ueberbrückungen und Viaducte abgeschnitten werden, in schmalen Thälern sind außerdem Felsabsprengungen, Flußverlegungen häufig vorzunehmen, die Grunderwerbungen meist kostspielig. Bei Ueberschreitungen der Wasserscheiden

sind erhebliche Steigungen, welche den Betrieb vertheuern, besonders theuere Kunstbauten nicht zu vermeiden. Alle diese Schwierigkeiten haben in den Zeiten des entwickelten Eisenbahnbaues die Anlage von Linien selbst in den Hochgebirgen nicht aufzuhalten vermocht, wenn die Verkehrsverhältnisse dahin drängten Verbindungen zwischen benachbarten Provinzen und Ländern herzustellen. Sie haben aber selbst bei den mäßigen Erhebungen der norddeutschen Gebirge den Beginn des Durchschneidens derselben mit Eisenbahnen um Jahre verzögert und sind selbst heut noch ein Hemmniß für die Einführung von Eisenbahnen in Gebirge, welche des Vorzuges allmählich aufsteigender Flußthäler entbehren und die Errichtung kostspieliger Bauten wegen des zu erwartenden geringen Verkehrs als nicht lohnend erscheinen lassen. —

Unter diesen Umständen ist es einleuchtend, daß Berlin dem Eisenbahnbau von vornherein Vortheile bot, wie sie in dem Maße bei keinem größeren Ort Deutschlands vorhanden waren. Zur Zeit des Beginnes der Errichtung von Eisenbahnen in Deutschland, also in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, zählte Berlin über $^1/_4$ Million Einwohner, war die volkreichste Stadt unseres Vaterlandes und bot sich somit von selbst als ein Hauptstützpunkt für den Eisenbahnverkehr dar. Die weitausgedehnte Ebene der Mark gestattete nach allen Himmelsrichtungen hin die Eisenbahnstraßen ohne nennenswerthe Schwierigkeiten zu strecken, weder Gebirge noch große Flußläufe traten hindernd entgegen, insbesondere von den letzteren durchaus unabhängig konnten die Eisenbahnlinien entworfen werden. Die günstige Lage der Stadt im Mittelpunkt nicht nur der Mark, sondern des ganzen nördlichen Deutschlands kam hinzu, um Berlin zu dem Schwerpunkt des norddeutscheu Eisenbahnnetzes zu machen. Zieht man um Berlin als Mittelpunkt konzentrische Kreise, so liegen auf der Peripherie eines Kreises von 150 Kilometer Halbmesser auf der einen Seite Stettin, auf der anderen Dresden, Leipzig und Magdeburg; ein Kreis von 200—300 Kilometer Radius trifft einerseits Posen und Breslau, andererseits Prag, Erfurt, Kassel, Hannover, Bremen und Hamburg, ein Kreis von 300—400 Kilometer im Osten Danzig, im Südosten Nürnberg und Frankfurt a./M., von 400—500 Kilometer im Südosten Oberschlesien, im Westen das rheinisch-westphälische Industriegebiet, und von etwas über 500 Kilometer im Osten Königsberg und Warschau, im Süden Wien und München, im Westen den Niederrhein. Berlin bietet also für die Verbindung mit den bedeutendsten Verkehrsmittelpunkten Deutschlands und Oesterreichs und mit den hauptsächlichsten Industriegebieten dieser Länder Vorzüge einer ausnehmend günstigen centralen Lage. Bei dem Beginne des Eisenbahnbaues mußten dieselben

um so nachdrücklicher sich geltend machen, als von dem Mittelpunkt Berlin die in den verschiedenen Richtungen liegenden Hauptverkehrsorte ohne Ueberwindung von Terrainschwierigkeiten erreicht werden konnten und als bereits in geringer Entfernung von Berlin eine ganze Anzahl solcher Orte angetroffen wird. Stettin im Nordosten, Magdeburg im Westen sind fast gleich weit entfernt von Berlin, Leipzig und Dresden nur unbedeutend weiter; die Verbindungslinie zwischen Breslau und Hamburg wird durch Berlin in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt und überdies von der Verbindungslinie Stettin-Leipzig fast genau in Berlin getroffen. —

Berlin bot sich also von vornherein als den geeignetsten Stützpunkt für das Eisenbahnnetz Norddeutschlands dar und machte durch diese Vorzüge seiner geographischen Lage alle Nachtheile wett, welche ihm aus der dürftigen Beschaffenheit seiner Umgebung erwachsen mochten. Es muß daher heut wunderbar erscheinen, daß, als in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre der Eisenbahnbau sich in Deutschland zu regen begann, Berlin zunächst nur mit der kurzen, für den Güterverkehr bedeutungslosen Linie nach Potsdam bedacht wurde, während die sehr viel längere Linie Leipzig-Dresden 1840 bereits vollendet war und Leipzig-Magdeburg sich der Vollendung näherte. Lokale Einflüsse, namentlich die energischen Bemühungen Lists um die Herstellung der letzteren Verbindungen, die größere Rührigkeit und Einsicht der kaufmännischen Kreise in Leipzig und Magdeburg einerseits, die irrigen Vorstellungen andererseits, welche man sich in Berlin von der vorzugsweisen Bedeutung der Eisenbahnen für den Personenverkehr anfangs machte, mögen das langsame Fortschreiten der Bauthätigkeit von der Hauptstadt aus in der ersten Zeit verschuldet haben. — Bereits im Jahre 1845 aber hat sich das Bild wesentlich verändert; Berlin besitzt bereits 4 Linien (Potsdam, Stettin, Frankfurt a./O., Köthen), 1847 aber schon 5 Linien: Berlin-Hamburg ist dazugekommen und außerdem die Verbindung mit Breslau und Oberschlesien, mit Magdeburg, Hannover und Köln, mit Leipzig, Halle und Thüringen, mit Dresden hergestellt. Durch diese 5 Linien (Berlin-Hamburg, Berlin-Stettin, Berlin-Breslau, Berlin-Anhalt, Berlin-Potsdam-Magdeburg) war Berlin schon vor vierzig Jahren der wichtigste Eisenbahnknotenpunkt Deutschlands geworden, und zwar, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, so gut wie ausschließlich durch privates Kapital, während in Hannover und Süddeutschland der Eisenbahnbau vom Staat in die Hand genommen war und auch Sachsen bereits den Bau von Staatsbahnen begonnen hatte. Berlins Lage und die dem Bahnbau so günstigen Bodenverhältnisse der Mark und der Nachbarprovinzen hatten das Privatkapital ganz besonders veranlaßt Berlin in reichem Maße mit Eisenbahnen zu

bedenken, sodaß die Stadt Ende der vierziger Jahre durchgehende Verbindungen mit dem oberschlesischen und rheinisch-westphälischen Industriegebiet hatte und dadurch in die Lage versetzt war ihren steigenden Bedarf an Industriekohle aus den inländischen Fundstätten und nicht mehr ausschließlich aus England zu beziehen. —

War das Eisenbahnnetz Ostdeutschlands auf diese Weise bereits weit vorgeschritten und um 1850 mit Ausnahme der Ostbahnlinie Berlin-Königsberg in seinen Grundzügen vollendet, so befand sich Westdeutschland damals noch in erheblichem Rückstand. Frankfurt a./M. hatte um diese Zeit nur nach Süden eine längere Eisenbahnlinie, nach Westen erstreckte sich sein Eisenbahnverkehr nur bis Wiesbaden, nach Osten bis Hanau; im Ruhrrevier waren zwar die Hauptlinien zwischen Dortmund und Düsseldorf bis Köln hergestellt, ebenso die Verbindung Köln-Aachen-Belgien, dagegen fehlten noch sowohl die dem Rhein parallelen Linien nach Süddeutschland als auch die Verbindungslinien mit Mitteldeutschland. Das im Verhältniß zu der norddeutschen Tiefebene schwierige Gebirgsterrain war hier der raschen Ausbreitung des Eisenbahnnetzes hinderlich und erforderte namentlich ungleich größere Kapitalien für den Eisenbahnbau, deren Beschaffung in dem ersten Jahrzehnt desselben selbst in den reichen Westprovinzen nicht leicht war. Berlin verdankt also seiner Lage vor dem im Uebrigen von der Natur so sehr begünstigten Westen und Süden Deutschlands in Bezug auf den Eisenbahnbau einen Vorsprung von einer Reihe von Jahren und vermochte die dominirende Stellung, welche ihm dadurch vor den übrigen Landschaften und Städten Deutschlands gegeben war, durch rasche Entwickelung seines Verkehrs, seines Handels und seiner Industrie nachhaltig auszunutzen. Von jener Zeit des sich ausdehnenden Eisenbahnnetzes datirt vor allem der Aufschwung Berlins als Industrieort. Die großen Lokomotiven- und Waggonfabriken, welche eine große Arbeiterbevölkerung heranzogen und ernährten, entstanden und fanden reichliche Beschäftigung durch das von Berlin radienförmig über ganz Norddeutschland sich ausdehnende Eisenbahnnetz. Die Rohmaterialien für diese alsbald in den großartigsten Verhältnissen sich entwickelnde Industrie konnten nunmehr auf dem Eisenbahnwege aus Schlesien und Westphalen rasch und billig herangeschafft, die fertigen Fabrikate ebenso leicht nach allen Richtungen hin abgesetzt werden. Ein Mal im Besitz einer auf solider Grundlage ruhenden Großindustrie vermochte Berlin dieselbe noch eine Reihe von Jahren mit Vortheil zu behaupten, als allmählich an den Fundstätten der Steinkohle und der Eisenerze selbst die Maschinenindustrie eine immer größere Ausdehnung gewann und unter günstigeren Bedingungen ihre Erzeugnisse herstellte, wie die von den Kohlen- und Erz-

feldern weit abgelegene Hauptstadt. Und als die natürliche Konkurrenz der Industriereviere immer ernstlicher wurde und Berlin seinen lange Jahre innegehabten ersten Platz in diesen Fabrikationszweigen nicht mehr zu behaupten vermochte, da überwand es diese Nachtheile nicht nur leicht, sondern konnte gestützt auf ein vorzüglich geschultes Arbeiterpersonal, sich mit Vortheil anderen Fabrikationswerken der Metallindustrie zuwenden, welche, wie die Erzeugung von Nähmaschinen, von landwirthschaftlichen, Präzisionsmaschinen, Apparaten für elektrische Betriebe aller Art und dergleichen vorzugsweise vorzügliches Material und vorzügliche Arbeit erfordern, ihren Hauptwerth hierdurch erlangen und deshalb von den Fundorten der Rohmaterialien — Kohlen und Erze — bis zu einem gewissen Grade unabhängig sind. — Daß auch andere Zweige der Herstellung von Metallwaaren, die Lampenfabrikation, die Kunstschlosserei, der Bronceguß in Berlin mit der Zeit einen hohen Grad von Vollendung erreicht haben und daß diese Arten der industriellen und gewerblichen Thätigkeit ihr Absatzfeld nicht nur in Deutschland, sondern weit darüber hinaus finden und für den Weltmarkt arbeiten, ist nicht zum geringen Theil auf den Einfluß der Metall-Großindustrie zurückzuführen, welche zur Befriedigung der Bedürfnisse des wachsenden Eisenbahnnetzes entstanden war.

Die Entwickelung des Eisenbahnwesens bis zu dem Jahre 1850 hat also für Berlins Industrie und Gewerbe eine grundlegende Bedeutung gehabt; die weitere Ausdehnung des Eisenbahnnetzes in Norddeutschland kam zunächst mehr dem Berliner Handel zu Gute. In dem Abschnitt von 1850—1870 erhält Berlin zu seinen vorhandenen fünf Linien nur eine weitere große Eisenbahnverbindung: die Ostbahn über Königsberg bis zur russischen Grenze. Diese Verbindung, anfangs durch die Berlin-Stettiner Bahn, dann durch die schlesische Linie über Frankfurt a./O. vermittelt, nimmt erst seit dem Jahre 1867 ihren direkten Ausgangspunkt von Berlin über Küstrin. Sie hat vor allem Berlins Handel mit landwirthschaftlichen Rohprodukten und Fabrikaten, mit Getreide, Wolle, Spiritus und Mehl vorwärts gebracht, indem Berlin der bestgelegene Vermittler zwischen dem Ueberfluß dieser Erzeugnisse im Osten und dem Bedarf im Westen Deutschlands wurde. Seit der Eröffnung dieser Linie datirt das Uebergewicht der Berliner Produkten-Börse für den Handel und Verkehr in diesen Artikeln in Deutschland und war damit eine zweite sichere Grundlage für Berlin als ersten Kapitalmarkt und als Mittelpunkt des deutschen Börsen-Verkehrs überhaupt gewonnen. 1867 wurde die Linie Berlin-Görlitz über Kottbus dem Verkehr übergeben; sie stellte zwar die kürzeste Verbindung mit dem niederschlesischen Kohlenreviere her, hatte aber im Vergleich mit den übrigen sechs Linien für den Verkehr nur eine

untergeordnete Bedeutung, da der schlesische Verkehr von der niederschlesisch-märkischen Bahn (Berlin-Breslau und Berlin-Waldenburg über Kohlfurt) vollständig beherrscht wurde.

Erst in dem Jahrzehnt 1870—80 wurde Berlin wieder reichlicher mit Eisenbahnbauten bedacht. 1871 erfolgte die Eröffnung der Linie Berlin-Lehrte, welche eine zweite kürzere Verbindung mit Hannover, dem Ruhrrevier und dem Nieder-Rhein, sowie mit Bremen herstellte, 1875 wurde die neue Linie nach Dresden über Zossen, 1878 Berlin-Stralsund, 1879 Berlin-Metz dem Verkehr übergeben, sodaß mit Schluß dieses Jahrzehnts die Aera der Eisenbahnbauten, soweit es sich um Herstellung größerer Verkehrslinien und nicht bloßer Lokalbahnen handelt, für Berlin als abgeschlossen betrachtet werden kann. Berlin ist in einem Zeitraum von rund 40 Jahren in den Besitz von 11 selbstständigen Eisenbahnlinien gelangt, welche sich fächerförmig nach den verschiedenen Himmelsrichtungen erstrecken und von denen acht durch ihre Ausstattung mit zwei durchgehenden Geleisen als Linien ersten Ranges anzusprechen sind, während nur drei (Berlin-Görlitz, Berlin-Stralsund und Berlin-Dresden über Zossen) eine mehr untergeordnete Bedeutung haben. Acht von jenen Linien sind mit privatem Kapital hergestellt, zwei (die Ostbahn und Berlin-Metz) vom Staat geplant und ausgeführt, eine (Berlin-Stralsund) vom Privatkapital angeregt und begonnen, vom Staat aber schließlich vollendet, weil die Privatgesellschaft in Zahlungsunfähigkeit gerieth. Heut sind sämmtliche Linien in der Verwaltung und, mit einer Ausnahme (Berlin-Dresden), auch im Eigenthum des Staates.

Zu diesen Verbindungen Berlins mit den Provinzen und den übrigen deutschen Staaten und Städten gesellen sich noch diejenigen Eisenbahnanlagen, welche vorzugsweise dem örtlichen Verkehr zu dienen bestimmt sind. 1871 wurde der größere Theil der neuen Bahnhofs-Verbindungsbahn eröffnet, nachdem die im Jahre 1851 von dem Staate hergestellte alte Verbindungsbahn weder dem gesteigerten Eisenbahn-Verkehr genügen konnte noch den Anforderungen des Berliner Straßenverkehrs auf möglichst ungehinderte Bewegung mehr entsprach. 1877 wurde der Rest der Verbindungsbahn dem Verkehr übergeben. Im dem Jahrzehnt 1870 bis 1880 erfolgte ferner eine ganze Reihe von Bahnhofsumbauten, da die alten in der ersten Periode der Entwickelung entstandenen Bahnhöfe den Verkehr nicht mehr zu bewältigen vermochten. Der jetzige Schlesische, der Potsdamer, der Stettiner Bahnhof erhielten neue großartige Stationsgebäude, das Anhalter Gebäude wurde Anfang der 80er Jahre fertiggestellt*).

*) Die Eisenbahnen nehmen in Berlin selbst einen Flächenraum von 350 ha. ein, nicht viel weniger als die öffentlichen Parks (450 ha.). Wenn auch die zu dem

In dem laufenden Jahrzehnt endlich wurde ein Eisenbahn-Unternehmen dem Verkehr übergeben, welches die Bedeutung Berlins als Handels- und Industriestadt an sich zwar nicht zu steigern vermag, weil es vorwiegend lokalen Bedürfnissen zu dienen bestimmt ist, welches aber für die bauliche Entwickelung der Stadt, für die Förderung des Fremdenverkehrs geradezu umwälzende Wirkungen zur Folge haben wird und zum Theil bereits geäußert hat: die nur für den Personenverkehr bestimmte Berliner Stadtbahn. Die nur 11—12 Km. lange Strecke derselben hat in Folge der enormen Grunderwerbskosten gegen 70 Millionen Mark erfordert, für das Kilometer also 6 Millionen Mark, während die Preußischen Staatsbahnen im Durchschnitt 270 000 Mark für das Km., also noch nicht den zwanzigsten Theil des Aufwandes für die Stadtbahn geleistet haben. Von allen derartigen dem Stadtverkehr dienenden Lokomotivbahnen unterscheidet sich die Berliner durch ihre ebenso großartige und praktische Anlage, wie durch den Versuch auch den Anforderungen der Schönheit möglichst gerecht zu werden. Sie gereicht daher der Stadt zur Zierde, während sonst auch die Stadtbahnen lediglich von dem Standpunkt der praktischen Verkehrsinteressen konstruirt werden und das ästhetische Moment vollständig ignoriren. Der Berliner Betrieb vollzieht sich mit Geräuschlosigkeit und ohne nennenswerthe Belästigung der Anwohner durch Rauch, der Reisende entbehrt bei der Fahrt weder Luft noch Licht und wird nach Vollendung der längs eines Theiles der Bahn geplanten Straßenzüge und Bauten fast ununterbrochen die anziehendsten Ausblicke auf die mächtige Stadt und ihren Verkehr genießen. Der Gegensatz der baulichen Anlage der Berliner Stadtbahn zu der Londoner Metropolitan Railway, welche unterirdisch geführt, durch den Mangel an Luft und Licht, durch das Getöse und Gekreische der Wagen und Schienen, durch Rauch und Schmutz die Fahrt zu einer Qual macht und bei ihrer

Eisenbahnbetrieb gehörigen Anlagen, wie Geleise, Schuppen, Werkstätten die Schönheiten und Annehmlichkeiten einer Stadt nicht zu erhöhen pflegen und dies auch in Berlin nicht thun, so hat man sich doch hier vielleicht mehr wie in anderen Städten bemüht wenigstens die Personenbahnhofsgebäude, den einzigen Theil des Eisenbahnbetriebsapparates, welcher eine gewisse künstlerische Durchbildung nicht blos verträgt, sondern auch erfordert, möglichst stattlich und charakteristisch zu gestalten. Es ist dies auch bei einer ganzen Reihe jener Gebäude wohl gelungen, sodaß dieselben das ebenso bedeutende wie bezeichnende Motiv künstlerisch durchgebildeter Bahnhofshallen auf das Glücklichste zur Erscheinung bringen. Auf welcher Höhe des Geschmacks wenigstens der größere Theil dieser Hallen steht, zeigt ein Vergleich mit ähnlichen Bauten, welche unbeeinflußt von Berlin entstanden sind. Erst kürzlich ist in Mainz der neue Centralbahnhof mit großen Mitteln hergestellt dem Verkehr übergeben; das Empfangsgebäude von angenehmer, wenn auch nicht bedeutender äußerer Erscheinung und geschmackvoller Ausstattung im Innern, hat an seiner Rückseite eine Bahnhofshalle von einer Häßlichkeit und Geschmacklosigkeit der Konstruction, welche man nach dem Vorbilde der Berliner Bauten kaum noch hätte für möglich halten sollen. —

dürftigen Ausstattung nur den Vorzug genießt, für den Straßenverkehr unsichtbar zu bleiben, ist nicht minder groß wie zu der New-Yorker Hochbahn, welche, zwar oberirdisch geleitet, die Straßen durch ihre mageren und häßlichen Eisenkonstruktionen entstellt und das Wohnen in ihrer Nähe wegen des rasselnden Lärmes der unaufhörlich kursirenden Züge unmöglich macht. In Berlin hat man diese großen Mängel der Londoner und New-Yorker Lokalbahnen geschickt vermieden und ein wahres Musterinstitut geschaffen, welches geeignet ist als Vorbild zu dienen, wie man den Bewohnern einer Großstadt die Vortheile des Bahnbetriebes bis Mitten in das Herz der Stadt verschaffen, die damit verbundenen unvermeidlichen Uebelstände auf das geringste Maß reduciren und dazu noch eine Reihe charakteristischer und imposanter Bauwerke gewinnen kann. Der Hauptübelstand, die hohen Herstellungskosten in Folge des theuren Grunderwerbs (derselbe hat ungefähr die Hälfte der Gesammtkosten beansprucht) wird dabei wahrscheinlich in nicht zu ferner Zukunft durch die Vortheile ausgeglichen werden, welche die Anlage dem Wachsthum der Stadt und ihrer Vororte bringen wird. Durch die Bahn sind ganze Stadttheile, welche von dem Aufschwunge Berlins in den letzten 50 Jahren nur mittelbare Vortheile gezogen haben und in ihrer äußeren Erscheinung wenig davon merken lassen, daß die Stadt in dieser Zeit die gewaltigsten Wandelungen durchgemacht hat, für eine neue gedeihliche Entwickelung erschlossen worden. Als unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen die von dem Großen Kurfürsten angelegten Befestigungswerke Berlins wieder beseitigt wurden, hatte man es der Sparsamkeit zu Liebe leider verabsäumt die freigewordenen Flächen zur Anlage großer Ringstraßen um das alte Berlin und Köln zu verwenden; dieselben wurden im Gegentheil mit engen finsteren Straßenzügen besetzt und dicht bebaut. Es entstanden auf diese Weise die langgestreckten drei Wallstraßen auf der einen, die ebenso häßliche und schmale Neue Friedrichstraße auf der anderen Seite der Spree, während Raum genug vorhanden gewesen wäre, um an Stelle dieser Gassen, Straßen und Plätze von bedeutenden Abmessungen offen zu legen. Diese Unterlassung, welche namentlich der ohnehin kärglich bedachten Altstadt Berlin schweren Schaden zugefügt hat, wird in Folge der Anlage der Stadtbahn wenigstens zum Theil wieder gutgemacht. Längs derselben, auf dem zugeschütteten Bett des alten Königsgrabens, werden sich breite Parallelstraßen ausdehnen, die Central-Markthalle, welche den Mittelpunkt der Lebensmittel-Versorgung Berlins bilden soll und mit der Stadtbahn in Geleise-Verbindung gesetzt wird, der umfangreiche Neubau des Polizeipräsidiums wird sich in nächster Nachbarschaft des Bahnhofs Alexanderplatz erheben. Um die Altstadt und die Markt-

hallen in direkte Verbindung mit dem Westende zu setzen und die überfüllte Königsstraße zu entlasten, wird Alt-Berlin durch eine neue Prachtstraße in ausreichender Breite quer durchbrochen und dadurch die nördliche bisher überaus vernachlässigte Hälfte dieses Stadttheiles mit einem Schlage in das großartige Getriebe des hauptstädtischen Verkehrs einbezogen. Mächtige Gasthöfe sind bereits an verschiedenen Stellen in Anlehnung an die Stadtbahn entstanden, der Vorort Charlottenburg hat in den letzten fünf Jahren einen Bevölkerungszuwachs von 40% erfahren. (1880: 30 000, 1885: 42 000 Einwohner). Handgreiflicher und schneller ist wohl selten der umgestaltende Einfluß einer Eisenbahn auf die Entwickelung der angrenzenden Orte zu Tage getreten als dies bei der Stadtbahn schon jetzt der Fall ist. — Daß die ganze Art und Weise der Anlage und des Betriebes der Bahn wesentlich dazu beiträgt, diese Wirkungen zu beschleunigen und zu steigern, ist außer Frage. Die neue Einrichtung ist dadurch in überraschend kurzer Zeit beliebt und ein unentbehrliches Verkehrsmittel der Großstadt geworden, sie übt auf Einheimische und Fremde, auf den Verkehr der Menschen und die Heranziehung großer Nutzbauten einen unwiderstehlichen Reiz aus. Und von diesem Gesichtspunkt aus erscheint die Opulenz der Anlage vielleicht nicht ein Mal als ein Fehler; hätte man sich in der Führung der Linie, in der Ausstattung derselben mit Geleisen, in der Ausführung der Bahnhöfe aus Ersparnißrücksichten Beschränkungen auferlegt, welche nur auf Kosten der eleganten Durchführung des Betriebes, der Geräuschlosigkeit und Annehmlichkeit der Fortbewegung, der ruhigen Bewältigung des Massenverkehrs hätten erfolgen können, so würden die belebenden Wirkungen der Stadtbahn wahrscheinlich nicht so auffällig und rasch hervorgetreten sein und der Verkehr auf derselben nicht so schnell sich entwickelt haben, wie es in den wenigen Jahren seit der Eröffnung geschehen ist. Auf der Stadt und Ringbahn sind im ersten Betriebsjahre (1882/83) etwa 9¼ Millionen Personen abgegangen, im Jahre 1884/85 bereits 14½ Millionen Personen, sodaß in diesen drei Jahren eine Steigerung von 57% stattgefunden hat. Mit Hinzurechnung der im Fern- und Vorortverkehr von außerhalb angekommenen Personen wird sich die Frequenz bereits auf 17—18 Millionen Personen stellen. Die Hauptbahnhöfe, Schlesischer Bahnhof, Alexanderplatz, Friedrichstraße übersteigen mit einer Durchschnittsfrequenz von je 2½ Millionen abgehender Personen den Verkehr auf dem sonst belebtesten der Berliner Personenbahnhöfe, dem Potsdamer, welcher nur etwa 1¾ Millionen Wegreisende aufweist, um ein Erhebliches.

Zum Theil durch die Stadtbahn hat auch die Verbindungsbahn für Berlin eine bei ihrer Errichtung nicht vorhergesehene Bedeutung erlangt.

Mit ihren Anschlußlinien etwa 50 Km. lang und Berlin in einem nach Westen ziemlich lang gestreckten Oval umziehend, hatte sie ursprünglich lediglich den Zweck an Stelle der alten etwa 10 Km. langen Verbindungsbahn den Uebergang der Güterwagen zwischen den in Berlin mündenden Bahnen zu vermitteln, doch wurde schon bei der im Jahre 1871 erfolgten Eröffnung der 25 Km. langen Theilstrecke Schöneberg—Tempelhof—Moabit der Personenverkehr mit zur Einführung gebracht. Für den Güterverkehr Berlins selbst hat sie die Annehmlichkeit, daß Wagenladungen, welche mit einer Bahn angekommen sind, auf jeden anderen Bahnhof übergeführt werden können, wodurch bei der Ausdehnung der Stadt erheblich an Zeit und Fuhrlohn erspart und der Verkehr einzelner Zufuhrstraßen in erwünschter Weise entlastet wird. — Der Personenverkehr konnte erst Bedeutung gewinnen, als durch die Verbindung mit der Stadtbahn die Möglichkeit gegeben war, von den an der Ringbahn gelegenen Vororten leidlich rasch und billig bis mitten in das Herz der Stadt gelangen zu können. Während in den siebziger Jahren der Verkehr die Zahl einer Million Reisender nicht überschritt, sind im Jahre 1880/81 1 900 000, 1884/85 über drei Millionen Billets auf den Stationen der Ringbahn verkauft worden. Diese Zunahme ist um so beträchtlicher, als eine Reihe von Ringbahnstationen im Laufe der letzten Jahre auch Pferdebahnverbindungen mit Berlin erhalten hat, welche für den Verkehr mit einem großen Theil der Stadt zweckmäßiger benutzt werden als die Stadt- und Ringbahn.

III.

Die Bedeutung, welche Berlin als Verkehrsstadt erworben hat, wird am Besten durch die Zahlen erläutert, die den Bezug und den Versand an Gütern aller Art auf den verschiedenen Verkehrswegen (Eisenbahnen und Wasserstraßen) angeben. Ueber die Zufuhren auf den Chausseen und Landstraßen sind zuverlässige statistische Aufzeichnungen nicht vorhanden; die Mengen sind im Vergleich zu der übrigen Güterbewegung jedenfalls von keinem Belang.

Auf dem Eisenbahnwege sind im Jahre 1884 nach Berlin
2 934 000 Tonnen (zu 20 Centner) =
58 700 000 Centner,
von Berlin 570 000 Tonnen =
11 400 000 Centner Güter befördert.

Nicht enthalten in diesen Zahlen sind diejenigen Mengen, welche Berlin auf dem Eisenbahnwege nur berührt haben und ohne Umladung weiter geschafft worden sind. Außerdem sind mit der Eisenbahn 1¾ Mil-

lionen Stück Vieh (ausschließlich Geflügel) angekommen und 572 000 Stück abgefahren. Bei diesen Zahlen tritt sofort ein Mißverhältniß zwischen Empfang und Versand hervor; von dem Gesammteisenbahnverkehr entfällt nur $^1/_6$ auf den letzteren, $^5/_6$ auf den Empfang. Der Grund ist klar: Berlins große Bevölkerung bedarf zu ihrer Ernährung ausschließlich der Zufuhren von außerhalb, da in der Stadt selbst Getreide, Fleisch, Salz, Zucker, Kolonialwaaren, Futtermittel, Brennmaterial nicht gewonnen werden können; auch müssen die Roh- und Hülfsstoffe fast sämmtlicher Fabrikationszweige zugeführt werden. Der Versand dagegen beschränkt sich auf einige hervorragende Handelsartikel und auf die Erzeugnisse der Berliner Industrie, welche überwiegend hochwerthige Waaren von verhältnißmäßig geringer Massenhaftigkeit umfaßt. Unter den zugeführten Mengen entfallen etwa

1)	1 380 000	Tonnen	= 46 Proc.	auf Brennmaterialien (Stein- und Braunkohlen, Koks, Holz, Torf).
	400 000	„	= 13,6 „	auf Lebensmittel und Futterstoffe (Getreide aller Art, Sämereien, Kartoffeln, Mehl und Mühlenfabrikate, Zucker, Salz, Kolonialwaaren).
	400 000	„	= 13,6 „	auf Baumaterial (Holz, Steine, Kalk, Cement, Sand, Kies ꝛc.).
	70 000	„	= 2,3 „	auf sonstige Roh- und Hülfsstoffe (rohe Metalle, Erze, Wolle ꝛc.).
	2 250 000	Tonnen	= 75,5 Proc.	auf Roh- und Hülfsstoffe, Handelsartikel, Nahrungsmittel.
2)	650 000	„	= 22,5 „	auf Fabrikate, darunter 150 000 Tonnen Eisenfabrikate, 50 000 „ Spiritus, 38 000 „ Papier u. Pappe, 93 000 „ Sammelladungen, 236 000 „ verschiedene Waaren*).

*) Die Statistik des Güterverkehrs auf den deutschen Eisenbahnen, aus welcher diese Zahlen entnommen sind, geht bei der Unterscheidung der beförderten Artikel zwar sehr ins Detail, vermag aber bei den Sammelladungen die Güter, aus welchen dieselben bestanden haben, im Einzelnen nicht anzugeben, weil die Aufschreibungen der Güterexpeditionen sich nach dem Tarif richten müssen und dieser bei Sammelladungen keine Unterscheidung der Güterarten trifft. Die Sammelladungen bestehen aus Stückgutsendungen, welche zu Wagenladungen vereinigt werden. Es sind meist hochwerthige Artikel und zwar theils Fabrikate aller Art geringeren Umfanges und Gewichts, theils Kolonialwaaren und dergleichen. Da die Fabrikate

Von dem Versand dagegen entfallen etwa

1)	25 000 Tonnen	=	4,4 Proc.	auf	Brennmaterialien,
	135 000 „	=	23,5 „	„	Lebensmittel, Futterstoffe ꝛc.,
	27 000 „	=	4,5 „	„	Baumaterialien,
	63 000 „	=	10,8 „	„	sonstige Roh- und Hülfsstoffe.
	250 000 „	=	44 Proc.	auf	Lebensmittel und sonstige Roh- und Hülfsstoffe.
2)	280 000 „	=	50 „	auf	Fabrikate aller Art, davon 69 000 Tonnen Sammelladungen, 60 000 „ sonstige unbenannte Güter.

Als hauptsächlichste Handelsartikel erscheinen hierbei:

1) Getreide, Mehl und Mühlenfabrikate, Futterstoffe, Sämereien (Zufuhr 228 000 Tonnen = 4,5 Millionen Centner, Abfuhr 130 000 Tonnen = 2,6 Mill. Centner, darunter allein 81 000 Tonnen Mehl und Mühlenfabrikate).

2) Wolle (Empfang 13 100 Tonnen,
Versand 11 800 „).

3) Oele, Fette Petroleum (Empfang 13 200 Tonnen,
Versand *) 18 000 „).

4) Spiritus, Branntwein, Essig (Empfang 50 000 Tonnen,
Versand 17 000 „).

5) Vieh und Geflügel (Empfang Vieh 1¾ Millionen Stück,
Geflügel ¾ „ „
Versand Vieh 572 000 Stück,
Geflügel 272 000 „).

Dagegen läßt sich der Umfang der gewerblichen Thätigkeit Berlins aus der Eisenbahn-Verkehrsstatistik nur in geringem Maaße ersehen, ein Mal weil in derselben die eigentlichen Fabrikations- und Handelsartikel natürlich nicht getrennt erscheinen**), sodann weil der umfangreichste Theil

aber überwiegen werden, so sind diese Mengen der zweiten Kategorie von Waaren zugerechnet. Ebenso die in der Statistik als verschiedene Waaren zusammengefaßten Mengen, indem man wohl nicht mit Unrecht von der Annahme ausgehen kann, daß hier größtentheils kleinere Mengen einzelner hochwerthiger Artikel, namentlich Stückgüter, deren einzelne Aufzählung die Statistik unübersichtlich machen würde, unter einer gemeinsamen Bezeichnung vereinigt sind. — Bei dem Versand ist nach demselben Grundsatz verfahren. —

*) Diese sowie die sonstigen Zahlen werden durch den weiter unten aufzuführenden Schiffahrtsverkehr vervollständigt.

**) z. B. Porzellanwaaren sind Fabrikations- und Handelsartikel, indem in Berlin eine sehr bedeutende Porzellanindustrie vorhanden ist, zugleich aber der Berliner Markt von zahlreichen außerhalb belegenen Fabriken gesucht wird. Dieses zugeführte Quantum ist aus der Statistik zu ersehen, dagegen setzt sich der Versand ebensosehr

der Berliner Fabrikationsthätigkeit Artikel von verhältnißmäßig hohem Werth und geringem Gewicht herstellt, welche als Sammelladungs-, Stück oder sonstiges unbenanntes Gut in der Eisenbahnstatistik vollständig verschwinden*). Diese Artikel werden überdies in zahllosen Postpacket-Sendungen verschickt und gehen dann, obwohl auf der Eisenbahn befördert, für die Eisenbahnstatistik verloren; die Poststatistik vermag aber über den Inhalt dieser zahllosen kleinen Sendungen ebensowenig eine Auskunft zu geben, wie die Eisenbahnstatistik über den Stückgutverkehr, weil in beiden Fällen der für alle Artikel gleiche Tarif die Verkehrsanstalten der Nothwendigkeit überhebt sich um den Inhalt besonders zu bekümmern. Nun sind im Jahre 1883 nach Berlin 4 Millionen, von Berlin 8¼ Millionen Postpackete ohne Werthangabe verschickt worden; das Durchschnittsgewicht eines Postpackets nur mit 5 Pfd. berechnet sind also nach Berlin 200 000 Centner, von Berlin 412 500 Centner durch die Post befördert worden. Der Postpacketverkehr zeigt also gerade das umgekehrte Bild des Eisenbahngüterverkehrs: hier starker Empfang, schwacher Versand, dort mäßiger Empfang, starker Versand. Diese Postpackete werden überwiegend Fabrikate der Berliner Industrie erhalten haben, die sich auf diese Weise vielfach bequem verschicken lassen, so die Erzeugnisse der Lampenfabrikation und den kleineren Bronzeindustrie, der Lederindustrie, Papierfabrikation ꝛc.**) (sogenannte Kurzwaaren).

---

aus eingeführtem, wie aus in Berlin fabricirtem Porzellan zusammen. Man müßte also noch den Umfang der Berliner Fabrikation kennen, um ein sicheres Urtheil über die Bedeutung der Verkehrszahlen zu gewinnen.

*) Nur bei wenigen Artikeln läßt sich auf die bedeutende Fabrikthätigkeit Berlins unmittelbar aus den Verkehrszahlen schließen. So beträgt die Zufuhr von Flachs, Hanf, Heede und Werg auf dem Eisenbahn- und Wasserwege zusammen 5500, die Abfuhr etwa 1600 Tonnen, sodaß gegen 4000 Tonnen, für diese leicht wiegenden Artikel ein sehr bedeutendes Quantum, in Berlin verarbeitet sind. Garne und Twiste sind 5500 Tonnen zugeführt, 925 Tonnen abgefahren, mithin 4600 Tonnen (92 000 Centner), eine gewaltige Menge, in Berlin verbraucht. An Zink und anderen rohen Metallen (ausschließlich Eisen, das auch ein bedeutender Handelsartikel für Berlin ist) sind 16 000—17 000 Tonnen zugeführt, 8000 Tonnen abgefahren, in Berlin verarbeitet 8000—9000 Tonnen. Die Bedeutung der Wollwaaren-, Konfections-, Bronze-Industrie Berlins wird durch diese Zahlen erläutert; noch eindringlicher würden die den Werth der Roh- und Halbfabrikate angebenden Zahlen sprechen.

**) Nach der Berufszählung vom 5. Juni 1882 entfallen von den 1 157 000 Einwohnern Berlins auf die Beschäftigung

1. in der Land- und Forstwirthschaft, Jagd, Fischerei, Viehzucht, Gärtnerei 9070 = 7,75 pro Mill (im ganzen Reich 425,15 pro Mill);
2. in Fabrikation und Gewerbe 650 000 = 544 pro Mill (im ganzen Reich 355 pro Mill);
3. im Handel und Verkehr 284 000 = 245 pro Mill (im ganzen Reich 100 pro Mill);
4. in häuslichen Dienstleistungen 24 500 = 38,48 pro Mill (im ganzen Reich 20,75 pro Mill);

Aus den mitgetheilten Ziffern geht jedoch soviel hervor, daß die Ernährung der Bewohner Berlins und die Versorgung der Stadt mit den Roh- und Hülfsstoffen und Halbfabrikaten für die daselbst betriebenen Industrien und Gewerbe den größten Theil der Eisenbahnzufuhr ausmacht und daß demnächst der Absatz der in Berlin gefertigten Fabrikate und der Umsatz gewisser Handelsartikel eine lebhafte Güterbewegung verursacht. Nimmt man für Berlin im Jahre 1884 eine Bevölkerung von 1 200 000, für ganz Deutschland von 47 Millionen Einwohnern an, so hat Berlin pro Kopf seiner Bevölkerung eine Eisenbahngüterbewegung von etwa 3 Tonnen (60 Centner) verursucht, während in ganz Deutschland, bei einer auf den Eisenbahnstraßen beförderten Menge von 107 Millionen Tonnen Güter, pro Kopf der Bevölkerung etwa $2^1/_4$ Tonnen (45 Centner) bewegt worden sind. Wenn bei Berlin also eine gegen den Durchschnitt für ganz Deutschland um über 30% stärkere Güterbewegung auf den Eisenbahnen stattgefunden hat, so gaben diese Zahlen doch nur eine sehr unvollständige Vorstellung von den Massen, welche nach und von Berlin befördert werden; um ein richtiges Bild des Berliner Verkehrs zu gewinnen, ist es nothwendig, auch die Zu- und Abfuhr auf den Wasserstraßen über welche genaue amtliche Aufzeichnungen vorliegen, in Betracht zu ziehen.

Es ist jedenfalls eine höchst merkwürdige Thatsache, daß ungeachtet der reichen Ausstattung mit 11 Eisenbahnzufuhrwegen, welche überwiegend Linien ersten Ranges darstellen, Berlin noch heut mit etwa der Hälfte seines Gesammtgüterverkehrs auf die Wasserstraßen angewiesen ist, daß die wirthschaftliche Wichtigkeit derselben für die Versorgung Berlins trotz der Konkurrenz der Eisenbahnwege keine Einbuße erlitten hat, die auf dem Masserwege nach und von Berlin beförderten Mengen in den letzten Jahrzehnten vielmehr eine dem Eisenbahnverkehr wenig nachstehende Steigerung erfahren haben. Die Schiffszufuhr nach Berlin hat im

---

5. in öffentlichen Dienstleistungen
   112 000 = 97 pro Mill (im ganzen Reich 49 pro Mill);
6. und endlich auf Berufslose (Rentiers, Arme, Sieche, Gefangene, Vorbereitung zu Berufen)
   79 000 = 68 pro Mill (im ganzen Reich 49,6 pro Mill).

Fabrikation, Gewerbe, Handel und Verkehr beschäftigen also in Berlin beinah $^4/_5$ im ganzen Reiche wenig über $^2/_5$ der Bevölkerung, dagegen nimmt die Landwirthschaft mit ihren Nebenberufen, welche im ganzen Reich gleichfalls über $^2/_5$ ernähren, in Berlin einen verschwindenden Bruchtheil der Bewohner in Anspruch und zwar hauptsächlich in der Gärtnerei. — Unter den Berliner Fabrikations- und Gewerbebeschäftigungen ragen hervor:

Metallverarbeitung	68,5	pro Mill	(im Reich 5,59 pro Mill)
Herstellung von Instrumenten .	12	„	(„ „ 3,40 „)
Buchbinderei	9,35	„	(„ „ 1,95 „)

u. s. w. —

Jahre 1884 3 075 000 Tonnen, also beinahe 150 000 Tonnen mehr wie die Eisenbahnzufuhr betragen, die Schiffsabfuhr 273 000 Tonnen (300 000 weniger wie der Eisenbahnversand). Der Gesammtverkehr auf dem Wasserwege (*ausschließlich* der Durchfuhr) hat 3 1/2 Millionen, auf dem Eisenbahnwege 3 1/2 Millionen Tonnen umfaßt. Der Quantität nach stehen sich also beide Verkehrsarten ziemlich gleichwerthig gegenüber und haben auch das Gemeinsame, daß bei beiden die Zufuhr erheblich stärker ist wie die Abfuhr, bei dem Wasserverkehr allerdings noch in höherem Maße als bei dem Eisenbahnverkehr. Dagegen besteht insofern ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Beförderungsmitteln als dem Wasserverkehr fast *nur geringwerthige* Massengüter zufallen, welche überdies meist nur kurze Beförderungsstrecken zurücklegen*), während die geringwerthigen Massenartikel des Eisenbahnverkehrs überwiegend aus größeren Entfernungen herangeschafft werden**) und die Eisenbahnen außerdem die sämmtlichen hochwerthigen Transportartikel befördern. Die Wasserzufuhr ist der natürlichen Beschaffenheit der Wasserstraße entsprechend auf einen sehr viel engeren Kreis beschränkt wie der Eisenbahnverkehr bei dem sämmtliche Kulturländer umfassenden Eisenbahnnetz. Mit Hamburg, Magdeburg und der mittleren Elbe, Stettin ist Berlin durch ausreichende Wasserstraßen verbunden, auch ist die Oder bis Breslau hinauf durch die Jahrzehnte hindurch erfolgten Aufwendungen des Staates in einen Zustand versetzt, welcher einen regelmäßigen Wasserverkehr während der günstigen Jahreszeit gestattet. Dagegen entbehrt Berlin noch einer den gesteigerten Verkehrsanforderungen entsprechenden *Verbindung* der Spree mit der mittleren Oder; auch ist die Spree oberhalb Berlin noch nicht derartig regulirt, um einen größeren Wasserverkehr zwischen der Hauptstadt und Schlesien regelmäßig bewältigen zu können. Ist diesem Mangel abgeholfen, so würde Berlin mit den Erzeugnissen jener reichen Provinz auf dem billigeren Wasserwege besser versorgt werden könne, als dies gegenwärtig der Fall ist, ohne daß dadurch der Eisenbahnverkehr eine Abschwächung erfahren würde. Von den wasserwärts nach Berlin geschafften Gütern entfällt jetzt der größere Theil auf den Bergverkehr; es sind etwa 1 900 000 Tonnen von der Havel her stromaufwärts und nur 1 Million Tonnen spreeabwärts zugeführt worden. Unter dem Bergverkehr ist die Zufuhr von Hamburg und Stettin mit erheblichen Mengen vertreten; abgesehen von Erzeugnissen wärmerer Länder, welche bei uns nicht hervor-

*) z. B. Ziegelsteine, Kalksteine, Erde, Kies, Sand, Brennholz, welche Artikel ungefähr 1/4 der Zufuhr einnehmen und von den Ufern der Spree und Havel oder nahebelegenen Gegenden der Oder und Elbe herrühren.

**) z. B. die Steinkohlen überwiegend aus Schlesien, die Braunkohlen zu 1/3 aus Böhmen.

gebracht werden, wie Kaffee und sonstige Kolonialwaaren, Baumwolle, Farbhölzer, befinden sich darunter auch nicht geringe Mengen von Gegenständen, welche das Inland erzeugt und die nur der billigeren Wasserstraßen wegen theils vom Ausland bezogen werden, theils dem Inland entstammend den Seeweg von den preußischen Küsten nach Stettin und von hier den Ober- und Havelweg nach Berlin einschlagen. Zu den ersteren Gütern gehören vor allen Dingen die Steinkohlen, welche trotz der überreichen Produktion Schlesiens und Rheinland-Westphalens an, dem englischen vollkommen ebenbürtigen, Material noch immer zu einem erheblichen Theil aus England bezogen werden*). Es liegt dies daran, daß für eine große Zahl von industriellen Werken, namentlich Gasanstalten, die Zufuhr zu Wasser die bequemste und billigste ist, weil dieselben unmittelbar an den Wasserläufen belegen die Kohlen aus den Schiffen unmittelbar auf ihre Lagerplätze bringen und keine Abladung und Heranschaffung durch Fuhrwerke bedürfen. Schlesien, welches zunächst berufen wäre diesen Absatz an sich zu ziehen, vermag wegen der ungünstigen Schiffahrtsverhältnisse auf dem Friedrich-Wilhelmskanal und der Oberspree mit England nicht zu konkurriren, weil vermöge dieser Umstände die Schiffsfrachten von Breslau bis Berlin sehr viel höher stehen, wie von Hamburg oder Stettin dorthin**). Die Beseitigung jener Uebelstände würde daher der inländischen Produktion in hohem Maße zu Gute kommen, den Eisenbahnverkehr aber nicht schädigen, weil die Quantitäten, welche auf Kosten der englischen Zufuhr dem schlesischen Absatz gewonnen werden, von Oberschlesien bis Breslau auf der Eisenbahn befördert werden müßten, also eine direkte Vermehrung der Eisenbahnbeförderung bilden würden.

Daß der Wasserverkehr Berlins trotz dieser Hindernisse und der natürlichen Beschränktheit der Wasserstraßen sowohl was ihre Ausdehnung wie ihre Leistungsfähigkeit namentlich während der kälteren Jahreszeit anlangt, sich so bedeutend entwickelt hat, bleibt auch dann höchst beachtenswerth, wenn man berücksichtigt, daß die überwiegende Menge der beför-

*) Die Kohlenzufuhr Berlins hat im Jahre 1884 betragen:

866 000	Tonnen	Steinkohlen	aus Schlesien;
83 000	„	„	„ Westphalen und Sachsen;
113 000	„	„	„ England;
152 000	„	Braunkohlen	aus Böhmen;
293 000	„	„	„ dem Inland (Mark);
1 510 000	Tonnen,		

also $^5/_4$ Millionen aus dem Inland, 265 000 Tonnen aus dem Ausland. Die englische Kohle ist fast ausschließlich auf dem Wasserwege nach Berlin gelangt.

**) Von den 866 000 Tonnen schlesischer Kohle sind 40 000 Tonnen zu Wasser nach Berlin befördert.

derten Güter nur einen vergleichsweise geringen Werth präsentirt. Die vielverspottete und armselige Spree kann sich immerhin, was den Umfang der Güterbewegung betrifft, mit den stolzesten Strömen des Kontinents messen und hat bei Berlin beispielsweise einen Verkehr, welcher demjenigen der drei Rheinhäfen bei Ruhrort, Duisburg und Hochfeld nahe kommt und um dessen Menge sie mancher große Seehafen beneiden könnte*). Der Hauptverkehr des Rheins berührt das Hauptzollamt bei Emmerich an der preußisch-holländischen Grenze, indem diesen Punkt sowohl der große Export des Ruhrreviers und des Mittelrheins nach Holland und Belgien, wie der nicht minder lebhafte Import von diesen Ländern und deren Hafenplätzen nach den dichtbevölkerten und industriellhochentwickelten Rheinufern passiren muß. Der Gesammtverkehr an dieser Stelle stromwärts und bergwärts hat nach den Aufzeichnungen jenes Zollamtes im Jahre 1883 4 ½ Millionen Tonnen betragen, der Berliner Spreeverkehr einschließlich der durchgehenden Güter (337 000 T.) 1884 3700 000 Tonnen. Wenn man berücksichtigt, daß der Rhein von Mannheim abwärts die leistungsfähigste Wasserstraße Europa's repräsentirt (die Gunst der klimatischen Verhältnisse sichert ihm selbst das Uebergewicht über die großen russischen Ströme) und Gegenden durchströmt, welche in Bezug auf Umfang der Produktion und des Bedarfs auf dem Kontinent nicht ihres Gleichen finden, daß die Spree ferner viel längere Zeit im Jahre für die Schiffahrt geschlossen ist, als der Rhein, so muß man staunen, daß dieser im Vergleich zum Rhein winzige Wasserlauf einen nur wenig geringeren Massenverkehr bewältigt, wie jener stolze Strom**).

*) 1884 sind durch Vermittelung der genannten drei Rheinhäfen etwa 4 Mill. Tonnen Güter nach und von dem Rhein befördert worden, davon 3 150 000 Tonnen Steinkohlen, außerdem hauptsächlich Eisensteine, Roheisen, Eisenfabrikate, Getreide. Der Berliner Spreeverkehr hat einschließlich der Durchfuhr 3 700 000 Tonnen betragen.

**) Die Wassermenge des Rheins ist im Durchschnitt so groß, daß der schon vor längerer Zeit angeregte Versuch mit einem besonders konstruirten Seedampfer regelmäßige Fahrten zwischen London und Köln (300 Km. rheinaufwärts) einzurichten seit dem Sommer 1885 in die Praxis übergeführt ist. Das Schiff hat 750 Tonnen Tragfähigkeit, verkehrt auf dem Rhein aber nur mit einer Maximalbelastung von 500 Tonnen und nimmt in Rotterdam zur Fahrt über See Wasserballast ein, um den erforderlichen Tiefgang zu gewinnen. Das Schiff hat im Jahre 1885 16 Fahrten zwischen Köln und London zurückgelegt, obwohl die Wasserstandsverhältnisse des Rheins den ganzen Sommer dieses Jahres hindurch besonders ungünstige waren. Seitens der niederrheinischen Industrie wird die Frage der Vertiefung des Rheinbetts aufwärts bis Köln auf 4—5 Meter behufs Einrichtung eines regelmäßigen Verkehrs mit größeren Seedampfern eifrig erörtert; die Kosten sollen sich auf 10—20 Millionen Mark belaufen. — Fahrzeuge von 20 000 Centner Tragfähigkeit sind auf dem Niederrhein nicht selten; die großen Schleppdampfer vermögen ohne Schwierigkeit 4 Fahrzeuge mit einer Belastung von 60 000 Centner rheinaufwärts bis Mannheim zu schleppen. Fahrzeuge von mehr wie 4000 Centner Tragfähigkeit kommen auf der Spree und Havel nur ausnahmsweise vor, der Durchschnitt der Tragfähigkeit der Spreekähne beträgt etwa 2000—2500 Centner.

Und nicht blos die Natur hat diesen ungewöhnlich begünstigt, auch Kunstbauten aller Art tragen dazu bei den Rheinverkehr nachdrücklich zu fördern. Namentlich die Hafenbauten in Ruhrort, Duisburg, Mainz, Mannheim mit ihren Kais, Löschvorrichtungen und Eisenbahnverbindungen, welche den Uebergangsverkehr vom Lande zum Wasser und umgekehrt in der zweckmäßigsten Weise vermitteln, geben der Rheinschiffahrt einen Halt, welchen der Berliner Spreeverkehr so gut wie ganz entbehren muß. Was wollen hier die wenigen Ladestraßen und die geringe Zahl von Dampfkrahnen gegen die mit großen Kosten hergestellten Anlagen in den Rheinhäfen sagen; erst jetzt hat Berlin eine Zollabfertigungsstelle erhalten, welche in zweckmäßiger Weise den Wechselverkehr zwischen Schiff und Eisenbahn gestattet. Dagegen sind Hafenanlagen im Anschluß an die Eisenbahnen und in Verbindung mit ausreichenden Lagerplätzen und Speicherräumen, sowie Elevatoren und Kippvorrichtungen, wodurch eine rasche und billige Ent- und Beladung der Schiffe mittelst mechanischer Kräfte erreicht wird, nicht vorhanden. Dieser Verkehr wird vielmehr noch in der primitivsten Weise durch die Schubkarrn oder die breiten Schultern von Arbeitern verrichtet und kostet dadurch natürlich den Schiffern unendlich viel Zeit, den Versendern und Empfängern aber ebensoviel Geld und Geduld. Hier bleibt noch viel zu thun übrig, um den Verkehr zu erleichtern und Berlins Bedeutung als Handelsstadt zu steigern*), hierdurch aber auch dem Eisenbahnverkehr neue Quellen zu erschließen.

Den Schiffsverkehr im Einzelnen anlangend, so vertheilt sich derselbe für das Jahr 1883 auf folgende Hauptartikel.

A. Zufuhr.

1.	1 436 000	Tonnen	Steine und Cement
	198 000	„	Bau- und Nutzholz
	432 000	„	Erde, Kies, Lehm, Sand
	2 066 000	Tonnen	Baumaterialien für Bahn und Straßenbau ꝛc.
2.	170 000	Tonnen	Brennholz
	17 000	„	Torf
	27 000	„	Braunkohlen
	120 000	„	Steinkohlen und Coaks
	334 000	Tonnen	Brennmaterialien

*) Hamburg, Deutschlands größter Seehafen, hat im Jahre 1883 auf dem Flußwege erhalten 1 100 000 Tonnen und annähernd ebensoviel versandt. Der Flußverkehr Hamburgs mit zusammen $2^1/_4$ Millionen Tonnen ist der Quantität nach also nur etwa $^2/_3$ so groß wie derjenige Berlins. Im Seeverkehr hat Hamburg einen Umschlag von etwa 4 Millionen Tonnen, also wenig mehr wie Berlin. Der Werth der Güter ist natürlich bei Hamburg sowohl wie bei dem Rheinverkehr ein erheblich größerer als bei dem Spreeverkehr.

3.	211 000	Tonnen	Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Sämereien
	21 500	„	Obst
	8 500	„	Kartoffeln
	7 000	„	Fische (auch Häringe)
	9 000	„	Stroh und Heu
	297 000	Tonnen	Nahrungs- und Futtermittel
4.	60 000	Tonnen	Fette, Oele, Petroleum
	7 800	„	Farbholz
	8 200	„	Harz, Theer, Pech
	20 000	„	Roheisen
	12 600	„	andere Rohmetalle (excl. Eisen)
	5 300	„	Spiritus
	21 600	„	Kolonial- und Materialwaaren
	2 700	„	Häute, Leder
	138 600	Tonnen	verschiedene Waaren
5.	9 800	Tonnen	Eisenfabrikate
	75 000	„	Porzellan- und Steingutwaaren
	13 500	„	Droguen- und Apothekerwaaren
	14 000	„	sonstige Fabrikate
	44 800	Tonnen	verschiedene Fabrikate.

B. Abfuhr.

1.	65 500	Tonnen	Baumaterialien
2.	20 000	Tonnen	Brennmaterialien
3.	31 000	Tonnen	Getreide aller Art
	20 000	„	Mehl
	5 000	„	Hülsenfrüchte, Sämereien, Pflanzen
	4 500	„	Obst
	9 500	„	Kartoffeln
	60 000	Tonnen	Lebensmittel ꝛc.
4.	13 000	„	verschiedene Waaren
	9 500	„	Kolonialwaaren
	20 000	„	Spiritus
	10 000	„	Roheisen und sonstige Metalle
	52 500	Tonnen	verschiedene Waaren
5.	14 000	Tonnen	verschiedene Fabrikate.

Die Rohmaterialien, wie Steine, Erde, Kohlen, Holz nehmen mit 2 400 000 Tonnen ziemlich $^4/_5$ der Zufuhr in Anspruch, Lebens- und

Futtermittel sowie verschiedene Handelswaaren etwa 450 000 Tonnen, eigentliche Fabrikwaaren sind nur in verhältnißmäßig geringer Menge angefahren. Bergwärts, d. h. von der Havel her sind 1 882 000 Tonnen, thalwärts 1 Million Tonnen angekommen. Im Bergverkehr überwiegen namentlich Steine*) (976 000 gegen 459 000 Tonnen) Getreide (180 000 gegen 14 000 Tonnen), Steinkohlen (130 000 gegen 14 000 T.). Obst, Kolonialwaaren, Fische, (Häringe), ferner Brennholz (131 000 gegen 39 000 Tonnen), Nutzholz (190 000 gegen 8 400 Tonnen); im Thalverkehr dagegen nur Erde, Kies (405 000 gegen 26 000 Tonnen) Braunkohlen (20 000 gegen 6 000 Tonnen), Eisen, Stahlwaaren (6 500 gegen 3 200 Tonnen); Zink. — Bei der Abfuhr steht dieselbe Verkehrsrichtung voran; es sind 170 000 Tonnen thalwärts d. h. in der Richtung nach der Havel, 97 000 Tonnen bergwärts d. h. sprecaufwärts befördert worden.

Der Gesammtgüterverkehr Berlins vermittelst der Eisenbahn und Wasserstraßen stellt sich folgendermaßen:

Zufuhr:
rund 6 000 000 Tonnen = 120 Millionen Centner

Abfuhr:
rund 840 000 Tonnen = 16,8 Millionen Centner

Hauptzufuhrartikel:

Brennmaterialien	1 714 000 Tonnen	= 29 %
Bau- „	2 466 000 „	= 40 %
Lebensmittel	700 000 „	= 12 %
Handelsartikel (excl. Getreide), wie Wolle, Spiritus, Kolonialwaaren, Weine, Oele, Fette, Petroleum	180 000 „	= 3 %
Fabrikate	650 000 „	= 10,8 %
	5 710 000 Tonnen	= 94,8 %

Hauptabfuhrartikel:

Brennmaterialien	45 000 Tonnen	= 5,3 %
Baumaterialien	92 000 „	= 10,9 %
Lebensmittel	180 000 „	= 21,4 %
Handelsartikel	90 000 „	= 10,7 %
Fabrikate	300 000 „	= 35 %
	707 000 Tonnen	= 83,3 %

*) Die Steine, meist Ziegelsteine, kommen aus den zahlreichen an der [illegible] Ziegeleien, das Getreide meist von Stettin (Roggen aus Rußland und

Der Menge nach überwiegen bei dem Gesammtverkehr Brenn- und Baumaterialien, welche etwa $^2/_3$ der Bewegung einnehmen, es folgen Fabrikate sowie Lebens- und Futtermittel mit etwa je $^1/_7$, demnächst die verschiedenen Handelsartikel. Als solche kommen hauptsächlich in Betracht Getreide und Vieh, Spiritus, Wolle, Kolonialwaaren, Oele, Fette und Petroleum.

Der Personenverkehr zwischen Berlin und außerhalb wird — im Gegensatz zu dem Güterverkehr — lediglich durch die Eisenbahnen vermittelt; die Wasserstraßen haben für diesen Verkehr gar keine Bedeutung, die Landstraßen dienen nur dem Lokalverkehr Berlins mit seiner unmittelbaren Umgebung. Der Eisenbahnfernverkehr ist durch die Stadtbahn und durch die Vereinigung des Personendienstes mehrerer Linien auf je einem Endbahnhof konzentrirter geworden. Die 11 Eisenbahnen münden nur noch in sechs Endbahnhöfen und in die Stadtbahn ein, welche letztere mit ihren fünf Stationen für den Fernverkehr als ein Endbahnhof anzusehen ist. Auf jenen 6 Bahnhöfen sind im Jahre 1884 etwa 8 700 000 Personen angekommen und abgefahren, auf den für den Fern- und Vorortverkehr bestimmten Bahnhöfen der Stadtbahn gegen $4^1/_2$ Millionen Personen, so daß der gesammte Verkehr Berlins mit den Provinzen über 13 Millionen Personen umfaßt. Ende der siebziger Jahre betrug dieser Verkehr etwa 9 Millionen Personen, ist also in den letzten 5—6 Jahren um etwa 40% gewachsen. Daneben sind auf der Stadt- und Ringbahn nahe über 12 Millionen Personen befördert worden. — Nach der Berliner Fremdenstatistik halten sich jetzt im Durchschnitt jährlich etwa 350 000 Personen in Gasthöfen und Herbergen aller Art in Berlin auf. Nimmt man an, daß dieselben mit wenigen Ausnahmen ein Mal auf der Eisenbahn ankommen und auf demselben Wege nach kurzem Aufenthalt in der Stadt wieder abfahren, so würden die Fremden für den Berliner Personenverkehr ein Kontingent von etwa 700 000 Personen, also wenig über $^1/_{20}$ des Gesammtverkehrs stellen. In Wirklichkeit wird dieser Antheil ein erheblich höherer sein, da ein sehr großer Theil der Fremden theils wegen Kürze des Aufenthalts theils wegen anderweiten den der Statistik nicht kontrolirten Unterkommens in den polizeilichen Listen nicht erscheint. Selbst wenn man den Antheil vervierfacht und auf den eigentlichen Fremdenverkehr drei Millionen an- und abfahrender Personen rechnet, würde die Hauptmenge des Berliner Eisenbahn-Fernverkehrs doch von den Einwohnern Berlins selbst gestellt worden. — Besonders

Preußen), dann auch aus Posen und Westpreußen die Netze, Warthe, Oder, den Finowkanal und die Havel entlang, Steinkohlen (englische) meist von Hamburg, Obst von der Havel, Kolonialwaaren von Hamburg und Stettin, ebenso Häringe.

groß erscheint dieser Verkehr mit Rücksicht auf die geschäftliche Bedeutung und die Anziehungskraft der Stadt nicht. In ganz Deutschland sind im Jahre 1883 232 Millionen Eisenbahnreisende befördert worden; es enthalten im Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung 5 Reisende. Der Berliner Fernverkehr von 13 Millionen Personen ergiebt 10 Reisende pro Kopf der Berliner Bevölkerung, also nur das Doppelte des Gesammtdurchschnitts von ganz Deutschland. In Großbritannien dagegen kommen auf jeden Einwohner 19 Eisenbahnreisende (683 Millionen im Ganzen bei 35 Millionen Einwohnern), in Belgien etwa 9,3. Wien hat im Jahre 1884 einen Personenverkehr von 11—12 Millionen gehabt bei einer Einwohnerzahl von (einschließlich der Vororte) 1 100 000 — 1 200 000, pro Kopf der Bevölkerung also ziemlich soviel wie Berlin. Dagegen sind in demselben Jahr in Paris etwa 56 Millionen Personen auf dem Eisenbahnwege angekommen bezw. von dort abgefahren (ausschließlich der Beförderung auf der Ringbahn), was bei einer Einwohnerzahl von 2 300 000 etwa 24 Reisende pro Kopf der Bevölkerung ergiebt, während in ganz Frankreich nur 5,7 Reisende auf jeden Einwohner enthalten. Auf dem Bahnhof St. Lazare in Paris allein sind 23—24 Millionen Personen an- und abgefahren, wogegen der besuchteste Berliner Bahnhof (Friedrichstraße) gegen 5 Millionen, der Potsdamer Bahnhof $3^1/_2$ Millionen Reisende gezählt hat. Auch der innere Verkehr Berlins steht hinter dem Pariser noch weit zurück. Es sind befördert (1884) in

Paris:			Berlin:		
Ringbahn	15 616 000	Pers.;	Stadt- u. Ringb.	12 250 000	(ausschließlich Fern- u. Vorort-Verkehr)
Pferdebahnen u. Omnibus	255 860 000	"	Pferdebahnen	83 000 000	98 000 000
		"	Omnibus	15 000 000	
Dampfschiffe	18 428 000	"	Dampfschiffe	250 000	
	289 900 000	Personen.		110 500 000	Personen.
pro Kopf der Bevölkerung	126	Personen.		85	Personen.

Der Berliner Verkehr ist also nicht nur absolut, sondern auch relativ geringer wie der Pariser, er beträgt im Verhältniß noch nicht 70% des letzteren. Trotz der enormen Entwickelung des Berliner Pferdebahnverkehrs vermag derselbe den gleichartigen Verkehr von Paris noch nicht zu erreichen. Von den 255 Millionen, welche in Paris mit Omnibus und Pferdebahnen gefahren sind, entfallen auf den Omnibusbetrieb

113 Millionen, auf den Tramway-Betrieb 142 Millionen. Bemerkenswerth ist der starke Dampfschiffverkehr in Paris, gegen welchen der Spreeverkehr sehr unbedeutend ist. — Den Rivalen Wien dagegen hat Berlin auch in Bezug auf den inneren Verkehr überflügelt; der Gesammt-Omnibus- und Pferdebahnverkehr Wiens wird wenig mehr als die Hälfte des Berliner betragen, der Personenverkehr auf der Donau ist von keinem Belang.

IV.

Ist aus vorstehenden Auseinandersetzungen zu entnehmen, daß Berlin in den letzten 50 Jahren als Industrie-, Handels- und Verkehrsstadt eine seiner Bedeutung als politische Hauptstadt Preußens und des Reiches entsprechende Stellung in Deutschland erlangt hat, so ist andererseits nicht zu verkennen, daß die Stadt zu diesem Vorrang nicht sowohl durch einseitige und übertriebene Bevorzugung seitens des Staates auf Kosten und zum Nachtheil anderer Hauptorte, als vielmehr durch die natürlichen Vortheile ihrer Lage, unterstützt allerdings durch die politische Entwickelung der letzten zwanzig Jahre gekommen ist. Es ist schon oben darauf hingewiesen, daß der Eisenbahnbau, welchem Berlin wie alle übrigen Orte so viel verdankt, nicht nur in seinen Anfängen, sondern auch in den ersten Jahrzehnten seiner Entwickelung wesentlich von dem Privatkapital ausgegangen und daß der Staat mit seinen Mitteln thatkräftig in die Bewegung erst eingetreten ist, nachdem Berlin durch die Privatinitiative bereits Centralpunkt eines großen Eisenbahnnetzes geworden war und dadurch die Grundlagen für seine mächtig voranschreitende Industrie gewonnen hatte. Wenn der Staat später Berlin in direkte Eisenbahnverbindung mit den östlichen Provinzen setzte, die Bahn Berlin-Stralsund ausbaute, und aus vorwiegend militärischen Gründen die Linie Berlin-Metz herstellte, so konnte in diesen Anlagen eine ungebührliche Bevorzugung Berlins um so weniger gefunden werden, als die Verhältnisse in Deutschland mehr und mehr auf den Staatsbetrieb drängten und die Extravaganzen der Gründerjahre eindringlich genug gelehrt hatten, daß die Zeiten, in denen der Bau von Bahnen sich als ausgiebiges Objekt von Börsenspekulationen verwenden ließ, für Deutschland vorüber waren. Aus diesem Grunde nahm auch der Staat die von dem Privatkapital geplante und begonnene, aber in den Anfängen stecken gebliebene Unternehmung der Stadtbahn in die Hand und führte sie zu einem erfreulichen Ende. Selbst durch diese für Berlins bauliche Zukunft so wichtige und dabei kostspielige Linie ist die Hauptstadt vor den größeren Provinzialorten keineswegs bevorzugt, da die theils ausgeführten theils in der Ausführung begriffenen Bahnhofsbauten in Orten wie Hannover, Frankfurt a./M.,

Köln, Düsseldorf u. A. im Verhältniß der Einwohnerzahl dieser Städte zu derjenigen von Berlin ungleich größere Summen beanspruchen wie z. B. die Berliner Stadtbahn*); dabei stellen jene Bahnhofsbauten für den Eisenbahnbetrieb und die Eisenbahnschuld ein todtes Kapital dar, während die Stadtbahn die aufgewandten Kosten mit der Zeit unzweifelhaft verzinsen und tilgen wird. In noch geringerem Maße kann eine unstatthafte Begünstigung Berlins durch den Staat bei der Fürsorge für die Unterhaltung und Verbesserung der öffentlichen Wasserläufe erblickt worden. Für die Regulirung der Oder, Elbe, des Rheins sind seit Jahrzehnten bedeutende Summen vom Staate hergegeben worden, der größte Rheinhafen der Ruhrorter, ist lediglich auf Staatskosten angelegt und unterhalten. Im Verhältniß zu diesen Summen sind die Aufwendungen zur Verbesserung des Laufes der Spree gering, obwohl hier ein Verkehr bewältigt wird, welcher sich mit demjenigen der größten Flüsse Deutschlands sehr wohl messen kann. Gerade die Umgestaltung der Berliner Wasserläufe und ihre zweckmäßige und ausreichende Verbindung mit der Oder aber ist eine Zukunftsfrage, deren Lösung von Jahr zu Jahr dringender wird. Berlin mit seinem enormen Wasserverkehr kann zweckmäßige Hafenanlagen auf die Dauer nicht entbehren; diese in Verbindung mit einer durchgreifenden Verbesserung des Durchgangsverkehrs von der Oder zur Elbe durch Schaffung eines neuen Kanals zwischen Spree und Havel bei Berlin werden auf die Gestaltung der Wasserläufe innerhalb der Stadt von maßgebendem Einfluß sein. Der Landwehrgraben würde dann um so überflüssiger sein, als er seine bei der Anlage allerdings nicht beabsichtigte Hauptaufgabe, die Bebauung der südlichen Stadttheile zu erleichtern, nach Vollendung jener Regulirungen im Wesentlichen erfüllt haben wird. Das zugeschüttete Bett des Grabens im Süden, der breite Straßenzug, welcher durch den Abbruch der alten Stadtmauer entstanden ist, im Osten und Norden würden sich in zweckmäßigster Weise zur Herstellung einer zweiten inneren Ringbahn mit elektrischem oder Lokomotivbetrieb verwenden lassen, welche mit der Stadtbahn in Verbindung gesetzt, diese erst zur vollständigen Erfüllung ihrer Aufgaben befähigen würde. Wenn es dann noch gelingen sollte den Flußstau innerhalb der Stadt zu beseitigen oder wenigstens soweit zu ermäßigen, daß die Spree, nach entsprechendere Verbreiterung ihres Bettes und Ausstattung der Ufer mit

*) Der Neubau des Kölner Centralbahnhofes und die Verlegung der Zuführungslinien einschließlich der Höherlegung derselben ist auf 24 Millionen Mark veranschlagt, wozu die Stadt einen Beitrag von $^1/_2$ Million leistet. Köln hat etwa den achten Theil der Einnahme Berlins. Für lokale Eisenbahnzwecke Berlins könnten also beinah 200 Millionen ausgegeben werden, bevor ein gleiches Verhältniß mit Köln hergestellt wäre; die Stadtbahn dagegen hat nur 70 Millionen beansprucht.

Kais und Ladestraßen, während ihres gesammten Laufes durch die Stadt zur Ent- und Beladung der Fahrzeuge benutzt werden und auch dem Personenlokalverkehr ausgiebig dienen könnte, so würde Berlin erst seiner Größe und Verkehrsbedeutung entsprechend mit Verkehrsstraßen in ausreichendem Maße ausgestattet und im Stande sein, seiner schon jetzt ungeheuren und von Jahr zu Jahr mehr anwachsenden Bevölkerung die günstigsten Existenzbedingungen zu gewähren. So enorme Verbesserungen die Verkehrsmittel Berlins in den letzten zehn Jahren erfahren, so groß der Verkehr ist, welchen die Pferdebahnen und Stadtbahnen seit der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits an sich gezogen haben — bei dem in Aussicht stehenden Wachsthum der Stadt, bei den sich naturgemäß steigernden Ansprüchen auf Schnelligkeit, Bequemlichkeit und Billigkeit der Fortbewegung werden diese Anlagen trotz ihrer vortrefflichen Einrichtung schon in absehbarer Zeit allein nicht genügen, um allen Anforderungen gerecht zu werden und der Unterstützung durch den Ausbau weiterer Bahnen — mit elektrischem oder Dampfbetrieb — und der Wasserstraßen innerhalb der Stadt bedürftig werden. Das Beispiel von Paris, dessen Vorsprung an Einwohnerzahl und Verkehr vor Berlin von Jahr zu Jahr geringer wird, ist lehrreich. Die Seine ist trotz ihres größeren Wasserreichthums wegen ihres stärkeren Gefälles für die Schiffahrt an sich nicht so praktikabel wie die Spree; Paris ist ferner nicht nur der Mittelpunkt eines Theiles der Eisenbahnen Frankreichs, wie Berlin der Stützpunkt der norddeutschen Bahnen, sondern der Centralpunkt des gesammten Eisenbahnnetzes des Staates, dessen Eisenbahnverkehr bei dem ausgeprägten wirthschaftlichen Uebergewicht der Hauptstadt vollständig nach dieser hin gravitirt. Dessen ungeachtet sind im Jahre 1883 auf der Seine gegen 5 Millionen Tonnen (100 Millionen Centner) nach und von sowie innerhalb Paris befördert worden, also $1^3/_4$ Millionen Tonnen mehr wie auf der Spree nach und von Berlin, und über 18 Millionen Personen gefahren, 3—4 Millionen mehr als auf der Berliner Stadt- und Ringbahn. Der während seines langen Laufes quer durch Paris mit vortrefflichen Kais reich ausgestattete Fluß bietet eben dem Verkehr ausgezeichnete Bedingungen: gute Zugänglichkeit, bequeme Be- und Entladung der Fahrzeuge. Daß die Spree in dieser Beziehung der Seine ziemlich gleichwerthig gemacht werden kann, wenn man vor den Kosten nicht zurückschreckt, ist nicht zu bezweifeln; auch die Spree durchzieht Berlin in langgestrecktem Lauf, berührt dabei die belebtesten Stadttheile und ist auf ihrem unteren Theil bereits mit Uferstraßen versehen. Die für die Regulirung des mittleren und oberen Laufes aufzuwindende Kosten würden allerdings wohl erhebliche sein, aber in den Vortheilen für Personen und Güterverkehr ihre Rechtfertigung

finden. Die Vertheilung der Kosten auf Staat und Stadt würde bei allseitig gutem Willen keinen zu großen Schwierigkeiten begegnen.

Soviel ist gewiß, daß das Wort von dem Wasserkopf Berlin, womit sowohl die unnatürliche Größe der Stadt wie die künstliche Beförderung ihres Wachsthums durch den Staat angedeutet werden sollte, mehr dem engherzigen Partikularismus und Fanatismus seiner Urheber wie der Wahrheit entspricht; auch würde das Wort wohl nicht gefallen sein, wenn Berlin statt an der Spree am Rhein läge und seine Bevölkerung ebenso überwiegend katholisch wäre wie sie protestantisch ist. Durch die Entwickelung der letzten 50 Jahre ist Berlin in den von den Hohenzollern geschaffenen glänzenden Rahmen vollständig hineingewachsen, diese Entwickelung aber ist keine künstlich gemachte, sondern eine Folge des wirthschaftlichen Aufschwungs von ganz Deutschland und der natürlichen Vorzüge der Lage Berlins für dieses Wirthschaftsgebiet. Ungeachtet dieses Aufschwungs ist Berlin noch lange kein London und Paris und wird es bei den deutschen Verhältnissen auch schwerlich jemals werden. Wenn London den neunten Theil der Bewohner von Großbritannien und Irland, Paris den 18. Theil der Einwohner Frankreichs enthält, so beträgt die Einwohnerzahl Berlins $\frac{1}{36}^{\text{tel}}$ der Bevölkerung Deutschlands. Von einer übermäßigen Massenansammlung in der Hauptstadt Deutschlands kann hiernach kaum die Rede sein und ist eine solche bei dem ausgeprägten Individualismus des Deutschen auch in Zukunft nicht zu erwarten. Der Deutsche hängt viel zu sehr an seiner besonderen Heimath, als daß er sich ohne Noth veranlaßt sehen könnte dieselbe mit der Hauptstadt des Reiches zu vertauschen. Nach dem Ergebniß der letzten Volkszählung hat Berlin in den fünf Jahren von 1880—1885 um 17% oder um 3,4% jährlich zugenommen. Da die Bevölkerung des Reiches jährlich um beinah 1% wächst, so ist die Zunahme der Hauptstadt durchaus keine exorbitant starke, wird auch verhältnißmäßig von dem Wachsthum einer ganzen Reihe größerer und mittlerer Städte übertroffen. Es ist dringend zu wünschen, daß die Zunahme dauernd eine mäßige bleibt, damit die Entwicklung der Stadt keine überstürzte wird, und ist auch anzunehmen, daß dieser Wunsch sich verwirklicht, weil die Industrien, welche große Arbeitermassen beanspruchen, allmählich aus Berlin verschwinden und mehr und mehr dem Kunsthandwerk, sowie den Gewerben weichen, bei welchen das Moment der persönlichen Geschicklichkeit der Arbeiter in den Vordergrund tritt und welche daher eine verhältnißmäßig geringe Zahl gut geschulter Handwerker beschäftigen. Dessen ungeachtet wird die jährliche Zunahme der Berliner Bevölkerung nicht unter 30—40000 Menschen betragen und Berlin in spätestens einem Vierteljahrhundert die Größe

und Einwohnerzahl des heutigen Paris erreicht haben. Je größer die Stadt, um so komplizirter die Lebensbedingungen ihrer Einwohner, um so nothwendiger die Förderung der Wohlfahrt derselben durch gute Einrichtungen auf allen Gebieten des wirthschaftlichen Daseins, namentlich aber auf demjenigen des Verkehrswesens. Staat und Stadt müssen hierbei einträchtig Hand in Hand gehen, um diesen Anforderungen zu genügen; wenn auch der Haupttheil des positiven Schaffens der Stadt zufällt, so hat der Staat doch auch, theils von Aufsichtswegen theils unmittelbar als zur Ausführung verpflichtet, namentlich bei Verkehrsfragen mitzuwirken. Die Berliner Stadtverwaltung hat sich der seit der Mitte dieses Jahrhunderts an sie herangetretenen Aufgabe, Berlins kleinstädtischen Einrichtungen in Bezug auf Pflaster, Reinigung, Beleuchtung, Marktwesen, Gesundheits- und Wohlfahrtspolizei zu beseitigen und durch seinen Aufschwung entsprechende Verbesserungen zu ersetzen, seit etwa 15 Jahren in hohem Maße gewachsen gezeigt und in dieser kurzen Spanne Zeit aus Berlin eine vortrefflich ausgestattete Großstadt geschaffen. Es ist dies um so anerkennenswerther als die Verbesserungen trotz der verhältnißmäßigen Schnelligkeit, mit der sie durchgeführt worden, keineswegs überstürzt sind und der Stadt keine unmäßigen Lasten aufgebürdet haben. Auch kann man es der Stadt nicht zum Vorwurf machen, daß diese Aenderungen erst so spät zur Ausführung gebracht wurden. [illegible] die Verwaltung mit dem biederen deutschen [illegible], welcher [illegible] Selbstgenügsamkeit allen Reformen mit dem ganzen Schwergewicht seiner Passivität widersteht und in der [illegible] Parteien gerade so [illegible] schwere Kämpfe zu bestehen [illegible] Stadt zunächst die Verfügung über die [illegible] gegeben werden, bevor an durchgreifende Verbesserungen auf den verschiedensten Gebieten gedacht werden konnte. [illegible] bekannte Abkommen vom Jahre [illegible] gelangt war, konnte erst mit Energie an die Ausführung der nothwendigen Reformen geschritten werden.

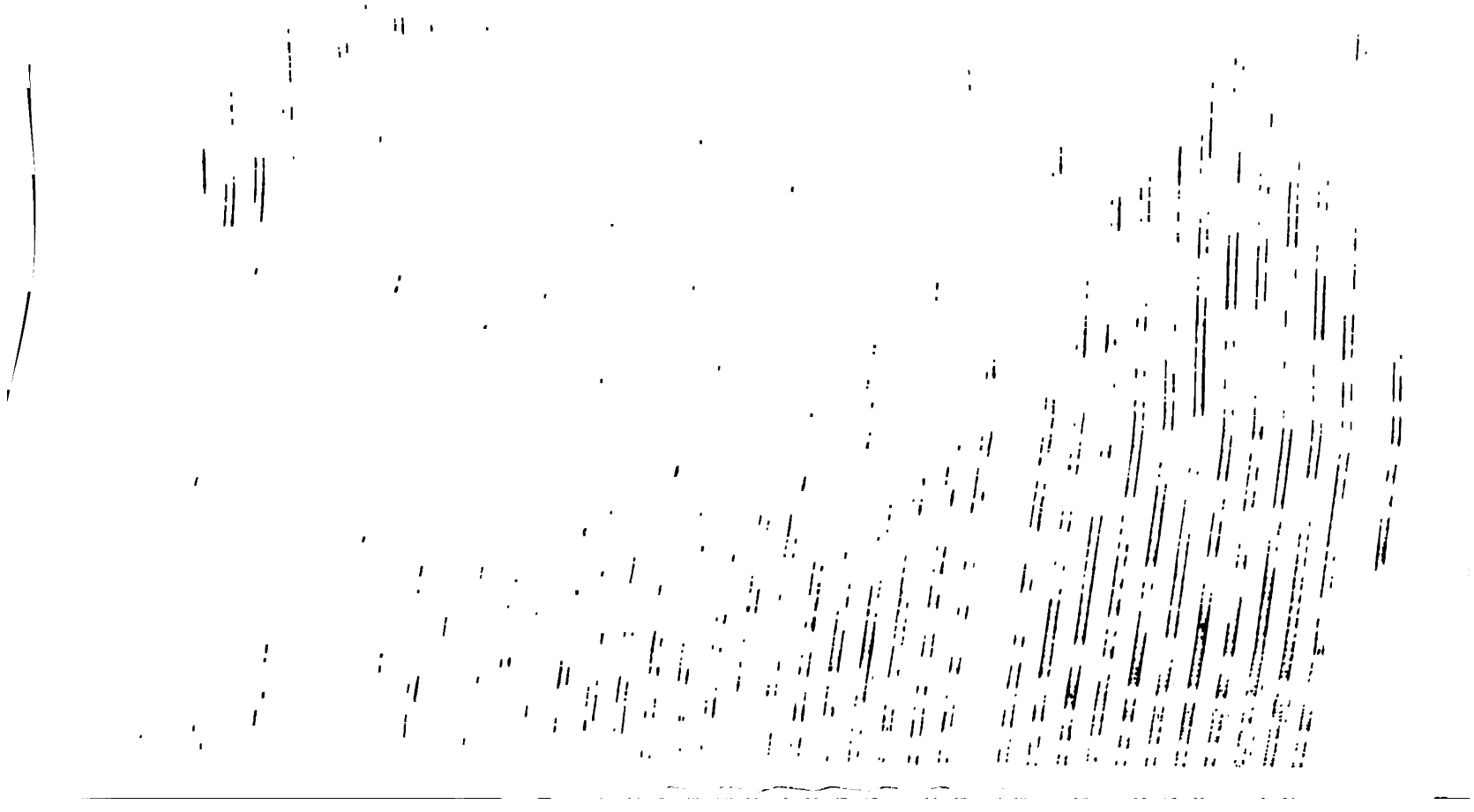
Auch der Staat und seine Organe haben die Ausführung der baulichen Aufgaben, welche ihnen in der letzten [illegible] Berlin gestellt wurden, mit ebensoviel Sachkenntniß [illegible] Verständniß für die besonderen Anforderungen [illegible] Stadtbahn, die Art ihrer Ausführung [illegible] reichen Hochbauten für Kunst, [illegible] tätigen dies durch die Gewährung [illegible] Frage dagegen ist es, [illegible]

stanzenapparat, die vielgestaltige Aufsicht des Staates über die Stadt und ihre Leistungen mit der Zeit nicht wesentlich einfacheren Einrichtungen Platz machen müßten, wenn eine schwere Schädigung und Benachtheiligung Berlins, seiner baulichen Zukunft, seiner Versorgung mit Lebensmitteln, seiner Wohnungsverhältnisse vermieden werden soll. Fast alle größeren kommunalen und privaten Unternehmungen (Kanalisation, Pferdebahnen, Markthallen, Kaiser Wilhelmstraße) haben eine lange Vorgeschichte durchlaufen müssen, bevor es gelungen war die Zustimmung aller betheiligten Behörden und Instanzen zu gewinnen, die zahlreichen Bedenken zu widerlegen, die geäußerten Wünsche zu befriedigen. Das Polizei-Präsidium, die Ministerial-, Militär- und Bau-Kommission, der Oberpräsident, Stadtausschuß, Verwaltungsgerichte und endlich die verschiedenen Ministerien repräsentiren eine Fülle der Mitwirkung von Behörden und Instanzen bei Erörterung und Genehmigung oder Versagung wichtigerer das landespolizeiliche, fiskalische oder sonstige staatliche Interesse berührender Angelegenheiten Berlins, daß unter der Wucht der Gründlichkeit die Erledigung selbst, wenigstens die oft sehr wünschenswerthe Schnelligkeit der Entscheidung mannigfachen Hemmnissen und Gefahren ausgesetzt ist, die nicht nothwendig in der Sache selbst liegen. Der Hauptübelstand aber ist bei dieser Vielgestaltigkeit und Schwerfälligkeit des Apparates, daß darunter die Energie der Initiative und die Einheitlichkeit planvollen Vorgehens bedenklich leiden muß: Mängel, welche so großen und für Berlins Zukunft schwerwiegenden Fragen, wie die endgültige Gestaltung seiner Wasserläufe, der Ausbau der Stadtbahn, nicht zum Vortheil gereichen können. Diese und andere wichtige Angelegenheiten würden am zweckmäßigsten wohl von einer Centralstelle ad hoc erledigt, welche die jetzt zwischen verschiedenen Behörden und Instanzen zersplitterten staatlichen Rechte in sich vereinigt und sowohl im Stande sein würde die Gestaltung solcher Projecte in die Hand zu nehmen, die Staatsbauten zu projectiren oder zu genehmigen, als auch die staatliche Aufsicht über das Bauwesen der Stadt Berlin — über das kommunale in erster und letzter, über das private in letzter Instanz — zu führen. Auch würde einer solchen Centralstelle die Aufgabe zufallen müssen über den staatlichen Besitz an Grundstücken aller Art in Berlin einheitliche Disposition zu treffen. Die nächsten Jahrzehnte werden sich aller Voraussicht nach mit Herstellung einer Reihe monumentaler Bauwerke des Staates in Berlin zu beschäftigen haben. Die Museen, die Bibliothek bedürfen dringend ausgiebiger Vergrößerung oder umfassender Neubauten, das Dombauproject ist hoffentlich nicht für immer bei Seite gelegt, die Abhaltung einer Welt- und größerer Special-Ausstellungen in Berlin und die Errichtung eines zweckentsprechenden Gebäudes hierfür ist nur noch

eine Frage der Zeit. Die Platzbeschaffung für derartige umfangreiche Monumentalbauten verursacht schon seit Jahren die größten Schwierigkeiten, obwohl noch jetzt ein bedeutender fiskalischer Besitz in günstigen Stadtlagen vorhanden ist, welcher theilweise wenigstens für jene Projecte wohl nutzbar gemacht werden könnte. Dazu bedarf es aber einer Behörde, welche einheitlich und planvoll über den staatlichen Grundbesitz verfügt; ist dieselbe geschaffen und mit den nöthigen Machtvollkommenheiten ausgestattet, so werden auch diese Schwierigkeiten ihre zufriedenstellende Lösung finden.

Nachschrift.

Nachdem vorstehende Zeilen bereits dem Druck übergeben waren, sind in der Presse mehrfach Aeußerungen laut geworden, welche darauf hinweisen, daß die Frage der Beschaffung ausreichender Lade- und Löschplätze für den Schiffsverkehr in Berlin bereits jetzt einen akuten Charakter anzunehmen beginnt. Der Schiffahrtskanal im Süden der Stadt, welcher dieses Bedürfniß in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich befriedigt hat, ist durch die mit Hülfe von festen Ufermauern vorgenommene Verbreiterung ohne gleichzeitige Anlage von Ladestraßen zu jenem Zweck noch untauglicher geworden wie bisher. Die Staatsregierung hatte in ihrem dem Landtage im Jahre 1880 vorgelegten Project solche Anlagen vorgesehen, stieß aber wegen des Kostenpunktes — die Ausführung sollte sechs Millionen beanspruchen — im Abgeordnetenhause auf heftigen Widerspruch; die Majorität desselben lehnte die Vorlage, welche als Beitrag seitens der Stadt nur die nothwendigen Brückenerweiterungen sowie die Pflasterung der Ladestraßen vorsah, ab und nöthigte dadurch die Staatsregierung im Herbst 1881 ein wesentlich einfacheres Project vorzulegen, welches sich auf die nothwendige Verbreiterung des Kanalbettes und die Herstellung steinerner Ufermauern beschränkte. Die Ausführung dieses Planes beanspruchte nur 3 600 000 Mark und fand die Billigung der Landesvertretung. Wenn man auch die wenig freundliche Gesinnung der Majorität des Abgeordnetenhauses gegen die Berliner Interessen, welche bei Gelegenheit dieser Verhandlungen zu Tage trat, und den Mangel an Verständniß für die wirthschaftliche Bedeutung der von der Regierung zur Lösung gestellten Frage beklagen muß, so kann man andererseits jener Engherzigkeit insofern Dank wissen, als dadurch die Herstellung von Werften mit, den Anforderungen des Verkehrs und dem heutigen Stande der Technik entsprechenden Lösch- und Ladevorrichtungen zu einer dringenden und auf die Dauer nicht mehr abweisbaren Nothwendigkeit geworden ist.



vorragende wirthschaftliche Interessen der gesammten städtischen Bevölkerung und nicht nur einzelner Klassen von Gewerbtreibenden abhängen, wird nicht bezweifeln, wer die Verkehrsmassen berücksichtigt, welche durch die Wasserzufuhr bewältigt werden. Noch dringlicher wird die Angelegenheit durch das dem Landtag nunmehr zur Genehmigung vorgelegte Project der Herstellung einer besseren Wasserverbindung zwischen der Oberspree und der Oder, welches ein neues Kanalstück, den Umbau eines Theiles des Friedrich-Wilhelmskanals und die Regulirung der Spree von dessen Mündung bis Köpenick mit einem Kostenaufwande von 12600000 M. vorsieht. Hierdurch wird die lang ersehnte Verbindung Berlins mit Schlesien durch eine dem großen Massenverkehr vollkommen genügende Wasserstraße in nahe Aussicht gestellt und der Wasserverkehr Berlins eine bedeutende Steigerung erfahren. Will sich die Stadt aber die Vortheile dieses Weges in vollem Umfange nutzbar machen, so ist der Herstellung passender Werftanlagen in Kürze näher zu treten. Bei der gewaltigen Bauthätigkeit, die in der Stadt herrscht und voraussichtlich noch Jahrzehnte anhalten wird, bei der ganz überwiegend auf den Wasserweg angewiesenen Zufuhr der Millionen von Tonnen Baumaterialien ist es allein schon für die Sicherstellung der baulichen Entwickelung Berlins von der größten Wichtigkeit, daß die Anfuhr und Entladung dieser Mengen in möglichst rascher, zuverlässiger und billiger Weise vorsichgeht. Zweckmäßige Werftanlagen aber sind nächst guter Beschaffenheit der Wasserwege das einzige Mittel den Verkehr so zu bewältigen, wie es die baulichen Interessen erfordern.

Was in dieser Beziehung noch geleistet werden kann, mag ein Beispiel zeigen. Ein Oderkahn gewöhnlicher Größe von 100 Tonnen (2000 Centner) Tragfähigkeit faßt etwa 25 000 Mauersteine. Bei der heut üblichen Weise der Entladung werden die Steine im Kahn zunächst auf eine gewöhnliche Handkarre geladen, diese mit großer Kraftanstrengung von ein bis zwei Arbeitern auf die höhere Uferböschung hinaufgestoßen, die Steine dort entweder auf den bereitstehenden Wagen entladen oder aber noch häufiger zunächst an dem Ufer aufgeschichtet und dann erst wieder auf den Wagen geschafft. Jeder Stein muß also mindestens zwei, in der Regel aber vier Mal in die Hand genommen werden, bevor er von dem Kahn auf dem Wagen angelangt ist. — Diese überaus umständliche und primitive Handhabung — letzteres Wort in seiner eigensten Bedeutung genommen — wird bei den Anlegeplätzen in den Häfen (Humboldthafen ꝛc.) und an der Spree noch dadurch weiter verlangsamt, daß des beschränkten Uferraumes wegen die Kähne nicht längs des Ufers, sondern senkrecht zu demselben anlegen müssen; es kann alsdann nicht

gleichzeitig von einer größeren Anzahl — vier bis acht — Rotten, sondern immer nur von zwei gearbeitet werden, weil die schmale Kahnspitze, über welche die Arbeiter ihren Weg nehmen müssen, der gleichzeitigen Verwendung einer größeren Zahl hinderlich ist. Diese Art der Entladung beansprucht natürlich eine ausgiebige Zeit und verlangsamt und vertheuert nicht nur das Entladegeschäft selbst in hohem Maße, sondern hindert auch wieder andere Fahrzeuge an die Entladeplätze heranzukommen und nöthigt dieselben zu längerem unthätigen Stilliegen. Der Schiffer braucht daher nicht selten 8—14 Tagen, um seine Ladung zu löschen, kann in Folge dessen nur wenige Fahrten machen und muß an diesen ebensoviel verdienen, wie bei geregelten Entladeverhältnissen vielleicht an der doppelten Zahl. Dadurch wird die Schiffsfracht trotz des niedrigen Standes derselben immer noch hoch für das geringwerthige Material, die Zufuhr eine unzuverlässige und von Zufälligkeiten ungebührlich abhängige. Endlich werden die Wasserstraßen selbst durch die langen Liegezeiten der Fahrzeuge übermäßig in Anspruch genommen und genügen häufig nicht den Verkehrsansprüchen.

Alle diese Umstände, welche mittelbar das Bauen und Wohnen vertheuern, den Verkehr unbehülflich machen, den Schiffer in seinem mühseligen Erwerbe beeinträchtigen, würden schwinden, wenn längs der, mit annähernd senkrechten steinernen Mauern eingefaßten Ufer, wenig erhöht über dem ziemlich gleichmäßigen Wasserspiegel der Spreeläufe Ladestraßen hergerichtet und mit beweglichen auf Schienengeleisen laufenden Dampfkrahnen versehen würden. Die Entladung der Steine könnte dann unmittelbar aus dem Schiff auf das Landfuhrwerk und mit Vermeidung jeder Zwischenverladung derart erfolgen, daß die Steine in eiserne Kasten mäßigen und genau dem Fuhrwerk angepaßten Umfangs gepackt und die Kasten durch den Krahn direct auf das Fuhrwerk herübergehoben werden. Haben die Kasten beispielsweise einen Fassungsraum von zehn Centnern, so würden 4 bis 5 Arbeiter ohne jede besondere Anstrengung im Stande sein ein Fuhrwerk in einem Zeitraum von $^1/_4$ Stunde mit 4 bis 5 solcher Kasten zu belasten und eine Schiffsladung von 100 Tonnen oder 25000 Steinen in zehn Arbeitsstunden zu löschen. Statt zwei bis vier Mal wird jeder Stein nur ein Mal in die Hand genommen, die Entladekosten einschließlich aller Werft- und Krahngebühren, Arbeitslöhne würden höchstens die Hälfte der jetzigen Löschkosten betragen, an Zeit wird nur der fünfte Theil beansprucht, die Leistungsfähigkeit der Werft ist um mindestens ebensoviel größer wie diejenige der jetzigen Ufer, Werften und Entladeplätze können also eine der gesteigerten Leistungsfähigkeit entsprechend geringe Ausdehnung erhalten. Der Schiffer könnte bei so kurzen Lösch-

zeiten die doppelte bis dreifache Zahl von Fahrten machen, seine Lebensbedingungen ungleich günstiger gestalten und sich dabei für die einzelne Fahrt mit geringeren Frachten begnügen. Die Zufuhrkosten der Baumaterialien, welche einen erheblichen Theil des Werthes derselben am Verwendungsort ausmachen, werden verringert, das Bauen und Wohnen dementsprechend verbilligt werden.

Dies eine Beispiel zeigt, von welcher wirthschaftlichen Bedeutung solche Einrichtungen für die gesammte Bevölkerung Berlins werden können. Für die Ernährung derselben kommen Werftanlagen mit Lagerhäusern und Elevatoren zur raschen Entladung des Getreides in Frage, für den Umschlag der Handelsartikel — Wolle, Spiritus, Petroleum, Kolonialwaaren — würde gleichfalls die Verbindung der Werft mit dem Lagerhaus nicht zu umgehen sein. Für alle geringwerthigeren Massenartikel dagegen genügt die mit Dampfkrahnen ausgestattete Ladestraße; namentlich Steinkohlen, welche nicht zur Lagerung, sondern zur sofortigen Abfuhr von der Entladestelle bestimmt sind, könnten in derselben Weise wie Steine übergeladen werden. —

Mit der von einem Theil der Interessenten gewünschten Wiederbenutzung der früheren Ausladestellen an dem Landwehrkanal würde daher offenbar wenig erreicht, die Lösung der wichtigen Frage vielmehr nur vertagt und dadurch aller Wahrscheinlichkeit nach erschwert werden. Der Landwehrkanal mit seinen von Promenaden begrenzten schmalen Uferstreifen eignet sich wenig oder gar nicht zur Errichtung von Werftanlagen, welche mit mechanischen Hülfsmitteln in ausreichendem Maße ausgestattet sind; er würde höchstens als eine Ergänzung der für den großen Verkehr zu schaffenden Ladestellen von einer gewissen Bedeutung für die südlichen Stadttheile bleiben, am besten aber durch einen neuen Südkanal ersetzt werden. Der naturgemäße Ort der Werften ist der Stromlauf der Spree, deren unterer Theil von der Unterbaumbrücke bis zur Moltkebrücke bereits in zweckmäßiger Weise ausgebaut ist und im Humboldt- und Nordhafen auch geräumige Bassins für die Entladung der Rohmaterialien besitzt. Die nächste Aufgabe würde es sein ähnliche, aber mit mechanischen Hülfsmitteln besser ausgestattete und wenigstens theilweise mit Niederlagsräumen versehene Anlagen auch längs der Oberspree zwischen der Oberbaumbrücke und dem Mühlendamm zu schaffen. Hier, namentlich zwischen Waisenbrücke und Mühlendamm, würden die Werften in der unmittelbaren Nähe des Sitzes des Großhandels, der am dichtesten bebauten Stadttheile, der Central-Markthalle sich befinden und den immer mehr sich entwickelnden Umbau der Altstadt (einschließlich Köln) in wirksamer Weise unterstützen. —

Daß die Stadtverwaltung sich nur mit dem größten Widerstreben entschließen kann, der Entscheidung dieser Angelegenheit näher zu treten, darf nicht Wunder nehmen. Die Schwierigkeiten der Behandlung, namentlich was die Bereitstellung der großen Mittel betrifft, liegen auf der Hand und ist es der städtischen Vertretung nicht zu verargen, wenn sie, mitten in der Ausführung einer Reihe großartiger Projecte begriffen, sich scheut, dem städtischen Haushalt auch die neuen schweren Lasten aufzubürden, welche die Herstellung der Uferstraßen und Ladestellen erfordern würde. Die Kanalisation, die Markthallen, größere Schul- und Krankenhausbauten, der Neubau des Polizeipräsidiums, Um- und Neupflasterungen umfangreicher Art, die Kaiser Wilhelmstraße, Brückenbauten werden die Stadtverwaltung noch mehrere Jahre in vollstem Maße beschäftigen und haben eben erst zur Kreirung einer neuen Anleihe von 50 Millionen geführt. Dazu kommt, daß, wenn auch eine rechtliche Verpflichtung der Staatsregierung zur Ausführung von Werften innerhalb Berlins so wenig wie an anderen Orten besteht, doch thatsächlich, was in dieser Beziehung bisher in der Hauptstadt geleistet ist, dem Vorgehen der Regierung zu danken ist. Die Hafenanlagen mit ihren Ladestraßen, die Werften an der Unterspree hat der Staat mit seinen Mitteln geschaffen, Absicht der Staatsregierung ist es auch gewesen, die ursprünglich projectirten Ladestraßen am Landwehrgraben im Wesentlichen mit Staatsmitteln zu bestreiten. Die städtischen Behörden können sich daher augenscheinlich schwer mit dem Gedanken vertraut machen, daß auf eine gleiche Freigebigkeit des Staates künftig nicht mehr zu rechnen sein soll, zumal nicht in Abrede zu stellen ist, daß die hier in Frage kommenden Interessen der Ernährung und des Wohlbefindens einer Bevölkerung von $1^1/_2$ Millionen die staatliche Berücksichtigung und Fürsorge kaum weniger in Anspruch nehmen als die Thätigkeit und Einsicht der Gemeindebehörden. Man kann sich aber unmöglich verhehlen, daß die Stimmung der überwiegenden Theile der Landesvertretung die staatliche Intervention für längere Zeit ausschließt, und daß man dieser Auffassung der Majorität der Kammern eine Berechtigung nicht absprechen kann. Die Grenzlinie, wo das staatliche Interesse aufhört und die überwiegenden örtlichen Vortheile in den Vordergrund treten, ist jedenfalls sehr schwer zu ziehen und wird diese Unbestimmtheit, da die finanzielle Lage des Staates die ausschließliche Uebernahme der Kosten durch denselben nicht gestattet, einer angemessenen Vertheilung der Aufwendungen zwischen Staat und Gemeinde stets hinderlich sein. Wollte der Staat sich aber herbeilassen, Berlin in dieser Richtung zu begünstigen, so würden Berufungen anderer Städte unausbleiblich sein und zu weitgehenden Ansprüchen an die Staatsmittel führen.

Breslau wünscht schon seit Jahren die Herstellung eines geräumigen Sicherheitshafens, welcher aber gleichzeitig mit zweckmäßigen Löschvorrichtungen, Eisenbahnverbindungen ausgestattet, auch zu Verkehrszwecken Verwendung finden soll; in Köln wird das Project der Anlage eines größeren Hafens, von welcher ein bedeutender Verkehrsumschwung erwartet wird, seit einiger Zeit mit Lebhaftigkeit erörtert und hat bereits zu Petitionen an die Staatsbehörden geführt. In beiden Fällen handelt es sich um eine Ausgabe von einer erheblichen Anzahl von Millionen, deren Bewilligung der Staat schwer ablehnen könnte, wenn er sich Berlin gegenüber in der Herstellung von bloßen Werftanlagen freigebig zeigte. Andere Städte würden gewiß bald mit gleichen Wünschen hervortreten und der Staat sich dadurch Lasten aufbürden, welche ihm unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zuzumuthen sind.

Darum ist nicht daran zu denken, daß in absehbarer Zeit bei den maßgebenden Factoren eine Aenderung der herrschenden Auffassung eintritt und werden sich die städtischen Behörden Berlins auf die Dauer nicht der Ansicht verschließen können, daß die Gemeinde die Beseitigung der vorhandenen Uebelstände und die Schaffung dem großstädtischen Verkehr entsprechender Werften bald und energisch wird in die Hand nehmen müssen. Die Schwierigkeiten der Ausführung werden sich zum Theil nur durch Heranziehung der Privatspeculation überwinden lassen, welcher vorzugsweise die Herstellung der erforderlichen Lagerräume zufallen, deren Thätigkeit jedoch wegen des Zusammenhanges der Werften mit den Speicheranlagen, wegen des Grunderwerbs für beide auch darüber hinaus zweckmäßig in Anspruch genommen werden wird. Das Vorgehen der städtischen Behörden bei Durchführung des Projectes der Kaiser Wilhelmstraße bietet hierfür einen gewissen Anhalt. Wenn beispielsweise mit der Herstellung von Ladestraßen an der rechtsseitigen Uferstrecke der Spree zwischen Waisenbrücke und Mühlendamm begonnen würde, so möchte es bei dem außerordentlich flüssigen Geldstande wohl nicht schwer fallen, die Ausführung einer Privatgesellschaft zu übertragen, welche — unter Verleihung des Expropriationsrechts — den Grund und Boden zwischen Spree und Stralauerstraße erwirbt, die Ufermauern und Uferstraßen herstellt, das Terrain theils mit Geschäftshäusern, theils mit Speichern und Lagerhäusern bebaut und die angelegten Werften der Stadt zum Eigenthum überträgt. Wenn der Gesellschaft das in einigen Jahren für seinen jetzigen Verwendungszweck frei werdende Polizeigebäude mit seinem ausgedehnten Terrain, sowie die in jenem Viertel befindlichen städtischen Liegenschaften unentgeltlich zum Eigenthum überlassen würden, so könnte die Anlage ohne zu erhebliche Aufwendungen seitens der Stadt

— jedenfalls mit geringeren, als die Kaiser Wilhelmstraße beanspruchte — hergestellt werden. Es würde dann mitten in dem intensivsten Geschäftsverkehr ein Quai von etwa 500 Meter Länge vorhanden sein, welcher das gleichzeitige Anlegen von zwölf Fahrzeugen parallel dem Ufer gestatten und eine tägliche Güterbewegung von mindestens 1200—1600 Tonnen oder von 300,000—400,000 Tonnen im Jahr, bei Tag- und Nachtdienst aber von 5-—600,000 Tonnen vermitteln würde. Zehn bis zwanzig Procent des gegenwärtigen Wasserverkehrs von Berlin könnten auf diesem verhältnißmäßig kleinen Raum umgeschlagen werden, welcher in Bezug auf die Güterbewegung dasselbe leisten würde wie eine Uferlänge von 3000 Metern am Landwehrkanal. Auch sonstige Vortheile würde die Anlage in hohem Maße bieten. Da Raum genug vorhanden wäre, um neben der Werft eine Verkehrsstraße von hinreichender Breite anzulegen und mit Pferdebahngeleisen zu belegen, so könnte hier eine neue, bequeme und wichtige Verbindung zwischen dem Osten einerseits und dem Centrum und Westen der Stadt andrerseits gewonnen und die enge Stralauerstraße in wünschenswerther Weise entlastet werden; die schwierige Passage des Mühlendamms, deren theilweise Erbreiterung bevorsteht, würde auch an dem östlichen Ausgangspunkt eine gründliche Verbesserung erfahren, überhaupt der Süden der Altstadt an einem der lebhaftesten Verkehrspunkte einer ebenso vollständigen und zweckmäßigen Umgestaltung erschlossen werden, wie dies durch die Anlage der Kaiser Wilhelmstraße gegenwärtig mit dem nördlichen Theil Alt-Berlins der Fall ist. Dabei würde diese Anlage durch die damit verbundene Werfteinrichtung in ungleich größerem Maße dem allgemeinen Wohl zu Gute kommen, als die mehr den Interessen eines einzelnen Stadttheils dienende Kaiser Wilhelmstraße. Falls endlich das von der Regierung bereits vor längerer Zeit bearbeitete Project der Wiedereröffnung des Hauptarmes der Spree für die durchgehende Schiffahrt durch Beseitigung der Dammmühlen, welche sich bekanntlich im Besitz der Stadt befinden, und Erbauung einer Schiffsschleuse daselbst verwirklicht werden sollte, würde es nicht schwer werden, die Werft- und Straßenanlagen diesem Plan so anzupassen, daß ein den Interessen des Schiffahrts-, Lade- und Straßenverkehrs gleichmäßig Rechnung tragendes Ergebniß erzielt und die Stadt um einen ebenso großartigen wie zweckmäßigen und dabei wahrscheinlich nicht einmal übermäßig kostspieligen Verkehrsweg bereichert wird.

Dies nur ein Hinweis, wie die Herstellung der so dringend nothwendigen Werften sich verwirklichen läßt; an der Oberspree würden sicherlich 1500 bis 2500 Meter Uferlänge, welche jetzt nur Privaten zugänglich sind, dem allgemeinen Verkehr dienstbar gemacht werden können. Projecte

zur Anlage einer Uferstraße auf der linken Seite der Spree zwischen Schilling- und Jannowitzbrücke bestehen bereits seit längerer Zeit und bleibt nur zu wünschen, daß die Ausführung in einer Weise erfolgt, welche den Anforderungen der Schiffahrt und des Wasserverkehrs entspricht. Werften von insgesammt 2500 Meter Länge mit mechanischen Hülfsmitteln zur raschen Ent- und Beladung reichlich versehen und mit gut organisirtem Betriebe würden den gesammten Uferverkehr des Landwehrkanals, der sich auf eine nutzbare Uferlänge von 12.—16,000 Meter vertheilt, mühelos aufnehmen und bewältigen können. T.

Französische Masken.

1. Au pays de la revanche, par le Dr. Rommel. Genève, 1886.
2. Ernest Renan, le prêtre de Nemi, drame philosophique. Paris, 1886.

So lange die Literatur eine Aeußerung des öffentlichen Geistes ist, so lange erscheint auch die literarische Maske. In früheren Epochen tritt sie auf, um durch den Eindruck eines bedeutenden Namens, den sie sich beilegt, eine desto größere Wirkung hervorzurufen. Mit dem Fortschritt der Zeiten wird die Kunst der literarischen Maskerade immer mannichfaltiger. Oft freilich dient sie nur, den wahren Verfasser zu verbergen, weil er einen Namen trägt, der zu unbedeutend oder auch durch seine Bedeutung zur Erweckung hemmender Vorurtheile geeignet ist. Für diesen Zweck reicht die Anonymität oder eine nichtssagende Pseudonymität aus, welche auf der literarischen Maskerade den einfachen Domino vertreten. Auf diesem Schauplatz erscheinen aber auch Charaktermasken, aber immer weniger, wie in den älteren Zeiten, mit dem Namen berühmter Männer, lediglich um den schriftstellerischen Erzeugnissen die Aufmerksamkeit zuzuwenden und sodann die Eindringlichkeit der Wirkung zu verstärken. Die moderne Charaktermaske sucht sich Kleidung und Sprache gern in dem Lager, das zu einem Schritt gebracht werden soll, der einem ganz andern Lager zu Gute kommt; oder sie droht aus einem Lager, wo man gar nicht zur Drohung aufgelegt ist, um Saumselige, d. h. solche, die nach der Meinung der Maske saumselig sind, aufzuschrecken. Dann wieder werden angebliche Geheimnisse preisgegeben, Pläne eines Lagers, das gar keine Pläne hat. Wer wollte alle Arten dieser Masken aufzählen? — Die größten Staatsmänner haben sich dieses Spiels bedient. Friedrich der Große hat die literarische Maskenfreiheit benutzt, nicht minder wie jener Engländer des vorigen Jahrhunderts, dem bis heute noch nicht die Maske gelüftet ist. Aber es kommt nicht bloß auf Kleidung und Larve an. Das Schwerste ist die Durchführung der Rolle, die immer ein schriftstellerisches Geschick hohen Grades erfordert.

In dem erstgenannten der unter unserer Ueberschrift stehenden Bücher haben wir eine Maskerade vor uns, die unsere Aufmerksamkeit in nicht

gewöhnlichem Maße in Anspruch nimmt, ein Anspruch, der dadurch nicht gemindert werden kann, daß die Maskerade als solche sehr wenig gelungen ist. Ein Franzose schüttet über seine Landsleute die Schalen einer bittern Verachtung und Verzweiflung aus, wie sie nur der leidenschaftliche dépit amoureux so stark zu füllen im Stande ist. Und dieser Franzose redet im Namen eines Deutschen. Die Maske ist so durchsichtig, daß man immer laut auflachen möchte, so oft der Verfasser darauf deutet. Mit Aufmerksamkeit folgt man Zeile für Zeile dem geistreichen Franzosen, dessen Herz von patriotischer Empörung und Besorgniß zittert, von Empörung gegen sein eigenes Volk über die Fehler, die es an sich trägt, von tief bekümmerter Besorgniß, daß es diese Fehler vielleicht gar nicht oder sehr schwer ablegen wird. Wenn er uns mit der Bewegung seines Herzens angesteckt hat, zeigt er plötzlich auf die hochmüthigen, harten Züge, aufgemalt auf eine Larve, die einen deutschen Menschen vorstellen soll. Dieser angebliche Deutsche kennt Frankreich, wie man ein Volk nur aus dem innigsten Mitleben kennt; von Deutschland hat er die Klugheit, so wenig als möglich zu sprechen; wenn er aber davon zu sprechen nicht umhin kann, zeigt er nur fehlerhafte Vorstellungen. Um den Vorwürfen gegen seine Landsleute, die er unter vielen andern Dingen der Unklugheit und Leichtgläubigkeit zeiht, die Krone aufzusetzen, fehlt nur der Schluß: So grenzenlos ist eure Thorheit, daß ihr mich für einen Deutschen haltet, meine Warnungen zurückstoßt, als ob ich ein Deutscher wäre, weil ich es sage, ich, der euch kennt, wie keiner, dem die innerste Natur eurer Sprache so geläufig ist, wie selbst unter euch den wenigsten.

Die Schrift des sogenannten Dr. Rommel ist in Genf erschienen. Einen französischen Schweizer könnte die Schrift zum Verfasser haben. Diese schweizerischen Franzosen lieben oft Frankreich so schwärmerisch, wie man die geistige Heimath liebt, wenn man eine hat; weit schwärmerischer, als die geographische Heimath. Wahrscheinlicher ist jedoch hinter dem Verfasser ein Vollblutfranzose zu suchen.

Warum sagt er seinen Landsleuten die Wahrheiten, die er ihnen zu sagen hat, unter der so ungeschickt getragenen Maske eines Deutschen hervor?

Vielleicht glaubte er: aus französischem Munde würden diese Wahrheiten nicht bloß bitter, sondern unerträglich sein; sie würden Flüche herbeirufen, anstatt Gehör zu finden. Einem Deutschen in den Mund gelegt, mag unser Franzose gedacht haben, würden diese Wahrheiten vielleicht den Entschluß erwecken: diesem Deutschen wollen wir zeigen, daß wir doch noch einen andern Saft in uns tragen, als er sich einbildet.

Die Schrift, wie sie nur für Frankreich bestimmt und nur auf Franzosen zu wirken berechnet ist, wird dort, wie zuverlässig verlautet, außerordentlich beachtet und besprochen, wenn auch nicht in der Presse. Die Presse, so weit sie sich damit befaßt hat, sucht die Miene anzunehmen, als glaube sie an die deutsche Maske; sie versucht sogar, die Schmähungen des Verfassers als deutsche Beleidigungen zu verwerthen. In einigen Fällen mag dies wirkliche Einfalt sein; im Allgemeinen denken wir zu hoch von dem französischen Esprit, um ihn für das Opfer einer so ungeschickten Täuschung halten zu können.

Ob es der genaue Zweck unseres Verfassers war, seine Landsleute mit gewaltigen Anklagen und Vorwürfen aufzurütteln, wird man nicht zu beantworten wagen. Er erliegt einem Pessimismus des Mißtrauens in sein Volk, gegen den sich die bessere Hoffnung nur hin und wieder schwach vertheidigt. Und dieser Pessimismus ist keine Maske, sondern unwillkürlich, übermächtig. Damit bringt sich aber der Verfasser um die gehoffte Wirkung. Die französischen Leser können aus dem Buch keine andere Lehre ziehen, als etwa die, buchstäblich aus der Haut zu fahren. Für uns Deutsche wäre das Buch schädlich, wenn die mindeste Gefahr vorhanden wäre, daß wir dem Verfasser glauben könnten, die Franzosen seien ein rettungslos versunkenes Volk. Wenn wir aber vor dieser Gefahr sicher sind, so sollen wir es doch nicht unbeachtet lassen. Lehrreich ist es mit allen seinen Uebertreibungen in hohem Grade.

Was wir den Franzosen wünschen möchten, das wäre ein guter Arzt, der ihnen die richtigen Heilmittel verschriebe. Aber nicht ein solcher Arzt ist Dr. Rommel. Die Franzosen brauchten einen Arzt, der ihnen sagte: „Lernet die heutige Welt verstehen; lernet endlich begreifen, daß ihr euch darein fügen müßt, ein mächtiges Nachbarvolk zu haben; die Zerrissenheit und Schwäche dieses Nachbarn war euch sehr bequem, das ist natürlich; sie ließ euch in dem angenehmen Traum, dieses ganze Nachbarland einmal zur französischen Provinz zu machen, und so lange der Traum nicht Wahrheit geworden, hattet ihr doch immer die Gewißheit, daß das ohnmächtige Deutschland euch auf keinem Fleck der Erde, als einigermaßen an seiner Grenze, in den Weg treten konnte. Und doch waren die Vortheile dieses Zustandes nur scheinbar, denn das zerrissene Deutschland wurde von andern behütet, die euch seine Eroberung nicht gönnten, und in seiner grenzenlosen Schwäche mußte es sich diesen eigennützigen Schutz gefallen lassen, der es im Uebrigen in seiner Entwicklung hemmte und es vom selbstständigen Antheil an den Weltentscheidungen ausschloß. Darunter hatte Deutschland schwer zu leiden, ihr aber hattet nur den Genuß eines Traumes. Um diesen Traum wiederzuerlangen, übernehmt

ihr euch in Anstrengungen, die am Mark eures Lebens saugen. Weil die Revanchevorbereitung euren Reichthum, eure Gedanken verzehrt, eure Aktion in der Politik überall einschränkt und lähmt, bleibt ihr hinter allen Völkern zurück und verliert Kraft, Sinn, Glauben und Muth, an die Heilung eurer innern Schäden zu gehen, die nicht schlimmer sind, als in jedem andern Organismus, die nur gefährlich sind, weil ihr um der Revanche willen die Heilung versäumen müßt."

Die Aerzte aber, die bei den Franzosen aufstehen, reden nicht diese Sprache, und am wenigsten redet sie Dr. Rommel, dieser angebliche Deutsche, der mit seiner deutschen Maske nachdrücklicher als alle andern den Chauvinismus predigt. Was er sagt, läuft auf Folgendes hinaus: „Ihr möchtet Revanche nehmen und dabei seid ihr wie Kinder oder Wilde, die einen starken Feind durch ungeschickte Nachahmung seiner Methode oder durch großthuerische Ueberbietung derselben zu schlagen wähnen. Ihr treibt eure Vorbereitungen mit viel Geräusch, aber ohne Verständniß, mit unnützen Geberden, aber ohne Erfolg. Ihr denkt nicht an die Heilung tiefer Schäden, die euch drücken und die ihr, wenn ihr sie erst ins Auge fasset, vielleicht unheilbar finden werdet. Der Gipfel eures Unglücks ist die Republik; das Einzige, was Euch retten könnte, wäre die Monarchie, wenn ihr sie noch aufkommen und einwurzeln zu lassen im Stande wäret."

Fürwahr die deutschen Leser, welche an die Maske des Dr. Rommel geglaubt haben, könnten den Mann, der die Franzosen für das leichtgläubigste Volk hält, vom Gegentheil überzeugen. Von diesem Pessimisten haben wir vielmehr zu lernen, daß auch der gescheiteste Franzose eher zu verzweifeln, als eine keineswegs harte, aber mit den alten Illusionen unverträgliche Nothwendigkeit auf sich zu nehmen bereit ist. Im Uebrigen können wir auch von einer pessimistischen Diagnose Frankreichs und der Franzosen vieles lernen, vorausgesetzt nur, daß wir so vorsichtig sind, ihr nicht in allen Stücken uns anzuschließen. Wir müssen vielmehr prüfen, ob diese Diagnose nicht theils den heutigen ganzen Weltzustand, theils insbesondere unsere deutschen Zustände ebenso sehr wie diejenigen Frankreichs trifft. An dieser Prüfung noch eine Strecke theilzunehmen, sei der Leser eingeladen.

Im ersten Kapitel schlägt der Verfasser das Thema an, dessen Erklärungen und Variationen die folgenden Kapitel geben: die Abnahme der Bevölkerung, des Reichthums und des patriotischen Aufschwungs in Frankreich. Wenn darin die Behauptung vorkommt, die Revanche sei aus der Mode gekommen, während der Verfasser am Schluß des ganzen Buches die Unverbesserlichkeit der Franzosen durch den Ausspruch eines Bau-

meisters ins Licht setzt, welcher lautet: „wir haben diese Idee nicht aufgegeben, die Rache wird schneller kommen als ihr Deutschen vorausgesetzt"; — so sind dies Widersprüche eines leidenschaftlichen Schriftstellers, der in seiner Trauer bei den Landsleuten alle Fehler sieht, auch solche die sich einander ausschließen. Im Eingang wollte er über die Ermattung klagen, am Schluß will er die gefährliche Selbstzuversicht tadeln. Aber wie sonderbar führt sich diese Maske ein, die mit angeblich deutschen Lippen die Ermattung des Revanchedurstes als Zeichen des Verfalls hervorhebt! Wir Deutsche kennen die Thatsache besser und würden in ihrem Verschwinden wahrlich kein Unglück weder für uns noch für Frankreich sehen.

Ein wesentlicher Gedanke des Verfassers, der schon das Thema charakterisirt, ist das Zusammenschwinden des französischen Blutes und die zunehmende Einwanderung der Fremden. Dieses Zusammenschwinden führt er auf Egoismus und Schwachmüthigkeit zurück.

Im zweiten Kapitel bespricht er die Zustände des Ackerbaues und zeigt, daß der Mangel an Händen für denselben aus der Verweichlichung kommt, welche selbst den Bauernsohn lieber Papierkritzler werden läßt, als Landarbeiter, und den Sohn des letztern lieber die Stadt aufsuchen läßt, als die beschwerliche Führung des Pfluges, der Sense und des Dreschflegels. Er vergißt nur, daß dieselbe Schwierigkeit in England und in Deutschland ebenso fühlbar wird. Es handelt sich nicht um einen Zug der französischen Verweichlichung, sondern um den wichtigen Theil der sozialen Frage, wie man einen Theil des Volkes bei den schweren körperlichen Arbeiten festhält, ohne ihn in Armuth und Unwissenheit zu lassen, aber auch ohne ihn durch eine falsch angelegte Bildung für jene Arbeiten unfähig zu machen. Daß die Maßregeln der Regierung zur Hebung des Uebelstandes durchaus verkehrt und unzulänglich sind, wird man dem Verfasser zugeben, aber anderwärts sucht man ebenfalls noch ohne Erfolg nach den ersten Wegen der Besserung.

Im dritten Kapitel bespricht der Verfasser die Industrie. Auch hier stellt er die Abnahme der Erzeugung fest, welche ihrerseits aus der abnehmenden Nachfrage folgt. Die Nachfrage aber nimmt ab, weil die französischen Erzeugnisse zu theuer sind, und sie sind es, weil der französische Arbeiter zu anspruchsvoll ist. Immer wieder sind es die Verweichlichung und die Unbotmäßigkeit von unten, welche das revolutionäre Gift erzeugen. Auch hier, wie schon bei dem Ackerbau, klagt der Verfasser über die Einwanderung der fremden Arbeiter, die weniger anspruchsvoll sind. Wenn sie aber in Frankreich Arbeit finden, so müssen doch die französischen Erzeugnisse noch begehrt werden, und wenn diese Fremden, was der Verfasser nicht behauptet, aber auch nicht läugnen kann, in

wenigen Jahren Franzosen nach Sprache und Denkart werden, so braucht er sich doch um das Verschwinden des Vollblutes nicht zu grämen. Ein Mischvolk sind die Franzosen seit der römischen Zeit gewesen, aber das gallische Blut hat immer das andere in sich verwandelt. So wird es wohl auch bleiben.

Die Art, wie man den französischen Arbeiter verhätschelt, wodurch er nur immer revolutionärer und untauglicher wird, während er die von ihm abhängige Regierung zum rathlosen Diener seiner Thorheiten und unmöglichen Wünsche macht — ja das alles mag sehr gefährlich sein. Zur Zeit der ersten Revolution war es mit diesen Dingen noch schlimmer, aber damals fand sich der Ausweg, die Welt als Sieger zu durchziehen und zu plündern. Heute wird man auf andere Mittel denken müssen. Unser Verfasser aber bewegt sich wiederum in einem durchgehenden Widerspruch. Er gehört zur Schule der französischen Individualisten, die alles Unglück auf dem Mangel an individueller Initiative und auf das Uebermaß der Anforderungen an das Ganze zurückführen. Die andere Hälfte seines Heilmittels besteht in der Herstellung der Autorität. Das ist nun aber schwer zu finden, eine starke Staatsgewalt, welche die Selbständigkeit der Individuen kräftigt. Der monarchische Gedanke liegt bei dem Verfasser überall im Hintergrund, obwohl er ihn niemals ausspricht. Dafür klagt er über den deutschen Unternehmer, der sich in Frankreich ansiedelt, ebenso wie über den deutschen Arbeiter, der angeblich massenhaft dort hinkommt. Wir sagen auch hier wieder: diese Unternehmer werden ja bald Franzosen, sie befruchten also lediglich Frankreich mit Kapital und Arbeitskraft und helfen dem beklagten Blutmangel ab. Dann besinnt sich der Verfasser zuweilen, daß ein Deutscher doch eigentlich keinen Grund hätte, gerade das alles zu beklagen. Dann schiebt er plötzlich zum Behuf seiner Maske eine triumphirende Bemerkung ein, daß es in Frankreich mit allem zu Ende gehe.

In einem folgenden Kapitel schildert er die Unzweckmäßigkeit der Einrichtungen des Unterrichts mit einer Sachkenntniß, die nur einer haben kann, der von diesen Einrichtungen selbst gequält worden ist. Ein Deutscher würde daran gedacht haben, daß die richtige Organisation des Unterrichts auch bei uns ein Problem ist, nachdem unser einst musterhaftes Schulwesen durch Versuche und Anforderungen, welche dem Reichthum des modernen Lebens entspringen, in seinen Grundlagen vielfach erschüttert worden. Die Mischung von Schlendrian und Mißgriffen mag in Frankreich am peinlichsten sein, der Ausweg müßte sich finden lassen, wenn Frankreich nur klar wäre über die Rolle, die es unter den Völkern einnehmen, und über die Staatsform, mit der es derselben nachstreben kann.

Bei den Erziehungsfragen kommt der Verfasser auf den Verfall der Religion. Er findet den Grund desselben nicht in einer leidenschaftlichen Abwendung, sondern in einer zunehmenden Gleichgültigkeit gegen alles, was dem Leben Ernst, Schwung und Tiefe verleiht, aber diese Eigenschaften auch erfordert. Im einzelnen wird man durch die treffenden Bemerkungen des Verfassers immer überrascht, aber die wahren Schlüsse zu ziehen, ist nicht seine Sache. Jener Mangel mag in Frankreich besonders stark hervortreten, empfunden wird er überall, und die Franzosen haben die besondere Gabe, sich von Zeit zu Zeit aus einem Verfall der moralischen Kräfte zur Ueberraschung der Welt plötzlich herauszureißen. Ein Franzose mag seinen Landsleuten vorhalten, daß diese Fähigkeit versiegen kann, oder wenn er schrecken will, daß sie versiegt ist. Ein Deutscher wird diesen Baum, der so oft schon unerwartete Früchte getragen, nicht leicht für erschöpft halten.

Dann wiederholen sich in dem Buch die Klagen über die französische Sucht, im Staatsdienst ein bequemes Nest zu finden, nach dem Lieblingsausdruck des Verfassers, Papier zu kritzeln. Die zusammenfassende Kategorie heißt Hypertrophie des Staates. Alles ist mit französischem Auge gesehen, ohne Kenntniß der analogen Erscheinungen anderer Länder, ohne Ahnung, daß hier nicht allein französische Nationalfehler, sondern allgemeine Schwierigkeiten der modernen Kultur im Spiel sind.

Wir folgen diesen Klagen nicht weiter. Aber der feine Humor, die Blüthe des französischen bon sens tritt an einigen Stellen entzückend hervor. So bei der Schilderung der revolutionären Arbeiter, so bei der Schilderung des Wahnes, alle Unfälle auf Verräther zu schieben, so daß schließlich in Frankreich jeder von jedem verrathen ist.

Einen tragischen Ton nimmt der Verfasser gegen den Schluß an, wo ihn die geringe Vermehrung der Familien beschäftigt. Der angebliche Deutsche weiß nicht, daß in Deutschland Stimmen aufgetreten sind, welche unsere Nation verspotten, weil sie sich zur Kinderstube der Welt mache. Dies sind überkluge Thoren, unser Verfasser aber redet auch nicht weise, wenn er predigt, daß lebenskräftige Völker erst fragen, wo die Kinder bleiben, wenn sie da sind, und ihnen dann auch Platz schaffen. Viel weiser dünkt uns der Rath des einen der Gebrüder Charmes, welcher meint, Frankreich müsse sich Kolonien schaffen, denn wenn die französischen Familienväter, namentlich die des Volkes, erst Platz für Kinder sehen, werden sie ihre Aufziehung nicht mehr für eine Last halten.

Es bleibt uns die Frage, welche Wirkung dieses Buch in Frankreich haben wird, das zugleich geistreich, eindringlich und populär geschrieben ist. Bei den Unverständigsten wird es vermöge der Maske für eine

deutsche Beschimpfung gelten. Wenn es ernste Gedanken der Besserung, wenn auch zum Zweck der Revanche weckt, so könnte die Arbeit der Besserung die Wirkung wie bei jenem Goldsucher haben, der seinen Weinberg durch das Umgraben fruchtbar machte, bis er die Thorheit des Goldsuchens einsah. Leider müssen wir fürchten, daß das Buch die Anstrengungen der Franzosen vielleicht verdoppeln wird, ohne aber die falsche Richtung derselben, ganz abgesehen vom letzten Ziel, auch nur im einzelnen ändern zu können. Wie den, der die richtigen Wege wandelt, auch das Falsche, das ihm aufgedrängt wird, nur befestigt und fördert, so fördert auf dem verkehrten Wege auch der bestgemeinte Rath sehr leicht nur die Verkehrtheit.

Wenden wir uns zum philosophischen Drama des Herrn Ernst Renan. Wiederum stoßen wir auf eine Maske, aber von ganz anderer Art als die, welche unter dem Namen des Dr. Rommel einhergeht. Es giebt ja Masken, die mit offenem Antlitz wandeln, deren Larve ihre eigenen Züge sind. Offener als Herr Renan, so scheint es, kann man nicht auftreten. Nicht genug, daß er seinem Drama den Namen des Verfassers vorgesetzt, er hat auch eine lange Vorrede dazu geschrieben und seine Absicht genau entwickelt. Ja er hat noch mehr gethan, indem er im Personenverzeichniß jeder Person ihren Charakter beischrieb. Und doch ist da eine Maskerade, eine weit besser durchgeführte, als bei dem sogenannten Dr. Rommel; denn diese hier ist in der That schwer zu durchdringen. Auf den unverhüllten Zügen des Herrn Renan lesen wir tiefen Schmerz und eine vielsagende Miene, die auf ein schweres Geheimniß deutet. Wir forschen im Drama nach diesem Geheimniß, aber wenn wir nicht etwa die Glücklichen sein sollten, bis jetzt hat noch niemand das Räthsel gelöst.

Herr Renan kleidet seine Idee in eine Fabel, die er bei Strabo gefunden hat. Unter vielen sonderbaren Kulten, die sich im römischen Reiche erhalten, fand sich noch zu Caligulas Zeiten am See von Nemi ein Kultus der Diana, dessen Priester nur derjenige werden konnte, der seinen Vorgänger mit eigener Hand erschlug. Caligula, ce gamin féroce, wie ihn Renan richtig nennt, ließ den rex nemorensis seiner Zeit, einen Greis, mit einem Gladiator kämpfen, der nach dem Kultgesetz nun Priester wurde.

Diesen barocken Kultus verlegt Renan weit vor Caligula in die nie gewesenen Zeiten des sagenhaften Albalonga, der Stadt, aus der einst Rom hervorgegangen und welche dann von Rom soll besiegt worden sein. Der Priester der Diana ist ein Jüngling, der sich geweigert, im Dienst seines Vorgängers die Menschenopfer zu vollziehen. In einer Anwand-

lung von Ueberdruß des grausamen Kultus hat das Volk den Priester erschlagen und, zuwider der Kultusregel, den Jüngling Antistius zum Nachfolger erkoren, der nun sofort die Menschenopfer abstellt. Aber damit verlieren Staat und Gesellschaft ihren Halt, mit der Furcht und dem Aberglauben schwindet jegliche Autorität und Schranke, die allgemeine Willkür und Zügellosigkeit des Parteikampfes reißt ein.

Die Bürger von Albalonga, die sich über diese Krisis unterhalten und jeder nach seiner Art mit ihrer Heilung beschäftigen, sind die Pariser von 1886. Das ist nicht im mindesten ein Fehler, sondern ein geistreiches Verdienst. Nur ein Schulknabe würde fragen, weßhalb man die Pariser nicht in Paris und als Pariser auftreten läßt. Ein Primaner mit dem Instinkt der Dinge, welche nicht auf flacher Hand liegen, und darin vielleicht klüger, als mancher seiner Lehrer, die dem fragenden Schulknaben näher stehen, wird diesem Schulknaben sagen, daß man, um auch nur ein einziges der vielgestaltigen Probleme des modernen Lebens in einer Sitution zu konzentriren, einer ergreifenden symbolischen Thatsache bedarf, wie sie das moderne Leben, das so vieles Neue hervorbringt, nicht mehr hervorbringt. — Diese Bürger von Albalonga sind nicht nur Pariser, sondern gesteigerte Pariser; der Geist des heutigen Paris gelangt in ihnen zum freien und konzentrirten Ausdruck.

Antistius nimmt, wie er nicht anders kann, ein tragisches Ende. Das Volk erschlägt den Idealisten, der ihm den schrecklichen Zaum genommen, nach dessen Beseitigung es nichts vermag, als sich selbst zu zerfleischen. Der mächtigste Hebel des allgemeinen Hasses ist aber die Furcht vor dem benachbarten Rom, gegen welches Albalonga durch die entfesselte Zwietracht wehrlos wird. Antistius hat diesem Rom durch die jugendliche Sibylle, die er als Priester inspirirt, immerfort die Herrschaft über den Erdkreis wahrsagen lassen. Grund genug, ihn als Verräther im Verdacht zu haben, der aus schlimmer Absicht die innere Stärke Albalongas bricht. Als der Mörder des Antistius sich anschickt, das Priesteramt als Nachfolger anzutreten, erscheint die Sibylle und tötet den Mörder. Dann prophezeit sie in weiter Ferne den Sieg aller Märtyrer der Menschheit, indem sie sich den Mördern des Antistius zur Rache darbietet. Als nächste Zukunft aber prophezeit sie den Untergang Albalongas durch Rom, welchem eben die Bedingung der politischen Größe erfüllt worden. In diesem Augenblick bringt ein Greis von Rom die Nachricht, daß Romulus den Remus getötet und die Einheit des Staates geschaffen. Da erscheint ein Prophet von Babylon und verkündet den Spruch Jehovas: die Arbeit der Heiden soll verloren sein, und was die Völker mit Mühe erbaut haben, soll vom Feuer verzehrt werden.

Was soll nun dieses philosophische Drama? Ein Theaterstück ist es nicht, und darauf hatte der Verfasser es nicht angelegt. Ein Dialog nach Art des Plato ist es auch nicht, denn die Umrisse einer Handlung sind vorhanden, nur sind sie für das Theater zu wenig ausgeführt. Aber durch den immerhin vorhandenen Rahmen einer Handlung gewinnen die Dialoge an Leben und werden zu Ergießungen des Gemüthes und der Leidenschaft, nicht blos des Verstandes. Renan will, wie er in der Vorrede sagt, an das Vorbild der phantastischen Lustspiele Shakespeares gedacht haben.

Dies betrifft aber nur die Frage der Kunstform. Was soll es mit dem Inhalt? Renan erklärt uns in der Vorrede, er habe nur die verschiedenen Seiten der politischen Wahrheit unter lebendigen Gestalten vorführen wollen, und als Ergebniß des Ganzen die These ahnen lassen, daß unter allen blutigen Niederlagen das Ideal immer wieder unüberwunden und unüberwindlich hervortritt.

Sehr schön! Aber edle Maske, du hast uns dein Geheimniß nicht gesagt. Für diese These war diese Einkleidung nicht nöthig. Dein Kleid sagt mehr, reizt uns und will uns nach deinem Wunsche reizen, mehr hinter dir zu suchen.

Rathen wir. Auch diese Maskerade ist eingegeben par le dépit amoureux. Aber wer ist der Gegenstand, der hier den Liebenden getäuscht, der mit dem Vorwurf beladen wird, sich der Liebe unwürdig gemacht zu haben? Rathen wir.

Die Oberpriester, welche nur dadurch in ihre Stellung gelangen, daß jeder seinen Vorgänger umbringt, sind, so dünkt uns, die Herrscher Frankreichs, welche jeder, sei er ein Konvent oder ein Diktator oder ein König, nur durch den gewaltsamen Sturz der vorigen Regierung zur Herrschaft gelangen. Eine Regierung, welche nicht auf den gewaltsamen Sturz ihres Vorgängers gefolgt ist, welche ihre Herrschaft, so lange sie dieselbe behaupten kann, nicht mehr oder minder, gleich allen ihren Vorgängern, auf Gewalt stützt, eine solche Regierung wird vom Volke Frankreichs nicht ertragen. Eine Regierung, welche die Ueberzeugung, die Menschlichkeit, die Mäßigung anrufen und aus dieser Anrufung ihre Kraft schöpfen will, entfesselt nur, wie Lamartine nach dem Februar von 1848, den Bürgerkrieg. Das Volk verlangt einen Herrscher, der mit Gewalt die Zügel ergreift und mit Gewalt sie führt, so lange Roß und Wagen gehorchen.

Heut ist die Zwietracht doppelt gefährlich, denn Frankreich hat einen gewaltigen und kriegerischen Nachbar bekommen. Diesem Nachbar hat

Antistius, das ist der französische Idealismus, einst die Weltherrschaft prophezeiht, aber die Herrschaft durch die Ideen und durch die Wissenschaft. Aber während Frankreich den Idealismus erschlägt, thut Deutschland dasselbe und verschafft sich durch einen Bruderkrieg die Mittel zur Eroberung und zur Unterwerfung seiner Nachbarn mit dem Schwerte der Gewalt. Es wird siegen, denn Frankreich kann in diesem Kultus mit ihm nicht mehr wetteifern, aber auch Deutschland wird sich selbst zerstören und zerstört werden: die Arbeit der Heiden soll verloren sein, und was die Völker mit Mühe erbaut haben, soll vom Feuer verzehrt werden. Die Heiden, das sind die dem Kultus der irdischen Gewalt fröhnenden Völker; die Frommen sind die Idealisten, die allein bestehen bleiben werden durch die Unvergänglichkeit der Idee, in der sie leben.

Herr Renan hatte Deutschland seine Liebe aufrichtig zugewendet. Er glaubte an die Ueberlegenheit des deutschen Idealismus in Gesinnung und Wissenschaft; er sagte ihm die Weltüberwindung voraus und gönnte sie ihm. Er würde sie uns noch gönnen, wenn wir Idealisten in seinem Sinn, wenn wir Kleinstaatler und Kleinstädter geblieben wären, armselig auf der Erde, das Auge zum Himmel gewandt. Seitdem wir ein starkes Reich aufgerichtet haben, sind wir geworden wie die Heiden und uns trifft der Fluch des Jeremias. Aber nicht der Arm Frankreichs wird auf uns niederfallen, dessen trauriges Loos jetzt schon der erschöpfende Wechsel zwischen Anarchie und barbarischer Herrschaft ist.

Dies glauben wir in dem philosophischen Drama des Herrn Renan zu lesen. Wir begreifen seine schmerzlich verschlossene Miene. Denn wollte er solche Gedanken ohne Hülle aussprechen, so könnte es ihm leicht gehen wie dem unglücklichen Aufseher von Décazeville, den die Arbeiter vom hohen Fenster auf die Straße gestürzt und dann zertreten haben, wofür sie straflos geblieben sind. Wir müßten uns schwerer Indiscretion zeihen, wüßten wir nicht, daß eine deutsche Auslegung in Paris ungehört bleibt.

Was sollen wir nun zu Herrn Renan sagen, wenn wir ihn verstehen? Daß die ideenlose Gewalt, auch wenn sie große und künstliche Werke erzwingt, nur für das Feuer der Zerstörung arbeitet, ist richtig ohne Widerspruch. Daß aber Deutschland den gewaltsamen Genius Roms in sich aufgenommen habe, ist ein Irrthum. Es hat sich die Einheit nur erkämpft, um in der Pflege der Humanität und Wissenschaft sicher und frei zu sein. Wir würden das Schwert aus der Hand legen, wenn Herr Renan die Humanität in Frankreich zum Sieg bringen wollte. Wir

wissen, daß er dies nicht kann und daß diese Ohnmacht sein Schmerz ist, in welchem nur die Unzerstörbarkeit des Ideals ihn tröstet. Wir sind entfernt von jedem Spott über diese Resignation und über seine Vorwurfe, obwohl wir nicht daran glauben, daß das zerrissene Deutschland, wie es vor kurzem war, in seiner politischen Ohnmacht nur durch die Idee seiner Humanität die Welt besiegt haben würde. Denn die Ideen verkümmern, wenn sie nie den praktischen Boden gewinnen. Wir glauben, die Palme wird demjenigen Volk gehören, welches mit der Kraft die Mäßigung und mit der selbsterkämpften Sicherheit die sittliche Gestaltungsfähigkeit verbindet. Das ist das Ziel, nach dem wir trachten. Wenn Frankreich in diesem Trachten mit uns wetteifern wollte, würden wir vor allen seine Freundschaft suchen. Was diese Hoffnung bedeutet, hat uns Herr Renan gelehrt.

Dr. Rommel wie Herr Renan haben geschrieben, um einem Drange ihres Herzens genug zu thun. Der Eine mit dem Schmerz der Ueberzeugung, daß seine Landsleute das Werk ihrer Aufrichtung leidenschaftlich und doch oberflächlich bei erkrankten Wurzeln des Daseins betreiben; der Andere mit dem Schmerz der Ueberzeugung, daß das Ziel der auf die Kräfte der Gewalt gebauten Größe ein falsches ist und die Völker, die es suchen, eines nach dem andern ins Verderben stürzt. Auf die Entwicklung ihrer Zeit werden beide Schriftsteller kaum einen Einfluß üben. Aber sie sind merkwürdige Zeugen für die aufmerksame Gegenwart und vielleicht für die forschende Nachwelt, welche Gedanken und Sorgen, welche Rettungspläne und Hoffnungen die tieferen Geister Frankreichs in diesen Tagen bewegen.

Constantin Rößler.

Politische Correspondenz.

Das Ministerium Gladstone und die irische Frage. — Symptome der herannahenden Krisis in Frankreich. — Neue Zwischenfälle in der Balkankrisis.

Berlin, Ende März.

Ende vorigen Monats berichteten wir, daß Mr. Gladstone im Unterhause am 18. Februar versprochen, seine Vorschläge zur Lösung der irischen Frage ungefähr am 22. März einzubringen. „Bis dahin", so bemerkten wir, „hat er noch Zeit, der öffentlichen Meinung an den Puls zu fühlen." Diese Befühlung hat der bejahrte, immer noch jugendlich kühne, aber auch gleich einem Jüngling eiferblinde Staatsmann reichlich vorgenommen, indem er sowohl seinen Grundgedanken, als auch mehr wie eine Ausgestaltung desselben verlauten ließ. Den Wiederhall der öffentlichen Meinung hat er, vieltönig und unharmonisch wie immer, aber stark genug vernehmen können. Darauf hat er mit erlaubter Taktik erklärt: Niemand sei bis jetzt im Stande, seine Pläne zu kennen. Die Offenbarung derselben ist auf den 29. oder 30. März verschoben. Wir sind also in der unerwünschten Nothwendigkeit, eine Lage zu besprechen, die in dem Augenblick, wo unsere Ansicht dem Leser vor Augen kommt, vielleicht eine völlige Verschiebung erhalten hat. Doch hoffen wir, die Punkte zu treffen, welche bleibend die Entwicklung beherrschen.

Wenn Gladstone einen ernsten Versuch macht, den Plan durch das Parlament zu bringen, dessen Umrisse er hat verlauten lassen, so unternimmt er das größte Werk seines Lebens. Groß ist das Werk nicht bloß durch die einschneidende Veränderung des Bestehenden, sondern größer durch die Sicherheit, mit der an den Sitz eines zweihundertjährigen Uebels die schneidende Hand gelegt wird. Mr. Gladstone hat viele Reformen der englischen Staatseinrichtungen eingeführt, welche als Durchgangspunkte diesem Staat vielleicht nöthig waren, in denen er aber nimmer sein dauerndes Heil finden wird. Die irische Reform scheint nunmehr den entscheidenden Schlag zur Beseitigung des altenglischen Staatswesens zu thun. Nach unserer Meinung ist sie indes der unentbehrliche Schritt zur Wiederherstellung dieses Staatswesens auf gereinigten und befestigten Grundlagen. Wir werden uns erklären. Doch hat, was wir eben gesagt,

seine Geltung nur, sofern derjenige dem Mr. Gladstone zugeschriebene Plan in Frage kommt, von dem bis Ende Februar noch nichts verlautet hatte.

Dieser Plan soll in Folgendem bestehen. Die legislative Union Irlands mit Schottland und England wird aufgehoben; Irland erhält in Dublin ein eigenes Parlament für alle Angelegenheiten der innern Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung. Ausgeschlossen von der Zuständigkeit dieses Parlaments ist nur die auswärtige Politik, das Heer- und Marinewesen und die Zollpolitik. Diese drei Angelegenheiten bleiben Reichssache und gehören vor das Reichsparlament in London; zu diesem Parlament entsendet Irland fortan nur so viel Abgeordnete, daß das Verhältniß der irländischen Abgeordneten zur Gesammtzahl entsprechend ist dem Verhältniß des irischen Beitrags für die Reichsauflagen zu deren Gesammtbetrag.

Dies ist die staatsrechtliche Reform. Die Bedingung dieser Reform ist jedoch eine sozialpolitische Maßregel von solchem Umfang, wie noch keine vorgekommen ist. Das Hauptelend Irlands besteht ja doch in dem Umstand, daß der Grundbesitz in den Händen weniger großen Herren ist, theils englischer, theils irischer Lords, fast alle aber Protestanten, von denen die eingeborenen irländischen Familien in den Zeiten der Eroberung dem katholischen Glauben entsagt haben. Dieser Grundbesitz ist in kleine Pachtparzellen getheilt, auf welchem die elenden Pächter aus der einheimischen Bevölkerung unter den drückendsten Bedingungen wirthschaften. Es sind Versuche gemacht worden, und der eingreifendste durch Mr. Gladstone selbst, das Loos dieser Pächter durch gesetzgeberische Maßregeln zu verbessern. Keine Maßregel hat verfangen wollen; der Schaden sitzt zu tief, wir können ihn aber heute nicht ausführlich beleuchten. Unzählige Male ist dies geschehen und viele Gründe sind aufgefunden worden, aber das Uebel ist so mannigfach bedingt, daß die erschöpfende Erkenntniß und namentlich die richtige Abmessung des Wirkungsgrades der verschiedenen Ursachen noch nicht erreicht worden. Während einige — und dies sind englische Stimmen — alles auf die Unverbesserlichkeit des irländischen Charakters schieben, der niemals wirthschaften lernen werde, weder in großen noch in kleinen Verhältnissen; während andere, ebenfalls englische Stimmen, die Fruchtbarkeit des irländischen Stammes für seinen Fluch erklären, weil durch dieselbe das Angebot der Pächterhände, auch bei den elendesten Früchten, immer größer bleibt als der Bedarf solcher Hände — während dem schiebt der Radikalismus in Irland, neuerdings aber auch in England, das ganze Leiden auf die an den Grundherren zu entrichtende Rente, der seinerseits nichts für den Boden thut, von dem er nach Abzug des jammervollen Arbeitslohnes allen Gewinn für sich in Anspruch nimmt.

Jeder verständige Beurtheiler muß Herrn Gladstone darin Recht geben, daß es Wahnwitz wäre, einem irländischen, durch das allgemeine Stimmrecht berufenen Parlament die Lösung der Bodenfrage in die Hand zu geben. Dieses Parlament würde einfach die Auftheilung des Bodens und die Vertreibung der großen Besitzer ohne Entschädigung verfügen. Da aber in den nordöstlichen

Grafschaften Irlands eine protestantische, theils eingeborne und bekehrte, theils aus England eingewanderte Bevölkerung vorhanden, so wäre mit jenem Akt eines irischen Parlaments ein Bürgerkrieg entfacht, dessen Ziel auf beiden Seiten die Ausrottung des Gegners wäre. Mr. Gladstone hat also den Plan ins Auge gefaßt, den englischen und irischen Landlords ihren irländischen Grundbesitz durch den englischen Gesammtstaat abkaufen zu lassen, jedoch so, daß die Eigenthümer einen durch Staatsgesetz festgestellten Preis annehmen und gegen denselben ihr Eigenthum abgeben müssen. Dieser Staatseigenthum gewordene Grundbesitz soll dann in zweckmäßige Parzellen zerlegt und unter solchen Bedingungen verpachtet werden, daß die Pächter zu selbständigem Wohlstand gelangen können. Von dem Pachtertrag soll der Staatskaufpreis mäßig verzinst, überdies aber nach und nach zurückgezahlt werden, so daß die Pächter eines Tages zum freien Eigenthum gelangen würden. Man hat behauptet, zu Mr. Gladstones Plan gehöre auch die Bestimmung: das Kaufgeschäft, die Einziehung der Pachtgelder, die theilweise Verwendung derselben zur Amortisation der Grundschuld durch einen Ausschuß des irischen Parlaments unter Aufsicht desselben bewirken zu lassen. An diese angebliche Bestimmung hat sich das größte Geschrei geheftet; offenbar aber ist dieselbe dem Plane nicht wesentlich. — Die Kaufsumme, deren Mr. Gladstone bedürfen würde, hat man auf den Betrag der Frankreich von Deutschland auferlegten Kriegsentschädigung, nämlich auf 5 Milliarden Francs oder 200 Millionen Pfund Sterling geschätzt. Von der Höhe dieser Summe sollte aber unseres Erachtens das Schicksal der Maßregel nicht abhängen. Schließlich wird es wenig verschlagen, ob die Grundherren etwas zu viel oder zu wenig nach irgend einer Schätzung bekommen haben, und wenn die irischen Pächter überhaupt im Stande sind, in einer Generationenfolge die Grundschuld an den Staat abzutragen, so wird es auch wenig verschlagen, ob sie dies zwanzig bis dreißig Jahr früher oder später erreichen.

Doch andere Fragen von großem Gewicht treten hervor. Wird die Maßregel zur Folge haben, einen leistungsfähigen Wirthschafterstand von Pächtern oder Eigenthümern hervorzurufen? Wenn nicht, wo bleibt dann der englische Staat mit dem ungeheuren Kapital, das er in den irischen Boden gesteckt hat?

Die erste dieser Fragen kann auf der ganzen Welt kein Mensch in überzeugender Weise beantworten, wenn auch die hartnäckigsten Meinungen darüber für und gegen verfochten werden. Hier aber ist Anlaß, an eine geschichtliche Wahrheit zu erinnern. Die großen geschichtlichen Thaten werden nicht auf Grund eines sichern Rechenexempels unternommen. Ihr Wesen ist das Wagniß, ihre Triebfeder die Erkenntniß der Nichtigkeit aller anderen Mittel, ihr begeisternder Odem der Glaube an die Möglichkeit des Guten, und die Zuversicht, daß die Weltkräfte an der rechten Stelle immer dem Guten dienen müssen. Wären wir nicht verloren gewesen, so wären wir verloren gewesen, soll das Vorbild aller Urheber großer Entschlüsse gesagt haben.

Wenn Mr. Gladstones Pläne nicht angenommen werden, so bleibt nur das Schreckensregiment in Irland. Das Betreten dieses Weges bedeutet ein eben so großes Wagniß, bedeutet außerdem aber das Bauen des Erfolgs auf ein rathloses Mittel. So liegt die Wahl.

Ein wesentlicher Erfolg der Gladstoneschen Maßregel würde die Möglichkeit für den englischen Staat sein, auf dem Boden einer einheitlichen Nationalität mit neuen Einrichtungen als Kern des Reiches sich wieder fest zu organisiren. Denn mit allen Formen des Schreckensregimentes würde man doch den irländischen Pfahl in absehbare Zeit nicht aus dem englischen Leibe ziehen. Wenn davon gesprochen wird, die Irländer würden das home rule benutzen, um sich zu einem Glied der amerikanischen Union oder zu einer französischen Provinz zu machen, so ist dies ein Gewäsch von Thoren. Dieselbe Klugheit hat uns Deutschen hundert Mal bewiesen, Oesterreich würde, wenn es einmal nicht mehr im deutschen Bunde wäre, Deutschlands ewiger Feind werden.

Vor der Größe der inneren Lebensfrage treten die Fragen der auswärtigen Politik Englands zurück, treten zurück selbst für das Ausland. Wenn ein Toryministerium wohl den engen und vertraulichen Anschluß an die deutsche Politik wieder aufnehmen und wenn dies ein Segen für die gesammteuropäische Politik sein würde, so muß man doch sagen, daß ein Toryministerium, welches ein aufs Aeußerste gebrachtes Irland an Ketten zu schleppen hätte, kaum ein wirksamer Bundesgenosse sein könnte. Die Ablösung Irlands von dem englischen Staat, ohne daß ihm Irland verloren geht, ist aber eine Operation, die nur der Hand Mr. Gladstones gelingen kann, weil diese Hand frei ist von dem lähmenden Gewicht des ehrenwerthen und unentbehrlichen, aber in seiner Befangenheit nicht bei allen Fragen zum Ausschlag geeigneten Nationalgefühls.

Mr. Chamberlain hat das Ministerium Gladstone in Begleitung eines anderen, gleichgültigen Mitgliedes verlassen. Das war vorauszusehen, daß vor einem so durchschneidenden Akt Mr. Chamberlain abfallen würde, er, der Typus jenes Radikalismus, der mit dem badischen Bauer von 1848 die Republik will mit dem verstorbenen Großherzog an der Spitze. Mr. Chamberlain, es wurde schon mehrmals gesagt, will weder home rule noch staatlichen Landankauf. Er will die Grundherren zwingen, ihr Land zu billigen Preisen an Privatpersonen zu verkaufen, und hofft an diesen irischen Käufern Bundesgenossen für den englischen Radikalismus im Parlament zu London zu gewinnen. Der Mann will durchaus mit Dingen operiren, die nicht sind, nur ist er dabei weniger wohlmeinend wie der Bauer in Baden. Man kann Mr. Gladstone nur Glück wünschen, daß er dieses Mannes hoffentlich für immer ledig ist.

* * *

Ueber Frankreich dürfen wir heute kurz sein. Wie es dort steht, haben wir soeben aus dem gewichtigsten Munde vernommen. Seit dem Rücktritt des Ministeriums Ferry — 30. März 1885 — also seit einem Jahr haben diese Correspondenzen als unausbleiblich erkannt, daß nunmehr das französische Volk unwiderstehlich von dem Schwindel der Revanche erfaßt werden würde. Schritt

für Schritt haben wir diese Entwicklung angezeigt. Wenn es wahr ist, daß die politischen Lagen sich ihre Männer schaffen — worunter ein verständiger Mensch indes nur verstehen darf: daß in jeder widerspruchsvollen Lage irgend jemand den Widerspruch zu heben versucht, aber ja nicht, daß jeder solche Versuch gelingt — so ist Frankreichs gegenwärtiger Kriegsminister der Mann der gegenwärtigen Lage. Er will sich zum Vollstrecker der Revanche machen, begreift aber, daß Frankreich ohne staatliche Bundesgenossen, wie es ist, dieses Werk nicht vollbringen kann. Daher sucht dieser entschlossene Kopf antistaatliche Bundesgenossen. Er will den Revanchekrieg kurz und gut im Namen der sozialen Revolution führen und bereitet die französische Armee auf diese Rolle vor, indem er sie mit Arbeitern fraternisiren läßt, die ihre Aufseher bestialisch ermorden. Wir haben vorher unsere Sympathie für einen kühnen politischen Plan geäußert. Jener Plan aber beruht auf dem Vertrauen in die Kräfte des Guten, der Plan des militärischen Sozialisten beruht auf dem Glauben an die Macht des Unsinns, wenn man die gedankenlose Verwegenheit eines eiteln Spielers Glauben nennen will. Die Bundesgenossen, auf welche dieser Catilina rechnet, werden durch den Abscheu vor ihrem Treiben die Kraft des Gegners verzehnfachen, der mit solchen Bundesgenossen niedergeworfen werden soll. Warten wir den grotesken Versuch ab. Wir zittern vor dem muthwilligen Blutvergießen, das er hervorrufen kann; aber wir halten es auch wohl für möglich, daß er durch seine Lächerlichkeit und Frechheit schon auf dem Boden Frankreichs selbst erstickt wird.

* * *

Die Balkankrisis kann, wie es scheint, nicht zur Ruhe kommen. Der serbisch-bulgarische Friede zwar ist auf das Geheiß der Großmächte unterzeichnet worden, bestehend aus dem einzigen Satz: der Friede ist mit dem Tag der Unterzeichnung des Vertrags wiederhergestellt. Die erlittene Niederlage, die vereitelten Vergrößerungsgelüste kochen aber fort bei dem Serbenvolke, und es ist zweifellos, daß, wenn die griechische oder die ostrumelische Frage noch zu einem Konflikt führen sollten, die Serben wieder losschlagen würden.

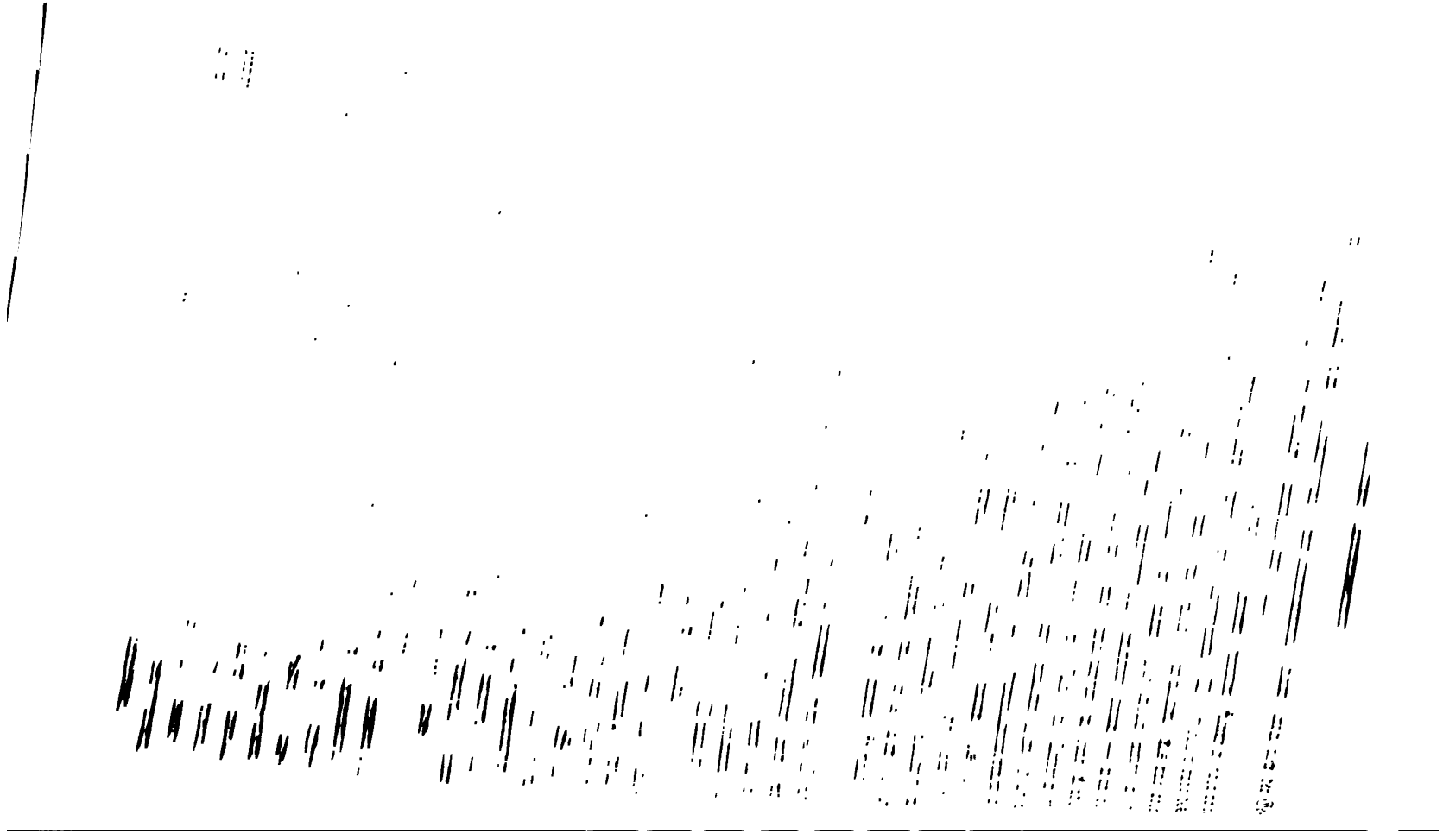
Die griechische Flotte hat wochenlang theils im Hafen von Eleusis, theils in der Bai von Salamis vor Anker gelegen, als wollte sie das großmächtliche Geschwader zur bequemen Blokade einladen. Die Blokade aber ist nicht erfolgt, weil der englische Admiral nicht das Zeichen dazu gab. Man kennt nicht den genauen Grund, der hinter den englischen Zögerungen steckt. Möglich, daß Mr. Gladstone, dessen Verbleiben im Amt von der irischen Frage abhängt, sich scheut, die Zuneigung Rußlands zu verlieren, wenn es doch nicht sein Schicksal ist, in die Beendigung der jetzigen orientalischen Frage entscheidend einzugreifen. Vielleicht hält er für zweckmäßig, die russische Mißstimmung von seinen eventuellen Nachfolgern allein tragen zu lassen, die es ja auch sind, welche die Flottenaktion eingeleitet haben. Rußland aber scheint sich Griechenland bereit zu halten um, wenn es seine Absichten in der bulgarischen Frage auf andern Wegen

nicht erreichen kann, eine Gelegenheit zur Rettung der Türkei zu bekommen. Für diese Rettung würde die Türkei in Bulgarien gehen müssen. Die bulgarische Frage ist nämlich, unerwarteter Weise für den fernen Betrachter, aber begreiflicher Weise bei näherer Kenntniß der Vorgänge, in ein bedenkliches Stadium getreten.

Das jetzige Stadium der Frage beginnt mit dem türkisch-bulgarischen Abkommen vom 2. Februar dieses Jahres. In diesem Abkommen waren die früher erwähnten drei Punkte enthalten: 1) Die Pforte ernennt den Fürsten Alexander aus alleiniger Machtvollkommenheit, entsprechend dem Artikel 17 des Berliner Vertrags, zum Generalgouverneur von Ostrumelien und erneuert dieses Mandat auf fünfjährige Perioden, wenn sich das Einverständniß mit dem Fürsten von Bulgarien erhält; 2) das ostrumelische Statut wird durch eine türkisch-bulgarische Kommission abgeändert; 3) für verschiedene Fälle wird eine Kooperation der bulgarischen mit den türkischen Streitkräften unter näher bestimmten Modalitäten vorgesehen.

Den dritten Punkt lehnte Rußland sogleich kategorisch ab, nachdem die Pforte das Abkommen den Mächten mit dem Antrag vorgelegt hatte, es durch eine Konferenz genehmigen zu lassen. Unter dem 18. Februar erließ die Pforte ein neues Rundschreiben, worin sie den Vorschlag der militärischen Kooperation zurückzog, für die andern Theile des Abkommens aber aufs Neue die Genehmigung durch eine Konferenz forderte. Nun begannen Verhandlungen zwischen der Pforte und den großmächtlichen Botschaftern zu Constantinopel, in welcher Gestalt das Abkommen eventuell einer Konferenz zu unterbreiten sei. Es handelte sich dabei immer um die Unterstützung der russischen Forderungen durch die übrigen Botschafter, bezüglich um die Unterstützung der Pforte in der Abwehr jener Forderungen.

In dem Abkommen vom zweiten Februar war mit dem der türkischen Diplomatie eigenen formalen Geschick aus dem übrigens angezogenen Artikel 17 des Berliner Vertrags die Zustimmung der Großmächte zu der auf fünfjährige Perioden erfolgenden Berufung des ostrumelischen Generalgouverneurs eliminirt worden. Dagegen stellte nun Rußland die Alternative auf: es müsse entweder diese Zustimmung wieder hergestellt werden, der Fürst von Bulgarien aber ohne Personalbezeichnung als Kandidat für die Gouverneurstelle figuriren, oder der Fürst von Bulgarien müsse, ebenfalls ohne Personalbezeichnung, zum Gouverneur von Ostrumelien auf Lebenszeit, also auch ohne die periodisch zu erneuernde Zustimmung der Pforte, berufen werden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Rußland bei letzterer Forderung die schon jetzt zu erreichende Ersetzung des Fürsten Alexander durch eine andere, den russischen Zwecken besser dienende Persönlichkeit im Sinne gehabt hat. Die Pforte zog es vor, auf das erste Glied der Alternative einzugehen, also auf die periodische Erneuerung des Mandates für den Generalgouverneur durch die Pforte, aber mit Zustimmung der Großmächte; das bulgarische Fürstenthum und die Funktion des Generalgouverneurs sollten aber immer in derselben Person verbunden sein. Ueber das ostrumelische Statut einigte man sich dahin, daß die Revision zwar von



So hat sich denn die Situation der Balkanländer einstweilen so gestaltet, daß der Ausgang nicht abzusehen ist. Das Beste, um einen guten Ausgang selbst ohne Waffen herbeizuführen, könnte jetzt die Pforte thun — wenn sie eben nicht die Pforte wäre. *w.*

Rückblick auf die Verhandlungen über das Branntwein-Monopol.

Die Klippe, an welcher das Branntwein-Monopol zwar, wie wir meinen, noch nicht gescheitert ist, aber um die es für dies Mal nicht hat herumkommen können, ist die Haltung der Nationalliberalen. Auch auf der Rechten war zwar eine starke Brandung, aber sie wäre überwunden worden, wenn man erst mit Sicherheit an den Nationalliberalen vorüber gewesen wäre. Hier also muß die Untersuchung einsetzen, wenn sie zum Verständniß der Situation kommen will.

Gehen wir zunächst die Gründe durch, welche die nationalliberalen Redner in der Debatte gegen das Monopol vorgebracht haben. Sie lassen sich reduciren auf drei: die gefährliche Steigerung der Regierungsmacht, namentlich die Möglichkeit einer Ausnutzung der Verschleißer als Wahlagenten; das Außer-Brod-Setzen so vieler Menschen; endlich Einwände gegen den erwarteten Reinertrag. Diese letzteren sind wiederum drei: die Meinung, daß die Kosten des Monopols zu niedrig veranschlagt seien, daß der Rückgang des Consums jedenfalls zu niedrig veranschlagt sei und daß endlich infolge dessen ein Ueberschuß an Waare entstehen werde, der überhaupt nicht mehr untergebracht werden könne.

Einige dieser Einwände sind den Lesern der Preußischen Jahrbücher bereits bekannt; wir haben sie selbst aufgeworfen, aber auch sie bereits entweder widerlegt oder auf die Mittel der Beseitigung hingewiesen. Bei der Wichtigkeit der Sache möge es uns gestattet sein, noch einmal darauf zurückzukommen. Die Steigerung des Einflusses der Regierung dadurch, daß sie eine so ungeheure Verwaltung wie ein Monopol — dieses wie jedes andere — in die Hand bekommt, ist unleugbar. Es ist nur naturgemäß, daß das Centrum und der Freisinn aus diesem Grunde principiell gegen das Monopol sind. Weniger natürlich ist es bei den Nationalliberalen. Bei diesen könnte man doch auch schon das entgegengesetzte Räsonnement präsumiren: daß nämlich gegenüber der wachsenden Auflösung der überkommenen ethischen Begriffe, dem wachsenden Einfluß der radicalen und pfäffischen Demagogie unter dem allgemeinen Stimmrecht jede Stärkung des Regierungseinflusses ihnen willkommen sein müsse. Aber auch wenn man im Allgemeinen dieser Ansicht ist, so ist darum doch immer zuzugeben, daß der Gedanke eines Heeres von 70000 Verschleißern als Wahlagenten etwas Abstoßendes hat. Soll die Regierungsmacht verstärkt werden, so möge es auf einem anderen Wege geschehen. Nun wohl — ist denn aber die gerügte Eigenschaft der Verschleißer nicht zu beseitigen? Ungemein leicht. Be-

kanntlich befinden sich die Leute, an deren Stelle die Verschleißer treten sollen, ebenfalls in einer gewissen Abhängigkeit von den Verwaltungsorganen. Die Wirthe sind durch Concessionswesen und Polizeiverordnungen und Controllen schon heute so eingeengt, daß sie alle Ursache haben, sich mit dem Landrath nicht schlecht zu stellen. Alle Cautelen nun, die heute existiren, dieses Verhältniß vor Mißbrauch zu schützen, lassen sich ohne Weiteres auf die Verschleißer übertragen und noch verschärfen. Der Kreisausschluß kann eingefügt, in der Uebergangsperiode den jetzigen Wirthen ein Vorzugsrecht eingeräumt werden. Zum allerwenigsten also tritt dann keine Verschlechterung gegen den heutigen Zustand ein; ja sogar eine Verbesserung insofern der Verdienst des Verschleißers ein viel geringerer als des heutigen Wirths, auch der Nachtheil also mit dem er bedroht werden, und der Druck, den man auf ihn ausüben könnte, ein geringerer sein würde. Es würde vielleicht bald so kommen, wie mit den heutigen Postagenten auf den Dörfern, wo die Verwaltung bei dem Wenigem, was sie bietet, oft froh ist, Jemand zu bekommen, der den Dienst übernehmen will und ganz und garnicht in der Lage ist, mit Drohungen irgend einen Eindruck auf ihn zu machen.

Der zweite Punkt ist das Außer-Brod-Setzen so vieler Menschen. Der Abgeordnete Buhl sprach von 300 000 Menschen, von denen die Monopol-Verwaltung vielleicht nur 100 000 wieder unterbringen würde. Dieser Einwand wurde durch die Commissionsverhandlung zunächst sehr reducirt. Die Regierung gab hier an, daß nicht mehr als 100 000 Personen in ganz Deutschland ihren Verdienst vorwiegend aus dem Branntweinschank ziehen; da nun das Monopol selbst 70 000 Verschleißer anstellen soll, so bleibt nur ein Rest von 30 000. Auch dieser Rest ist natürlich nicht schwer unterzubringen. Man kann für den Anfang die Zahl der Verschleißer vermehren und ihnen einen etwas erhöhten Rabatt gewähren. Die Zahl, die dann noch übrig bleibt, ist nicht der Rede werth, besonders wenn man bedenkt, aus was für Material sich vielfach der Schankwirthsbetrieb rekrutirt. Man kann doch nicht im Ernst aus Rücksicht auf diese Leute, denen man noch dazu, wenn man will, eine sehr reichliche Entschädigung bieten mag, Deutschland um eine der politisch, finanziell und ethisch wünschenswerthesten Reformen bringen. Da guckt einmal recht wieder der alte Spießbürger aus dem Nationalliberalen hinaus, der seiner Zeit die Eisenbahn nicht wollte, weil sie die Fuhrleute außer Brod setzte. Zuletzt stellt sich sogar noch heraus, daß in einer Beziehung das Monopol nicht Arbeit (wenn man dies Gewerbe Arbeit nennen will) überflüssig macht, sondern im Gegentheil Arbeit schafft. Es steht fest, daß ein sehr großer Theil des Spiritus heute ungereinigt getrunken wird. Das Monopol soll, das ist ja ein Hauptpunkt des Gesetzes, nur gereinigten Branntwein verkaufen. Es ist also nöthig, daß eine große Anzahl von Destillationen neu gebaut und in Betrieb gesetzt werde und hier würden also auch viele Arbeitskräfte neu in Thätigkeit kommen.

Der wichtigste Einwand ist der dritte, der gegen die Höhe des Reinertrages des Monopols und es ist nicht zu läugnen, daß die Bedenken des

Abgeordneten Buhl im Einzelnen nicht unbegründet waren. Die Schlußfolgerung aber ist dennoch falsch — aus dem einfachen Grunde, weil sie in advocatischer, nicht in objectiver Weise gezogen ist. Es ist nämlich unterlassen auch die Gegenrechnung in Betracht zu ziehen. Es ist ganz selbstverständlich, daß bei jeder kaufmännischen, politischen, militärischen oder welches Gebiet man auch wählen möge — durchaus bei jeder Schätzung der Einwand erhoben werden kann, daß ein oder der andere Factor vielleicht zu günstig angesetzt sei. Wer nun also die Schätzung umwerfen will, der zählt einfach alle die Factoren, bei denen der Spielraum des Möglichen recht groß ist, zusammen, sagt „diese könnten vielleicht alle kleiner sein" und schließt nun: die ganze Rechnung ist falsch — ohne die Gegenfrage aufzuwerfen: sind nicht auch Factoren dabei, die möglicherweise zu ungünstig veranschlagt sind und die, wenn denn hier oder da ein Manco eintreten sollte, dasselbe wieder ausgleichen würden? In der That ist nun in der Berechnung der Regierung ein Factor, der so ungünstig veranschlagt worden ist und eine solche Bedeutung hat, daß er nicht nur wahrscheinlich, sondern mit ziemlicher Gewißheit nicht nur etwaige Fehler auf der anderen Seite ausgleichen, sondern sie weit überholen, den Reinertrag noch sehr viel höher heben würde, als der Entwurf annimmt. Dieser nämlich schlägt die Menge der Spiritusproduction in Deutschland zuzüglich der Einfuhr nur auf rund 4 Millionen Hectoliter an; Julius Wolf dagegen hat sie (Frankfurter Zeitung vom 1. Februar) auf 4,6 Millionen berechnet und neuerdings hat sie der freisinnige Abgeordnete Witte-Rostock, leider weder bei der ersten noch zweiten Lesung im Reichstag, sondern auf dem deutschen Handelstag auf volle 5,2 Millionen berechnet*). Man mache sich den Effect dieser Differenz klar. Da der Spiritus-

*) Die Special-Berechnung, welche der Herr Abgeordnete uns freundlichst zur Disposition stellte, ist folgende für das Reichssteuergebiet: (1884/85).

Art der Brennerei	deren jährlicher Steuerertrag	unter der Annahme daß durchschnittlich an Steuer für je 1 hl absolut. Alkohol entrichtet werden	unter der Annahme einer Durchschnitts-Ausbeute aus je 100 l Maischraum von — Liter absolut. Alkohol	berechnet sich die Branntwein-Production nach Hektolitern absoluten Alkohols
Brennereien mit Hefefabrikation	unter 600 *M.*	37,43 *M.*	4½	1 609
	zw. 600 u. 12000	32,75 „	4	114 412
	über 12000	29,11 „	4½	161 736
	Insgesammt	—	—	**277 757**
Getreidebrennereien ohne Hefefabrikation	unter 600 *M.*	23,82 *M.*	5½	6 312
	zw. 600 u. 12000	21,83 „	6	79 228
	über 12000	18,71 „	7	1 276 974
	Insgesammt	—	—	**1 362 544**
Melassebrennereien	Insgesammt	14,56 *M.*	9	**66 093**
Kartoffelbrennereien	unter 600 *M.*	19,41 *M.*	6¾	5 838
	zw. 600 u. 6000	18,07 „	7¼	201 209
	zw. 6000 u 12000	15,88 „	8¼	497 843
	über 12000	14,97 „	8¾	2 559 187
	Insgesammt	—	—	**3 264 077**

Export bekannt ist, so fällt das ganze Plus der inneren Production auf den inneren Consum. Jedes Hectoliter Consum mehr wirft unter dem Monopol einen Reinertrag von 200 Mark ab; 1,2 Millionen also einen Reinertrag von 240 Millionen, oder nach Abzug einer Consumverminderung um 20 Procent, Abzug eines Procentsatzes für Schwund, Abzug des Verlustes beim Export immer noch gegen 170 Millionen. Das Monopol würde also nicht 300, sondern 470 Millionen einbringen. Diese Millionen sind in Gegenrechnung zu stellen, wenn aufgezählt wird eine höhere Entschädigung der jetzigen Schänken und Destillationen, eine höhere Besoldung für die Verschleißer, der Schmuggel nach Rußland und was sonst auch immer wahre oder unwahre, übertriebene oder zutreffende Rechnungs-Factoren, die im Regierungs-Entwurf zu günstig angesetzt sein sollen. Bei allen diesen Dingen handelt es sich um einzelne etc. wenn es hoch kommt, um Dutzende von Millionen — auf der Gegenseite stehen hunderte. Mögen die Berechnungen Witte's um Einiges zu hoch sein, es ist die höchste Wahrscheinlichkeit, daß sie der Wahrheit viel näher sind als die Annahmen der Regierung.

Sollten also wirklich der Entschädigungs-Bedarf und die Verwaltungs-Kosten des Monopols sich zuletzt um Einiges höher herausstellen als die Regierung angenommen hat, so läge darin noch gar keine Gefahr. Wichtiger wäre schon, wenn der von der Opposition in Aussicht gestellte starke Rückgang des Consums eintreten sollte. Gerade das aber würde sich, wenn man es denn will, leicht verhindern lassen.

Der Entwurf nimmt einen Rückgang des Consums von 20 Proc. an, die Opposition ist auf 33⅓ Proc. gegangen. Der Rückgang hängt ab von der Höhe der Preissteigerung. Es wäre nun nicht unmöglich, statt den Preis für ganz Deutschland einheitlich anzusetzen, ihn zonenweise im Verhältniß zu den jetzt bestehenden Preisen zu reguliren. Der Regierungs-Entwurf leidet hier an einer Unklarheit, die merkwürdig wenig monirt worden ist. Der Verkaufspreis sollte pro Liter reinen Alkohol 2—3 M. betragen, ohne das irgendwie angedeutet war, wann denn nun der Minimal- und wann der Maximalpreis eintreten soll. Die öffentliche Besprechung ist deshalb immer ohne Weiteres von einem Durchschnittspreis von 2,50 M. ausgegangen. Man braucht aber offenbar — nicht um den Consum zu befördern, sondern um den Uebergang nicht gar zu schroff und drückend zu machen — für die Provinzen, welche heute einen sehr niedrigen Branntweinpreis haben, nur den Minimalpreis von 2 M. anzusetzen. Da nun der jetzige Durchschnittspreis im Kleinverkauf schon hier und da diesen Satz erreicht, ja übersteigt, und der allerniedrigste (in Ostpreußen und Posen) schon

---

Außerdem Produktion der nach der Materialsteuer und der fixirten Fabrikatsteuer veranlagten Brennereien	27,30 *M.*	—	17 595

Demnach Gesammtproduktion aller Brennereien im Jahre 1884/85 . . 4 987 982 Hektoliter.

Hierzu kommt der Import und die Produktion von Süddeutschland, so daß die Gesammt-Summe etwas über 5 200 000 Hektoliter ausmacht.

jetzt 90 Pf. beträgt,*) ſo wäre gewiß nur auf ziemlich geringe Conſumverminderung zu ſchließen. Betrüge ſie aber wirklich trotz allem und allem volle 33⅓ Proc., ſo wäre damit immer bei Weitem noch nicht die Differenz zwiſchen der Conſumberechnung Witte's und der Regierung ausgeglichen. Nichts kann daher in dem geſammten Monopolentwurf mit größerer Sicherheit angenommen werden, als gerade die Höhe des Ertrages.

Als eine beſonders bedenkliche Folge des präſumirten Conſum-Rückganges wurde von nationalliberaler Seite endlich die Schwierigkeit hingeſtellt, den übrigbleibenden Spiritus unterzubringen. Man berechnete ziffermäßig, daß bei uns mehr übrig bleiben würde, als die ganze ſonſtige Welt verzehren könne, ſo daß, ſelbſt wenn es uns gelänge alle concurirenden Productionen in Rußland und Oeſterreich völlig aufzuſaugen, immer noch ein gänzlich unverwerthbares Plus beſtehen bleiben würde. Ich gebrauche gegen eine befreundete Partei nicht gern einen harten Ausdruck, aber hier erzwingt ihn die Sache: die einzige Entſchuldigung für dieſen Einwand iſt ſeine völlige Gedankenloſigkeit, denn ernſt wäre es frivol. Wie? Unſer ganzes Beſtreben geht darauf hin, den Branntweingenuß einzuſchränken und nun wird uns als Grund gegen einen vorgelegten Plan die zu große Einſchränkung vorgehalten? Alſo darum ſollen unſere Arbeiter den Schnaps ſaufen, weil die Nationalliberalen nicht wiſſen, wo ſie ſonſt mit dem Ueberſchuß bleiben ſollen? Wendet Jemand ein: die Preisſteigerung, welche der Monopol-Entwurf vorſchlägt iſt zu hoch; vielen unſerer Arbeiter iſt der Branntwein ein Bedürfniß, das ihnen nicht plötzlich gar zu ſehr vertheuert werden darf — nun, das läßt ſich hören und darüber läßt ſich reden. Das ließe ſich, wenn es mehr wäre, auch ändern. Aber davon iſt hier nicht die Rede. Hier iſt in vollem Ernſt der Einwand aufgeworfen, daß die Beſchränkung des Branntweingenuſſes an ſich ein Uebel ſei, weil der Reſt nicht mehr verkäuflich iſt. Dieſer Einwand trifft nicht das Monopol, er trifft jede erhebliche Erhöhung der Branntwein-Steuer, auch die, welche in demſelben Athem mit dieſem Einwand die Nationalliberalen ſelber vorgeſchlagen haben. Der Unterſchied iſt nur: bei dem Monopol trägt den Schaden die Geſammtheit, bei jeder anderen Steuerart die Induſtrie. Das war es ja, was bisher der Branntweinſteuer-Reform als unüberwindliches Hinderniß entgegen ſtand, daß eine ſtarke Beſchränkung des Conſums große Zweige unſerer Landwirthſchaft zu ruiniren droht; nun bietet die Form des Monopols die Möglichkeit den Schaden nicht die Landwirthſchaft, ſondern die Geſammtheit tragen zu laſſen, und nun ſoll dieſer Geſammtheit dafür der Kaufpreis zu hoch ſein? Wollen die Herren

*) In den Berliner Deſtillationen wird ein Viertel Liter Branntwein, welches nicht ganz ein Drittel reinen Alkohol enthält zu 10 Pfennig verkauft. Das macht alſo auf das Liter reinen Alkohol (welches en gros heute gegen 40 Pf. koſtet) etwa 1 Mark 30 Pf. Das Liter Brennſpiritus, welches (80 %) en gros 30 Pf. koſtet, wird in den Berliner Detail-Läden zu 70 Pf. verkauft. Man muß ſich die Gewinne des Zwiſchen-Handels an ſolchen Beiſpielen klar machen, um zu verſtehen, daß die Schwankungen des en gros-Preiſes auf die Detail-Preiſe eine ſo ſehr geringe Rückwirkung ausüben.

überhaupt nicht die Einschränkung des Consums? Gewiß, sie wollen sie; nun dann werden sie auch wohl den Schaden der dadurch entsteht, bezahlen wollen, und wenn der ganze überflüssige Branntwein deshalb in die Ostsee gegossen werden müßte. In der That ist nun dieses Bild von der Unmöglichkeit den überschüssigen Spiritus unterzubringen einfach absurd. Ehe man den Spiritus weggießt, den für 20 Mark Niemand haben will, bietet man ihn für 15 an; und wenn ihn für 15 Niemand haben will, für 12, und wenn nicht für 12, für 10; und damit durchbricht man nicht nur die Schutzzölle Englands, Frankreichs, Nordamerikas, sondern man würde sogar im Inlande schon den genügenden Absatz finden, nämlich für Brenn- und Heizzwecke. Schon bei einem Preise von 25 M. pro Hektoliter würde der Spiritus mit dem Petroleum concurrenzfähig werden und bei noch weiterem Herabgehen endlich Holz und Coaks in der Küche verdrängen können, und was würde — von Beschränkung der Production und anderen Hülfsmitteln ganz zu schweigen — der Verlust des Fiskus bei dieser Operation sein? Selbst wenn er bei jedem Hectoliter 20 M. zusetzte und nicht $1^3/_4$, sondern drei Millionen unterzubringen hätte — natürlich eine selbst bei den Witte'schen Zahlen ganz exorbitante, unmögliche Annahme — so würde der Verlust 60 Millionen betragen: ein Preis, den Deutschland gern bezahlen müßte, wenn es dadurch eine so enorme Beschränkung des Branntwein-Trinkens erreichte und sonst von der ganzen finanziellen Operation gar keinen Vortheil hätte.

So steht doch die Sache: entweder es tritt wirklich eine sehr starke Beschränkung des Consums ein — nun wohl, so ist der finanzielle Effect geringer, der moralische um so größer. Oder es tritt die Beschränkung des Consums nicht ein, dann sind die Millionen fast unzählbar, welche für das Allgemeinwohl disponibel werden, die Steuerlast erleichtern und die Fortführung der socialen Reform ermöglichen. —

Das sind die Gründe, welche die nationalliberalen Redner gegen den Monopol-Entwurf ins Feld geführt haben. Ohne jede Ausnahme sind diese Gründe entweder rein eingebildet, oder mit Leichtigkeit zu beseitigen. Es sind die Gründe von Leuten, welche an eine Sache herangegangen sind, nicht mit der Absicht sie zu prüfen, sondern sie zu verwerfen. Auch nicht einmal der Versuch ist gemacht, zu fragen, ob die angegriffenen Stellen nicht verbesserungsfähig seien.

Diese Haltung der nationalliberalen Partei ist von der größten und sehr traurigen Tragweite. Es stand eine Zeit lang so, daß man annehmen durfte, daß, wenn die Nationalliberalen mit Entschiedenheit für das Monopol eingetreten wären, man dasselbe hätte sofort durchbringen können. Die Polen gaben bei der ersten Lesung eine Erklärung ab, welche unter gewissen Bedingungen ihre Zustimmung in Aussicht stellte. Im Centrum war offenbar ein gewisses Schwanken, wie der Widerspruch zwischen der Rede des Herrn von Huene am ersten und Herrn Windthorst's am dritten Tage bemerken ließ. Zwei Dinge waren nöthig, um diese Stimmung reifen zu lassen: die Haltung der Nationalliberalen mußte das Ziel erreichbar erscheinen lassen und dadurch alle Zwei-

seinden zwingen, sich ernsthaft mit der Sache zu beschäftigen, statt sich ihr mit der Ausflucht „es wird ja doch nichts" zu entziehen; und es mußte zweitens Zeit gewonnen werden zur Prüfung nicht nur des Monopols, sondern auch der möglichen Gegen-Projekte. Gerade die Schwierigkeiten und Nachtheile dieser bilden ja die eigentlich entscheidende Begründung für das Monopol. Es ist ganz natürlich, daß die öffentliche Meinung sich vielfach nicht eher zum Monopol bekehrt, als sie die Gangbarkeit aller anderen Wege untersucht hat. Besonders beim Centrum mußte dies das eigentlich ausschlaggebende Motiv werden. Ein Theil der Schuld liegt in diesem Punkt bei der Regierung, welche nicht früh genug mit den Parteien Fühlung genommen hat. Die Hauptschuld aber tragen doch die Nationalliberalen. Hätten sie fest zur Regierung gestanden, so würde die Majorität nicht gewagt haben, eine Sache mit einer so starken Minorität hinter sich so ohne Debatte in der Commission abzuthun und wenn sie es doch gethan hätte, so hätte man doch auch noch die nächste Session vor sich gehabt. Eine geschickte Diplomatie hätte mittlerweile den Keil in das Centrum tiefer eintreiben können.

Indem die Nationalliberalen ihre Hülfe für diesen Feldzug versagt haben, haben sie nicht nur Deutschland um eine unendlich segensreiche Institution gebracht, sondern auch, was ich gern bekenne, für noch schlimmer zu halten, die Zukunft ihrer eigenen Partei zerstört. Es ist eine That annähernd zu vergleichen mit der Ablehnung der Armee-Reform im Jahre 1862. Die unvergleichliche Gelegenheit alle nationalen Kräfte um die Regierung zu sammeln und auch einen Theil des Centrums durch das Hineinspielen materieller Interessen an sich zu ziehen, ist verloren. Die Regierung hat sich überzeugen müssen, daß diese nationalliberale Partei ein schwankendes Rohr ist, welches nicht taugt als Stütze auf dem steilen Pfade einer großen Politik. Es bleibt ihr nichts übrig, als sich nach einer anderen Stütze umzusehen und diese Stütze wird das Centrum sein.

Es bleibt der Regierung gar kein anderer Ausweg. Da die Conservativen zu schwach sind, so muß sie auch mit einer der andern Parteien in Fühlung treten. Bei dem Intransigentismus der Freisinnigen und der Unfähigkeit der Nationalliberalen bietet sich allein das Centrum. Die Zukunft des geistigen Lebens in Deutschland wird es bezahlen müssen.

Die Regierung wird nun zunächst einen anderen Branntweinsteuer-Entwurf einbringen, entbehrend der ethischen Momente, dürftig finanziell, schädigend für vielerlei Interessen, gefährlich für die Zukunft. Mag derselbe angenommen werden oder nicht, die Nationalliberalen werden keine Rolle dabei spielen. Denn diesem Entwurf werden die Momente fehlen, welche es bei dem Monopol möglich gemacht hätten das Centrum zu spalten. Das Centrum als Ganzes also wird über den neuen Entwurf entscheiden, gleichgültig wie sich die Nationalliberalen dazu stellen. Bei weitem das Günstigste, und darauf setzen wir jetzt unsere Hoffnung, wäre, wenn auch dieser neue Vorschlag der Regierung abgelehnt würde. Dann würde man nothwendig auf das Monopol viel-

leicht in etwas veränderter Geſtalt zurückkommen, und ein unverdientes Glück würde den Nationalliberalen eine Gelegenheit bieten, ihren Fehler gut zu machen.

Würden ſie dieſelbe beſſer benutzen? Leider iſt die Hoffnung, daß dieſe Partei ſich jemals wieder zu einer politiſchen Bedeutung aufſchwingen wird, gering. Sie iſt augenblicklich bei ihrer Führerloſigkeit und numeriſchen Schwäche in einer beſonders ſchlimmen Lage. Man kann ſich ja denken, wie ſie zu ihrer ablehnenden Haltung gekommen iſt. Eine Fraktion ohne Führer hat keine Disciplin. Ein Theil der Fraktion hat ſich gegen das Monopol erklärt; man hat ſich klar gemacht, daß wenn nicht alle Nationalliberalen dafür ſtimmten, das Monopol ohnehin verloren ſei und es nun taktiſch richtiger gefunden, nicht für eine verlorene Sache eine Anzahl Sitze zu riskiren und ſich deshalb lieber geſchloſſen gegen das Monopol erklärt. Es kann eine kurzſichtigere und traurigere Politik nicht geben. Die Haltung einer ganzen Fraktion wird beſtimmt durch Zwieſpalt und Wahlangſt. Wie anders dagegen die feſten Rippen des Centrums! Wenn Windthorſt gewollt hätte, die ganze Fraktion hätte für das Monopol geſtimmt ohne mit der Wimper zu zucken und ohne einen Wahlkreis zu gefährden. Braucht man noch zu fragen, welche Partei im zwanzigſten Jahrhundert in Deutſchland die mächtigere ſein wird?

Freilich wäre es ſehr ungerecht die jetzigen Vertreter im Reichstag, die Fraktionsmitglieder allein verantwortlich zu machen. Es iſt nicht der Charakter der Fraktion, ſondern der Charakter der Partei. Die Nationalliberalen ſind oder waren wenigſtens eine Zeit lang ganz weſentlich die Vertreter des gebildeten Mittelſtandes der Nation und der Mittelſtand iſt von jeher der politiſch unfähigſte geweſen. Die Ariſtokratie iſt der politiſche Stand κατ' ἐξοχήν; die demokratiſchen Maſſen ſind politiſch verwerthbar, weil ſie Leidenſchaften und nichts zu verlieren haben. Man kann ſie hinreißen, disciplíniren und führen. Der Mittelſtand iſt der Sitz der bürgerlichen Tugenden und bei uns auch der geiſtigen Bildung und der ſtärkſten nationalen Empfindung. Seine Schwäche aber iſt gerade die Politik; es iſt zu viel Intelligenz in ihm, als daß er ſich unterordnete und zu wenig um auch die ferneren Ziele ins Auge zu faſſen. Er iſt durchſetzt von zahlloſen ſich widerſtrebenden Einzelintereſſen, die alle berückſichtigt ſein wollen und deshalb nichts zu Stande kommen laſſen.

Es giebt ein böſes, böſes Prognoſtikon für die Zukunft Deutſchlands, dieſes Schickſal der Monopolvorlage. Nebenher laufen die Verhandlungen über die Beilegung des Kulturkampfes, aber die öffentliche Meinung hat Recht, wenn ſie dieſe Oscillationen nicht mit beſonders regem Intereſſe verfolgt. Ob hier der äußere Friede ein Jahr früher oder ſpäter mit etwas geringerer oder größerer Einbuße geſchloſſen wird, iſt wohl gleichgültig. Das Entſcheidende iſt, ob wir jemals wieder einen Reichstag haben werden, mit dem ſich ohne das Centrum eine active Politik machen läßt. Die Beantwortung dieſer Frage hängt ab von der Stärke und Haltung der Nationalliberalen. Was iſt aber nach dieſer Probe von den Nationalliberalen noch zu erwarten? D.

Notizen.

F. C. Dahlmann's Kleine Schriften und Reden. Stuttgart J. G. Cotta. 1886. 6 Mk.

Es wird nicht mehr lange dauern und es ist fast schon jetzt, daß in Deutschland eine Generation lebt, welcher es schwer wird ein Verständniß zu gewinnen für die politischen Ideen, welche bei uns vor 1866 lebten und herrschten. Nehmen wir eines heraus — die Volksvertretung, die Verfassung. Jenem Geschlecht war sie ein Ideal — wie lange wird es währen und man erträgt sie als ein nothwendiges Uebel. Dann werden die Unvernünftigen kommen und läugnen, daß es jemals Ideal gewesen sei — als ob die Idealität in dem concreten Ziel und nicht vielmehr in dem Streben selbst läge! Nichts könnte falscher sein, als wenn man, wie es oft geschieht, wie es auch auf die französische Revolution und sogar auf die Reformation angewandt wird, die Berechtigung des Strebens an dem Werth des wirklich erreichten Resultates mißt. Es schließt sich durchaus nicht aus, von jenem ebenso groß, wie von diesem klein zu denken.

Es ist für Viele heute schon nöthig mit solcher geistigen Vorbereitung an die Lectüre einer Sammlung von politischen Schriften und Reden Dahlmanns heranzutreten. Wollte man dieselben in Bezug setzen auf die heutige Politik — wie oft müßte man gegen sie polemisiren! Sie sind allein historisch zu würdigen, als werthvoller Beitrag zu dem Verständniß einer Zeit, welche abgestorben ist, welche nicht mehr mit den Augen der Praxis, nur noch mit den Augen der Wissenschaft begriffen werden kann. Ein Beispiel möge genügen. Man gebe einem ideal gesinnten jungen Mann heute die Rede Dahlmanns über das Steuerbewilligungsrecht (16. Oct. 49), wo der Redner mit Pathos ausruft, daß das Verurtheil gefallen sein müsse, „daß in der Staatsregierung allein sämmtliche Staatsweisheit enthalten sei, daß aber in der Volksvertretung sämmtliche Staatsunvernunft sich concentrire" — wo der Redner weiter ausführt, daß die Volksvertretung das Steuerverweigerungsrecht besitzen müsse, weil doch in Preußen eine Zeit wiederkehren könne, wo das Ministerium die Landesehre nicht wahre, wo es selber sich bemühe Preußen klein und Oesterreich groß zu machen, wo dann die Volksvertretung die letzte Zuflucht sei. Was wird der heutige Hörer zu dieser Rede sagen? Es wird ein sehr langer Commentar nöthig sein, um ihm klar zu machen, daß was heute wie Satire klingt, einmal die ernste Rede eines großen Gelehrten, scharfen Denkers und edlen Patrioten war.

Nicht durch Schilderungen und Referate versetzt man sich voll in den Geist einer anderen Zeit; man muß auch ihre eigenen Aeußerungen unmittelbar anschauen. Diese von Varrentrapp besorgte Sammlung der Dahlmannschen Reden und kleinen Schriften bietet dazu einen durch viele Eigenschaften zugleich ausgezeichneten und anziehenden Stoff. D.

Biographisches. Gesammelte Aufsätze von D. Otto Mejer. Freiburg i. B. 1886. J. C. B. Mohr. 399 S.

Eines der tiefsten Probleme der neueren Geschichte ist das Erwachen und Wachsen des kirchlich-religiösen Lebens im neunzehnten Jahrhundert. Es ist heute noch nicht abzusehen, wohin uns diese Bewegung führen wird; sie ist im Protestantismus nicht schwächer als im Katholicismus. Von den vier Aufsätzen des Mejer'schen Buches sind zwei besonders bedeutsam als Beiträge zur Behandlung dieses Problems. „Eine Erinnerung an Barthold Georg Niebuhr" und „Minister Eichhorn". Der erstere behandelt nicht Niebuhr im Allgemeinen, sondern speciell „sein Verhalten zur Religion und Christenthum" und führt vom obigen Gesichtspunkt aus betrachtet zu einem sehr interessanten Resultat. Er läßt nämlich die Wendung erkennen in einem Moment, wo sie noch nicht geschehen ist, man ihr Bevorstehen aber fühlt. Niebuhr selbst gehört noch durchaus der klassischen Periode unserer Geistes-Entwickelung an, die ein sogenanntes positives Verhältniß zum Christenthum nicht hatte. Indem Niebuhr aber ein solches Verhältniß nicht hatte, hatte er doch das Bedürfniß danach und das ist das sichere Zeichen, daß die nächste Generation nun die Wendung vollzieht. Er wollte, daß sein Sohn „unbedingt gläubig erwachse", obgleich er selbst sich zuweilen einen Heiden nannte. Nur die Plattheit wird in jenem Wunsch bloße pädagogische Utilität oder gar Heuchelei sehen. — Der andere Aufsatz über Eichhorn als preußischen Cultusminister (1840—48) ist ursprünglich in diesen Jahrbüchern erschienen; ebenso „Gustav Hugo" der Gründer der historischen Juristenschule. „Der römische Kestner" handelt von dem liebenswürdigen feinsinnigen hannoverschen Gesandten Kestner in Rom, dem Sohne Charlottens und Herausgeber der Briefe Göthes an seine Eltern. D.

Dr. Heinrich Rosin: Das Recht der öffentlichen Genossenschaft Eine verwaltungsrechtliche Monographie. (Freiburg i./B. 1886.) J. C. B. Mohr.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, den juristischen Inhalt der neuen socialpolitischen Reichsgesetze (Unfallversicherung, Krankenversicherung ꝛc.) dadurch zu präcisiren, daß er den zusammenfassenden Begriff und das Wesen der durch diese Gesetze geschaffenen Organisationen (der Berufsgenossenschaften und der Kassenvereine) zu erkennen sucht. Seine Arbeit erweitert sich dabei zu einer Monographie über das Recht der öffentlichen Genossenschaft überhaupt.

Oeffentliche Genossenschaft ist ihm diejenige Genossenschaft, welche kraft öffentlichen Rechtes dem Staate zur Erfüllung ihres Zweckes

verpflichtet ist. Solche öffentliche Genossenschaften sind im Landrecht: die Knappschaftsvereine, die öffentlichen Wassergenossenschaften, die Wald- und Fischereigenossenschaften und die Schulsocietäten; im Reichsrecht: die Berufsgenossenschaften der Unfallversicherung, die Genossenschaften des Reichsgesetzes betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter, die eingeschriebenen Hilfskassen und die Innungen. Dagegen will Rosin den Staat, die politischen Gemeinden und die öffentlichen Anstalten nicht dazu gerechnet wissen.

Tritt man der oben citirten Definition bei, so ergeben sich für die Verwaltungslehre eine Reihe einschneidender Grundsätze hinsichtlich der Entscheidung über die Zwecke, den Willen und die Organisation der öffentlichen Genossenschaft einerseits, die staatliche Gesetzgebung, die staatliche Aufsicht und das staatliche Genehmigungsrecht andererseits — zu Ungunsten der selbständigen Persönlichkeit solcher öffentlichen Genossenschaften; denn wenn der Verfasser dem Staate die Berechtigung beimißt, die Willensrichtung öffentlicher Genossenschaften durch seine Rechtssätze selbstthätig zu bestimmen, so dürfte die Form dieser staatlichen Willensbildung an sich noch nicht die Gewähr für den Inhalt der gesetzlichen Bestimmungen geben. Die Selbständigkeit nicht minder wie das Interesse und der Zweck der öffentlichen Genossenschaften würde in einem parlamentarisch regierten Lande in Abhängigkeit von der jeweiligen Parlamentsmajorität gerathen. Weil wir eine solche Abhängigkeit nicht in allen Fällen den Zwecken einzelner öffentlicher Genossenschaften entsprechend halten, für solche vielmehr einen höheren Grad der Freiheit als unerläßlich erachten, zweifeln wir auch an der Zweckmäßigkeit obiger engerer Definition, und geben der rechtsphilosophischen Begriffsbestimmung Ihering's den Vorzug, der das Merkmal der öffentlichen Genossenschaft (gegenüber den Privatgenossenschaften) in dem Rechte des Beitritts sieht. Wenn der Verf. hiergegen einwendet, diese weitere Definition entspräche nicht dem positiven Rechte, so beweist dies nur einen Zwiespalt zwischen dem „natürlichen" und dem positiven Rechte, und es ist dann eine weitere Frage, ob dieses oder jenes die Präsumtion des Zweckmäßigen für sich hat. Dieses Dilemma des positiven und des natürlichen Rechtes läßt unseres Erachtens aber eine Lösung in dem Sinne zu, daß die öffentliche Genossenschaft, wie sie Rosin inductiv construirt, als eine der besonderen Arten des durch Deduction von Ihering gefundenen allgemeinen Begriffes der öffentlichen Genossenschaft zu beurtheilen ist. In ähnlicher Weise sondern sich vielfach positive, oder richtiger historische Begriffe von dem Mutterboden des reinen philosophischen Begriffes ab, und ihr Verhältniß zu einander ist wie das des Ewigen zu dem Temporären.

Nimmt man die Rosin'sche Definition in diesem speciellen Sinne, hält man also daran fest, daß er den Begriff der öffentlichen Genossenschaft nicht bindend für alle Zeiten und für alle Fälle, sondern als einen solchen bestimmt hat, wie er zur Zeit in unseren Gesetzen bei einigen Genossenschaften geltend ist, nimmt man ihn so, wie er gemeint ist, als einen positiven juristischen Begriff, so kann man ihm mit den Beschränkungen, die darin

für die Consequenzen solcher Begriffsbestimmung liegt, in seinen weiteren Ausführungen über die Begründung und Beendigung, über das Recht und das Gericht öffentlicher Genossenschaften und über deren Rechtsverhältnisse zu ihren Mitgliedern und zu dritten sehr wohl folgen, und in diesem Sinne dürfte das Buch, das mit großer Sachkenntniß und einer festen Systematik geschrieben ist, auf dem Gebiete des Verwaltungsrechtes eine Lücke ausfüllen. n.

In dem Aufsatze „Gewerbliche Zustände in der Gegenwart" im März-Heft muß es heißen:

S. 236 Zeile 5 v. o. Unternehmungsform statt Untersuchungsform;

S. 239 Zeile 17 v. u. oben statt eben;

S. 243 Zeile 4 v. o. Specialuntersuchungen statt Specialunternehmungen;

S. 244 Zeile 13 v. o. ist das Wort „Betriebe" hinter „letzteren" einzufügen und dafür in Zeile 15 v. o. zu streichen.

In der Tabelle auf S. 238 sind von Zeile 12 v. u. an die sämmtlichen Zahlen um eine Linie bis zur Zahlenreihe „Industrie der Steine und Erden" aufzurücken. Außerdem muß es heißen in Zeile 13 v. u. in Spalte 2: 4063 statt 64063 und in Zeile 18 v. u. Erden statt Eisen.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Entwicklung und Kriſis des wirthſchaftlichen Individualismus in England.

Von

Erwin Naſſe.

Unter den verſchiedenen Richtungen, die im geſellſchaftlichen Leben unſerer Zeit ſich bekämpfen, giebt es keinen tiefer eingreifenden Gegenſatz als den, welchen man gewöhnlich mit den Worten Individualismus und Socialismus zu bezeichnen pflegt. Das Streben nach möglichſter Freiheit der Einzelnen in ihrer Willenſphäre einerſeits und nach Unterordnung derſelben unter die Zwecke der Geſammtheit und Leitung ihres Handelns nach gemeinſamem Plane andererſeits ſind ſich kaum jemals ſo ſcharf einander entgegengetreten, wie in unſerer Zeit. In dieſem Streite aber ſpielt das engliſche Gemeinweſen eine hervorragende Rolle. Durch ihr Beiſpiel und ihre Theorieen haben Engländer und Angloamerikaner die individualiſtiſchen Tendenzen in der Welt mächtig gefördert. Deutet doch ſchon die Uebernahme des Worts Mancheſterpartei, Mancheſterſchule in unſere politiſche Sprache auf den Einfluß, welchen die engliſche Entwicklung in dieſer Frage auf unſer deutſches Volksleben gehabt hat. Auch in England nun werden in neueſter Zeit lebhafte Streitverhandlungen über das Verhältniß des Individuums zum Staate geführt. Es dürfte für Deutſche von Intereſſe ſein davon Kenntniß zu nehmen und nachzuforſchen, welche Erfolge die entgegenſtehenden Parteien bis jetzt erzielt haben. Wir beſchränken aber unſere Unterſuchung auf die wirthſchaftlichen Angelegenheiten. Denn nur für dieſe beſteht noch jene über die Grenzen der Nationalität hinausreichende Bedeutung der engliſchen Entwicklung. Dagegen dürfte es unvermeidlich ſein in einer anderen Beziehung etwas weiter auszuholen und den Verſuch einer Darlegung der modernen Vorgänge auf breiterer, hiſtoriſcher Baſis zu machen.

Im Ganzen wird es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß für die Entwicklung der modernen, ſowohl wie antiken Cultur die allmähliche Be-

freiung des einzelnen Menschen von den Schranken, welche Sitte und Herkommen, kirchliche Autorität, staatliche Gesetze und Verordnungen seinem Denken und Handeln gezogen hatten, charakteristisch ist und daß zugleich die Verschiedenheit der Weltanschauung sowohl, wie der Lebensweise der Angehörigen eines und desselben Volks immer größer geworden ist.

Das klassische Alterthum endete in politischer Knechtschaft, aber in einem hohen Grade wirthschaftlicher Freiheit und bunter Zerfahrenheit in der Denkungsart und Ideenrichtung der Volksgenossen. Zur Zeit als das römische Kaiserthum in seinem höchsten Glanze stand, war — um auch hier nur die wirthschaftliche Seite kurz zu berühren — das Privateigenthum an beweglichen und unbeweglichen Gütern auf das Schärfste ausgebildet, zum Recht fast uneingeschränkten Gebrauchs und Mißbrauchs der Güter entwickelt. Die Verfügung über das Grundeigenthum war nicht eingeschränkt durch die Rechte der Familie, der Gemeinde, der Obereigenthümer. Jeder konnte dasselbe frei benutzen, theilen, von Lebens- und Todeswegen darüber verfügen. Jeder konnte jedes ehrliche Gewerbe treiben ohne Nachweis der Befähigung, Zugehörigkeit zu einer Kaste, Innung oder Zunft, ohne obrigkeitliche Concession. Innerhalb des ganzen Reichs, das die damalige Culturwelt vollständig umfaßte, herrschte eine nur wenigen Beschränkungen unterworfene freie Bewegung von Personen und Waaren, wie sie frühere Zeiten sonst kaum jemals gekannt haben. „Wir wollen gehn in diese oder jene Stadt und ein Jahr da liegen, hanthiren und gewinnen", konnten die Leute jener Zeit mit Recht sagen. Ohne Paß, Gewerbeschein, Aufenthaltskarte zieht der Apostel Paulus herum und treibt sein Handwerk in den verschiedensten Städten. Ueberall findet er Judenschulen und Volksgenossen, denen Niemand gewehrt hatte sich in fast allen Städten des weiten Reichs niederzulassen.

Dieser Zustand war das Resultat einer langen Entwicklung. Gegenüber der innern und äußern Gleichförmigkeit asiatischer Stämme, der starren kastenmäßigen Gebundenheit der Aegypter hatte sich bei dem griechischen Volke die menschliche Persönlichkeit in freier, reicher, mannigfacher Entwicklung ausgebildet und das römische Recht hatte dem Einzelnen eine möglichst freie Willenssphäre in seinen äußern Lebensverhältnissen insbesondere in dem wirthschaftlichen Verkehr gesichert.

Aber dieser Zustand hat nicht lange gedauert.

Die germanischen Völker, welche das römische Weltreich stürzten, standen, wie das Burckhardt in seiner Geschichte der italienischen Renaissance so vortrefflich ausführt, noch auf der Culturstufe, auf welcher die Eigenthümlichkeit des Einzelnen verschwindet gegenüber der Gemeinschaft des Volks, des Stammes, der Familie, des Standes. Gewiß war das Frei

heitsbedürfniß dieser Völker groß, aber es richtete sich auf Unabhängigkeit von fremder Willkühr, von drückenden Lasten und Steuern. Dagegen fühlt der Einzelne sich noch nicht als eine eigenthümliche Persönlichkeit, er hat daher auch nicht den Wunsch sein Leben eigenthümlich zu gestalten. Es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er anders wirthschaften, wohnen, essen, sich kleiden möchte, geschweige denn sich eine andere Weltanschauung schaffen könne, als seine Stammes- und Standesgenossen. Er läßt sich in allen diesen Dingen von Sitte, Herkommen, Gewohnheit, von den Anschauungen des Volkes und Standes, beherrschen.

Dazu kommt ein Zweites. Unter dem Einfluß sowohl germanischer Rechtsanschauungen, wie des Christenthums sehn diese Völker das Vermögen und später auch das Recht zum Gewerbebetriebe nicht an als dem Einzelnen zum freien Schalten und zu eigenem Vortheil und Genuß überlassen, sondern als ein anvertrautes Gut, das der Besitzer gewissermaßen als Nutznießer zu gebrauchen hat, als ein Amt, das er in höherem Auftrag verwalten soll. Von diesem Standpunkt aus wird die Verfügung über das Vermögen, insbesondere das unbewegliche und später auch Recht und Art des Gewerbebetriebes mannigfachen Beschränkungen unterworfen.

Am deutlichsten zeigt sich der Einfluß dieser beiden Eigenthümlichkeiten jenes Zeitalters in den agrarisch landwirthschaftlichen Verhältnissen, welche wieder für die Lebensweise fast des ganzen Volks vorzugsweise bestimmend waren. Nicht der Einzelne siedelt sich an, wie jetzt die Pioniere der Cultur in den Vereinigten Staaten, sondern von Stämmen- und Genossenschaften wird der Boden occupirt, vertheilt, bebaut. Ein großer Theil des Grund und Bodens bleibt während der ganzen Periode dem freien Schalten der Einzelnen gänzlich entzogen, Wald und Weide erhält sich in der Regel im gemeinsamen Besitz- und in gemeinsamer Nutzung der Dorf- und Markgenossenschaften. Auch das im Sondereigenthum befindliche Land darf der Einzelne nicht nach seinem Belieben bestellen, sondern er ist beim Ackerbau festen, Jahrhunderte hindurch unveränderlichen Ordnungen unterworfen. Pflügen und Erndten, Säen und Brachen geschah nach für alle gleichen Vorschriften zu für Alle gleichmäßig bestimmten Zeiten. Aber auch der neu aufblühende Handwerksbetrieb wird alsbald in die Bande des Zunftwesens gelegt und das Zunftwesen regelt nicht nur das Recht zum Gewerbebetrieb, sondern auch die Art des Gewerbebetriebs bis ins Einzelne hinein. Zunftmäßig aber werden nicht nur die Handwerke, sondern auch, soweit als thunlich, eine Menge anderer Lebensberufe betrieben.

Endlich aber war von der höchsten Bedeutung, daß das ganze geistige Leben unter dem Einfluß der Kirche stand und die kirchliche und weltliche Autorität sich einander stützten. Wehe dem, der es wagte, eine von der

kirchlichen differirende Welt- und Lebensanschauung sich selbständig zu bilden und zu verbreiten!

Der Kampf um die Emancipation des einzelnen Menschen von diesen Banden erfüllt die Geschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Die erste große Epoche machende Bewegung in dieser Richtung fand in Italien Ende des Mittelalters statt, worauf wieder Niemand treffender hingewiesen hat als Burckhardt a. a. O. Unter dem Einfluß der dort niemals ganz vergessenen, damals aber mächtig wiederauflebenden Traditionen des klassischen Alterthums und unter Einwirkung des Weltverkehrs mit nicht christlichen, zum Theil hochcultivirten Völkerschaften mußte die Kirche dort eine größere Freiheit des geistigen Lebens gestatten. In jener Periode der Renaissance lebten die hervorragendsten Geister in der buntesten Mischung antiker und christlicher Weltanschauung. Auf politischem Gebiete störte die Mannigfaltigkeit und der Wechsel staatlicher Bildungen den Glauben an die Unverbrüchlichkeit der gesellschaftlichen Ordnungen. Auf wirthschaftlichem nöthigte die hohe Blüthe vieler mächtiger Städte, der Geldreichthum, die Concentration des Welthandels und die Entwicklung der Industrie in denselben zu einer viel freiern Bewegung in allen Zweigen der gewerblichen Thätigkeit, als sie im Centrum und Norden Europas damals stattfand.

Reiche und herrliche Früchte hat die Entfesselung der individuellen Kraft in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe damals in Italien getragen, aber sie war verbunden mit einem sittlichen und politischen Verfall. Je mehr wir den menschlichen Willen befreien von der äußern Autorität, um so mehr bedarf er einer Verschärfung der innern Stimme, die in seinem Gewissen spricht. Die italienische Renaissance ebenso wie das sinkende klassische Alterthum vermochten zwar die äußern Gebote der Volks- und Standessitte, der Kirche, der bestehenden politischen Ordnungen zu lösen, aber sie waren nicht im Stande ein neues Gebot, das den frei gewordenen menschlichen Willen zügelte, an die Stelle zu setzen.

Ganz anders war im Norden die Wirkung der Reformation. Indem sie den Einzelnen in seinen höchsten Angelegenheiten, in seinem Verhältniß zu Gott, emancipirte von der Autorität und Leitung der Kirche, verwies auf selbständige Prüfung und eigene Verantwortlichkeit, mußte sie natürlich auch auf andern Gebieten des Volkslebens den Individualismus mächtig fördern. Aber insofern sie ein neues religiöses Leben in den Einzelnen schuf und die Bethätigung desselben nicht nur in weltflüchtiger Askese oder im kirchlichen Dienst, sondern gerade vorzugsweise in allen Zweigen des gemeinen bürgerlichen Lebens verlangte und förderte, vermochte sie den Gefahren zu begegnen, an denen die italienische Renaissance zu Grunde

ging. Das zeigte sich besonders bei den beiden Völkern, welche auf politischem und wirthschaftlichem Gebiet die Consequenzen der Reformation zogen, den Holländern und Engländern. Dort entsprach die durch die Reformation geweckte Tendenz einer natürlichen Volksanlage, dem trotzigen Unabhängigkeitssinne, der Selbstgenügsamkeit von Familie, Haus und Hof, die wir bei den sächsischen und friesischen Volksstämmen schon früh finden. Sie haben denn auch einer neuen Zeit individueller Freiheit des wirthschaftlichen Handelns in der Welt vorzugsweise Bahn gebrochen.

In England tritt viel eher eine Befreiung des wichtigsten Lebensberufs von der mittelalterlichen Gebundenheit ein als in Deutschland und den meisten andern continentalen Ländern. Der Zwang der mittelalterlichen Feldgemeinschaft ist für den größten Theil des Bodens schon im 16. Jahrhundert gelöst, freie Zeitpächter auf isolirten Höfen treten an die Stelle der hörigen Bauerschaften. Ein erheblicher Theil des Grundeigenthums wird zwar der Beschränkung fideicommissarischer Stiftungen unterworfen, aber diese Stiftungen sind nicht unlösbar und nicht allgemeines Landes- oder Standesrecht, sondern der Ausfluß des Willens der einzelnen Eigenthümer. Das Zunftwesen und was daran hängt, befindet sich seit dem 17. Jahrhundert in voller Auflösung. Es erhält sich nur in den alten Städten mit Corporativverfassung, außerhalb derselben entwickelt sich in fast vollständiger Gewerbefreiheit die moderne Großindustrie auf dem platten Lande und in Dörfern, die rasch zu Sitzen von Weltindustrien und Weltstädten emporwachsen.

Auch auf dem Continent lockert sich allmählich die mittelalterliche Gebundenheit, aber gerade in den vorzugsweise maßgebenden Staaten tritt an die Stelle der alten Ordnungen eine eingreifende polizeiliche Regulirung der Privatwirthschaften: an Stelle der Zünfte das staatliche Concessionswesen, an Stelle der ausschließenden Rechte einzelner Personen die staatlichen Monopole, an Stelle der ständischen Gliederung das Staatsbeamtenthum mit seiner Ueberwachung aller Zweige des socialen Lebens. In England dagegen werden im 17. Jahrhundert auf allen Gebieten des innern Verkehrs und Gewerbebetriebs der Staatsregierung die engsten Schranken gezogen.

Nur einige Beispiele dieser Verschiedenheit in der politischen und wirthschaftlichen Lage Englands und des europäischen Continents sollen hier angeführt werden. Während die meisten continentalen Monarchien im 16. und 17. Jahrhundert nicht ohne Erfolg sich bemühten die unzulänglich gewordenen alten Einnahmen der Krone durch Ausbildung und Ausdehnung der Finanzregalien und Staatsmonopole zu ergänzen, war eine der ersten Errungenschaften in den Verfassungskämpfen des 17. Jahrhunderts

das Gesetz vom Jahr 1623, welches alle Licenzen oder Patentbriefe für das alleinige Recht des Kaufs, Verkaufs, der Produktion oder des Gebrauchs von irgend etwas im Königreich, die Erfindungspatente allein ausgenommen, für absolut nichtig erklärt. In den meisten continentalen Staaten entsteht ferner seit Ende des Mittelalters eine wachsende Fürsorge für das wirthschaftliche Gedeihen des Landes. Die Blüthe der französischen und preußischen Industrie ist großentheils der unermüdlichen Pflege großer Staatsmänner zu verdanken, welche durch staatliche Musteranstalten, durch Prämien und Reglements und durch die mannigfachsten Unterstützungen gewerbliche Thätigkeit hervorzurufen und zu fördern sich bemühten. Fast nichts der Art geschah in England. Private Unternehmungsluft, vom Staate nicht geleitet und wenig unterstützt, trägt die britische Flagge in die fremden Meere, pflanzt sie in den Colonieen auf, Gesellschaften von Kaufleuten unterwerfen die Länder, welche bis heute der werthvollste Theil der englischen Colonialherrschaft sind. Keine Staatsmanufakturen werden errichtet, fast keine gewerblichen Reglements werden erlassen. Und auch alle die gemeinsamen Hülfsanstalten und Einrichtungen, deren die gewerbliche Thätigkeit nicht entbehren kann und die anderwärts naturgemäß dem Staate zufallen, werden von den frei vereinigten Privatleuten besorgt. Ein Verein von Rhedern besorgt in Trinity House die Einrichtung der Leuchthäuser, Betonnung der Küsten, Prüfung und Anstellung der Lootsen, eine Gesellschaft von Capitalisten errichtet und verwaltet die Bank von England, die Basis des englischen Credit- und Geldwesens und, ohne daß der Staat die Hand rührt, bedeckt sich England mit einem Netz von Canälen, vollständiger als es irgend ein anderer Großstaat besitzt.

Die Staatsgewalt dagegen zeigte sich bis auf die neuere Zeit unfähig zur direkten Förderung geistiger und materieller Cultur. So sehr England von allen Völkern um sein politisches Leben beneidet wurde, so glänzende politische Talente wiederholt an seiner Spitze standen, so groß die Erfolge seiner äußern Politik, so beschränkt waren die Aufgaben, welche die Staatsgewalt sich stellte, so mangelhaft die Einrichtung der Verwaltungsorgane, durch die das gemeine Wohl hätte gefördert werden können.

Dieser ausgesprochene Individualismus aber wirkt doch durchaus nicht staatenauflösend, sondern er ist, wie seiner Zeit bei den Römern, vereinigt mit einem lebhaften Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und dem Bewußtsein der Pflichten gegen das gemeine Wesen. Dem Auslande gegenüber erscheint England niemals als ein loser Verband selbstsüchtiger Individuen, sondern als ein sehr wohlgeordneter, einheitlicher Staat, der das eigene Interesse den Fremden gegenüber rücksichtslos zur Geltung

bringt. Im Verkehr mit dem Ausland hörte daher auch die Freiheit der Einzelnen auf. Die Zoll- und Schifffahrtsgesetze regeln den auswärtigen Handel und Schifffahrtsverkehr, rücksichtslos im vermeintlichen oder wirklichen gemeinen Interesse.

Ebensowenig aber wie für den Ausländer, hatte die Freiheit für die besitzlosen Klassen und für die Colonieen Gültigkeit. Die erstern werden einer harten Arbeits- und Heimathsgesetzgebung, die andern den bekannten Beschränkungen ihrer Gewerbthätigkeit und ihres Handels unterworfen.

Einen Erfolg von weltgeschichtlicher Bedeutung hat dann weiter der englische Individualismus errungen durch die Begründung und das rasche Aufblühen der Vereinigten Staaten von Amerika. Die englischen Colonisten, welche zu jenem großen Gemeinwesen den Grund legten, gehörten den religiösen Gemeinschaften an, welche das individualistische Princip in religiösen und kirchlichen Dingen bis in die äußersten Consequenzen verfolgten. Sie haben diese Gedanken über das Meer getragen und in ihrer Unabhängigkeitserklärung vom Jahr 1776 die Freiheitsrechte der Einzelnen als die erste Grundlage ihres Gemeinwesens bezeichnet und in viel weiterer Ausdehnung als das Mutterland verwirklicht. Bis auf den heutigen Tag sind die Amerikaner dem Princip möglichst große Freiheit dem Einzelnen zu gestatten, die Bevormundung und Hülfe des Staats thunlichst zu beschränken im Wesentlichen treu geblieben.

Auf diesem für das ganze Volksleben der Engländer und Angloamerikaner charakteristischen Zuge beruhen zum großen Theil ihre colonisatorischen Erfolge. Wer heutzutage colonisiren will, der muß vor Allem auf sich allein stehen können. Sei es nun, daß er als Ackerbauer in der Steppe oder dem Urwald sich niederläßt, sei es daß er auf niedriger Culturstufe stehende Menschen beherrscht, in beiden Fällen muß er alle die Vortheile und Annehmlichkeiten, welche das Leben in hochcultivirter Gesellschaft und alle die Hülfen, welche eine wohlgeordnete staatliche Polizei gewährt, entbehren, muß sich selbst mit den Seinigen genug sein.

Die ganze Entwicklung war eine durchaus naturwüchsige. Sie hatte ihre festen Wurzeln in der Volksart und in den wirthschaftlichen Bedürfnissen der Gesellschaft. Aber wie es immer zu geschehen pflegt, mit der thatsächlichen Entwicklung des socialen Lebens geht die Theorie desselben Hand in Hand oder folgt ihr unmittelbar nach und findet nur die wissenschaftlichen Formeln für die jedesmalige Entwicklungsphase der Gesellschaft. Noch im Entstehungskampf des holländischen Gemeinwesens trat Hugo Grotius auf und ließ den Staat aus dem freien Willen der Einzelnen durch Vertrag hervorgehn. Die monarchenfeindlichen englischen Publicisten

des 17. Jahrhunderts, ebenſo wie der abſolutiſtiſche Hobbes haben die individualiſtiſche Auffaſſung der Entſtehung und des Rechtsgrundes der Staatsgewalt dann noch ſchärfer entwickelt. Aber wenn auch Holland und England im 16. und 17. Jahrhundert den beſten Boden für das Keimen jener Theorieen abgaben, die Gemeinſchaft des geiſtigen Lebens der europäiſchen Culturnationen und der unter den Gebildeten herrſchenden Ideenrichtungen iſt eine viel größere, als die der Inſtitutionen und Sitten des geſellſchaftlichen Lebens. Daher iſt die individualiſtiſche Richtung in der Rechtsphiloſophie und Nationalökonomie auch bald eine allgemeine europäiſche geworden und die continentalen, beſonders die franzöſiſchen Theoretiker haben auf die Engländer eine mächtige Rückwirkung geäußert. So iſt bekanntlich der Einfluß der Phyſiokraten auf Adam Smith und dadurch mittelbar auf die ganze engliſche Nationalökonomie ein ſehr großer geweſen. Nirgendwo aber haben die individualiſtiſchen politiſchen und ökonomiſchen Theorieen eine ſo unmittelbar für das praktiſche Leben verwendbare Geſtalt gewonnen, wie in England und in keinem andern Lande ſind ſie ſo ins Volksbewußtſein gedrungen, wie dort. Adam Smith vor Allem, dann manche Schriften der Ricardo'ſchen Schule, Bentham und die Benthamiten, haben die Richtung vorgeſchrieben, in der die Gedanken eines ſehr großen Theils des engliſchen Volks über ſociale und wirthſchaftliche Fragen mehr als ein halbes Jahrhundert ſich faſt ausſchließlich bewegt haben. Nicht nur die mehr wiſſenſchaftlich gebildeten Köpfe, die überall der Doktrin zugeneigt ſind, ſondern ganz beſonders die Gewerbtreibenden, die Kaufleute und Fabrikanten, nahmen jene Lehren mit der lebhafteſten Zuſtimmung auf. Der engliſche Mittelſtand darf ſtolz darauf ſein, daß in ihm vorzugsweiſe jene ſpontane Energie wirthſchaftlichen Handelns lebt, die Englands commercielle und induſtrielle Größe geſchaffen hat. Mit einem durch die erreichten Erfolge geſteigerten Selbſtbewußtſein glaubten jene Klaſſen nur auf die eigene Kraft geſtützt, vom Staate möglichſt wenig genirt, im freien Wettkampf ſich am beſten behaupten und das wirthſchaftliche Gedeihen des Landes am meiſten fördern zu können. Wie ſympathiſch mußten ihnen die Theorieen ſein, welche das, was das eigene Intereſſe verlangte, als das vom gemeinen Wohl und der Gerechtigkeit Gebotene erſcheinen ließen! Aber auch hier bewährte ſich, was man im Leben ſo oft beobachtet, daß in praktiſcher Thätigkeit ſtehende, der wiſſenſchaftlichen Bildung entbehrende Männer, wenn ſie einmal Theorieen ſich zu eigen machen, dann in der Regel mit der größten Einſeitigkeit ſich in dieſelben verrennen. Der Profeſſor Adam Smith wurde in atomiſtiſcher und in individualiſtiſcher Auffaſſung der Geſellſchaft weit überholt von dem Banquier Ricardo, von den Fabrikanten

Cobden und Bright und andern „praktischen Männern". Auf diese Weise geschah es denn allerdings, daß der naturwüchsige Individualismus des englischen Volks in vielen Köpfen erstarrte zu wenigen Glaubenssätzen über das Verhältniß des Einzelnen zum Staate, die im Gedankengange von Männern, die sonst nur durch eigene Erfahrung über das unmittelbar Zweckmäßige in ihren Handlungen sich leiten lassen, gerade die festesten Wurzeln schlugen.

Der Einfluß der gewerbtreibenden Klassen auf die Gesetzgebung und Regierung ist in England bis zum Jahre 1832 fast nur ein mittelbarer und sehr beschränkter gewesen. Erst durch das Reformgesetz jenes Jahres erhielt eine gewisse Anzahl von Vertretern der Großindustrie Sitz und Stimme im Hause der Gemeinen und, was vielleicht noch wichtiger war, auch die Mitglieder des Hauses, welche der grundbesitzenden Aristokratie und Gentry angehörten, wurden durch die veränderte Zusammensetzung der Wählerschaften genöthigt auf die Stimmung der kleineren und größeren Gewerbetreibenden im wachsenden Maße Rücksicht zu nehmen. In den mittleren und größeren Städten, deren Vertretung im Unterhause vorzugsweise vermehrt wurde, gab nach dem Reformgesetze der städtische Mittelstand, die 10 l. householders, durch seine Zahl den Ausschlag bei den Wahlen und auch in manchen Grafschaften von mehr industriellem Charakter überstimmten die kleinen Grundeigenthümer (40 sh. freeholders), welche zum größten Theil keine Landleute, sondern Eigenthümer von Häusern, Gärten und gewerblichen Gebäuden waren, die von dem Grundherrn abhängigen Pächter. Erst durch das Reformgesetz von 1867 wurde in den Städten, durch das von 1885 in den Grafschaften der besitzlose Handarbeiterstand zur Wahlurne gerufen. Daher ist die Zeit von 1832 bis 1867 die Periode, in welcher die selbstständigen kleineren und größeren Gewerbetreibenden und mit ihnen die individualistische Doktrin den größten Einfluß ausgeübt hat. Versuchen wir die charakteristischen Züge derselben in der Gesetzgebung dieser Zeit so kurz als möglich, hervorzuheben.

Bis dahin hatten zwei Gebiete, wie vorhin erwähnt, eine Ausnahme von den sonst in der wirthschaftlichen und socialen Gesetzgebung vorherrschenden Tendenzen gebildet: die Verhältnisse der besitzlosen, handarbeitenden Volksklassen und die wirthschaftlichen Beziehungen zum Auslande und den Colonien. Auf beiden fanden nun großartige und wichtige Reformen in individualistischer Richtung mit den entschiedensten Erfolgen statt.

Die öffentliche Fürsorge für die Armen hatte sich im vorigen Jahrhundert unter der aristokratischen Regierung zu einem System der Bevormundung der untersten Klassen entwickelt, das im bunten Gemisch

ebenso die Züge drückender Härte, wie allzu nachsichtigen Wohlwollens trug. Auf der einen Seite eine sehr strenge Heimathsgesetzgebung mit den berüchtigten Rücksendungen der Armen nach den Heimathsorten, den poor removals, auf der andern, um nur die übelste Ausartung hervorzuheben, die Bewilligung von Lohnzuschüssen an kräftige Lohnarbeiter und Arbeiterinnen je nach der Zahl der Familienglieder. Es waren dadurch in weiten Gegenden besonders auf dem Lande ein großer Theil der besitzlosen Handarbeiter zu unselbstständigen Almosenempfängern herabgedrückt, die Antriebe zu eigener Anstrengung und Sparsamkeit geschwächt, dagegen die träge Sorglosigkeit, der Leichtsinn und die proletarische Vermehrung der untersten Volksklasse gesteigert und die Armenkosten auf eine geradezu unerträgliche Höhe gebracht worden.

Der berühmte Bericht der Königlichen Commission über die Verwaltung und Wirkung der englischen Armengesetzgebung vom Jahre 1834, welcher von einem der ersten Vertreter der nationalökonomischen Schule verfaßt ist, die man gewöhnlich mit dem Namen Ricardos bezeichnet, von Nassau William Senior, stellte den obersten Grundsatz auf, daß die Lage des von der öffentlichen Armenverwaltung unterstützten Arbeiters eine schlechtere, weniger begehrenswerthe sein müsse, als die des Arbeiters, der sich selbst im freien Verkehr seinen Unterhalt erwirbt. Ist das nicht der Fall, so wird natürlicher Weise die Furcht wegfallen durch Mangel an Fleiß, Vorsicht und Sparsamkeit in Noth zu gerathen und mit ihr die mächtigste Triebfeder zu diesen Tugenden. Jede öffentliche Hülfe aber, die den unteren Volksklassen gewährt wird, welche zu einer Lähmung der individuellen Kraft führt, ist von Uebel, denn die weiseste Ordnung und Verwaltung des Staates kann die verminderte Kraftentwicklung der Einzelnen nicht ersetzen, das ist der vortrefflich ausgeführte Grundgedanke jener Arbeit und der darin vorgeschlagenen Reformen, die durch das Gesetz vom 14. August 1834 in Wirksamkeit traten und England aus sehr kritischer, schwerer Nothlage retteten. Diese Grundgedanken haben eine weitgehende Bedeutung. Sie bezeichnen auf allen Gebieten die Grenze für die Hülfe, die der Staat dem wirthschaftlich Schwachen zu leisten hat, sie unterscheiden die Unterstützungen des Staats von den Thaten christlicher Liebe, die keine solche Grenzen kennt. Soweit die eigene Kraft des Unterstützten gefördert, seine eigene Anstrengung angeregt wird, ist die öffentliche Hülfe berechtigt, wo dieses Ziel nicht zu erwarten ist, muß der Staat sich begnügen, der äußersten Noth zu steuern.

Nachdem in Bezug auf Maß und Art der Armenunterstützung dafür gesorgt war, daß dieselbe nicht die individuellen Beweggründe zu äußerster Anstrengung der eigenen Kraft jedes Einzelnen in den untersten

Volksklassen lähme, handelte es sich weiter darum diesen auch die Freiheit der Bewegung zu sichern, welche die Bedingung der Entwicklung und Bethätigung der Kraft ist. Allmählich geschehen denn auch in dieser Periode die Schritte zur Verwirklichung der Freizügigkeit für die besitzlosen Klassen in den Gesetzen der Jahre 1846, 1861 und 1865. Durch das letzte ist das Recht der Rückschaffung von Armen nach dem Heimathsorte auf das erste Jahr nach der Niederlassung beschränkt worden, so daß der neueste Geschichtschreiber des englischen Armenwesens, Dr. Aschrott, mit vollem Recht sagen kann, es könne seitdem von einer Beschränkung der Freizügigkeit durch die bestehende Heimathgesetzgebung keine Rede mehr sein. Die beibehaltene Befugniß Personen, welche sich noch nicht ein Jahr an einem Ort aufhalten, im Fall der Hülfsbedürftigkeit auszuweisen, gilt nur noch als Mittel um zweckloſem Umherschweifen vorzubeugen.

Eine Richtung, welche das größte Gewicht auf die Anspannung und Entwicklung individueller Kraft legt, wird immer im Unterrichtswesen das Hauptmittel zur Hebung der unteren Klassen sehen. Die durch guten Volksunterricht gebotene Hülfe ist, wie kaum irgend eine andere, von der Gefahr frei, erschlaffend auf die Antriebe zur Selbsthülfe zu wirken, sie steigert vielmehr mit der intellektuellen und sittlichen Entwicklung zugleich den Wunsch und die Fähigkeit sich durch eigene Kraft im Leben zu behaupten. So ist es durchaus in Uebereinstimmung mit dem individualistischen Charakter dieser Periode, daß in ihr für Verbesserung und Ausbreitung des Volksunterrichts in England mehr gethan ist, als in irgend einer andern. Die extremsten Individualisten, ich nenne wieder nur die beiden für diese gesellschaftlichen Anschauungen typischen Personen, Cobden und Bright, haben einen großen Theil ihres Lebens und ihrer Kraft jenen Bestrebungen gewidmet. „Der feurige Antrieb, sagt Pauli in seiner Geschichte Englands (III. S. 526), „der von dem großen freihändlerischen Staatsmann ausging, hat wesentlich die Fortschritte auf dem Gebiet des Volksunterrichts in Gang bringen helfen". Auch scheuten diese Männer sich nicht für diesen Zweck die Hülfe des Staats und der Gemeinden in Anspruch zu nehmen. Im Jahr 1834 entschloß sich das Parlament zum ersten Mal 20,000 L. zur Beförderung der allgemeinen Erziehung zu bewilligen, eine Summe, die in den nächsten 30 Jahren auf mehr als das Vierzigfache erhöht wurde. Im Jahre 1839 erfolgte die Bildung einer Unterrichtsabtheilung im Privy Council, die 1856 zu einer förmlichen Oberschulbehörde ausgebildet wurde. Die Thätigkeit der Schulvereine verschiedener Richtung nahmen im regsten Wetteifer unter einander und angespornt durch staatliche Unterstützung einen außerordent-

lichen Aufschwung. Durch die Combinirung privater und staatlicher Mittel wurde ein enormer Fortschritt in der Zahl der Schulen und ihrer Besucher erreicht. Aber Niemand war unermüdlicher in Darlegung der Mängel dieses Systems als die Männer der Manchesterschule und vor Allem ihr ebengenannter Führer. „Ich verlange einen Plan", rief er in einer berühmten Rede am 22. Mai 1851 aus, „nach welchem zum Zwecke weltlichen Volksunterrichts ein Kirchspiel berechtigt ist, das Vermögen zu besteuern. Aus öffentlichen Mitteln unterhaltene Schulen, wie in Massachusets, thun uns noth. Durch eine solche Erziehung wird das Volk Selbstvertrauen und Selbstachtung gewinnen". — Nur zu der allgemeinen Schulpflicht, dem Schulzwang konnte sich jene Partei und mit ihnen die öffentliche Meinung in dieser ganzen Periode nicht erheben. Das widersprach in jener Zeit durchaus den herrschenden Anschauungen über die Rechte des Individuums.

Nächst der Stärkung der individuellen Selbstständigkeit, Verantwortlichkeit und Kraft in den besitzlosen Volksklassen ist bekanntlich die Herstellung des freien Verkehrs mit dem Auslande die größte Aufgabe gewesen, welche damals von der Gesetzgebung gelöst wurde. Während alle andern Reformen nur einen nationalen Charakter tragen, kann diese eine weltgeschichtliche Bedeutung in Anspruch nehmen.

Die Kämpfe um Aufhebung der Kornzölle sind oft genug geschildert worden und bedürfen hier keiner nähern Darlegung. Fast nur die kleine Zahl der Grundeigenthümer, die aber bis 1832 ausschließlich die Regierung des Landes geführt hatten und deren Einfluß auch nach dem Reformgesetze im Hause der Gemeinen vorherrschend war, hatte noch ein entschiedenes, zweifelloses Interesse an der Aufrechterhaltung der schutzzöllnerischen Handelspolitik. Ihr wurden durch dieselbe höhere Preise für die landwirthschaftlichen Erzeugnisse und bessere Pachtzinsen gesichert. Die englische Industrie dagegen fürchtete mit wenigen Ausnahmen nicht mehr die fremde Concurrenz im Inlande. Zur Eroberung und Festhaltung fremder Märkte aber, auf die sie in rasch wachsendem Maße angewiesen war, konnte ihr Nichts so förderlich sein, als wohlfeile Rohstoffe und billige Unterhaltsmittel der Arbeiter. Mochte es auch zweifelhaft sein, inwiefern der Preis der Lebensbedürfnisse auf den Geldlohn der Arbeit einen Einfluß ausübe, jedenfalls konnten sinkende Brod- und Fleischpreise die Lage der englischen Industrie gegenüber den ausländischen Concurrenten nur verbessern. Denn entweder trat eine entsprechende Ermäßigung des Geldlohns ein und damit eine Verminderung der Gestehungskosten der industriellen Produkte, oder der Geldlohn erfuhr keine entsprechende Verminderung, aber die wirthschaftliche Lage des Arbeiterstandes ver-

besserte sich, seine Leistungsfähigkeit nahm in Folge höherer Lebenshaltung zu und eine Menge von Uebeln, die aus Nothständen der Arbeiter für den gewerblichen Betrieb entsprungen, verminderten sich. Es kann keine Frage sein, daß dies in dem auf die Aufhebung der Getreidezölle folgenden Menschenalter wirklich eingetreten ist. Außerdem aber durfte man hoffen, daß der Wechsel in der englischen Handelspolitik durch sein Beispiel fremde Länder zu ähnlichen Maßregeln anregen werde. Auch dieser Erfolg ist keineswegs ausgeblieben, wenn auch nicht in dem erwarteten Maße eingetreten. Von der Aufhebung der Kornzölle bis in die Mitte der siebziger Jahre sind die internationalen Schranken des Verkehrs fast in der ganzen Welt mehr und mehr vermindert worden und daran haben die günstigen Wirkungen des freien Verkehrs in und mit England einen großen Antheil. Es mag genügen an den englisch-französischen Handelsvertrag vom Jahre 1860 zu erinnern, dessen unmittelbarer Zusammenhang mit den englischen Bewegungen und Erfahrungen zu Tage liegt und der dann wieder auf die übrigen europäischen Staaten eine so große Einwirkung ausgeübt hat.

Nach Besiegung des mächtigen durch lange politische Traditionen und alte Institutionen befestigten Landinteresses hatte es viel geringere Schwierigkeiten die Beschränkungen des colonialen Gewerbebetriebs und die Begünstigungen colonialer Produkte und nationaler Schifffahrt zu beseitigen. So sehr auch besonders die Schifffahrtsgesetze als ein wesentlicher Theil britischer Erbweisheit galten, das Interesse der Rhederei war nicht mächtig genug um ernsten Widerstand zu leisten. Kaum in irgend einem Gewerbe aber hat sich der Vortheil der nationalen Verkehrsfreiheit so so fühlbar gemacht, wie in der Seeschifffahrt, derjenigen Transportindustrie, die vorzugsweise den internationalen Verkehr besorgt. Das maritime Uebergewicht Englands ist heute größer als je und die einzige Handelsflotte, deren rasche Entwicklung noch vor dreißig Jahren den Engländern ernste Sorgen verursachte, die der Vereinigten Staaten, ist heute — hauptsächlich in Folge der amerikanischen Schutzzollpolitik — zu verhältnißmäßiger Unbedeutendheit herabgesunken.

Außer den bisher erörterten und nicht ohne Erfolg gelösten Aufgaben haben die Führer der Manchesterschule gegen Ende der Periode, von der wir hier handeln, noch ein weiteres Gebiet ins Auge gefaßt, auf dem sie glaubten ihre Grundsätze verwirklichen zu sollen und zu können, die Agrargesetzgebung. „Wenn ich 25 Jahre oder 30, statt unglücklicher Weise die doppelte Zahl von Jahren alt wäre", sagte Cobden einmal, „so würde ich den Adam Smith in die Hand nehmen und würde eine league for freetrade in land gründen, wie wir eine league for

freetrade in corn gehabt haben". Viele seiner Anhänger haben diese Weisung aufgegriffen und die Beseitigung des Intestaterbrechts des ältesten Sohns, der fideicommissarischen Stiftungen und Erleichterung der Eigenthumsübertragungen für Grund und Boden zum Ziele ihrer Bestrebungen gemacht. Es kann natürlich Niemand mit einiger Sicherheit im voraus wissen, wie die Verwirklichung dieser Forderungen auf die agrarischen Zustände wirken wird. Aber die consequenten Männer dieser Richtung kümmert das auch wenig. Die volle Freiheit des Verkehrs wird, das ist ihre feste Ueberzeugung, die beste Vertheilung des Grundeigenthums nothwendiger Weise von selbst hervorrufen.

In den Kämpfen um diese Reformen und durch dieselben nahmen aber die Vorkämpfer der Freihandelspartei immer mehr den Charakter von Vertretern nicht nur des extremsten Individualismus, sondern auch des ausschließlichen Standesinteresses der gewerblichen Unternehmer an. Es prägten sich in der Partei eine Reihe von Zügen aus, welche sie von früheren englischen und den meisten continentalen wirthschaftlichen und socialen Individualisten wesentlich unterscheiden. Mit Recht bezeichnet man dieselben in dieser ihrer nationalen und zeitlichen Eigenthümlichkeit von dem Mittelpunkt der freihändlerischen Bewegung, dem Wohnort einiger ihrer Führer, als Manchesterpartei, während die Ausdehnung dieser Benennung auf allen wirthschaftlichen Individualismus ganz verkehrt und irreführend ist. Die Physiokraten z. B. und Adam Smith waren wirthschaftliche Individualisten ausgesprochener Richtung, aber sie fühlten sich als Vertreter des landwirthschaftlichen Interesses und waren von den englischen Manchesterleuten sehr verschieden. Es macht einen geradezu komischen Eindruck, wenn man neuerdings wohl in Deutschland die agrarische Gesetzgebung der französischen Revolution und Napoleons als eine manchesterliche bezeichnen oder Wilhelm von Humboldt wegen seiner Schrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staats einen Gesinnungsgenossen oder Vorläufer der Manchesterschule nennen hört.

Die Führer der Manchesterpartei waren Großindustrielle. Von den beiden bedeutendsten derselben war der eine ein Baumwollendrucker, der andere, ein Baumwollenspinner. Die Einseitigkeit der Bildung und Lebensanschauung, welche die Folge der weit entwickelten Arbeitstheilung und der lokalen Concentration einzelner Gewerbszweige in den englischen Grafschaften, insbesondere den Fabrikdistrikten, ist, trat bei ihnen aufs deutlichste zu Tage und ist nur allmählich durch die Theilnahme an einem großartigen, reichen politischen Leben und durch Erweiterung der Erfahrung und des Gesichtskreises bei diesen Männern ausgeglichen werden. Die große Masse aber der übrigen Parteigenossen hat zu einer solchen Fortbildung keine Gele-

genheit gehabt. Charakteristisch für den Bildungsgang von Cobden wird immer der Ausspruch bleiben, daß aus einer Nummer der Times mehr zu lernen sei, als aus „allen Büchern des Thucydides".

Daher haben er und seine Gesinnungsgenossen die Bedeutung der wirthschaftlichen Interessen, denen sie in erster Linie ihr Leben gewidmet hatten, für die Gesammtentwicklung weit überschätzt. Die Entwicklung der Großindustrie und die Gewinnung fremder Märkte erscheint oft nicht nur als eine, sondern als die Bedingung des Gedeihns des Ganzen, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Nüchternheit als die Tugenden, aus denen alle andern folgen.

Ferner hängt mit dieser einseitigen gewerblichen Auffassung und Bildung zusammen, daß die Beziehungen der Menschen unter einander fast ausschließlich vom Gesichtspunkt des entgeldlichen commerciellen Verkehrs aufgefaßt werden. Der Staat erscheint Cobden eigentlich immer nur als ein großes Handelsmonopol und die üblen Erfahrungen, die man mit Handelsmonopolen gemacht, werden von ihm, oft wohl unbewußt, auf die Staatsverwaltung übertragen. Staatsregierungen sind „stehende Verschwörungen um das Volk zu betrügen und zu plündern", und so groß ist seine Verachtung derselben, daß er, zu hohem politischem Ansehn und Einfluß gekommen, die Frage erörtert, inwiefern ein ehrenhafter Mann in eine Gruppe von Männern eintreten darf, die man Staatsregierung nennt. Der Gedanke, daß der Staat eine höhere über den Einzelnen stehende Anstalt zur Erziehung des Menschengeschlechts ist, ohne die der Einzelne auf keinem Gebiete seine sittlichen Lebensziele erreichen kann, ist von Cobden nicht geprüft und abgelehnt, sondern, so alt er ist, schwerlich jemals in seinen Kopf gekommen. Es kann diesen Männern daher auch nicht einleuchten, daß die Institutionen des Staats auch bestimmt sind um die Menschen zur Pflichterfüllung gegen die Nächsten und das gemeine Wesen zu zwingen und dadurch zu erziehen.

Aber durchaus verkehrt ist es wegen dieser staatsfeindlichen Gesinnung und commerciellen Denkungsart die Manchestermänner engherziger Selbstsucht zu beschuldigen, sie Apostel des Egoismus zu nennen, wie das in Deutschland nicht selten geschieht. Nicht eine Verschiedenheit der Ansichten über Eigennutz und Gemeinsinn scheidet die Manchesterschule von ihren Gegnern. Sie hält Gemeinsinn und Nächstenliebe ebensosehr für ein nothwendiges Correktiv des Egoismus, wie die entschiedensten Staatssocialisten. Der Unterschied beschränkt sich auf den Gegensatz von individueller Freiheit und staatlichem Zwang, von ausschließlicher Berechtigung und Freiheit des Mitwerbens. Die extremen Individualisten verlangen nur, daß sich die Selbstlosigkeit in freien Handlungen bewähre,

die vom Staat erzwungenen Leistungen für das gemeine Wohl schätzen sie gering. Sie möchten, daß man von allen öffentlichen und gemeinnützigen Einrichtungen sagen könnte, was man in England wohl an Hospitälern und andern gemeinnützigen Anstalten angeschrieben sieht, supported by voluntary contributions only. Den Voluntarismus (voluntary cooperation) setzen sie dem Verlangen nach Ausdehnung der Staatsthätigkeit (compulsory cooperation) gegenüber. Sie behaupten, daß der sittliche Werth einer freien Leistung und Aufopferung für Andere viel höher stehe, als der einer erzwungenen und daß deshalb auch der Werth für die Gesammtheit ein höherer sei. Die Manchesterschule zeigt auch darin die nationale Farbe, daß sie ein großes Vertrauen auf den Voluntarismus setzt. Dazu berechtigen sie die nationalen Erfahrungen, weil freiwillig aufgebrachte Geldmittel und freiwillige Ehrendienste für manche Ziele in England genügen, für die man in andern Ländern der zwangsweise aufgebrachten Steuern und aufgelegten Dienste nicht entbehren kann.

Die sociale Charakter der Manchesterpartei mußte in den Kämpfen um die Getreidezölle um so schärfer hervortreten, weil sie ihren ganzen Erfolg der grundbesitzenden Aristokratie und Gentry abzuringen hatten. Den politischen Einfluß der gewerbetreibenden Klassen zu erweitern und zu sichern, ist mindestens ebenso sehr das Streben der Manchesterpartei, wie die Verwirklichung des wirthschaftlichen Individualismus. Den aristokratischen Gegnern ist ihre streitbare Haltung ausschließlich zugewandt. Kaum wird man eine Rede von Bright finden, die nicht die bittersten Ausfälle gegen die Aristokratie enthielte. In den besitzlosen Klassen sehen sie nur Bundesnossen gegen die bisher bevorrechteten Stände und sie tragen deshalb auch kein Bedenken durch Erweiterung des Wahlrechts und geheime Stimmabgabe dieselben auf den politischen Schauplatz zu berufen, wenig ahnend, daß sie damit von den ihrigen ganz abweichenden politischen Anschauungen zur Herrschaft verhelfen würden.

Mit der Feindschaft gegen die Aristokratie ebenso, wie mit ihrer commerciellen Lebensauffassung steht in engstem Zusammenhange die Abneigung gegen das militärische Wesen.

Es läßt sich gewiß nicht verkennen, daß ein tiefer Gegensatz besteht in der Art, wie der Soldat und der Kaufmann berufsmäßig ihr Verhältniß zu Andern auffassen. Die Beziehungen der Menschen zu einander im militärischen Leben, sowohl die innere Organisation einer Armee, wie ihre Wirksamkeit nach Außen beruhen auf Zwang, Autorität, Gehorsam, der commercielle Verkehr auf dem freien Willen und auf der eigenen Prüfung und Schätzung des Interesses beim Kaufvertrag seitens der beiden Contrahenten. Einer der entschiedensten und geistreichsten Indivi-

dualisten der Gegenwart, Herbert Spencer, sieht vielleicht nicht mit Unrecht den wichtigsten und größten Unterschied in den verschiedenen Formen des menschlichen Zusammenlebens in der Verschiedenheit des militärischen und commerciellen Zustandes der Gesellschaft. Daher hassen die Manchesterleute das militärische Wesen und haben jeden Schritt der englischen Politik bekämpft, der zum Kriege führen oder die Kriegsgefahr steigern konnte. Sie sind dabei nicht selten in der Billigkeit gegen fremde Mächte und in der Rechtfertigung von Maßregeln, deren Feindseligkeit gegen England unverkennbar war, bis an die äußerste Grenze dessen gegangen, was die Pflicht gegen das Vaterland dem Staatsangehörigen gestattet. Sie fürchteten siegreiche Kriege ebenso sehr wie Niederlagen, „denn", schreibt einmal Cobden mit verletzender Aufrichtigkeit an Bright, „nach einem siegreichen Kriege werden wir alle lebenslänglich vor den Horseguards, dem Kriegsministerium, den Hut abnehmen müssen". Es kann auch kein Zweifel sein, daß diese Abneigung und Furcht sie zu übertriebenen Hoffnungen auf Beseitigung der Kriege durch Freihandel und Schiedsgerichte verleitet hat. Sie übersahen, daß die Menschen oft von andern Beweggründen und Leidenschaften viel mehr bestimmt werden, als von den wirthschaftlichen Interessen und hofften, von sich selbst auf Andere schließend, eine Frieden stiftende Macht der commerciellen Beziehungen, die sich nicht bewährt hat.

Es ist eine oft hervorgehobene und unläugbare Thatsache, daß in einem nicht geringen Grade diese Richtung im letzten Menschenalter von Einfluß auf die auswärtige Politik Englands gewesen ist. Früher hat die Theilnahme an den politischen Angelegenheiten des europäischen Continents, die vermeintliche Pflicht insbesondere das europäische Gleichgewicht zu erhalten, England wiederholt in große Kriege verwickelt. Jetzt ist die Ansicht dort vorherrschend geworden, daß England den continentalen Kriegen und Machtverschiebungen gegenüber sich gleichgültig verhalten müsse. Schwerlich würde das englische Volk noch einmal solche Opfer bringen, wie es zu Anfang des Jahrhunderts zur Bekämpfung der französischen Weltherrschaft und in der Mitte desselben zum Streit gegen das drohende russische Uebergewicht gebracht hat. Während in den fünfziger Jahren sowohl Cobden wie Bright wegen ihres Widerstandes gegen den russischen Krieg ihre große Popularität und ihre Sitze im Parlament verloren, würde jetzt wahrscheinlich in gleicher Lage die Mehrheit des englischen Volks ihnen zustimmen. Ein gewisser Erfolg ist der Schule da nicht abzustreiten.

Die Gefahr von Kriegen erwächst zur Zeit für England fast nur aus der großen Colonialherrschaft, die unzählige größere und kleinere

Conflikte fortwährend entstehen läßt und bis jetzt zu immer größerer Ausdehnung mit Waffengewalt geführt hat. Die Manchesterpartei stand dieser Entwicklung mit unverhehlter Abneigung gegenüber. Sie hat über den Werth der Colonien für England die abfälligsten und unhaltbarsten Behauptungen aufgestellt, ja mitunter dieselben als eine möglichst bald abzuschüttelnde Last bezeichnet. Diese kurzsichtige Unterschätzung hat sich wohl auch in ihren eigenen Reihen sehr verloren. Besonders haben dazu die Erfahrungen beigetragen, welche über die Entwicklung des englischen Exports nach den Colonien und nach anderen Ländern in neuester Zeit gemacht sind.

Aber doch war auch in diesen Bestrebungen ein Kern von Wahrheit, der fast allgemeine Anerkennung errungen. Die Colonialherrschaft Englands hat eine Ausdehnung erlangt, die kaum noch im Verhältniß steht zu der Größe und den Kräften des Mutterlandes und die Leichtigkeit, mit der die colonialen Behörden bei der Entfernung von London und der Nothwendigkeit durch rasches Handeln das Ansehen der Regierung zu erhalten, das ganze Land in Krieg verwickeln können, bildet eine große Gefahr für dasselbe, die beständigen Warnungen der Manchesterpartei haben aber viel dazu beigetragen, daß die colonialen Behörden sich in dieser Beziehung jetzt größerer Vorsicht als in früheren Zeiten befleißigen.

In dem Allen erkannte die Partei im Wesentlichen richtig gewisse Bedürfnisse der Gesammtheit und übertrieb nur in einseitiger und kurzsichtiger Weise Gedanken, die eine beschränkte Berechtigung hatten, weil sie von Klassenanschauungen ausging und ihre Führer nicht alle Seiten einer politischen Angelegenheit gleichmäßig zu übersehen im Stande waren. Sie haben daher auch bei den bisher erwähnten Bestrebungen das englische Volk und besonders auch die besitzlosen Klassen in wachsendem Maße auf ihrer Seite gehabt. Die Reform der Armengesetzgebung stieß bei einem großen Theile der letzteren anfangs auf unverhehlte Abneigung und Unwillen. Die Wiederherstellung des Gesetzes der Königin Elisabeth, das freilich durch die Reform in keiner Weise berührt worden war, hörte man in den ersten Jahren nach 1834 in Versammlungen und Schriften nicht selten als eine populäre Forderung aussprechen. Beim Beginn des Kampfes gegen die Kornzölle standen ebenfalls die von den chartistischen Führern geleiteten Massen abseits. Aber allmählich haben sich die Arbeiter mit diesen Bestrebungen nicht nur befreundet, sondern Cobden und die Staatsmänner, welche die Forderungen der Manchesterpartei verwirklichten, vor Allem Sir Robert Peel und Gladstone, haben unter ihnen großes Ansehen gewonnen. Dasselbe ist so groß, daß noch

gegenwärtig kluge Staatsmänner es für zweckmäßig halten, socialpolitische Bestrebungen, die denen der Manchesterpartei entgegenlaufen, mit dem Namen des Cobdenclubs zu decken. Chamberlain läßt seine Reden und sein „radikales Programm" als Schriften des Cobdenclubs vertheilen. Daher hat denn auch der große Gegensatz zwischen den Interessen der gewerblichen Unternehmer und der gewerblichen Arbeiter, so oft er auch in den Arbeitseinstellungen und Aussperrungen, sowie bei andern Gelegenheiten hervortrat, doch in dieser Periode und nachwirkend auch noch bis auf die heutige Zeit nicht die politische Bedeutung gewinnen können, die man erwarten sollte. Die gemeinsamen Interessen in der Handelspolitik, sowie in Beschränkung der Staatsausgaben und Steuern durch friedfertige auswärtige und coloniale Politik und geringen militärischen Aufwand, die bisherigen Bemühungen mancher Manchestermänner um erweitertes und geheimes Wahlrecht, die gemeinsame Opposition gegen die Aristokratie waren ein mächtiges Bindemittel zwischen jener Partei und den arbeitenden Klassen.

Trotz dieser günstigen Stellung und großen Popularität sind Bestrebungen, die von dem extremen und doktrinären Individualismus der Manchesterschule weit abweichen, in England in neuester Zeit immer mehr zur Geltung gekommen, so daß diese Partei in ihrer ursprünglichen Gestalt als überwunden und bei Seite geschoben betrachtet werden kann. Die wachsende Macht aber dieser neuen Strömungen beruht ganz überwiegend darauf, daß die besitzlosen Klassen mehr und mehr in den Vordergrund des Interesses getreten sind und an politischem Einfluß gewonnen haben.

Es ist hier nicht der Ort alle die Bemühungen zu verfolgen, durch welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf die unbefriedigende Lage der gewerblichen und landwirthschaftlichen Lohnarbeiter gelenkt und das Gewissen der besitzenden und gebildeten Klassen geweckt worden ist. Die Bestrebungen gingen von verschiedenen Ausgangspunkten aus und haben schon vor langer Zeit ihren Anfang genommen. Für die socialpolitische Gesetzgebung aber beginnt eine neue Periode mit der zweiten Reform des Hauses der Gemeinen im Jahr 1867. Sowie das Wahlgesetz von 1832 einen guten Theil des Einflusses, welchen bis dahin die grundbesitzende Aristokratie und Gentry bei den Wahlen ausgeübt, auf die Mittelklassen übertrug, so haben die Wahlgesetze von 1867 und 1885 die entsprechende Macht in den meisten Wahlbezirken in die Hände der Handarbeiter gelegt. Nichts ist natürlicher, als daß in gedrückten wirthschaftlichen Verhältnissen befindliche Wähler die politische Macht, welche sie erlangt haben, gern zur Besserung ihrer wirthschaftlichen Lage ausnutzen möchten und

deshalb dem Eingreifen und der Ausdehnung der Staatsgewalt ganz anders gegenüberstehn als die besitzenden Klassen. Diese Tendenz muß auf das Verhalten der Unterhausmitglieder Einfluß üben, wenn auch die sociale Zusammensetzung des Hauses sich zunächst nur noch wenig geändert hat und die Zahl der in demselben sitzenden „Arbeiter" nur noch gering ist.

Eine ähnliche Reaktion ist bekanntlich auch anderswo und nicht zum wenigsten bei uns in Deutschland eingetreten. Aber sowie die Vorgänge verschieden sind, welche diese Reaktion in Deutschland und England hervorgerufen haben, so vollzieht sich dieselbe auch in beiden Ländern auf sehr ungleiche Weise, und diese Verschiedenheit ist ungemein charakteristisch für Denkungsart, Sitten und Gewohnheiten der beiden Völker und die Natur ihrer staatlichen Bildungen.

Bis jetzt ist in der englischen Gesetzgebung von einem Bruch mit den alten individualistischen Traditionen des Gemeinwesens nur noch wenig zu merken. Es ist vielmehr in erster Linie eine Vertiefung des Begriffs der Freiheit, nicht ein Aufgeben derselben als eines zu erstrebenden Ziels, welche allmählich zu einer immer mehr veränderten Politik geführt hat. Der doktrinäre Individualismus der neueren Zeit hatte die Freiheit als eine formale aufgefaßt und hielt mit Herstellung rechtlicher Gleichheit und vermehrter Bildung der untern Klassen die sociale Frage für abgethan. Er übersah, daß in unserer gesellschaftlichen Wirthschaft eine Menge von Abhängigkeitsverhältnissen existiren und täglich aufs Neue sich bilden, die bei aller Rechtsgleichheit zu unbilliger Uebervortheilung und schwerer Bedrückung des Einzelnen führen können. Es ist eine unabweisbare Aufgabe der Gesetzgebung die Rechtsordnung so fortzubilden, daß sie, soviel als möglich, Schutz gegen einen Mißbrauch dieser Abhängigkeitsverhältnisse gewährt.

Wohl schwerlich ist man sich in irgend einem Lande dieser Aufgabe in neuester Zeit so sehr bewußt geworden, und hat so viel Schritte zu ihrer Erfüllung gethan, wie in England. Allerdings wird dadurch die Freiheit Verträge beliebigen Inhalts zu schließen eingeschränkt, und deshalb hat der bedeutendste und geistreichste Vertreter, welchen der doktrinäre Individualismus in England noch hat, Robert Spencer, die neue Gesetzgebung des Socialismus angeklagt. Er sieht eine neue Periode der Sklaverei über die Menschheit hineinbrechen. Aber thatsächlich wird durch gesetzliche Schranken gegen die Ausbeutung wirthschaftlicher Macht die Freiheit der Bewegung und Entwicklung nicht geschädigt, sondern gefördert. Auch der Mächtigste und Reichste kann eines solchen Schutzes nicht ganz entbehren. Er freut sich z. B., wenn er auf einem Bahnhof ankommend die Ver-

tragsfreiheit mit Trägern und Kutſchern durch Taxen eingeengt findet und nicht den willkührlichen Erpreſſungen dieſer Leute ausgeſetzt iſt. Wie viel mehr bedarf der Beſitzloſe und Unwiſſende eines ſolchen Schutzes! Die dadurch für die Staatsgewalt geſtellte Aufgabe iſt allerdings eine außerordentlich ſchwierige, weil in dem unendlich complicirten Getriebe unſerer Verkehrsverhältniſſe die Folgen eines Eingriffs in die Vertragsfreiheit ſo ſchwer nach allen Seiten hin zu überſehen ſind und ſehr leicht neue größere Uebel entſtehen können, wenn der Geſetzgeber rückſichtslos an die Beſeitigung einzelner gerade beſonders augenſcheinlicher Schäden geht. Es wird deshalb auch wahrſcheinlich immer die Beſeitigung des Mißbrauchs wirthſchaftlicher Abhängigkeit zum großen Theil dem Pflicht- und Anſtandsgefühl der Einzelnen überlaſſen bleiben, aber das kann und darf natürlich nicht abhalten vorſichtig und allmählich auch mit der Geſetzgebung vorzugehen. Die Aufgabe aber iſt auch eine raſch wachſende, welche noch Generation für Generation beſchäftigen wird, weil die beſtändig zunehmende Arbeitstheilung und Arbeitsvereinigung immer neue Abhängigkeitsverhältniſſe entſtehen läßt, alſo der Geſetzgebung immer neue Probleme ſtellt.

Das Muſter eines ebenſo vorſichtigen und allmählichen, wie entſchiedenen und wirkſamen Vorgehens in dieſer Richtung wird immer die engliſche Fabrik- und Werkſtättengeſetzgebung bleiben. Sie fällt zum größten Theil allerdings noch in die Periode, während welcher die Mancheſterpartei den größten Einfluß ausübte, aber 1867 erſt geſchah der wichtige Schritt der Ausdehnung des geſetzlichen Schutzes auf die kleineren Werkſtätten, 1874 brachte weitere Beſchränkungen der Kinder- und Frauenarbeit und 1878 die große abſchließende Codification in dem Geſ. 41 Vict. c. 16. Der Widerſtand, welchen die Mancheſterpartei namentlich den erſten, principiell entſcheidenden Maßregeln dieſer Art entgegengeſetzt hat, wird immer das beſte Zeichen von der rein formalen Auffaſſung der Freiheit und von dem engen ſocialen Geſichtskreis ihrer Führer ſein. Es kann wohl kaum eine Frage ſein, daß nicht die Herrn Senior und Bright, ſondern der Earl of Shaftesbury und die ihn unterſtützenden philanthropiſchen Männer aus allen Parteien die Vorkämpfer für das traditionelle Freiheitsbedürfniß und den Individualismus des engliſchen Volks waren.

Weniger gelungen als die Fabrikgeſetzgebung ſcheint bis jetzt die Aufgabe den Seeleuten geſetzlichen Schutz gegen Eigennutz und die Sorgloſigkeit der Rheder zu gewähren, aber verſchiedene Geſetze ſind doch zu dieſem Zwecke erlaſſen und die Bemühungen zu ihrer Verbeſſerung haben noch nicht aufgehört.

Im Jahre 1880 ist dann ferner die Haftpflicht gewerblicher Unternehmer für Unglücksfälle in ihrem Betriebe zuerst in das englische Recht eingeführt worden, freilich noch ohne eine Bestimmung, welche einen Verzicht des Arbeiters auf Entschädigung durch besonderen Vertrag für ungültig erklärt.

Nächst der Großindustrie sind es die agrarischen Zustände des Landes, welche in Folge der Concentration des Grundeigenthums in wenigen Händen am ersten zu schädlichen Abhängigkeitsverhältnissen führen können. In den letzten Jahren hat man besonders versucht auf diesem Gebiet die schützende Gesetzgebung auszubilden. Um von Irland zu schweigen, wo außerordentliche Zustände walten und der Staat zu dem gefährlichen und, wie es scheint, verunglückten Experiment übergegangen ist einen billigen und gerechten Pachtzins jedem einzelnen Pächter durch seine Beamten auf Verlangen zuzuerkennen, auch in England hat man das Recht des freien Vertrags zwischen Grundeigenthümer und Pächter im Interesse der Letzteren sehr wesentlich beschränkt. Dem Pächter erkennen neue Gesetze (1880) das Recht auf die niedere Jagd zu, und gewähren ihm für gewisse Meliorationen bedingte Entschädigungsansprüche (1883). Auf beide Vortheile kann er im Pachtvertrage nicht verzichten.

Noch umfassender sind die Gesetze, welche den Miether gegen die Nothwendigkeit schlechte und ungesunde Wohnungen zu beziehen, schützen sollen. In der Geschichte derselben ist deutlich zu erkennen, wie der Gesetzgeber zwischen zwei Klippen, der Verletzung bestehender Eigenthums- und Nutzungsrechte und der Schonung zweifellosen Mißbrauchs des Eigenthums, sich durchzuwinden sucht und wohl kaum den Weg immer richtig gefunden hat, wie es ferner an geeigneten Organen zur wirksamen Durchführung des beabsichtigten Schutzes oft fehlt, aber an der Absicht des Gesetzgebers denselben wirklich zu gewähren, läßt die Geschichte der neuen Wohnungs- und Baugesetzgebung wohl keinen Zweifel übrig*). Auf diesem Gebiet sind auch einige schwache Anfänge damit gemacht worden, nicht nur negativen Schutz, sondern auch positive Fürsorge von Staatswegen zu gewähren. Es können aus öffentlichen Mitteln Darlehne gemacht werden behufs Verwendung zum Bau von gesunden Arbeiterwohnungen und nach den von dem conservativen Minister Croß angeregten und nach ihm benannten Gesetzen können die communalen Behörden in großen Städten ganze Quartiere, die aus ungesunden Wohnungen bestehen, niederreißen und müssen die Fläche dann so verkaufen, daß der Käufer die Verpflichtung übernimmt, gesunde Arbeiterwohnungen nach

*) Vergl. P. F. Aschrott, die Arbeiterwohnungsfrage in England in den Schriften des Vereins für Socialpolitik. Bd. XXX. Leipzig 1886.

einem vorzulegenden Plane darauf zu errichten. Es ist daher nur eine indirekte und bis jetzt nicht viel angewandte Förderung eingetreten, die man kaum als eine principielle Aenderung der Gesetzgebung bezeichnen kann.

Nur als eine Fortbildung der bisher schon den Kindern gegen gewerbliche Ausbeutung gewährten Schutzes und der Fürsorge des Staats für öffentlichen Schulunterricht kann es aufgefaßt werden, wenn man in dem Schulgesetz von 1870 soweit ging, die Einführung der allgemeinen Schulpflicht durch Ortsstatuten zu ermöglichen.

Ein Beispiel endlich, wie auch für die wirthschaftlich Hochstehenden Schutz gegen wirthschaftliche Uebermacht nothwendig werden kann, liefert das englische Eisenbahnwesen. Wir sind über die Versuche des englischen Gesetzgebers den Mißbräuchen zu steuern, die aus der Monopolstellung der großen Eisenbahngesellschaften entspringen, durch die bekannte vortreffliche Monographie von G. Cohn genauer unterrichtet. Wenn aus derselben hervorgeht, daß der Kampf mit den Eisenbahngesellschaften nicht immer mit hinlänglicher Energie und ausreichendem Geschick geführt worden ist, so giebt sie nicht minder von fortgesetzten und gesteigerten Bemühungen Kunde staatlichen Schutz möglichst zu gewähren.

Von dieser ganzen Klasse von Gesetzen Englands dürfen wir behaupten, daß dieselben, obwohl sie in mancher Beziehung die individuelle Freiheit beschränken, doch im Grunde nur auf staatliche Förderung der Selbstständigkeit und der Kräftigung jedes Einzelnen zielen.

Eine weitere Reaktion gegen den beschränkten socialen Gesichtskreis und die Doktrinen der Manchesterpartei zeigt sich aber auch in der jetzt allgemein verbreiteten Erkenntniß, daß große sociale Aufgaben der vereinten Kräfte bedürfen und daß vor Allem die besitzlosen Klassen der wirthschaftlichen und sittlichen Stärkung durch engeres Aneinanderschließen und gemeinsame Arbeit nicht entbehren können. Man wird, glaube ich, den Vertretern jener Partei nicht Unrecht thun, wenn man behauptet, daß bei aller Vorliebe für freie Vereinsthätigkeit und bei allem Geschick in der Leitung politischer Vereine ihnen doch das volle Verständniß der sittlichen und wirthschaftlichen Gefahren fehlt, welche die Auflösung alle der sittlichen Gemeinschaften, die früher den Einzelnen umschlossen, gerade für die untersten Volksklassen hat und daher auch die richtige Schätzung der Bedeutung, welche der genossenschaftlichen Bindung und Stärkung dieser atomistischen Elemente innewohnt. Robert Owen und seine Anhänger, die sogenannten christlichen Socialisten und andere entschiedene Gegner der Manchesterpartei haben zur Belebung der mächtigen und segensreichen Genossenschaftsbewegung nächst der spontanen Energie der Arbeiter selbst am Meisten gethan.

Gleich zu Anfang der Periode, von welcher wir hier handeln, im Jahre 1871, konnte das Gesetz durchgehen, durch welches den Gewerkvereinen (trades unions) der volle Rechtsschutz und die gesetzliche Anerkennung zu Theil wurde. Unzählige Male hatten extreme Individualisten die Werthlosigkeit derselben bei dem Kampf um die Bedingungen des Arbeitsvertrags oder sogar ihre Schädlichkeit für die industrielle Entwicklung zu beweisen gesucht, während gegenwärtig von Männern ganz ähnlicher Richtung im Gegensatz zur eigentlichen Staatshülfe die Gewerkvereine als Mittel zur Hebung des Arbeiterstandes aufs Höchste gepriesen werden.

In Bezug auf das weite Gebiet der sogenannten cooperativen Vereine hat die Gesetzgebung keine ganz neuen Bahnen betreten. Schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts ist man von Zeit zu Zeit immer wieder aufs Neue bemüht gewesen den Arbeitervereinen, welche gegenseitige Unterstützung im Falle von Krankheit, Invalidität und andern Unglücksfällen, Beschaffung von Lebensmitteln oder gemeinsam gewerblichen Betrieb und andere ähnliche Zwecke sich zur Aufgabe gesetzt haben, bessere Rechte zu geben und eine gute Verwaltung durch die Hülfe von Staatsbeamten zu erleichtern. Aber die gesetzgeberische Thätigkeit geht stoßweise vor, Zeiten der Ruhe wechseln mit Zeiten der lebhaftesten Erörterung der gesetzgeberischen Probleme und Versuche zu ihrer Lösung und eine neue Anregung hat diese Gesetzgebung doch wieder erst bald nach dem Wahlgesetz von 1867 erfahren. Im Jahr 1870 erfolgte die Einsetzung der Königlichen Untersuchungscommission über die Hülfsvereine und diese führte zu dem vorläufig abschließenden Gesetze von 1875. Der Grundgedanke der Gesetzgebung ist indeß derselbe geblieben: der Staat bietet den Vereinen, die seine helfende Hand annehmen, seine Hülfe zur Durchführung einer zuverlässigen Verwaltung an und gewährt ihnen eine bevorzugte rechtliche Stellung. Nur die Mittel zur Sicherung einer guten Verwaltung und Verhinderung mancher Mißbräuche sind allmählich, aber, wie mir scheint, noch immer in ungenügender Weise verschärft worden. Es ist also auch hier nur der Rechtsschutz der Schwachen und Abhängigen gegen Ausbeutung ihrer Unwissenheit und Abhängigkeit, den der Staat verfolgt. Die Angehörigkeit zu allen Vereinen und ihre ganze Thätigkeit bleibt eine durchaus freiwillige. Es werden keine öffentlichen Corporationen geschaffen, in die der Einzelne kraft Gesetzes eingefügt wird, sondern freie Genossenschaften, in denen er zur Erreichung einzelner Zwecke sich mit Andern vereinigt. Das Princip des individuellen Voluntarismus bleibt völlig gewahrt.

Dem Deutschen, der die umfangreichen Blaubücher und die vielen gesetzgeberischen Versuche, welche die Hülfskassen der Arbeiter betreffen,

studirt und sich vergegenwärtigt, wie viel schwer erworbene Ersparnisse der Arbeiter durch Mißverwaltung dieser Kassen verloren sind und wie noch immer nur einem Theil der Arbeiter die Wohlthat der Kranken- und Unfallversicherung zu Theil wird, wird es in der Regel schwer erklärlich sein, warum man nicht sofort zur staatlich geordneten Zwangsversicherung fortgeschritten ist. Mit einem einzigen Gesetze ist in Deutschland für die Krankenversicherung der Lohnarbeiter, mit einem andern für die Entschädigung bei Unfällen im gewerblichen Betriebe, mehr erreicht worden, als in England durch mehrere Menschenalter hindurch fortgesetzte Bemühungen der trefflichsten Männer aus allen Ständen und traurige Verluste der Arbeiter. Indeß würde der so nur nach dem äußern Erfolg Urtheilende eine wichtige und unschätzbare Wirkung ganz außer Augen lassen, nämlich die sittliche Schulung und Kräftigung, welche für die Arbeiter entsteht aus der Gewöhnung für entfernte Bedürfnisse und künftige Lebenslagen unter freiwilliger Aufopferung gegenwärtiger Genüsse selbständig Sorge zu tragen und gemeinsame Angelegenheiten unabhängig zu verwalten. „Ohne im Geringsten die Augen verschließen zu wollen", sagte im Jahr 1867 J. M. Ludlow, vielleicht der gründlichste Kenner der englischen Arbeiterverhältnisse in der Gegenwart, „gegen die Thatsachen der häufigen Mißverwaltung von Unterstützungsvereinen und den Ruin, den sie eben ihre Mitglieder gebracht haben, nehmen sie doch als Institutionen für associative Selbsthülfe — für vereinte Fürsorge — einen weit höhern Standpunkt ein, als staatliche Institutionen mit gleichen Zwecken; man muß noch sehn, ob die Sicherheit einer Regierungsmaschinerie ein genügendes Aequivalent bietet für die Benehmung der Luft an einer Form der Cooperation, welche darauf hinausgeht die Leute gerade durch Fehlschläge zu erziehn und welche für die große Körperschaft der ländlichen Arbeiter bis jetzt beinahe das einzige Feld bietet, auf dem sie bis zu einem gewissen Umfange die Kunst der Selbstregierung lernen können."

Noch in den letzten Tagen (15. Februar 1886) erklärte einer der Führer der Genossenschaftsbewegung, ein erprobter Kenner der englischen Arbeiterverhältnisse, Thomas Hughes, sich gegen weitere Unterstützung und Einmischung von Staatswegen mit folgenden Worten: „Mitten in der allgemeinen Niedergeschlagenheit und dem verbreiteten Mißvergnügen liest man Woche für Woche von dem beständigen und erfolgreichen Fortschritt der cooperativen Gesellschaften im Lande, von dem dauernden Wachsen ihrer Geschäfte und ihres Gewinns, von sorgfältig ausgedachten und ausgearbeiteten Bemühungen ihre Operationen auf neue Gebiete auszudehnen und die Production ebenso wie die Distribution des Vermögens in die Hände zu nehmen. Nun, dieses Gedeihen ist sehr allmählich erreicht

worden und der Verband dieser Vereine ist stark geworden, weil sie gegründet sind auf lange, geduldige, ärmlich bezahlte harte Arbeit. So ist, wenn sie bei beständigem Wachsthum endlich große Geschäfte zu erledigen haben, ein Kreis wohlgeschulter und geübter Arbeiter vorhanden, welche das gegenseitige Vertrauen und das der übrigen Vereinsmitglieder genießen, von unübertroffener Geschäftsgewandtheit und Zuverlässigkeit. Das ist unser englischer Ersatz des Staatssocialismus, eine Frucht ausschließlich freiwilliger Anstrengungen."

Darin besteht in der That bis jetzt hauptsächlich die Verschiedenheit der neuern socialpolitischen Bewegung in England und Deutschland, daß in jenem Lande die Staatsgewalt sich darauf beschränkt die wirthschaftlich Abhängigen und Schwachen gegen fremde Ausbeutung möglichst zu schützen und ihnen die Erreichung gemeinsamer Ziele durch freie Vereinsthätigkeit zu erleichtern, aber nur in sehr geringem Maße und mit der größten Vorsicht neue Aufgaben selbst übernimmt um sie durch die eigenen Beamten erfüllen zu lassen, während in unserm Lande der letztere Weg überall, wo die isolirten Kräfte des Einzelnen nicht ausreichen, mit Vorliebe betreten wird. Gewiß nehmen die Verrichtungen des Staats auch in England zu. Man bedarf zur Durchführung der erwähnten Gesetze einer ausgedehnteren Behördenorganisation und eines verstärkten Beamtenpersonals. Manche Manchestermänner klagen daher über den zunehmenden „Funktionarismus". Aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen der überwachenden Thätigkeit des Staats und der unmittelbaren Fürsorge für die Bedürfnisse der Staatsangehörigen. Die letztere ist auf wirthschaftlichem Gebiete in England in neuerer Zeit hauptsächlich erweitert worden durch die Einführung der Postsparkassen (1861), die Verstaatlichung des Telegraphenwesens (seit 1868), die Einführung der Packetpost (1881), Verbesserung der von Altersher bestehenden Rentenversicherung (1882). Außerdem tritt die Tendenz die Privatwirthschaft durch die öffentliche Verwaltung zu ersetzen — wenn auch noch in sehr bescheidenem Maße — in manchen Städten hervor, die communale Einrichtungen für Gesundheitspflege und dergl. geschaffen haben. Was ist das aber gleichzeitig gegen die Ausdehnung der Staatswirthschaft im preußischen Staate, die Verstaatlichung der Privateisenbahnen, welche allein dem Staatshaushaltsetat um etwa 70 Proc. vergrößert hat, die Ausdehnung des Reichsbankbetriebs auf neue Gebiete, das stete Wachsen des staatlichen Bergbaus und Forstbetriebs und im Vergleich zu den weitern Projekten des Branntwein- oder Tabackmonopols, der Verstaatlichung des Versicherungswesens u. s. w.!

Mit der ganzen Organisation des englischen Gemeinwesens würde eine Entwicklung der Staatswirthschaft, wie wir sie in Preußen schon be-

sitzen, geschweige denn ein Staatssocialismus, wie er bei uns von verständigen und wohlgesinnten Männern erstrebt wird, auch sehr schwer verträglich sein. Je ausgedehnter die Staatsthätigkeit, je umfangreicher die Staatswirthschaft, desto größer ist die Macht und die Verantwortlichkeit der jeweiligen Staatsregierung, desto zahlreicher die Personen, welche von ihr abhängig sind. Wir legen eine solche Macht vertrauensvoll in die Hand der Staatsregierung, weil wir seit langer Zeit gewöhnt sind in ihr den Vertreter des gemeinen Wohls gegenüber den Privatinteressen zu erblicken. Das enorme Anwachsen des Beamtenthums macht uns wenig Sorge. Officier- und Beamtenstand sind nächst der Monarchie die festesten Säulen, auf denen unser Gemeinwesen ruht, die selbständigen Gewerbtreibenden und Landwirthe empfinden die wachsende Abhängigkeit von der Staatsregierung nicht als eine drückende Last. Sie sind nicht selten gern bereit den wirthschaftlichen Einfluß derselben zu vermehren in der Ueberzeugung, derselbe werde mit Billigkeit und Gerechtigkeit gehandhabt werden. Ein hervorragender Schriftsteller hat wohl nur einer verbreiteten Stimmung Ausdruck gegeben, wenn er behauptet der einzige Weg den Gefahren der Socialdemokratie zu steuern sei, daß man die besitzlosen Klassen immer mehr, mittelbar, wie unmittelbar, in wirthschaftliche Abhängigkeit vom Staatsorganismus bringe und die Staatsregierung immer ausschließlicher zu der dem Schutz der Bedürfnisse geweihten irdischen Vorsehung erhebe*). Ganz anders in einem Lande, in welchem die Regierung nicht von einer über den Parteien stehenden monarchischen Gewalt ausgeht, sondern aus einem Parteikampf hervorgeht und nur ein Ausschuß der jedesmal regierenden Partei ist. Da ist es ganz unvermeidlich und als berechtigte Sitte anerkannt, daß die Führer der siegenden Partei, an der Spitze der Regierung angelangt, die Regierungsgewalt nicht nur zur Förderung des gemeinen Wohles ausüben, sondern auch benutzen um sich den Parteigenossen dankbar zu beweisen und die Partei zusammenzuhalten. In solchen Verhältnissen ist es von dem höchsten Werthe, wenn der Einfluß der Regierung nicht weit reicht. Denn je größer ihre Macht ist, um so ungleicher wird der Parteikampf, um so höher der Preis derselben, um so größer die Versuchung für die Minorität durch leidenschaftliche und rücksichtslose Agitation und durch beständige Reizung der verwundbarsten Theile des staatlichen Organismus das Uebergewicht der regierenden Partei auszugleichen, um so kleiner die Kreise, welche in das gefährliche Parteitreiben nicht hineingezogen werden. Die parlamentarische Regierungsform hat sich in England entwickelt unter der größten Beschränkung der Staats-

*) Der vierte Stand und der Staatssocialismus. Zur Signatur der deutschen Gegenwart von einem Nicht-Politiker, Leipzig 1884.

aufgaben. Ein Staatseisenbahnwesen, ein privatwirthschaftlicher Betrieb, wie er in Preußen besteht, vielleicht schon eine Staatsbank, wie die deutsche Reichsbank würden ihr wahrscheinlich den Todesstoß geben. Es wird sich das auch nicht mit veränderter Zusammensetzung des Parlaments ändern, denn jede Regiernng, die aus Volkswahlen hervorgeht, bildet sich in einem Parteikampfe und ist eine Parteiregierung. Nur durch die schärfste gesetzliche Begrenzung ihrer Befugnisse wird sie erträglich. Die thatsächliche Macht aber, die aus einer großen Staatswirthschaft hervorgeht, läßt sich nicht durch Gesetze und Gerichte umschränken. Für sie ist auch die Controle der parlamentarischen Versammlungen wirkungslos. Wie würde wohl die Lage eines großen Fabrikanten, oder Hüttenbesitzers in der Umgegend von Saarbrücken unter einem Parteiregiment sein? Von den Staatsbergwerken erhält er seine Kohlen, aus den Staatsforsten sein Holz, auf Staatseisenbahnen bezieht er seine Rohstoffe und versendet er seine Produkte, die Reichspost befördert seine Briefe und Packete, die Reichsbank führt seine Kasse und diskontirt seine Wechsel u. s. w. — Wie viel Mittel ihm zu schaden, ja ihn zu Grunde zu richten würde unter allen Umständen eine rücksichtslose Parteiregierung haben!

Man scheint das auch in Ländern wie England und den Vereinigten Staaten bis jetzt im Ganzen richtig zu fühlen und deshalb hat das Streben nach Ausdehnung der Staatswirthschaft auf Kosten der Privatwirthschaft, die dem deutschen Staatssocialismus eigenthümliche Tendenz, dort zur Zeit noch keinen rechten Boden. So weit man eine Vergrößerung der öffentlichen, auf dem Zwang des Gesetzes beruhenden Wirthschaft im Gegensatz zu der freien Privatwirthschaft doch nicht entbehren kann, wird man, soviel als möglich, die communalen Verbände statt des Staats eintreten lassen müssen. Denn in diesen tritt doch in der Regel der Kampf der politischen Parteien vor den gemeinsamen communalen Interessen mehr zurück. Bis jetzt aber setzt die Verfassung mancher Städte und des platten Landes, so wie das Communalsteuerwesen der Entfaltung einer großen communalen Thätigkeit auf socialem Gebiete erhebliche Hindernisse entgegen und mit Recht drängen daher manche sociale Reformer in erster Linie auf eine Verbesserung der communalen Organisationen um den communalen Verbänden eine größere Aktionsfähigkeit zu geben. Aber andererseits wird wahrscheinlich die Reform so ausfallen, daß der politische Parteikampf in die Verbände immer mehr eindringen wird. Ersatz der vom Könige ernannten Friedensrichter in der Grafschaftsverwaltung durch gewählte Magistrate, fortschreitende Demokratisirung der Wahlgesetze, Bildung permanenter Parteikomités in allen Wahlbezirken, welche alle communalen Wahlen in die Hand nehmen und machen, müssen auf die

Dauer die communalen Verbände zu Tummelplätzen des Parteikampfs machen.

Wird nun aber nicht trotzdem in Zukunft die antiindividualistische Bewegung in England weiter um sich greifen oder ist Aussicht, daß sie sich auf die Dauer innerhalb der Schranken halte, in denen sie bis jetzt zur Verwirklichung gekommen ist? Man wird daran zweifeln können, wenn man die fortschreitende Demokratisirung des ganzen Staatswesens und das Auftreten der hervorragendsten und an Einfluß rasch gewinnenden Führer der radikalen Partei in Erwägung zieht. Die Ansichten, welche diese Männer vertreten und nicht ohne Begeisterung aussprechen, könnten, wie uns scheint, sehr leicht dazu führen, daß dem englischen Staat Aufgaben aufgeladen werden, die er nach seiner ganzen Organisation zu erfüllen außer Stande ist und daß den untern Klassen von Staatswegen positive Unterstützungen gewährt werden, welche das in dem Bericht der Königlichen Armengesetzkommission von 1834 so weise bezeichnete Maß überschreiten.

„Der Staat", sagt das radikale Programm, welches zuerst im Fortnightly Review erschien und mit einer Vorrede von Herrn J. Chamberlain, dem ersten Führer der radikalen Partei, dem jetzigen Präsidenten des Local Government Board ausgestattet, während der letzten Wahlen verbreitet wurde, „hat sich zu lange zu dem Vorkämpfer der Rechte des Individuums gemacht, er muß jetzt die Rechte von Vielen, von Allen vertheidigen. Es ist klar, daß bei freiem Mitwerben die Geschicktesten (the fittest) mehr erhalten, als sie verdienen und die weniger Geschickten dem Hungertode nahe kommen." Deutlicher wird dieser an sich vielleicht unverfängliche Satz entwickelt in einer Rede, die der obengenannte Staatsmann am 28. April 1885 gehalten hat: „Als die Staatsregierung nur die Autorität der Krone und die Ansichten einer besondern Volksklasse repräsentirte, da war die Beschränkung ihrer Autorität und die Verminderung ihrer Ausgaben die erste Pflicht von Männern, welche ihre Freiheit schätzten. Aber jetzt ist das Alles verändert. Jetzt ist die Regierung der organisirte Ausdruck der Wünsche und Bedürfnisse des Volks und unter diesen Umständen wollen wir aufhören sie mit Mißtrauen zu betrachten. Mißtrauen ist das Produkt einer älteren Zeit, von Umständen, die schon lange verschwunden sind. Jetzt ist es unsere Aufgabe die Funktionen der Regierung auszudehnen und zu prüfen, in welcher Richtung ihre Thätigkeit in nützlicher Weise erweitert werden kann". Freilich übersieht er dabei, daß der Terrorismus der Majorität in Demokratieen die Freiheit der Minorität und der Einzelnen mehr einschränken kann, als in andern Regierungsformen, daß eine demo-

kratische Parteiregierung noch viel rücksichtsloser gegen ihre Gegner zu sein pflegt, als eine aristokratische, und daß Wählerschaften, in denen die besitzlosen Klassen vorwiegen, ebensogut ausschließliche Standesinteressen verfolgen können, wie Grundeigenthümer oder Fabrikanten. Ueber diese störenden Wahrheiten hilft der geeignete Gebrauch des Wortes Volk dem Volksredner leicht hinweg. Die Staatsmänner und früheren Amtsgenossen, welche es wagten die alten individualistischen Ansichten auszusprechen, behandelte er als unangenehme Erinnerungen einer vergangenen Zeit. Skelett, Rip von Winkle waren die ehrenden Epitheta, mit denen er Lord Hartington und Goschen belegte. Zu verschiedenen Malen kommt er in seinen Reden auf die Erklärung der Menschenrechte in der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten und in den französischen Verfassungen von 1791—1793 zu sprechen. Auch seiner Ansicht nach seien die Menschen mit unveräußerlichen Rechten oder, wie er sich ein anderes Mal verbessert, mit Rechtsansprüchen (claims) geboren, nämlich dem Recht auf Existenz und dem Recht auf eine schöne und vernünftige Möglichkeit dieselbe zu genießen (right to a fair and reasonable opportunity of enjoying it). Diesen Ansprüchen müsse die Autorität und Sanktion des Gesetzes zu theil werden. Auf den Einwand, daß die Verwirklichung derselben von Staatswegen unmöglich sei, erwidert er: „Wir können allen Mitgliedern des Gemeinwesens die Genüsse gewähren, welche den Hauptwerth des Daseins des gebildeten und wohl erzogenen reichen Mannes ausmachen. Wir können ihnen freie Erziehung geben — ihren Fuß setzen auf die Leiter, welche zu den Vorrathskammern des Wissens führt und durch freie Bibliotheken ihnen den Geist der Vergangenheit, alle Geschichte, alle Phantasie, alle Wissenschaft aller Zeiten eröffnen. Wir können durch Gallerien und Museen ihren Geschmack für Kunst und ihre Liebe zur Wissenschaft befriedigen. Durch Parks und Gärten können wir ihnen Gelegenheit zu unschuldiger Erholung und Erheiterung geben. Wir vermögen noch mehr zu thun. Wir können durch die Maßregeln weisen Zusammenwirkens, — welche manche Menschen communistisch nennen, mir aber nur cooperativ zu sein scheinen, — jeden armen Mannes Hütte so gesund machen wie den Palast des Reichen und warum nicht auch in ihrer Art so comfortabel und bequem wie das Haus des reichsten Bürgers u. s. w." Sieht man in dieser und andern ähnlichen Stellen von aller populären Rhetorik ab, so kann doch kein Zweifel sein, daß Chamberlain die vorher erwähnten Grenzen für die öffentliche Unterstützung, nicht mehr kennt und eine Fülle von großen und neuen, auf den ersten Blick kaum löslichen Aufgaben dem Staat zuweist. Damit entfernt er sich wesentlich von den Traditionen des englischen Staats-

wesens. Er schildert mit den ergreifendsten Zügen die Noth und das Elend in den untern Klassen und sagt Staatshülfe zu, ohne dieselbe irgend zu begrenzen. Vielleicht werden die in der Rede aufgeführten Einrichtungen die Arbeitsamkeit und Sparsamkeit der Einzelnen nicht wesentlich beeinträchtigen, aber aus der aufgestellten Grundforderung „Sicherung eines schönen und vernünftigen Daseinsgenusses" von Staatswegen, folgt doch noch sehr viel mehr. Was helfen Volksbibliotheken und Volksparks auf öffentliche Kosten, wenn nicht ein menschenwürdiger Unterhalt auch für Zeiten der Arbeitlosigkeit, der Krankheit, der Invalidität gesichert wird. „Einer von 10 befindet sich an der Grenze des Hungertodes", ruft Chamberlain in derselben Rede aus. Dem dürfe das Gemeinwesen nicht ruhig zusehn. Wenn dem so ist, so wird man mit Volksbildung und Sanitätspolizei allein solche Noth doch wahrlich nicht beseitigen. Wollte der englische Staat wirklich versuchen einem Jeden einen „vernünftigen und schönen" Daseinsgenuß zu sichern, so würde er eine Menge von andern Funktionen übernehmen müssen, die ihm bis jetzt fremd sind.

Sieht man aber von den wohl kaum hinlänglich überlegten principiellen Forderungen ab und prüft im Einzelnen, welche praktischen Vorschläge in dem „radikalen Programm", das doch größere Bedeutung hat als die Rede eines einzelnen Staatsmannes, zunächst gemacht werden, so erscheint der Staatssocialismus der Partei doch in einem viel mildern Lichte. Es sind vier Punkte, auf welchen die hervorragendsten Männer dieser Richtung die verlangte socialpolitische Reform anzusetzen vorschlagen. Es werden verlangt: 1) Freie Erziehung d. h. zunächst nur Aufhebung des Schulgelds in den Elementarschulen, 2) Erwerb von Grundeigenthum seitens der ländlichen communalen Verbände auf dem Wege der Expropriation zu einem billigen und gerechten (fair?) Preise um daraus Tagelöhnerstellen oder ganz kleine Bauergüter zu schaffen, welche die landwirthschaftlichen Arbeiter zu einem angemessenen Preise pachten oder eigenthümlich erwerben können. 3) Erwerb von gesundheitsschädlichen oder überfüllten Häusern oder Stadttheilen seitens der städtischen Gemeinden ebenfalls auf dem Wege der Expropriation um darauf gute Wohnungen für die ärmern Volksklassen herzustellen oder herstellen zu lassen und Belastung des städtischen Grundeigenthums mit den Kosten für diese Reformen. 4) Reform der Besteurung, so daß dieselbe die geringern Einkommen weniger, die höhern mehr belastet.

Mit der ersten Forderung könnten sich, nachdem einmal die allgemeine Schulpflicht eingeführt ist, auch sehr extreme Individualisten befreunden. Wenn keine bedenklichern Gesetze in letzter Zeit erlassen wären, meinte der

erste Veteran der alten Manchesterpartei, könnte man sich freuen. Es würde auch, wie bei uns, die Schulgeldfrage wohl keine principielle Frage der Socialpolitik werden, wenn nicht durch die Aufhebung des Schulgelds die Existenz einer Menge von freien kirchlichen Schulen bedroht wäre.

Die Neuschaffung eines Standes seßhafter landwirthschaftlicher Arbeiter ist ein Ziel, dessen Erreichung für England von höchstem Werthe wäre. Maßregeln um seiner Verwirklichung näher zu kommen, können bei den englischen agrarischen Verhältnissen mit einiger Aussicht auf Erfolg auch wohl nur von der öffentlichen Gewalt ergriffen werden und man wird schwerlich wohlthun jeden Versuch in dieser Richtung principiell als staatssocialistisch zu verwerfen. Das geschieht auch keineswegs von den verständigern Gegnern. Lord Salisbury selbst hat einen andern Vorschlag vorgebracht um zu jenem Ziele zu gelangen. Er meint die Güter der todten Hand, vor Allem das Kirchengut, die Pfarrhöfe sollten parcellirt und im Kleinen verkauft werden, um so kleines ländliches Grundeigenthum zu schaffen. Das ist ebenfalls Staatsintervention, nur wird die mißliche Expropriation der jetzigen privaten Grundeigenthümer vermieden. Es ist auch besonders hervorzuheben, daß die radikale Partei auf die viel erörterten staatssocialistischen Pläne eines Eigenthumserwerbs an allem Grund und Boden durch den Staat (nationalisation of land) nicht eingeht, obschon derartige Projekte bei der wachsenden Concentration des Grundeigenthums in wenigen Händen in England viel näher liegen, als in irgend einem andern Lande. Im Gegentheil die englischen Radikalen folgen offenbar den individualistischen Traditionen ihres Landes, wenn sie nicht staatliches Grundeigenthum, sondern kleine, freie und unabhängige private Grundeigenthümer schaffen wollen. „Das Ziel jeder Landreform" entgegnet das radikale Programm den Vertretern des Verstaatlichungsgedankens den Herrn George und Wallace, „muß Vermehrung der Landeigenthümer sein." Etwas Anderes ist es freilich, ob man auf dem vorgeschlagenen Wege den gewünschten Erfolg haben wird. Die agrarische Geschichte Englands im letzten Jahrhundert läßt das zweifelhaft erscheinen. Die kleinen Grundeigenthümer haben ihren Grundbesitz freiwillig verkauft und die übrig gebliebenen befinden sich meistens in recht unerfreulicher Lage. Die gegenwärtigen Staats- und Grafschaftsbehörden werden überdieß von den Wortführern der radikalen Partei für unfähig gehalten die Aufgabe zu lösen und man verweist auf noch neu zu schaffende, zur Zeit noch unbekannte Organe der Selbstverwaltung, die doch wieder bei der Schwierigkeit der Sache nur langsam werden vorgehn können. Da erscheint das ganze Unternehmen noch in so weiter, nebelhafter Ferne, daß die gegenwärtige Generation höchstens die ersten Anfänge einer Verwirk-

lichung des Plans sehn und dem Ziele „eines vernünftigen und schönen Lebensgenusses Aller“ dadurch nicht näher gebracht werden wird. Es dürfte daher auch schwerlich sich rechtfertigen lassen, daß mit den größten Verheißungen für den ganzen Arbeiterstand diese „Rückgabe des Grund und Bodens an die besitzlosen Volksklassen“ bei den letzten Wahlen vorgeführt worden ist.* Freilich hat dieß Mittel, wie es scheint, auf dem Lande seine Wirkung nicht verfehlt*).

Von großer grundsätzlicher und unmittelbarer praktischer Bedeutung ist der dritte Vorschlag. Es kommt zuletzt darauf hinaus, daß die städtische Gemeinde, die bisher fast ausschließlich negative Thätigkeit des Verbots, des Schließens und des Wegräumens schlechter Wohnungen durch eine umfangreiche positive Fürsorge für gesunde Arbeiterwohnungen ersetzen soll. Zunächst aber wird es sich doch fast nur um eine weitere Entwicklung der bisherigen Gesetzgebung in schon betretenen Bahnen handeln. Es sollen bei Erwerbung von ungesunden Häusern und Quartieren die Entschädigungen ermäßigt werden, welche bisher in ganz übertriebener Höhe an die Grund- und Hausbesitzer gezahlt worden sind, die Kosten des Verfahrens übermäßig gesteigert und deshalb seine Anwendung beschränkt haben. Es sollen ferner die dann noch verbleibenden Kosten von den städtischen Grundeigenthümern, besonders denjenigen, die durch Verbesserung der Nachbarschaft gewonnen haben, getragen werden. Die Einziehung des „unearned increment“ d. h. des nicht durch Melioration entstehenden Werthzuwachses des Grundeigenthums, wie dieselbe besonders von J. S. Mill angeregt worden ist, spielt bei diesen Erörterungen eine große Rolle. Dagegen ist es bezeichnend für die Fühlung, welche die Partei mit den verschiedenen Volksklassen besitzt oder erstrebt, daß weder in Chamberlains Reden, noch in dem „radikalen Programm“ jemals von der Verpflichtung der industriellen Arbeitgeber etwas für die Wohnungen ihrer Arbeiter zu thun die Rede ist.

Ohne principielle Bedeutung dürfte wieder der letzte Punkt sein. Die englische Einkommensteuer ist schon jetzt eine degressive Steuer, insofern die kleinen Einkommen unter 400 L. Ermäßigungen gegenüber dem allgemeinen, die höhern Klassen treffenden Steuerfuß genießen. Erwägt man die Zahl

*) Außer dem oben erwähnten Vorschlag werden in den genannten Parteischriften noch andere Mittel und Wege erörtert, auf denen man zu der agrarischen Reform gelangen könnte, aber nur als diskutabele Projekte, nicht als reife Pläne, so die Uebertragung des irischen Landgesetzes nach England, die Einführung einer progressiven Einkommensteuer für das Einkommen aus Grund und Boden, Beschränkung des Rechts testamentarisch über unbewegliches Eigenthum zu verfügen auf eine gewisse Fläche, Erhöhung der Erbschaftssteuer für Grundeigenthum, sowie dasselbe einen gewissen Umfang überschreitet. Vergl. die während des Drucks uns zugegangene Schrift: Le socialisme agraire de Mr. Chamberlain p. Raffalovich Paris 1886.

und den Betrag der ganz großen Einkommen in England, sowie die außerordentliche Höhe der überwiegend von den untern Klassen aufgebrachten Steuern auf Branntwein, Bier und Taback, so erscheint das Bestreben die Progression der Einkommensteuer zu verstärken und das fundirte Vermögen stärker zu treffen, wohl nicht unbillig. Auch von den übrigen minder wichtigen Steuerreformen, welche in Chamberlains Reden und dem radikalen Programm vorgebracht werden, kann man nicht sagen, daß sie den Respekt vor dem Eigenthum verletzen, wie ihnen das wohl vorgeworfen ist. Sie zeichnen sich vielmehr durch praktischen Sinn vortheilhaft von den Steuerprojekten aus, die von der Manchesterpartei, insbesondere der Financial Reform Association, mit ihrem blinden Hasse aller indirekten Steuern in neuerer Zeit vorgebracht sind. Nur der Wunsch das Grundeigenthum möglichst zu belasten führt ebenso im Staats- wie im Communalsteueuerwesen unseres Erachtens die radikale Partei nicht selten zu unbilligen Vorschlägen, die wir, ohne in das Detail der englischen Steuergesetze einzugehn, hier nicht darlegen können.

Es tragen daher mehr die großen Worte über die berechtigten Ansprüche der untern Klassen und die Verpflichtung und die Fähigkeit des Staats ihnen zu helfen, sowie die in weiterer Ferne gezeigten Vorschläge einen ausgesprochenen staatssocialistischen Charakter als die einzelnen Gesetzentwürfe, welche die Partei für die unmittelbare Durchführung angeregt hat. Immerhin aber ist die emphatische Entwicklung solcher allgemeiner Grundsätze, wie die oben angeführten und das Drohen mit gewaltsamen Eingriffen in die Eigenthumsrechte durch hervorragende Parteiführer und Staatsmänner von großem parlamentarischem Einfluß in England eine ganz neue Erscheinung, die bei den dortigen Verhältnissen bedeutende Folgen haben kann. In den letzten Jahrzehnten hat dort eine Verfassungsveränderung stattgefunden, wie sie in der englischen Geschichte, wenn man von der Episode der Republik und des Protektorats absieht, seit vielen Jahrhunderten nicht vorgekommen ist. Aus den handarbeitenden Klassen bestehende Wählerschaften entscheiden über den Weg, welchen Regierung und Gesetzgebung einzuschlagen haben. Sollten die wirthschaftlichen Verhältnisse längere Zeit und wiederholt einen gedrückten Charakter annehmen, so ist gewiß zu befürchten, daß die Wähler denjenigen ein geneigtes Ohr gewähren, welche die volle Macht des Staats ihren unmittelbaren wirthschaftlichen Interessen zur Verfügung stellen. Daß socialistische Bestrebungen unter denselben in letzter Zeit mehr Anklang gefunden, als man noch vor Kurzem erwarten durfte, unterliegt keinem Zweifel und da wird es gewiß nicht an Führern fehlen, welche aus diesen Stimmungen Vortheil zu ziehn suchen. Die Reden des Herrn Chamberlain sind in dieser

Beziehung ein Vorgang, der leicht Nachfolger bedenklicher Art finden könnte. Es wird auch nicht immer gelingen den natürlichen Neid der besitzlosen Klassen gegen die Vermögenden so ausschließlich auf das große Grundeigenthum zu richten, wie es jetzt die radikale Partei thut. Wenn einmal alle die Maßregeln, welche dieselbe empfiehlt, durchgeführt sein werden, so wird man bald erkennen, daß durch agrarische Reformen, besonders hohe Besteuerung des Grund und Bodens und freien Schulunterricht die versprochene Verbesserung in der Lage der Handarbeiter nicht herbeigeführt sein wird. Die einmal geweckte Ueberzeugung aber, daß der Staat so große Dinge thun kann, wird so leicht nicht wieder verschwinden. Die Gefahr dürfte dann sehr viel größer sein, als in manchen continentalen Staaten, in denen ähnliche Stimmungen vorherrschen, weil aus den oben angeführten Gründen der englische Staat nach seiner innern Organisation in den socialen Angelegenheiten viel weniger zu leisten im Stande ist als jene. Wir können in Deutschland mit unserm Beamtenthum, unserer Behördenorganisation und unsern communalen Einrichtungen, sowie vor Allem mit unserer über den Parteien stehenden monarchischen Gewalt socialpolitische Experimente wagen, die England sehr schlecht vertragen würde.

Von zwei Seiten aber gehn mächtige Gegenwirkungen aus, welche gegen eine Verwirklichung dieser Befürchtungen streiten. Erstens wird die geschichtlich gewordene und seit Jahrhunderten befestigte Art und Gesinnung des englischen Volks einem entschiedenen Verlassen der bisherigen Bahnen einen großen und zähen Widerstand entgegensetzen. Gewisse Grundzüge des gesellschaftlichen Lebens der Völker erhalten sich auch bei großen Verfassungsänderungen. Nur sehr langsam und allmählich ändert sich die innere Natur eines Staats. Deshalb werden die Folgen der Wahlgesetze von 1867 und 1885 erst nach Generationen in vollem Maße in die Wirklichkeit treten. Dazu kommt die Rückwirkung, welche die englischen Colonieen, die Vereinigten Staaten eingeschlossen, auf das Mutterland ausüben. Sie wird, glaube ich, in Deutschland nicht immer voll gewürdigt. Die Demokratisirung Englands ist zum größten Theil auf sie zurückzuführen. So lange aber in den fremden Welttheilen, welche die englische und angloamerikanische Race innehaben, die Natur noch freie Ausdehnung der wirthschaftlichen Thätigkeit gestattet, werden diese Gemeinwesen ihren individualistischen Charakter schwerlich verlieren.

Bonn, Anfang März 1886.

Die Dotation unserer Landschulen, speciell in der Provinz Schlesien.

Von

Graf Pilati.

Schon in der letzten Legislaturperiode der preußischen Kammern sind die Verhältnisse unserer Landschulen mehrfach Gegenstand der Erörterung gewesen. Wir haben zwei Gesetze erhalten, die sich mit denselben beschäftigen — das Lehrerpensionsgesetz, welches als ein werthvoller Schritt vorwärts zu betrachten ist, wenn es auch nur einen kleinen Theil der bestehenden mißlichen Zustände beseitigt, und die sogenannte lex Huene, welche freilich die Schule nur streift. In diesem letzteren Gesetz ist den Kreisen unter gewissen Voraussetzungen die Befugniß gegeben, einen Theil der aus den neuen Getreide- und Viehzöllen zu erwartenden und den Kreisen zu überweisenden Einnahmen zur Erleichterung der Schullasten zu verwenden. Es wird sich später zeigen, daß die hier in Aussicht genommene Verwendung in der Praxis wohl kaum zur Ausführung gelangen dürfte. Endlich waren die Schulverhältnisse der Gegenstand einer von Bewohnern der Grafschaft Glatz an das Herrenhaus gerichteten Petition. Diese respective der bezügliche Antrag der Petitionscommission ging dahin, einmal die ungerechte Vertheilung der Schullasten zu beseitigen, und dann, die Angelegenheit der Schuldotationen provinziell zu regeln und die Provinz als Communalverband zum Träger der gesammten Schullasten zu machen. So gerechtfertigt das erste Petitum erscheint, ebenso große Bedenken sind, wie wir ebenfalls weiter unten sehen werden, der zweiten Forderung entgegen zu halten.

Die vorstehend angeführten Thatsachen berechtigen zu der Erwartung, daß die Schuldotationsfrage das allgemeine Interesse auch für die Folge in Anspruch nehmen wird, sie legen es nahe, die Verhältnisse der Landschulen, speciell der Provinz Schlesien, von wo die bezüglichen Klagen am Lautesten ergehen, von Neuem einer breiteren Betrachtung zu unter-

ziehen. Und zwar ſoll es mir darauf ankommen, die Verhältniſſe, wie ſie thatſächlich und rechtlich liegen, zu ſchildern, die ſich ergebenden Mißſtände hervorzuheben und endlich beſtimmte Vorſchläge zur Löſung der ſchwebenden Frage zu machen.

Bis zur Mitte der ſiebziger Jahre galt für die Aufbringung des Lehrergehalts bei den ſchleſiſchen Landſchulen Folgendes als Regel. Bei den katholiſchen Schulen tragen die Dominien des Schulbezirks $^1/_3$ des Baargehalts und Holzdeputats bei, während $^2/_3$ von der Gemeinde geleiſtet werden; die anderen Naturalien werden zwiſchen den Dominien und Gemeindemitgliedern im Verhältniß der Ertragsfähigkeit der Ackerländereien repartirt. Daſſelbe galt bei den evangeliſchen Schulen, wo der Domänenfiscus Gutsherrſchaft iſt (Cab.-Ord. v. 5. 12. 1816). Bei den anderen evangeliſchen Schulen kam die gleiche Vertheilung zur Anwendung mit der Maßgabe, daß anſtatt eines Drittels des Baargehalts und Holzdeputats von den Dominien nur ein Viertel geleiſtet wird. Es beruht dieſe Art der Vertheilung, wie ja bekannt, auf dem noch genauere Beſtimmungen enthaltenden katholiſchen Schulreglement für die Provinz Schleſien und die Grafſchaft Glatz vom 18. Mai 1801 und auf dem Landtagsabſchied vom 22. Februar 1829. —

Sieht man ſich jedoch die Einkommensnachweiſungen der einzelnen Landſchulen oder die Genußzettel der Lehrer an, ſo findet man die allergrößte Mannigfaltigkeit ſelbſt in ein und demſelben Kreiſe, ſo daß ein Princip bei der Vertheilung der Laſten oft gar nicht herauszufinden iſt. Abgeſehen von dem in der Mehrzahl der Schulen zur Hebung gelangenden Schulgelde wird das Baargehalt in der verſchiedenſten Weiſe aufgebracht, bald in beſtimmten Quoten von den einzelnen politiſchen Gemeinden, bald von ſämmtlichen zur Schule gehörenden Hausvätern nach dem Maßſtabe der directen Staatsſteuern, bald nach Poſſeſſionen, ſo daß jeder Wirth, wie es das katholiſche Schulregelement vorſchreibt, gleich viel bezahlt. Ebenſo willkürlich normirt erſcheinen die Beiträge der Dominien. Bald zahlen ſie relativ viel, bald nur eine Kleinigkeit, und zwar bald das eine Dominium Alles und die anderen Nichts, bald in einer Weiſe repartirt, für welche ſich, wie geſagt, eine Regel nicht ermitteln läßt. Nicht anders ſteht es mit dem Brennmaterial und mit den ſonſtigen Naturalien.

Zum Theil mag dieſe Verſchiedenheit darauf beruhen, daß das katholiſche Schulreglement ſelbſt im § 18 beſtimmt, daß es bei der bisherigen obſervanzmäßigen Aufbringung der Emolumente zwiſchen Herrſchaften und Gemeinen verbleibe, und die Vertheilungsvorſchriften des Reglements erſt dann Platz greifen, wenn „der Lehrer verbeſſert wird“. Allein die Urſache iſt noch eine andere, denn auch bei den erſt nach 1801

gegründeten Schulen finden sich dieselben Verschiedenheiten, findet sich der gleiche Mangel eines festen Princips. Und zwar liegt diese Ursache in der Art und Weise, wie bei Errichtung neuer Schulen und neuer Lehrerstellen und bei der Aufbesserung der bisherigen Stellen verfahren wurde. Der Landrath berief die Interessenten — gewöhnlich die Vorsteher der politischen Gemeinden und einige von denselben oder den Hausvätern der betreffenden Confession gewählte Deputirte, die Mitglieder des Schulvorstandes und die einzelnen Dominialbesitzer — zu einer Versammlung, um mit ihnen wegen Aufbringung der erforderlichen Mittel zu verhandeln. Die Legitimation der Erschienenen wurde einer strengen Prüfung regelmäßig nicht unterzogen. Natürlich war die Ansicht der Einzelnen über ihre Beitragspflicht eine sehr verschiedene, ebenso ihre Opferwilligkeit und ihr Interesse an der Verbesserung der Schulverhältnisse. Diese Verschiedenheit kam in der aufgenommenen Verhandlung zum Ausdruck, deren Beschlüsse von der Aufsichtsbehörde acceptirt wurden, wenn nur die erforderlichen Mittel dadurch gedeckt schienen. Waren die Mittel nur theilweise gedeckt, obgleich die Interessenten für leistungsfähig erachtet wurden, so wurde die Aufbringung des Restbetrages von der Königlichen Regierung verfügt und hierbei häufig oder sogar regelmäßig dem Landrath überlassen, den Repartitionsmodus festzustellen. Diese Feststellungen aber fielen wiederum sehr mannigfach aus. Und wie konnte es anders sein, da es bestimmte Grundsätze, wann und wie die Bestimmungen des Schulreglements und des Landtagsabschiedes neben den Bestimmungen des Landrechts oder vorhandenen Observanzen zur Anwendung zu bringen, nicht gab, da die Rechtsauslegung der Bezirksregierungen wie der Landrathsämter zugleich mit den Beamten wechselte. Dazu kam, daß man sich über die Schulverfassung selbst, d. h. darüber, wer der Träger des Schulinstituts sei, ob eine politische Gemeinde resp. ein Verband von politischen Gemeinden und Gutsbezirken, oder eine besondere Societät, nicht recht im Klaren war. Während das katholische Schulreglement das Erstere anzunehmen scheint, weisen die wenigen Bestimmungen des Landrechts in Titel 12 Theil II unzweifelhaft auf die zweite Alternative hin.

Um die Mitte der siebziger Jahre kam in gewissem Sinne eine Wendung in die Verhältnisse, nicht etwa durch die Gesetzgebung, sondern durch die Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts in Berlin. Die trefflichen und eingehenden Erörterungen und Untersuchungen jenes höchsten Gerichtshofes, seine Autorität als letzte Instanz haben manche Zweifel gelöst und Klarheit über die Rechtsgültigkeit und Anwendbarkeit der vorhandenen Normen gebracht.

Natürlich konnte damit eine wirkliche Aenderung und Besserung der

Beſtimmungen nicht Platz, die Dominien können als ſolche nicht herangezogen werden, und die neue Anſtalt wird lediglich nach den landrechtlichen Vorſchriften zu dotiren ſein (Entſch. des Oberverw.-Ger. Bd. III S. 123).

Für die Dotirung der evangeliſchen Schulen ſind die maßgebenden Beſtimmungen ebenfalls im katholiſchen Schulregelement und dann im Titel 12 Theil II des Allgemeinen Landrecht zu ſuchen. Gleichwohl liegen die Verhältniſſe inſofern anders, als die landrechtlichen Beſtimmungen hier weit öfter zur Anwendung kommen. Dem Landtagsabſchied vom 22. Febr. 1829 iſt geſetzliche Kraft nicht beizumeſſen, ſo daß er auf die rechtliche Lage der Dotationsverhältniſſe ohne Einfluß iſt. Das Princip des Landrechts iſt folgendes: Alle wirthſchaftlich ſelbſtſtändigen Perſonen, welche innerhalb des Schulbezirks wohnen und der Confeſſion der betreffenden Schule angehören, oder, wenn ſie andersgläubig, gleichwohl zu der Schule gewieſen ſind, bilden als Hausväter die Schulſocietät. Sie haben die Lehrerbeſoldungen nach Maßgabe ihrer Beſitzungen und Nahrungen, d. i. im Verhältniß der directen Staatsſteuern aufzubringen. Der Societät gegenüber ſteht nur der Gutsherr des Schulortes, welcher zur Beſoldung Nichts beiträgt. Die übrigen Dominialbeſitzer des Schulbezirks ſind gerade ſo Hausväter, gehören gerade ſo zur Schulgemeinde und ſind gerade ſo beitragspflichtig wie die Dorfbewohner, vorausgeſetzt, daß ſie im Schulbezirk wohnen. Wer dagegen nicht im Schulbezirk wohnt, gehört nicht zur Schule, und zahlt Nichts zu ihrer Unterhaltung, mag er auch im Schulbezirk Grundeigenthum beſitzen. So einfach dieſes Princip iſt, ſo verwickelt iſt doch wieder die Löſung der Frage, wann es Platz greift, und wann andererſeits auch auf evangeliſche Schulen die Beſtimmungen des katholiſchen Schulreglements zur Anwendung kommen. Da das letztere, wie ſchon aus ſeiner Einleitung erſichtlich, nur für katholiſche Schulen und für Dörfer gemiſchter Religion erlaſſen iſt, ſo folgt daraus, daß für die evangeliſchen Schulen in ganz evangeliſchen Ortſchaften die Beſtimmungen des Landrechts gelten. In Dörfern gemiſchter Religion — und das ſind nach § 5 des katholiſchen Schulreglements diejenigen, in denen bei Erlaß des Reglements mehr als der ſechſte Theil der Stellenbeſitzer der anderen Religionspartei angehörte — kommt es zunächſt darauf an, ob die Schule ſchon 1801 beſtanden. Iſt dies der Fall, ſo gilt alles das, was oben von der Dotirung der katholiſchen Schulen geſagt iſt. Es bleibt alſo zunächſt bei der damals geltenden Obſervanz. Bei Verbeſſerungen und Errichtung neuer Stellen werden die Dominien als ſolche mit den angegebenen Theilen herangezogen. Hatte alſo das Schuldorf 1801 über 50 Beſitzungen, ſo haben die Dominien auch hier, d. h. beiden evangeliſchen Schulen $^1/_2$ des Baargehalts ꝛc. zu leiſten. Hatte das Dorf 1801

reglement geht zwar, wie ſchon oben erwähnt, davon aus, daß die Schule eine Communalanſtalt iſt, die von allen Gemeindegliedern, katholiſchen und evangeliſchen gemeinſam zu benützen ſei. Da indeſſen faſt überall in Schleſien, wo eine gemiſchte Bevölkerung vorhanden, mit der Zeit für beide Confeſſionen beſondere Schulanſtalten errichtet worden ſind, wenn auch nicht immer an demſelben Orte, ſo hat die Praxis mit jenem Princip des Schulreglements vielfach gebrochen, und auch die katholiſchen Schulen nähern ſich zum großen Theil ihrer Organiſation nach trotz der Geltung des Schulreglements dem Societätsprincip des Landrechts, das wir weiter unten erörtern werden. Es muß ja auch zu erheblichen Unzuträglichkeiten führen, wenn die eine öffentliche Schule von der politiſchen Gemeinde getragen und unterhalten werden ſoll und die andere von einer beſonderen aus einem Theil der Gemeindeglieder und fremden Perſonen beſtehenden Societät. Die rechtliche Möglichkeit, daß ſich die Verhältniſſe in dieſer Weiſe entwickeln konnten, liegt darin, daß die Beſtimmungen des Schulreglements wegen Vertheilung der Beiträge keineswegs als in der Art bindend zu erachten ſind, daß ſie nicht durch übereinſtimmende Beſchlüſſe der Betheiligten mit Genehmigung der Aufſichtsbehörde abgeändert werden können. Solche von der Regierung beſtätigte Beſchlüſſe, die alsdann einen Theil der Schulverfaſſung bilden, ſind nun vielfach herbeigeführt worden, um die Art der Aufbringung der Schullaſten einigermaßen mit den modernen Verhältniſſen, wo Wohnſitz, Beſitz und Eigenthum einem ſchnelleren Wechſel unterworfen ſind, in Einklang zu bringen.

Auf dieſe Weiſe hat man hie und da, ohne die Leiſtungen der Dominien zu berühren, die ja nach dem katholiſchen Schulreglement ſelbſtſtändig daſtehen, die Aufbringung der Schullaſten nach dem Maßſtabe der directen Staatsſteuern eingeführt, unter gleichzeitiger Abgeltung der Naturalien in baarem Gelde.

Das Verhältniß geſtaltet ſich dann ſo, daß die katholiſchen Bewohner der zur Schule gehörigen Gemeinden ausſchließlich der Gutsbezirke eine Societät bilden, die die Beitragspflicht ihrer Mitglieder für ſich geregelt hat, während die Dominialbeſitzer des Schulbezirks ihre Beiträge nach dem katholiſchen Schulreglement leiſten. Die ſonſtigen Bewohner der Dominien haben abgeſehen von dem etwa eingeführten Schulgeld nichts zu entrichten. Man wird annehmen müſſen, daß das katholiſche Schulreglement auch für die Dotation einer neu errichteten reſp. nach 1801 errichteten katholiſchen Schule maßgebend iſt. Dies trifft jedoch nicht zu, wenn an dem betreffenden Orte bereits eine evangeliſche Schule beſtand. In dieſem Falle greifen gemäß § 22 des Reglements ſeine für die katholiſchen Gemeindeſchulen bezüglich der Aufbringung des Lehrergehaltes gegebenen

oder über die Höhe des Gehaltes in keiner Weise zu befinden, sondern nur die Verpflichtung ein Drittel der erforderlichen Summe mit 2100 Mk. jährlich zu entrichten. Solche und ähnliche Fälle sind thatsächlich vorhanden und stehen mit den gesetzlichen Bestimmungen in vollem Einklang. Dabei giebt es Dominien, welche nur noch dem Namen nach bestehen, welche keinen Hektar Land mehr besitzen, und deren Inhaber — denn von Eigenthümern kann man nicht sprechen — gleichwohl mit dem Dominialdrittel herangezogen werden. Andere Dominialbesitzer tragen zu den Lasten der einen Schule als Hausväter bei, während sie zur Schule des Nachbarortes noch ihr Dominialdrittel leisten müssen. Wieder Andere gehen ganz frei aus, weil die betreffende nach dem Landrecht dotirte Schule zufällig in ihrem Dorfe errichtet worden, und ihnen so die Eigenschaft des Gutsherrn zukommt. Ein weiterer Uebelstand besteht in der Rechtsunsicherheit, welche bei der Landbevölkerung und besonders auch bei denjenigen Verwaltungsorganen herrscht, welchen die unmittelbare Leitung der äußeren Schulverhältnisse übertragen ist. Diese, die Schulvorstände, bestehend aus dem Gutsherrn, dem Lokalschulinspector als eigentlichem Leiter und einigen von diesen beiden gewählten Hausvätern, haben für die Erhaltung des Schulinstituts speciell für die Erhebung der Schullasten zu sorgen; sie sind für die Richtigkeit und Gesetzlichkeit der von ihnen getroffenen Anordnungen verantwortlich. Ja, der Schulvorstand hat nach dem neuen Competenzgesetz sogar in erster Instanz über Beschwerden der Schulunterhaltungspflichtigen wegen ihrer Heranziehung zu den Schullasten zu entscheiden. Dabei ist ihm, da seine Mitglieder in der Regel weder Rechts- noch Verwaltungskunde studirt haben, die gesetzliche Grundlage, welche über die Beitragspflicht entscheidet, und nach welcher die Lasten und Steuern zu repartiren, eine terra incognita. Es sind mir Fälle bekannt, wo lange Jahre hindurch ein erheblicher Theil der Schullasten von Solchen aufgebracht wurde, die überhaupt nicht beitragspflichtig waren, und wo als die Nichtverpflichtung durch Richterspruch festgestellt wurde, schleunigst die Regierung mit Staatsmitteln eintreten mußte, wenn nicht das ganze Schulsystem in die Brüche gehen sollte. In einem anderen Falle, wo es sich um Rückforderung von Schulbeiträgen handelte, waren durch die Proceßführung des Schulvorstandes, der natürlich annahm, daß die langjährig geübte Aufbringungsweise den gesetzlichen Bestimmungen entsprechen müsse, so hohe Kosten entstanden, daß die arme Schulgemeinde, welche den Proceß verlieren mußte, dieselben nur mit der größten Noth bestreiten konnte.

Ehe wir nun zu der Frage kommen, wie den geschilderten Uebelständen abzuhelfen, möchte ich bemerken, daß meines Erachtens jedes Schul-

weniger als 50 Besitzungen, so wird sich der Dominialantheil in baarem Gelde und Holz bei neuen Leistungen für die evangelische Schule allein auf $^1/_6$ ermäßigen, falls schon 1801 neben der evangelischen eine katholische Schule bestand. Ist die evangelische Schule erst nach 1801 errichtet worden, so werden die landrechtlichen Bestimmungen maßgebend sein, da das katholische Schulreglement nur diejenigen evangelischen Schulen berührt, die bei Publication desselben schon vorhanden waren.

Es ist ferner zu bemerken, daß in manchen, besonders größeren Ortschaften die Schulverfassung dadurch eine weitere Umbildung erfahren hat, daß die politische Gemeinde die sämmtlichen Schullasten auf ihren Etat übernommen. Um diese Einrichtung ohne Schwierigkeiten treffen zu können, ist es nothwendig, daß, wenn die Bevölkerung eine religiös gemischte, für beide Confessionen Schulen am Orte vorhanden sind. Auch müssen dann mit den etwa noch eingeschulten Gutsbezirken oder anderen Gemeindebezirken besondere statutarische Vereinbarungen wegen deren Beitragsleistung getroffen werden. Der noch zu erwähnende Umstand, daß bei evangelischen wie bei katholischen Schulen mit dem Lehreramt häufig noch ein Kirchenamt (das des Küsters oder Cantors) organisch verbunden ist, trägt natürlich nicht zur Klärung der Verhältnisse bei, wenn auch zugegeben wird, daß sich in den meisten Fällen eine Sonderung der kirchenamtlichen Bezüge bewirken läßt, sei es, daß in der Vocation ausdrücklich ausgesprochen ist, was der Stelleninhaber als Lehrer und was er als Kirchendiener erhält, sei es, daß es aus der Art der Bezüge hervorgeht.

Aus dem Angeführten ist wohl zur Genüge ersichtlich, wie verwickelt die Verhältnisse, speciell in Schlesien, in thatsächlicher und rechtlicher Beziehung liegen, und daß in vielen Fällen die Vertheilung der Schullasten, ja die Beitragspflicht überhaupt — ich möchte sagen — von reinen Zufälligkeiten abhängt. Auch führt der gegenwärtige Rechtszustand, wie dies ja in den Kammerverhandlungen mehrfach dargelegt worden, zu den erheblichsten Unbilligkeiten und Willkürlichkeiten. Um nur eines Beispiels zu erwähnen, setze ich den Fall, daß in einem Dorfe, wo der Dominialbesitzer nach dem katholischen Schulreglement ein Drittel des Baargehalts des Lehrers beizutragen hat, durch Errichtung von großen industriellen Unternehmungen eine zahlreiche Arbeiterbevölkerung wohnhaft geworden, und daß anstatt des bisherigen *einen* Lehrers für dieselbe Schule die Anstellung von *acht* Lehrern nothwendig wird, deren Besoldung die Regierung auf durchschnittlich je 900 Mark Baargehalt festsetzt. Es sind dann gegen früher 6300 Mark mehr aufzubringen. Der Dominialbesitzer kann weder die Errichtung der industriellen Anlagen noch den Zuzug der Bevölkerung hindern, er hat über die Nothwendigkeit der Lehreranstellung

vinzen in Zusammenhang stehen, kann meines Wissens nur in sehr beschränktem Maße gesprochen werden. Daß die Verhältnisse nicht überall gleich liegen, ist richtig; indessen finden sich gerade, wie wir gesehen, die größten Verschiedenheiten innerhalb derselben Provinz bei uns in Schlesien. Es würde also, wenn die bestehenden Verhältnisse berücksichtigt werden sollen, auch mit einer provinziellen Regelung Nichts geschafft werden. Allein wir haben ja gesehen, daß die bestehenden Verhältnisse so unerquickliche sind, daß wir in der That keinen Anlaß haben, uns an dieselben anzulehnen, vielmehr froh sein werden, wenn auch ihre letzten Spuren verwischt sind. Es ist gewiß, daß bei uns in Schlesien der Mißstand am größesten ist, allein auch andere Provinzen dürften eine Neuregelung der Verhältnisse vertragen, und beispielsweise würde man die Beseitigung der preußischen Schulordnung vom 11. December 1845 ebenfalls kaum zu bedauern brauchen. Ich halte daher auch die Worte Stahls, wenn er von dem „Monstrum eines allgemeinen Schulgesetzes für das ganze Land" spricht, für keineswegs gerechtfertigt.

Noch weniger dürfte sich die Provinz zum Träger der Schullasten eignen. Dieselbe umfaßt allerdings ein so großes Gebiet, daß die Gleichmäßigkeit in der Vertheilung der Lasten vortrefflich zu erreichen wäre und die Fluctuationen der Bevölkerung auf die Leistungsfähigkeit ohne jeden Einfluß blieben; und wenn es sich lediglich um das Zahlen der Schulabgaben handelte, könnte man sich mit dem Gedanken wohl befreunden. Allein wer die Lasten für die Schulen tragen soll, dem muß auch zum Wenigsten eine Mitwirkung bei ihrer äußeren Organisation und Leitung eingeräumt werden. Der Provinz wäre damit ein ganz neuer Verwaltungszweig zugewiesen, sie müßte sich durch ihre Organe über die Bedürfnisse der einzelnen Landschulen, deren es beispielsweise in Schlesien nach meiner Schätzung wenigstens 3000 geben dürfte, informiren und mit den betreffenden Orts- und Kreisbehörden in stetem Connex bleiben. Hierzu wäre aber, auch wenn auf eine nur irgend genauere Kenntniß der speciellen Verhältnisse verzichtet wird, eine nicht geringe Zahl neuer Provinzialbeamten erforderlich. Dabei wird man dem Staate nicht zumuthen, daß er die Aufsicht über die Schulen und ihre gesammte Verwaltung aus der Hand giebt. Es würden also die staatlichen Beamten bleiben, aber die Provinzialbeamten hinzukommen, und der ganze Verwaltungsapparat nicht an Klarheit, wohl aber an Complicirtheit und Kostspieligkeit gewinnen.

Was endlich den für die Schullasten vorgeschlagenen Maßstab der letzigen Provinzialabgaben anlangt, so halte ich auch den nicht für angemessen, weil dann wiederum der Grundbesitz durch die Heranziehung der

dotationsgeſetz, welches mit dem jetzigen Wirrwarr aufräumt und klare feſte Regeln aufſtellt, — mag es an ſich auch noch ſo ſchlecht ſein — nur eine Beſſerung der Verhältniſſe herbeiführen kann. Daß eine alle Theile befriedigende Löſung der Dotationsfrage, wenn überhaupt möglich, jedenfalls mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden iſt, und vielleicht nur erreicht werden kann, wenn der Staat die ſämmtlichen Schullaſten auf ſeine Schultern nimmt, mag zugegeben werden. In dieſem Sinne ſpricht ſich der Cultusminiſter H. v. Goßler im Abgeordnetenhauſe am 1. März 1883 aus, wenn er ſagt:

> „Es iſt eine alte Erfahrung, daß ſolange ſolche Fragen noch in der theoretiſchen Vorbereitung ſich befinden, nur diejenigen klagen, die heute ſich mit größerem oder geringerem Recht bedrückt fühlen; daß aber in dem Augenblick, wo eine Verſchiebung der Laſt eintritt, diejenigen ſich noch viel mehr beſchwert fühlen, welche mit neuen Laſten beſchwert worden ſind. — Aus dieſem Geſichtspunkte würde es für die Unterrichtsverwaltung ſehr viel leichter ſein, wenn es bei der Verſchiebung der Laſten möglich wäre, die Laſten im Ganzen zu erleichtern. Auf dieſe Weiſe würden nicht allein die bisher gedrückten glücklich gemacht werden, ſondern auch diejenigen, welche bisher ſich gewiſſer Freiheiten erfreut haben, künftig nicht allein nicht ſtärker belaſtet, ſondern vielleicht auch noch erleichtert werden können."

Allein wenn die Königliche Staatsregierung die hierzu erforderlichen Mittel, wie ſie ſeit lange vergeblich hofft, aus den indirecten Reichsſteuern nicht erhält, ſo darf dies dennoch kein Grund ſein, die ganze Angelegenheit vorläufig ruhen zu laſſen. Es ſollte vielmehr geholfen werden, auch ohne daß eine Verminderung der Laſten eintritt, und zwar durch eine anderweite gleichmäßige Vertheilung, womit eine gründliche Beſeitigung der jetzigen Mißſtände ſich von ſelbſt verbinden würde.

Ich habe bereits erwähnt, daß die in der verfloſſenen Legislaturperiode im Herrenhauſe verhandelte Petition reſp. der ſich daran knüpfende Antrag mit einem poſitiven Vorſchlage hervortritt, nämlich mit dem, die Schulverhältniſſe provinziell zu regeln, den Provinzialverband zum Träger der Schullaſten zu machen und die erforderlichen Abgaben demgemäß als Provinzialabgaben nach dem jetzigen Maßſtabe dieſer zu erheben. Ich halte dieſe poſitiven Vorſchläge nicht für glücklich. Zunächſt ſehe ich keinen Grund, weshalb die Dotationsverhältniſſe der Landſchulen nicht durch ein Geſetz für die ganze Monarchie geregelt werden ſollen. Von einer Entwickelung der Verhältniſſe nach provinziellen Eigenthümlichkeiten, von bewährten Schuleinrichtungen, die mit dem Charakter der einzelnen Pro-

würden eine Menge präſtationsunfähiger Schulverbände erhalten bleiben, und viele ärmere Gemeinden, denen eine Entlaſtung dringend Noth thut, würden vergeblich darauf warten. —

Ehe ich meinen Vorſchlag darlege, muß ich darauf zurückkommen, daß das Geſetz vom 14. Mai 1885 (lex Huene) den Kreiſen geſtattet, die ihnen daſelbſt überwieſenen Geldbeträge eventuell zur Beſtreitung von Schullaſten zu verwenden. Wenn ich oben bemerkte, daß eine derartige Verwendung wohl ſchwerlich zur Ausführung gelangen wird, ſo liegt der Grund darin, daß die Mittel zur gänzlichen Beſtreitung der Schullaſten — ganz abgeſehen von den Schulen der Städte, die doch auch antheilsberechtigt ſind — ſelbſtverſtändlich nicht ausreichen, eine partielle Beſtreitung aber zu den größten Unbilligkeiten führen muß. Die gegenwärtige Aufbringungsweiſe der Schullaſten iſt auch bei den Schulen deſſelben Kreiſes eine ſo verſchiedene und ſyſtemloſe, daß die Kreisvertretung einen Maßſtab für ihre Beihilfen oder partiellen Leiſtungen nicht wird finden können. Wollte ſie beiſpielsweiſe das geſammte Schulgeld übernehmen, ſo würden die Schulen, bei denen kein Schulgeld eingeführt iſt, — und deren giebt es in jedem Kreiſe — verkürzt werden, abgeſehen davon daß das Schulgeld ſelbſt nicht überall dieſelbe Höhe hat. — Gleichwohl möchte ich jenen Gedanken der Kreishilfe adoptiren, nur geht mein Vorſchlag dahin, den Kreisverband zum Träger der geſammten Landſchullaſten zu machen, und da hierzu die durch das Verwendungsgeſetz vom 14. Mai 1885 in Ausſicht geſtellten Mittel nicht ausreichen, ſo ſoll der Kreis die erforderlichen Beträge als Kreisabgaben erheben. Die Städte ſind zunächſt vollſtändig auszuſchließen, d. h. ſie ſollen ihre bewährten Schuleinrichtungen, bei denen ja allgemein das communale Princip ſtreng durchgeführt iſt, behalten, in der bisherigen Weiſe unterhalten und dementſprechend von den Kreisbeiträgen für die Schulen befreit ſein. Ob es ſich empfiehlt, die großen ländlichen Ortſchaften, die bezüglich der Schulen auf einem ähnlichen Grade der Entwickelung ſtehen, wie die Städte, auf ihren Antrag ebenfalls aus dem Kreisverbande auszuſcheiden, mag dahingeſtellt bleiben. Als Vorbedingung wäre jedenfalls an einer Minimalbevölkerungszahl und der Einführung reiner Communalſchulen feſtzuhalten. Im Uebrigen würden die ländlichen Schulſtellen alle bisherigen Emolumente aus dem Schulvermögen, ſowie diejenigen, die aus der Verbindung mit Kirchenämtern erwachſen, fortbeziehen, und erſt der hierdurch nicht gedeckte Betrag würde vom Kreiſe bezahlt werden. Eine Löſung des Kirchenamtes vom Schulamt würde alſo keineswegs eintreten. Ebenſowenig halte ich es für wünſchenswerth, um das gleich hier anzuführen, an dem confeſſionellen Charakter der Volksſchulen zu rütteln. Der Kreis würde

Grund und Gebäudeſteuer mit dem Löwenantheil der Laſten bedacht wird. In dem bezüglichen Bericht der Petitionscommiſſion des Herrenhauſes wird ganz zutreffend die Ueberlaſtung des Grundbeſitzes behauptet und hervorgehoben, daß gerade von dem Schulunterricht das Capital, Handel und Induſtrie weit eher einen unmittelbaren Nutzen ziehen, als der Grundbeſitz, allein die richtigen Conſequenzen ſind nicht gezogen. Sie führen meines Erachtens dahin, daß man für die Schullaſten nur die Steuern vom wirklichen Einkommen, alſo die Klaſſen- und Einkommenſteuer als Maßſtab zur Anwendung bringen kann. —

Wir haben bereits erörtert, daß in vielen größeren Landgemeinden die Schullaſten auf den Etat der politiſchen Gemeinde übernommen ſind, und ſo wäre gewiß der nächſtliegende Gedanke der, dieſes Princip, das ja auch verſchiedenen Provinzialſchulordnungen zu Grunde liegt, conſequent zur Durchführung zu bringen. Indeſſen auch hiergegen ſprechen ſchwerwiegende Bedenken.

Zunächſt führt die Einfügung der Dominien, die ich keineswegs freilaſſen will, zu Schwierigkeiten, da ſie in communaler Beziehnng von den Gemeinden unabhängig ſind. Man könnte einwenden, daß eben die Selbſtſtändigkeit der Dominien zu beſeitigen und dieſelben durch eine neue Landgemeindeordnung mit den Gemeinden zu vereinigen ſind. Ob es hierzu im Lauf der Zeiten kommen wird, mag dahingeſtellt bleiben, aber daß eine ſolche Umwälzung ſich nicht von heut auf morgen bewirken läßt, liegt auf der Hand. Der Großgrundbeſitz wird die ihm noch bewahrte Selbſtſtändigkeit — und wer kann ihm das verdenken — gewiß mit aller Kraft feſtzuhalten ſuchen, und die qu. Umgeſtaltung wird, wenn überhaupt, niemals ohne ſchwere und langwierige Kämpfe zur Ausführung gelangen. Wenn wir alſo mit der Neuordnung der Dotationsverhältniſſe der Landſchulen auf die neue Gemeindeordnung warten ſollen, ſind wir übel berathen. Aber ſelbſt abgeſehen von den durch die Dominien erwachſenden Schwierigkeiten ſpricht noch Manches gegen jene Einrichtung. Die Sache ließe ſich wohl durchführen, wenn jedes Dorf ſeine Schulen hätte, allein zu der Mehrzahl der Landſchulen gehören mehrere Ortſchaften, und es würde alſo zur Regelung der Beitragspflicht immer eines beſonderen Statuts bedürfen. Nun aber haben die evangeliſchen und katholiſchen Schulen bei der vielfach gemiſchten Bevölkerung oft ganz verſchiedene Bezirke. Ich weiß Fälle, wo zur evangeliſchen Schule eines Ortes 12 und zur katholiſchen 13, und zwar zum Theil andere Ortſchaften eingeſchult ſind, ſo daß ſich die Verhältniſſe keineswegs ſehr klar und einfach geſtalten würden. Die Hauptſache aber iſt, daß die erwünſchte Gleichmäßigkeit der Belaſtung auf dieſe Weiſe am allerwenigſten zu erzielen iſt. Es

seine Organe werden. Sie würden also bei neuen Bedürfnissen der Schule (Reparaturen, Anschaffung von Lehrmitteln u. s. w.) nicht als Forderungsberechtigte dem Kreise gegenübertreten, sondern ihm als seine Mandatare oder nachgeordnete Behörden berichten, was für die betreffenden Kreisanstalten ihres Erachtens zu geschehen hat.

Sollen besondere Schulsocietäten existent bleiben, so würde überall das landrechtliche Princip einzuführen sein, d. h. die Societät hätte zu bestehen aus allen vermögensrechtlich selbstständigen Personen, auch dem Gutsherrn, der betreffenden Confession, welche innerhalb des Schulbezirks ihren Wohnsitz haben. Ihr Organ, ihr gesetzlicher Vertreter würde der Schulvorstand sein, welcher etwa aus dem Lokalschulinspector, als Vorsitzendem, dem Guts- und gesammten Gemeindevorstand des Schulortes und den Guts- und Gemeindevorstehern der eingeschulten Ortschaften zu bestehen hätte; die nicht der betreffenden Confession angehörenden Personen wären durch solche der Confession angehörende, deren Wahl oder Ernennung natürlich näher zu bestimmen sein würde, zu ersetzen. Bei der Constituirung besonderer Societäten würden diese dem dotationspflichtigen Kreise als forderungsberechtigt gegenüberstehen. Da der Schulvorstand nur die Interessen der betreffenden Anstalt zu vertreten hat, während beim Kreise der Fürsorge um das Wohl und die gedeihliche Entwickelung der Schulen das Bestreben gegenüberstehen wird und muß, sein Budget nicht allzusehr zu belasten, so würde die zweite Alternative den wirklichen Verhältnissen vielleicht mehr entsprechen. In jedem Falle würde der Ausgleich der widerstreitenden Interessen zunächst bei der Bezirksregierung als Aufsichtsbehörde, respective bei den Verwaltungsgerichten zu erfolgen haben. —

Die Begründung meines Vorschlages dürfte zum Theil schon aus den obigen Ausführungen zu entnehmen sein, nur zwei Punkte möchte ich noch besonders hervorheben. Einmal, daß schon der Kreisverband groß und stark genug erscheint, um die qu. Lasten auf seine Schultern zu nehmen und eine angemessene Vertheilung derselben zu ermöglichen, und dann, daß die Kreiscommunalverwaltung und speciell der Landrath den örtlichen Verhältnissen so nahe stehen, daß sie die Bedürfnisse der einzelnen Schulanstalten vortrefflich beurtheilen können. —

Um zu sehen, wie sich die Sache in der Praxis gestalten würde, habe ich für einen größeren Kreis unserer Provinz mit religiös gemischter Bevölkerung eine Statistik der Dotation der Landschulen aufgestellt und will die für meinen Zweck interessirenden wenigen Zahlen angeben. Der betreffende Kreis besitzt 58 evangelische und 30 katholische Landschulen mit zusammen 112 Lehrerstellen und 8500 Kindern. Das Gesammtstelleneinkommen in abgerundeten Zahlen beträgt:

einen besonderen Kreisschulfonds zu bilden haben, dessen Etat besonders aufgestellt und durch Kreisabgaben gefüllt wird, welche nach Klassen- und Einkommensteuer vom Lande mit Ausschluß der Städte zu erheben sind. In den Kreisschulfonds würden ferner aus der Staatskasse nach einem näher zu bestimmenden Durchschnitt diejenigen Beträge zu zahlen sein, die den gesammten Schulen des Kreises bisher als Dotationszuschüsse, als Alters- oder persönliche Zulagen der Lehrer gewährt worden sind. Das Schulgeld würde wie sämmtliche Geld- und Naturalleistungen der Gemeinden und Dominien selbstverständlich wegfallen. Diejenigen ländlichen Ortschaften, welche nach den Stadtschulen eingeschult sind, würden zu den Kreisschullasten ebenfalls herangezogen werden, während der Kreis die entsprechenden Leistungen an die Stadt übernimmt. Das Gleiche würde eintreten, wenn, was in einzelnen Fällen vorkommt, Kreis- und Schulbezirksgrenzen nicht zusammenfallen, d. h. Ortschaften des einen Kreises in einem Orte des Nachbarkreises eingeschult sind; die Ausgleichung würde dann von Kreis zu Kreis erfolgen. Endlich würde der Kreis auch für sämmtliche Schulbauten einzutreten haben und dafür zum Theil durch Staatsbeihülfen (die bisherigen Gnadengeschenke) erleichtert werden. Daß hierdurch die ganz ungleichmäßige Belastung besonders der Dominialbesitzer vollständig beseitigt wäre, liegt auf der Hand. Natürlich werden damit auch eine Menge von Dominialbesitzern schulsteuerpflichtig, die bisher frei ausgingen. Allein es entspricht dies durchaus der Billigkeit; und da die Steuer nur vom wirklichen Einkommen erhoben werden soll, dürfte sie zu einer wirklichen Bedrückung nirgend führen.

Was die Vocirung der Lehrer anlangt, so könnte sie da, wo ein Kirchenamt mit der Stelle verbunden ist, dem Kirchenpatron verbleiben und in den anderen Fällen vom Schulvorstand bewirkt werden. Die Bestätigung würde wie bisher von der Königlichen Regierung oder dem Landrath als deren Beauftragtem erfolgen, nachdem die Kreisverwaltung ihr Placet zum Genußzettel resp. zu dem vom Kreise zu gewährenden Baargehalt gegeben.

Es wäre nun noch die Frage zu lösen, wer als Vertreter, als Träger der einzelnen Schulanstalten zu betrachten, ob der Kreisverband oder besondere Societäten. Ich will diese Frage nicht entscheiden, sondern nur die Nothwendigkeit hervorheben, daß eine der beiden Alternativen durch das Gesetz in präciser Weise zum Ausdruck gelangen müßte, und zeigen, wie etwa die rechtlichen Verhältnisse in dem einen und anderen Falle sich gestalten würden. Ist der Kreisverband der Träger der Schulanstalten, so wird consequent das gesammte Schulvermögen auf ihn übergehen müssen, und die Schulvorstände, die als Lokalbehörden beizubehalten sind, würden

Ein Blick auf das französische Heerwesen.

Fürst Bismarck hielt kürzlich im Reichstag einen Ausblick in die Zukunft, wobei er die Möglichkeit streifte, daß bei einem Kriege Deutschlands mit Frankreich auf die Fahnen dieses Landes der Sozialismus geschrieben werde, und daran ähnliche Hoffnungen geknüpft werden könnten, wie einst in den Revolutionskriegen, als man die Prinzipien von 1789 verkündete. Niemand kann sich darüber täuschen, daß Frankreich unmittelbar von der Gefahr des Anheimfallens an jenen sozialistischen Radikalismus bedroht ist, der sich in allen Kulturstaaten in mehr oder minder besorgnißerregender Weise zu äußern beginnt, und dessen Angriffsobjekt, nachdem er die Herrschaft in Frankreich an sich gerissen haben wird, naturgemäß kein anderes als Deutschland sein kann, dessen Armee der vielleicht noch einzige, wirklich zuverlässige und genügend kräftige Hort gegen den Ausbruch der sozialen Weltrevolution ist.

Im Hinblick auf diese Verhältnisse müssen die neueren Vorkommnisse in dem französischen Heere die Aufmerksamkeit Deutschlands in erhöhtem Maße auf sich ziehen, und die Blicke nach dieser Seite lenken. Zu diesen Vorgängen gehört vor Allem das Hineintragen der Politik in die Armee mit allen seinen Folgen durch den jetzigen Kriegsminister General Boulanger, und das schärfere Hervortreten des Revanchegedankens. — Den ersten Schritt, den der genannte Leiter der Heeresverwaltung in dieser Richtung that, war die Versetzung einiger, in dem Rufe der Pflege monarchischer Tendenzen stehenden Regimenter aus einer Provinz in die andere. Dabei wurde die aristokratische Gesinnung der betreffenden Offizierkorps vor der Oeffentlichkeit einer heftigen und gehässigen Polemik unterzogen. Nicht genug damit, ließ General Boulanger andererseits ganz außer Zweifel, daß er sich der radikalen Partei mit Händen und Füßen überliefert hat, und daß er sogar den extremsten Anschauungen derselben nahe steht. Das augenfälligste Beispiel dafür lieferte sein Verhalten in den Debatten der Kammer über die Zustände in Decazeville. Der General sagte bekanntlich, daß die Truppe niemals

1. aus dem kirchlichen Nebenamt	15 400	Mark
2. aus Staatsmitteln	22 200	„
3. aus Schulvermögen (Vermögensobjecte, deren Erträge bestimmungsgemäß der Stelle zukommen, auch wenn sie nicht Eigenthum der Schulgemeinde sind)		
a. Grundbesitz	5 900	„
b. Capitalien	3 100	„
4. von den Dominien als solchen		
a. Naturalien	3 500	„
b. baar	6 800	„
5. von den Schulgemeinden		
a. Naturalien	4 700	„
b. Schulsteuern	23 300	„
c. Schulgeld	37 700	„
6. Umgänge	400	„
Summa	123 000	Mark.

Hiervon würden nach dem gemachten Vorschlage die unter Nr. 4, 5 und 6 aufgeführten Posten von zusammen 76 400 Mk. vom Kreise zu decken sein. Dazu kommt der Gehalt der Industrielehrerinnen mit rund 50 Mk. pro Schule, zusammen 4400 Mk., die Beheizung der Schulstuben mit rund 50 Mk. pro Schulstube oder Lehrerstelle, zusammen 5600 Mk. und die aufzubringenden Emeritenzulagen die sich freilich in Zukunft etwas erhöhen werden mit gegenwärtig 1700 Mk., endlich die laufenden kleinen Reparaturkosten der Schulgebäude mit rund 60 Mk. pro Schule, zusammen 5300 Mk., so daß der jährlich nothwendige Betrag auf 93 400 Mk. steigt. Die Einkommen- und Klassensteuer des betreffenden Kreises exclusive der Städte beträgt 101 000 Mk. und unter Hinzurechnung der fingirten Klassensteuer 114 000 Mk., so daß also an Schulabgaben gegenwärtig 92 bezw. 82 Proc. der Klassen- und Einkommensteuer zu erheben sein würden. Nicht berücksichtigt hierbei sind die Kosten für alle Neu- und Erweiterungsbauten, die nach dem Lauf der Dinge und bei dem steten Wachsen der Bedürfnisse selbstverständlich nicht zu umgehen sind. Indessen tritt dieses Erforderniß doch immer nur vereinzelt hervor, und es würde auch ihm der Kreisverband unter Zuhilfenahme der Staatsdotationen schneller und besser genügen können, als es jetzt die einzelnen Schulgemeinden thun. —

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, das Interesse für die Sache der Landschulen von Neuem zu wecken und die das Wohl der gesammten Landbevölkerung tief berührende Frage einer endlichen Lösung näher zu bringen.

verschiedenen Theilen, ganz verschiedenartigen Prinzipien huldigt, und je nach dem Einfluß, der zur Zeit der Entstehung des Einzelgesetzes gerade der maßgebende gewesen, hier militärischen, dort rein politischen, ja völlig radikalen Grundsätzen entspricht. Das einzige in dem fortwährenden Wechsel von Kriegsministern und ihren Berathern unveränderliche Element waren die in Unzahl eingesetzten Kommissionen, von denen manche mit wenigen Unterbrechungen fünf bis sechs Jahre tagten, um alle Reglementsdienstvorschriften und Organisationsbestimmungen neu auszuarbeiten. Aber auch diese Kommissionen waren meist zu einer Art Penelopearbeit verdammt, indem sie von jedem Kriegsminister neue, von den früheren völlig abweichende Anweisungen erhielten, die sie dazu verurtheilten, immer wieder von neuem ihr mühsames Werk zu beginnen.

Es ist dieser häufige Wechsel der Ansicht an leitender Stelle eine der eigenartigsten Erscheinungen in der französischen Armeereorganisation. Der Avenir militaire behandelte diesen Punkt kürzlich sehr offen und ungenirt. In einem längeren Artikel über die Ziele und Prinzipien der Umgestaltung des Heeres, bemerkte er, daß eigentlich keiner der bisherigen 16 Kriegsminister die Absicht an den Tag gelegt habe, ein tüchtiger Kriegsminister sein zu wollen, d. h. ein solcher, der sich darauf beschränkte, die pünktliche Befolgung der gegebenen Bestimmungen, und den zweckmäßigen Betrieb des Dienstes zu überwachen und zu ordnen, sondern daß jeder vielmehr darnach gestrebt habe, „un grand ministre“ und ein Reformator in großem Style zu sein, um sich Ansehen in der Kammer zu verschaffen. So befindet sich denn Frankreichs Heer trotz der auf dasselbe verwandten enormen Summen, in einem Zustande der Unfertigkeit und des Ueberganges. Selbst die wichtigsten organischen Gesetze sind noch immer keinem Abschluß zugeführt, namentlich dasjenige, welches die Verpflichtung zum Waffendienst regelt. Unter Thiers wurde bekanntlich die allgemeine Dienstpflicht eingeführt mit dem Institut der Einjährig-Freiwilligen. Die Schattenseiten dieses Gesetzes zeigten sich sehr bald, theils in der Zweispaltung der Dienstpflichtigen in zwei Kategorien, theils in den großen finanziellen Lasten, die es dem Staate aufbürdete. Im Jahre 1882 war es der Kriegsminister Billot, welcher ein neues Rekrutirungsgesetz ausarbeiten ließ und der Deputirtenkammer vorlegte; es wurde an eine Kommission überwiesen und war nach manchen Umarbeitungen zwei Jahre später endlich so weit gediehen, daß der nächste Minister Campenon es der Kammer wieder zugehen lassen konnte. Dasselbe erfuhr dann auch wirklich im Jahre 1884 die erste Lesung, im Jahre 1885 die zweite Lesung, um alsdann wieder begraben zu werden. Die Bestimmungen dieses neuen Gesetzes warfen die im Jahre 1872

rigoros und feindselig gegen die strikenden Arbeiter vorgehen würde, wäre doch der Arbeiter von heute der Soldat von gestern und der Soldat von heute der Arbeiter von morgen.

Als Zeuge für die friedliche Haltung der Truppen rief er den Kommunisten Camelinat, einen Freund der Aufständischen an.

Sogar auf den republikanischen Bänken fand dies Gebahren des Generals Mißbilligung, die militärische Presse erklärte sich offen gegen den General, und eines ihrer angesehensten Organe, der Avenir militaire, machte ihm heftige Vorwürfe wegen einer Proklamation, in der er aussprach, daß durch die demokratischen Institutionen andere Gesichtspunkte bei jeder Einmischung der Truppen maßgebend geworden wären.

Eine andere charakteristische Erscheinung des Tages ist das stärkere Hervortreten des Revanchegedankens und der Wirkung, welche derselbe in weiten Kreisen gehabt. Eine darauf bezügliche Kundgebung war namentlich das Erscheinen eines Buches, das unter dem Titel: „Vor der Schlacht", mit einer nicht mißzuverstehenden Beziehung, den Glauben verbreiten sollte, daß Frankreich Dank der Stärke und Organisation seiner Heeresmacht, nicht mehr nöthig habe, irgend einen äußeren Feind zu fürchten, und daß es mit seinen Streitmitteln namentlich Deutschland völlig gewachsen sei. Die Erhaltung und Auffrischung des Revanchegedankens ist ein Reizmittel, das bindend und befestigend wirkt, und das die verschiedenen, in dem Heere vertretenen Parteien zusammenhält. Der Revanchegedanke ersetzt in der Armee theilweise die Disziplin, er gleicht bis zu einem gewissen Grade die Gegensätze innerhalb des Offizierkorps aus, und stachelt die bewaffnete Macht an, sich immer mehr zu vervollkommnen, nur weil am Ende des Strebens und Ringens der bewußte große Tag zu winken scheint. Weder angeborenes Pflichtgefühl, noch anerzogene Manneszucht, noch Anhänglichkeit an den Staatsgedanken sind in Frankreich hinreichend wirksam entwickelt, um in militärischer Beziehung so viel großartiges zu leisten, als die jetzige äußerliche Organisation des Heeres thatsächlich aufweist.

Eine abschwächende Wirkung erleidet der Revanchegedanke aber glücklicherweise durch die widerstrebenden und zueinander im Gegensatz stehenden Strömungen, die das Werk der französischen Heeresorganisation seit den letzten 15 Jahren durchziehen. Von 15 oder 16 zur Thätigkeit in diesem Zeitraum berufenen Kriegsministern hat jeder seine eigenen, von der Ansicht seines Vorgängers abweichenden Ansichten gehabt. So entstand das neue Heer nicht als ein einheitliches Werk in allen seinen Theilen von denselben Grundsätzen ausgehend, und von demselben Geist durchweht, sondern als ein unzusammenhängendes Stückwerk, das in seinen

daß eine außerordentliche Ausgabe von über 100 Millionen Livres erforderlich sei, um das beschädigte Material wieder herzustellen, die Magazine wieder zu füllen, Befestigungen zu bauen, und die Truppen wieder zu bewaffnen. 1873 wurde der Effektivbestand um 10 000 Mann und 3000 Pferde vermindert, und die Ausgaben betrugen 459 Millionen Franken. Die Stärke der Armee betrug in dem Jahre 425 000 Mann und 84 000 Pferde ohne die Gendarmerie und die republikanische Garde (Polizeitruppen). 1874 setzte sich die aufsteigende Bewegung fort, das Kriegsbudget stieg auf 480 Millionen. An der Ostgrenze schien ein neues Unwetter heraufziehen zu wollen; Truppen wurden konzentrirt und hierzu kamen noch die Ausgaben, die daraus erwuchsen, daß man die französische Armee, mit Ausnahme der unabhängigen Kavalleriedivisionen und einiger Bataillone Chasseurs, in 19 Armeekorps eintheilte. 1875 mußte der Kriegsminister 10 Millionen extra verlangen, um die Reorganisation des Heeres weiter auszuführen. In dem Jahre stiegen die Ausgaben auf 493 Millionen. 1876 erreichten die ordentlichen Ausgaben die Summe von 500 Millionen Franken. 1877 verlangte der Kriegsminister, da man die Reserven einberufen mußte, 535 Millionen. Die Kammer bewilligte nur 525 Millionen. 1878 verlangte der Kriegsminister 541 Millionen und erhielt 531 Millionen. 1879 stiegen die Ausgaben auf 553 Millionen und 1880, da mehr Offiziere und Pferde verlangt wurden, auf 568 Millionen. 1881 hob sich das Budget auf 571 Millionen, 1882 eine Kleinigkeit mehr, 1883 587 Millionen und 1884 605 Millionen. Damit hatte man das Doppelte erreicht, das vom Kaiserreich ausgegeben wurde, wenn man nur das einfache Budget berücksichtigt und die Liquidationsrechnung nicht in Betracht zieht.

Das Budget pro 1885 betrug 582 Millionen Franken, das für 1886 574 Millionen; es hatte somit bei dem Budget für das laufende Jahr eine Ersparniß von nahe an 8 Millionen Franken gegen das Vorjahr stattgefunden. Für die Jahre 1886 und 1887 sind aber bedeutende Extraordinarien in das Auge gefaßt, so daß das erstere Budget, mit 74 669 800 Franken, das andere mit 113 838 168 Franken belastet werden wird. Aus diesen Angaben erhellt, daß man mit dem Jahre 1887 die vollständige Herstellung des erforderlichen Materials zur Führung eines europäischen Krieges zu erreichen hofft. Den Löwenantheil nimmt dabei die Artillerie für sich in Anspruch, ihr folgen die Landesbefestigung, und dann die Kapitel: Ausrüstung und Bekleidung. So einstimmig waren auch die Parteien in der Anerkennung der Nothwendigkeit so großer Opfer, daß das Budget für 1885 in nur zwei Plenarsitzungen und das für 1886 in noch kürzerer Zeit erledigt wurde. Dabei zeigt auch der

eingeführten Institutionen vollständig über den Haufen. Sie dekretirten die absolute Gleichheit der Wehrpflichtigen, die Abschaffung des einjährigen Freiwilligendienstes, die dreijährige statt der fünfjährigen Dienstzeit. — Vor einigen Tagen hat der jetzige Kriegsminister Boulanger; gelegentlich einer Interpellation in der Kammer, erklärt, daß er die bisher fertig gestellten Gesetzentwürfe wieder zurückzöge, um sie in einer neuen Bearbeitung, zu einem Ganzen vereint, von neuem vorzulegen. Auch die fieberhafte Thätigkeit, die dieser General im Aendern, Umgestalten und Aufgeben mancher bewährten Einrichtung entfaltet, kann als Ausfluß der auf die Revanche gerichteten Politik angesehen werden. Ueberblickt man diese, den inneren Organismus des Heeres so nah berührenden Vorgänge, dann erscheinen die Fragen, ob die aktive Dienstzeit drei oder fünf Jahre währt, welche Befreiungen vom Militärdienste stattfinden, ob das einjährige Volontariat bestehen bleibt oder nicht, nebensächlich. Als Hauptsache erscheint dann vielmehr die Nothwendigkeit, eine Formel dafür zu finden, daß die Organisation und Administration des Heeres zunächst unabhängig gemacht wird von den täglich wechselnden Parlamentsmajoritäten, und daß sie nicht zum Spielball der politischen Parteien erniedrigt wird. Der Vorgänger des Generals Boulanger, der General Campenon, sprach dies Prinzip einmal sehr rund aus in der Antwort, die er dem Abgeordneten Aufart ertheilte, als dieser noch die Ansicht der Generale über den vom Minister selbst ausgearbeiteten und vorgelegten Gesetzentwurf hören wollte. Er sagte diesem: Je suis le chef responsable de l'armée et nul autre que moi, n'a le droit, de parler en son nom. Aber was nutzt dieses Prinzip, wenn der Minister selbst öfter als alle zwölf Monate wechselt?

Am prägnantesten gelangt der Gedanke der Konzentration der militärischen Machtmittel nach einer bestimmten Richtung hin in den mit jedem Jahre zunehmenden Ausgaben für militärische Zwecke zum Ausdruck.

Ein kurzer Rückblick auf die Zeit seit dem Kriege zeigt diese Steigerung in ganz augenfälliger Weise.

1870 betrugen die Ausgaben für das Heer, die für das betreffende Jahr notirt waren 369 Millionen Franken, 3 Millionen weniger als im Jahre zuvor. Man dachte gar nicht daran, daß ein Krieg ausbrechen würde und daß das Jahr 1871 den Schluß des unheilvollsten Feldzuges sehen würde, den Frankreich bis dahin erlebt hatte. Hätte man dies geahnt, so würden die Herren Jules Favre, Jules Ferry, Jules Grevy, Jules Simon kaum darauf bestanden haben, daß man 3 Millionen Franken spare. 1872 stiegen die Militärausgaben auf 450 Millionen, außerdem stimmte man für die Liquidationskosten. Letzteres bedeutete,

Dieser Signaldienst wird von besonders dazu ausgebildeten und geschulten Mannschaften der an der Grenze stationirten Infanterieregimenter ausgeführt, die als Abzeichen ihrer speziellen Funktion auf dem linken Rockärmel das Zeichen des Blitzes tragen. Die vermittelst der dabei in Gebrauch befindlichen optischen Telegraphen, sollen auf dem Gefechtsfeld zur schnellen Uebermittelung von Nachrichten und von Befehlen dienen. Zwei Gebiete, denen die französische Kriegsverwaltung in neuerer Zeit lebhaftes Interesse und Aufmerksamkeit zugewendet hat, sind die Luftschifffahrt und das Brieftaubenwesen. Die mit einem lenkbaren Luftschiff, dessen Konstrukteure zwei Ingenieuroffiziere, die Hauptleute Krebs und Renard sind, angestellten Versuche sollen günstige Resultate ergeben, und die Hoffnung auf Erlangung eines kriegsbrauchbaren Rekognoszirungsvehikels gesteigert haben. Neben den zur Vervollkommnung der Lenkbarkeit angestellten Experimenten sind vier Ballons captifs in Thätigkeit, welche der Truppe Gelegenheit zu Uebungen geben, auch sind in Grenoble Instruktionskurse für die Militärluftschifffahrt eingerichtet worden. Zur Sicherstellung des Verkehrs zwischen der Hauptstadt und den festen Plätzen der östlichen Landestheile wurden in Paris und Langres Hauptbrieftaubenstationen etablirt, die so stark besetzt sind, daß mindestens für 6 Monate die Verbindung zwischen Orten gesichert ist. Paris wird in Folge davon künftig mit Mezières, Verdun, Toul und Langres korrespondiren, und der letztere Platz auch mit Belfort, Besançon und Lyon in Verkehr stehen. Keiner der genannten Orte ist von denjenigen, mit denen er die Korrespondenz zu unterhalten hat, weiter als 285 Kilometer entfernt, eine Distance, welche von einer Brieftaube, die Schnelligkeit des Fluges, wie üblich, zu 800 Meter in der Stunde gerechnet, in 5 Stunden zurückgelegt würde. — Um den Ersatz der Brieftauben sicher zu stellen, ist durch ein neuerdings erlassenes Dekret den Taubenbesitzern die Verpflichtung auferlegt, zu Ende jeden Jahres dem Maire die Anzahl ihrer Tauben zu melden, und dabei anzuzeigen, wie viel Brieftauben darunter, und für welche Flugrichtung sie geschult sind. Auch müssen die Taubenzüchter die Maires über die Veränderungen in ihren Beständen unterrichten, und diese letzteren haben wiederum ausführliche Nachweisungen den zugehörigen Generalkommandos zu erstatten. Bei jedem Armeekorps wird ein Verzeichniß geführt, aus welchem Zahl und Flugrichtung der Brieftauben ersichtlich ist. Von Bedeutung ist ferner noch, in der Reihe der Neubildungen, die Errichtung von sechs Unteroffizierschulen, auf denen 1000 Aspiranten für den Unteroffizierdienst erzogen werden sollen.

Man hofft in den leitenden militärischen Kreisen Frankreichs, daß durch die neue Einrichtung der Ersatz der Armee an tüchtigen Unteroffi-

Kassenbestand der Nationalspenden für die Armee, wie großartig die derselben gemachten privaten Zuwendungen sind. Das Journal officiel veröffentlichte im August 1885 einen vom Kriegsminister an den Präsidenten der Republik erstatteten Bericht, aus dem hervorging, daß diese im Kriegsministerium verwaltete Kasse bei Beginn des Jahres 1884 einen Bestand von etwa 2½ Millionen Franken hatte, wozu noch fällige Zinsen aus neuen Zuwendungen kamen, so daß sich die Gesammtsumme auf 2 610 890 Franken stellte.

Ebenso lang als vielseitig ist die Reihe der in neuerer Zeit den Zwecken und Zielen des Krieges dienstbar gemachten Hülfsmittel, sowie der im Hinblick auf einen ernsten Kampf in das Leben gerufenen Neubildungen und Einrichtungen auf den verschiedenen Gebieten des Heerwesens. Eine Frage, die vor allen anderen jetzt auf der Tagesordnung steht, ist die Bewaffnung der Infanterie mit einem Repetirgewehr, welches dem deutschen Mausergewehr überlegen ist. Thatsächlich hat auf Grund der sehr günstigen Berichte über die Leistungen des Magazingewehres, nach dem System Kropatschek, während der Operationen in Tonking und auf Madagaskar der Kriegsminister die allmälige Ausrüstung der Expeditionstruppen mit dieser Waffe durchgeführt. Angeblich soll die französische Kriegsverwaltuug geegenwärtig über 60 000 Magazingewehre verfügen. Die Versuche mit Einzelnladern und mit Repetirgewehren werden sowohl von einer Prüfungskommission, als von einzelnen Truppentheilen eifrig fortgesetzt. Im Allgemeinen soll man für die Einführung von Mehrladern gestimmt sein und beabsichtigen zu einem kleineren Kaliber (8—9 mm) überzugehen. — Eine Neuorganisation, welche in den Rahmen des taktischen Organismus ein bisher unbekanntes Glied einfügt, besteht in der Aufstellung von Alpenjäger-Bataillonen, zur Vertheidigung der Gebirgsgrenzen Frankreichs, eine den Italienern nachgebildete Formation. Zunächst liegen allerdings nur einige äußere Anzeichen vor, welche auf das Entstehen dieser Spezialtruppe schließen lassen. Dazu gehören die seit 1884 eingeführten Manöver im Gebirge, und die bei dieser Gelegenheit angestellten Versuche mit verschiedenen Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen, sowie mit dem Transport von Schanzzeug, Munition, Proviant, Verbandgegenständen. Im letzten Sommer sind, und bisweilen dicht an der elsässischen Grenze in den Vogesen wochenlang dauernde derartige Uebungen von einem Jägerbataillon abgehalten worden, bei denen Promenaden im Hochgebirge, Ersteigung hoher und besonders unzugänglicher Gipfel, Schießen nach verschiedenen Zielen, Rekognoszirungs- und Vorpostendienst in unwegsamen und bedeckten Terrainabschnitten mit Uebungen im kleinen Kriege und im optischen Signaldienst abwechselten.

zweifelsohne Frankreich im Falle eines Krieges auf dem Kontinent die afrikanischen Truppen ebenso bei seiner Feldarmee verwenden würde, wie dies 1870—1871 geschah.

Die Mannschaften der Kolonialarmee erhalten hohe Handgelder, bedeutende jährliche Prämien und müssen 15 Jahre dienen. Nach Ablauf ihrer Dienstzeit werden sie entweder mit Anstellung im Zivildienste oder durch Ueberweisung von Kolonialländereien abgefunden.

Aber selbst diese neu zu schaffende Kolonialarmee scheint der französischen Regierung noch nicht ausreichend, um allen militärischen Eventualitäten außerhalb Frankreichs gewachsen zu sein, und deshalb ist in dem Gesetzentwurf vorgesehen, daß für solche Fälle das afrikanische Truppentheile bereit zu stellen habe. Kommen die im Vorstehenden besprochenen Pläne aber wirklich zur Ausführung, so unterliegt es keinem Zweifel, daß hierdurch die französische Armee direkt und indirekt eine bedeutende Stärkung erfahren würde. Direkt, weil sich ihre Friedensstärke sowohl wie ihre Kriegsstärke ansehnlich erhöht, indirekt, weil dann bei außereuropäischen Verwicklungen die Armee des Mutterlandes intakt bleibt. Letzterer Grund dürfte viel dazu beitragen, speziell die Errichtung einer Kolonialarmee in den Augen der Franzosen wünschenswerth erscheinen zu lassen. Der heikelste Punkt bei der ganzen Frage ist jedenfalls der Geldpunkt. Nach einer ungefähren Schätzung belaufen sich die einmaligen Kosten für die nothwendig werdenden Neuformationen — hierunter allein 9 Mill. für Handgeld — auf 25 Mill, und die fortlaufenden jährlichen Mehrausgaben werden mit einem Budget von 30 Mill. kaum zu bestreiten sein. Aber schließlich ist ja Frankreich nach einer weit verbreiteten Annahme, trotz des letztjährigen Deficits, immer noch reich genug um seinen Ruhm, einschließlich des Kolonialruhmes zu bezahlen. Die mobilen, für einen Krieg verfügbaren Streitkräfte der Armee, beziffern sich jetzt nach französischen Angaben auf 23 Armeekorps mit etwa 620 000 Mann Infanterie, 42 500 Reiter und 79 000 Mann Artillerie (bei Verwendung der Depots), 15 000 Mann Pioniere und 5000 Pontonniere, total etwa 754 000 Mann ab. Prüft man die Zusammensetzung der französischen Feldtruppen, so ergiebt ein Vergleich des Friedensetats mit der Stärke der Einheiten, daß die in früheren Jahrgängen vorhandene Zahl von Leuten der ersten Dienstkategorie bei der Infanterie, (d. h. die 4 Jahr Gedienten) nicht ausreicht, um die Gesammtsumme der nöthigen Kriegsaugmentation zu liefern, und daß man mindestens 100 000 Mann der zweiten Kategorie (der nur 1 Monat Gedienten) entnehmen muß. An Ersatztruppen bleiben im Lande, wenn man keine Neuformationen bei den Fußtruppen vornimmt, die Depotkompagnien der 144 Infanterieregimenter und 30 Jägerbataillone,

zieren gesicherter ist als früher; zu der Entfernung aus den Kasernen, wo sie nach dem Ausspruch des General Trochu, in dem bekannten Buch l'armée française, trotz aller Sorgfalt der höheren Vorgesetzten nur Schaden an Leib und Seele davontrugen, ist demselben nur Glück zu wünschen. Eine andere kürzlich in das Leben gerufene Organisation, ist die Begründung eines Reservedollmetscherkorps, zur Unterstützung der Armee bei ihren Operationen, und zwar werden die Reservedollmetscher aus den Offizieren der Reserve- und Territorialarmee entnommen, welche entweder an einer Universität Professoren fremder Sprachen sind, oder sonst den Anforderungen entsprechen. Sie müssen Franzosen sein und den für die Dollmetscher der Truppen in Afrika vorgeschriebenen Eid leisten. Die Sprachen um deren Interpretation es sich dabei handelt, sind Deutsch, Italienisch und Spanisch.

Eine seit mehreren Jahren in das Auge gefaßte Verstärkung der Wehrmacht Frankreichs, zielt auf die Aufstellung einer Kolonialarmee und die Umwandelung des 19. in Algier stationirten Armeekorps in eine afrikanische Armee.

Der bezügliche bereits am 14. Oktober 1884 von dem Kriegs-, Marine- und Finanzminister vorgelegte Gesetzentwurf, ist von dem jetzigen Kriegsminister mit geringen Abweichungen von neuem aufgenommen und den Kammern unterbreitet worden. Es würde dann die französische Armee eine Vermehrung um 44 Bataillone und 20 Batterien erfahren oder um etwa 45 000 Mann und 120 Geschütze, wobei nur die aus national französischen Truppen zusammenzusetzenden Abtheilungen in Betracht gezogen sind, während weiterhin noch Regimenter aus Eingeborenen der verschiedenen Kolonien Bestandtheile einer Kolonialarmee bilden sollen. Die projektirte afrikanische Armee soll im Ganzen bestehen aus: 56 Bataillonen, 51 Eskadrons, 96 Geschützen. Die Kolonialarmee wird 8 Regimenter Infanterie zu 4 Bataillons, und 2 Regimenter Marineartillerie zu je 8 Batterien umfassen; außerdem die Eingeborenen-Truppen. Die Gründe für diese neuen militärischen und finanziellen Lasten entnimmt die Regierung aus den Erfahrungen des tunesischen, madagassischen, und des in China geführten Krieges, welche gelehrt haben, daß die wenig elastische Organisation des französischen Heeres die Führung von Kolonialkriegen nur unter schwerer Schädigung der allgemeinen Kriegsbereitschaft gestattet. Da aber Frankreich wohl auf lange Jahre hinaus aktiv Kolonialpolitik zu treiben gesonnen scheint, so hat die Aufstellung einer besondern Kolonialarmee ihre formelle Berechtigung. Weniger durchsichtig sind die Gründe einer Verstärkung der afrikanischen Armee, und hierbei tritt auch für Deutschland insofern ein gewisses Interesse in den Vordergrund, als

Geldmittel über welche die Vereine verfügen, werden durch die Beiträge der Mitglieder, Geschenke von Privatleuten und staatliche Zuschüsse, Subventionen und Beiträge, die von den Generalräthen oder Ortsbehörden bewilligt sind, sowie Einlegen von Preisen, Strafgeldern u. s. w. gebildet. Der Staat bewilligt den Vereinen ferner die Benutzung der Militärschießstände und läßt ihnen Patronen zu sehr billigem Preise ab; freilich läßt sich die Ueberlassung der Schießstände nicht allgemein durchführen und ist der Preis der Patronen immer noch hoch genug. Eigene Stände sind meistens und mit verhältnißmäßig großen Kosten herzurichten.

Es sei hierbei als eines integrirenden Bestandtheiles der Landesvertheidigung, auch der Befestigung der französischen Ostgrenzen in Kürze gedacht.

Die Befestigung der französischen Ostgrenze bildet gegenwärtig von Belgien bis zur Schweiz eine ununterbrochene Linie der großartigsten Werke. Dieselbe beginnt mit Longwy und Montmédy, welche die Flankendeckung bilden. Verdun, welches 1870 blos eine Umwallung besaß, ist jetzt von 11 Forts umgeben, von denen 7 auf dem rechten Ufer der Maas, nach der deutschen Grenze zu, liegen, und zugleich die Verbindung mit Saint-Mihiel herstellen. Toul ist mit sechs Forts umgeben, von denen das 385 Meter hoch gelegene Fort Saint-Mihiel das bedeutendste ist und die ganze Gegend beherrscht. Die alte Umwallung erscheint überflüssig und soll geschleift werden. Toul deckt die Mosellinie, wie Verdun die Maaslinie. Oestlich von Toul und nördlich von Nancy ist das Fort Frouard erbaut, welches die Eisenbahn und das Moselthal beherrscht. Südlich von Nancy ist das Fort Pont-Saint-Vincent. Weiter vorgeschoben ist das Fort Manonvillers, an der Paris-Straßburger Bahn, zwischen Lunéville und der Grenze. Außer Pont-Saint-Vincent giebt es zwischen Toul und Epinal kein anderes Fort. Die Gegend ist durch die rückwärtsliegenden Befestigungen der Maaslinie hinreichend gedeckt. Epinal, bis 1870 eine offene Stadt, ist durch neun Forts zum Mittelpunkt eines großen befestigten Lagers umgeschaffen. Vier der Forts befinden sich auf dem rechten Ufer der Mosel, nach der Grenze zu. Von Epinal die Moselaufwärts liegt rechts das Fort Parmont, welches Remiremont deckt, das Fort Rupt bei Lure, und dann die beiden Forts Thillot und Servance, welche die Straße nach Belfort decken und die Verbindung der Thäler der Mosel und Saône herstellen. Servance liegt auf der Wassergrenze der beiden Thäler, unweit des Bölchen. Von da halbwegs nach Belfort, zehn Kilometer von diesem Platze, trifft man auf das Fort Giromagny. Belfort hatte vor dem Kriege nur die Außenwerke Justice, Meiotte und Barres. Vor der Ankunft der deutschen Truppen wurden noch die drei

84 Ersatzeskadrons, 4 Depotkompagnien, zusammen etwa 100 000 Mann. An Besatzungs- und Feldreservetruppen hat Frankreich jetzt 180 000 Mann Territorialarmee mit etwa 48 Eskadrons und 54 Batterien, außerdem 420 000 Mann mehr oder minder ausgebildete Mannschaft der Territorialarmee mit etwa 100 Territorialeskadrons und 90 Feldbatterien sowie eine Anzahl (200?) von Artilleriefestungskompagnien mit 38—40 000 Mann. In Summa an Territorialtruppen 640 000 Mann.

Faßt man diese Zahlen zusammen dann erhält man eine Gesammtstreitmacht von annähernd 1 500 000 Kombattanten, d. h. eine numerische Ueberlegenheit über Deutschland von etwas über 200 000 Mann. — Neben den militärisch organisirten Streitkräften, die in der Feldarmee, und der hinter derselben Territorialarmee, und Reserve der Territorialarmee enthalten sind, haben sich auch neuerdings zur Vertheidigung des französischen Bodens, die Landesschützenkompagnien als ein freiwilliges aber schon im Frieden organisirtes Wehraufgebot gebildet.

Die Zahl der Schützenvereine in Frankreich hat sich seit dem deutsch-französischen Kriege verzehnfacht; es giebt deren gegenwärtig etwa 300, die sich aber sehr unregelmäßig über das Land vertheilen. Die westlichen Departements haben die wenigsten Vereine, die der Osthälfte Frankreichs die meisten. Hier vertheilen sich die zahlreichen Schützenvereine, wie folgt; im Süden beginnend: Isère 6, Savoie 5, Haute Savoie 4, Ain 6, Rhône 4, Loire 6, Saône et Loire 12, Jura 5, Doubs 5, Belfort 1, Haut Saône 2, Côte d'or 9, Yonne 1, Aube 5, Haute Marne 3, Vosges 16, Meurthe et Moselle 9, Meuse 5, Marne 7, Seine et Marne 5, Seine et Oise 11, Seine (Paris) 49. Eure 6, Calvados 4, Seine Inférieure 4, Oise 5, Aisne 16, Ardennes 3, Somme 4, Pas-de-Calais 10, Nord 30.

Etwa ein Siebentel sämmtlicher Vereine sind militärische oder gemischte, die übrigen ausschließlich Zivilvereine. Nur 50 Vereine etwa gebrauchen ausschließlich das Grasgewehr, etwa 100 verwenden neben demselben den alten Präzisionskarabiner (Vorderlader); die übrigen bedienen sich ausschließlich des letzteren, wahrscheinlich wegen der geringen Länge ihrer Schießstände. Die Zahl der Schützen dieser Vereine scheint 50 000 nicht zu übersteigen.

Das Vogesendepartement besitzt im Verhältniß zur Zahl seiner Bewohner die meisten Schützen; ihm folgen zunächst die Departements der Marne, Côte d'or, Isère, Meurthe et Moselle, Saône et Loire, Aisne. Das Seinedepartement hat die meisten Vereine; hierin folgen zunächst die Departements Nord, Aisne, Vosges, Saône et Loire, Pas-de-Calais. Die Schützenvereine sind in den Departements, deren Bevölkerung auf einer höheren Bildungsstufe steht, zahlreicher wie in den anderen. Die

ab oder verschüttet sie: durch die unerträgliche Militärlast, die es sich auferlegt; durch die Unmöglichkeit, in die es sich versetzt, fruchtbare Vereinigungen mit anderen Nationen für wirthschaftliche Zwecke einzugehen; durch die Verschwendung aller intellektuellen und materiellen Mittel für den Revanchegedanken, so daß diese Mittel den wirklich dringenden Aufgaben der inneren Wohlfahrt fehlen. Frankreich wartet auf die Gelegenheit, sagt es, um Deutschland mit Erfolg anzugreifen. Aber wer alle Gründe zur Ungeduld hat und überdies von Natur das ungeduldigste Temperament besitzt, der wird die nächste Gelegenheit für die beste halten. „Auf die Gunst der Umstände darf man nicht warten", hat schon Machiavelli gesagt, „denn die Umstände sind nie ganz günstig; wer handeln muß, der handle bald."

Forts Hautes-perches, Basses-perches und Bellevue errichtet. Seit 1873 hat man sieben neue Forts gebaut, welche alle Höhen beherrschen und einen Umkreis von 35 Kilometer bilden. Neun Kilometer südlich liegt die Festung Montbeliard. Von Langwy bis Montbeliard giebt es keine Lücke von mehr als 12 Kilometer in dieser Festungslinie.

Auch der belgischen und italienischen Grenze entlang ziehen sich ähnliche Linien von Festungen und Sperrforts.

Es ist schwer eine psychologische Zergliederung der Ereignisse zu geben, wie sie in Frankreich in raschem Wechsel sich vollzogen haben, um so schwerer, als die durch verschiedene Revolutionen in Bewegung gesetzten Geister noch nicht zur Ruhe gelangt sind, ein Interregnum dem anderen folgt, jedes siegesfroh und siegesreicher, um über kurz oder lang Schiffbruch zu leiden; um so schwerer aber auch als die scheinbar sichersten Merkmale getäuscht haben, und unerwartete Thatsachen vorher noch so sicher basirte Meinungen zerstörten; denn viel größer als der Ansichten Aehnlichkeit ist ohne Zweifel ihre Gegensätzlichkeit. Schon der erste beobachtende Blick auf Frankreich sagt uns, daß die Entwickelung dort keine gleichmäßige ist; ob sie nicht vielleicht doch eine folgerichtige sei, wer kann es wissen? Jedenfalls aber erfolgt sie nach Gesetzen, die sich menschlicher Berechnung bis jetzt entziehen. Noch haben sich dort nach Ablauf eines Jahrhunderts die Gegensätze nicht ausgeglichen, sondern sich nur in neue Parteigestaltungen umgegossen, und die Geister auf neu aufgeworfene Fragen hingewandt, die aber ebenso wie die früheren unbeantwortet bleiben, ja letzteres ist vielleicht das einzig stetige in dem Leben des französischen Geistes, welchem mehr Erkenntniß als Kenntniß noth thäte. Es ist nicht leicht, mit festen straffen Strichen eine Charakteristik der Franzosen zu geben, denen es nicht minder schwer wird, sich selbst zu erkennen, als Fremden, sich Kenntniß der innersten fränkischen Natur zu verschaffen, fränkische Geheimnisse abzulauschen, zu verdolmetschen und zu erklären. Und dies Alles um so mehr, als das interessante Volk in seiner großen Persönlichkeit, einem Individuum gleich, in den verschiedenen Zeitläufen, unter verschiedenen Stimmungen und Verhältnissen immer verschiedene Seiten seines innersten Wesens offenbarte. Dies sind Phänomene, die trotz Zuwendung des ganzen Sinnengefühles und in höchster Beschwingung der Phantasie weniger verstanden, als geahnt werden können. So erweist sich auch der Versuch, den Franzosen Schrit für Schritt nachzugehen, als unmöglich, man kann ihnen kaum nachdenken.

Frankreich sieht seine nationale Blüthe überall im Rückgang, und glaubt, weil es dies glauben will, daß Deutschland ihm die Quellen seiner Kraft abschneide. Aber Frankreich selbst schneidet sich diese Quellen

scharfblickend die Natur des allgemeinen Stimmrechtes erkannt, jener Wahlart, welche, für den norddeutschen Reichstag in der grassesten Form eingeführt, nothwendig in derselben Form auf den deutschen Reichstag übergehen mußte. Das geheime, allgemeine, gleiche, unmittelbare Wahlrecht aller mündigen Personen männlichen Geschlechts schafft eine dem Einfluß der öffentlichen Moral völlig entzogene, dagegen eine dem Einfluß aller Triebfedern des Eigennutzes, der Täuschung und Aufreizung bequem zugängliche und überdies innerhalb geeigneter Parteiorganisationen leicht zu beaufsichtigende Wählermasse. Die Frucht dieses Stimmrechts muß überall die Zersetzung des öffentlichen Geistes und des einheitlichen Volkswillens sein, das verhältnißmäßige Uebergewicht auf diesem Schlachtfeld muß aber derjenigen Partei zufallen, welche über die wirksamsten Mittel der Disciplin gebietet. Die Leitung Roms durfte sich sagen, daß auf dem Boden des konfessionell gemischten Deutschland keine Partei mit den Mitteln Roms es werde aufnehmen können. Die protestantische Kirche ist auf diesem Boden überall durch den politischen Partikularismus und durch den innerkonfessionellen Hader zerrissen. Der kirchliche Protestantismus im Ganzen vermag in keiner Weise als politische Partei aufzutreten. Was die politischen Parteien des Bürgerthums anbetrifft, des eigentlichen Trägers der nationalen Bildung, so ist für sie das allgemeine Stimmrecht ein ungünstiger Boden, wo nur die einfache und sinnlich aufregende Losung auf die Masse wirken kann. Der Einfluß der grundbesitzenden Aristokratie reicht im allgemeinen Stimmrecht so weit, als jene die ländlichen Wähler in Abhängigkeit zu halten und zu beaufsichtigen vermag. Dagegen stößt der römische Klerus in den katholischen Gegenden Deutschlands nicht wie in den romanischen Ländern auf eine weit verbreitete Feindseligkeit oder Gleichgültigkeit. Zwar ist die Mehrzahl der deutschen Katholiken weder fromm noch dem Klerus unterwürfig, dafür aber sehr gern bereit, durch so leichte Dienste, wie es politische Abstimmungen sind, sich ein gutes Verhältniß zum Klerus zu sichern. Daß die klerikalen Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgt schon der protestantische oder vom Protestantismus beeinflußte Staat. So denkt man im katholischen Deutschland, während der romanische Katholik fürchtet, durch politische Dienste, die er dem Klerus leistet, diesen zum Herrn des Staats und allgewaltig zu machen. Zu dieser günstigen Lage des römischen Klerus in Deutschland kommt nun noch, daß die katholische Bevölkerung hier in der Mehrzahl auch die ungebildetste ist. Auch damit sind die Vortheile des römischen Klerus bei allgemeinem Wahlrecht in Deutschland noch nicht erschöpft. Er kann sich des Partikularismus bedienen und sich dessen Velleitäten als der wirksamste Bundesgenosse em-

Der Gang des Kulturkampfes.

Ein menschliches Individuum hat viele Ahnen, aber ein Elternpaar; mit den geschichtlichen Erscheinungen ist es nicht anders. Nur kann man bei der individuellen Geschlechtsfolge die Paare genau unterscheiden, bei der Auseinanderfolge der Begebenheiten nicht. Weil es schwer ist, Ahnen und Eltern des Kulturkampfes zu unterscheiden, darum sind über die Entstehungsgründe des letzteren so verschiedene Meinungen laut geworden. Will man die Ahnen aufsuchen, so kann man, wenn auch nicht gerade bis zu Agamemnon und seinem Oberpriester, doch bis hoch in das Mittelalter hinaufsteigen Der Kulturkampf jedoch, der als eine deutsche Begebenheit des neunzehnten Jahrhunderts unser Leben bewegt, hat genau zu bezeichnende Eltern. Er hat zum Vater den politischen Herrschaftstrieb der römischen Kurie seit der Schaffung des neudeutschen Reiches und zur Mutter das allgemeine Stimmrecht. Diese Eltern haben das Centrum ins Leben gerufen, und der preußisch-deutsche Staat hat einen Versuch gemacht, sich dem Druck, welchen die Kurie durch das Centrum auf ihn ausübte, zu entziehen. Dieser Versuch war dasjenige Stadium des Kulturkampfes, dessen Ende jetzt erreicht scheint.

Die katholischen Politiker Deutschlands, so weit sie vom Geiste Roms geleitet wurden, waren großdeutsch, für Oesterreichs Verbleiben im Bunde und für die Behauptung seiner Präsidialstellung. In der Zwischenzeit von der Schaffung des norddeutschen Bundes bis zum Krieg von 1870 trat bei jenen Politikern ein Wechsel ein, und als nach den entscheidenden Siegen über Frankreich an der Vereinigung Nord- und Süddeutschlands unter dem preußischen Erbkaiser kein Zweifel mehr sein konnte, da hielt die Leitung der katholischen Partei den Zeitpunkt für gekommen, durch den Mund katholischer, aber nicht zelotischer, sondern wohlwollender und allseitig geachteter Parlamentarier die Zustimmung der Katholiken zu einem preußischen Kaiserthum aussprechen zu lassen.

Wo lag der Grund dieser Veränderung? Die Taktiker der Kurie, die man wohl unter den Leitern des Jesuitenordens suchen muß, hatten

das er im Gedränge zwischen verschiedenen Kräften als Lockmittel für die populäre Tagesmeinung hingeworfen, konnte er in diesem Augenblick nicht wieder zerbrechen und auch nicht etwa dem Klerus allein entwinden. Er mußte sich die Frage vorlegen, ob es keinen Weg gäbe, sowohl den Klerus dem deutschfeindlichen Einfluß zu entreißen, als die Macht einzuschränken, die ihm für die Bedienung dieses Einflusses zu Gebote stand. Das Bestreben, diesen Weg zu gewinnen, war der Ursprung der Maigesetzgebung, und jenes doppelte Ziel war es, das mit dieser Gesetzgebung erreicht werden sollte.

Beide Ziele wurden oft in einem und demselben Gesetze verfolgt, andere Gesetze dienten nur einem Ziele. Das Gesetz über die Beschränkung der kirchlichen Straf- und Zuchtmittel, die Bestimmungen in andern Gesetzen über das Einspruchsrecht des Staats bei der Anstellung der Geistlichen, über den kirchlichen Gerichtshof, und andere sollten Handhaben bieten, die feindliche Aktion des Klerus einzuschränken. Auch das Schulaufsichtsgesetz gehört in diese Kategorie. Dagegen sollten die Bestimmungen über die Vorbildung der Geistlichen nach und nach einen Klerus erziehen, dem die Versöhnung der katholischen Idee mit dem deutschen Volksthum, welches seit Jahrhunderten von Seiten Roms der Gegenstand einer Politik der Zerreißung und Schwächung ist, als eine Möglichkeit und als ein erstrebenswerthes Ziel im Herzen wohne. Die Bestimmungen in Betreff der Einschränkung der kirchlichen Disziplinargewalt über die Priester und in Betreff der Verhütung ihres Mißbrauchs sollten demselben Zweck dienen. Die Grundgedanken der Maigesetzgebung waren in den drei Gesetzen von 1873 niedergelegt. Die kirchenpolitischen Gesetze von 1874/75 enthielten nur Folgen und Stützen der Grundgedanken.

So wie sie in drei aufeinanderfolgenden Jahren entstanden war, bot die Maigesetzgebung gleichwohl ein folgerichtiges System, das man auch keineswegs als unverträglich mit dem Wesen der Kirche bezeichnen konnte, wenn man von einigen leicht zu ändernden und jetzt längst geänderten Ausdrücken absieht, wie das staatliche Absetzungsrecht der Geistlichen. Auf den erbitterten Widerstand Roms mußte die deutsche Politik indeß gefaßt sein, und als Werkzeug eines lange sich hinziehenden Kampfes gedacht, mußte die Maigesetzgebung die organischen Mängel, welche ihr vermöge der noch heute keineswegs überwundenen Unklarheit über die wahren Prinzipien der Kirchenpolitik anhafteten, bald als taktische Fehler offenbaren. Der Grundfehler der Maigesetzgebung war, daß sie von dem religionslosen oder über den Religionen stehenden Staat ausgehen wollte. Dieser Staat, der allen Religionen gleich gerecht wird, weil ihn alle

pfehlen. Er kann jede Art zufälliger oder dauernder Verstimmung benutzen und sich als mächtiges Werkzeug der Strafe oder der Abhülfe anbieten. Für ihn giebt es keine Schranke der Erhaltung des Ganzen, so lange nicht etwa dieses Ganze ihm unterworfen ist. Er weiß schon, wo er bleibt, auch wenn das Reich mit seinem protestantischen Kaiserthum wieder zerfällt.

So günstige Bedingungen wie dem Klerus bietet das allgemeine Wahlrecht keiner andern Partei. Neben ihm kann auf diesem Boden noch eine Partei des abstrakten Mißvergnügens aufkommen, die sich bald Demokratie, bald Fortschritt oder sonst wie nennen mag; außerdem die Partei, welche den nothleidenden Klassen die materielle Güterausgleichung verspricht. Beide werden dem Klerus gegenüber es höchstens zur Rolle von dienenden Bundesgenossen bringen, weil die Wählermasse, die ihnen der Klerus übrig läßt, doch noch von zu viel andern Triebfedern bewegt ist, als daß sie sich der Demokratie und Sozialdemokratie allein ausliefern könnte.

Diese Sachlage überblickte die römische Leitung 1871 und so stimmte das Centrum im Reichstag der Reichsverfassung zu. Man hatte nur die Bitte, die Grundrechte der preußischen Verfassung, welche der römischen Kirche mehr geben, als sie von irgend einem modernen Staat erlangt, in die Reichsverfassung aufgenommen zu sehen, und man hatte in der Erwiederungsadresse auf die Thronrede gewünscht, das Prinzip der Nichtintervention in fremde Staatsangelegenheiten nicht unbedingt ausgesprochen zu sehen. Beide Anträge — der bezüglich der Adresse nur als Symptom von Belang, da eine Adresse kein bindender Akt ist — wurden abgelehnt. Aber Fürst Bismarck erkannte nun deutlich, wonach die römische Leitung des Centrums strebte. Das römische Ziel war: die völlige Unabhängigkeit der römischen Kirche auf deutschem Boden für alle Angelegenheiten, welche Rom als ihm nach göttlicher Bestimmung überwiesen in Anspruch zu nehmen für gut findet; das Reich aber verpflichtet, diesen Anspruch nicht nur zu dulden, sondern in der Verfolgung desselben Rom überall den eigenen starken Arm zu leihen. Dies war das nächste Ziel. Das weitere Ziel aber war: durch das allgemeine Stimmrecht die stärkste Partei im Parlament, als stärkste Partei jeder Regierung unentbehrlich zu werden, und in dieser Stellung den äußern wie den innern Gang der deutschen Politik mehr oder minder sicher zu beherrschen.

Wenn die Leitung der Kurie das Mittel erkannte, das für ein so hohes Ziel ihr bequem entgegen getragen wurde, so erkannte doch Fürst Bismarck nicht minder sogleich die ersten Symptome der Ergreifung des Mittels. Aber das gefährliche Werkzeug des allgemeinen Stimmrechts,

durch die obligatorische Civilehe in hohem Maße, die römische Kirche aber nicht zu erleiden hatte.

Ein schwerer taktischer Fehler der Maigesetzgebung war es, daß sie die Anzeige der angestellten Geistlichen von den Bischöfen verlangte, damit der Staat nach einer Mitprüfung in jedem einzelnen Falle sein Einspruchsrecht geltend machen könne, auf Grund der für die Bekleidung des geistlichen Amtes von Staats wegen erforderlichen und durch das Gesetz genau umschriebenen Eigenschaften. Allerdings erschien diese Anzeigepflicht als die natürliche Ergänzung und selbst als die nothwendige Sicherung der staatlichen Mitwirkung bei der Anstellung der Geistlichen. Insofern kann man die Aufnahme der betreffenden Vorschrift in das Gesetz erklärlich finden. Sie gab dem Gedanken der staatlichen Mitwirkung den richtigen Ausdruck. Aber dieser Gedanke ist nicht nur dem Wesen der römischen Kirche zuwider — man braucht allerdings die mit der ganzen modernen sittlichen Welt unverträglichen Ansprüche nicht schon darum gelten zu lassen, weil sie aus dem römischen Wesen hergeleitet werden — sondern er verwickelt auch den modernen Staat in eine Mitverantwortlichkeit, die ihn durch eine Rom gegenüber doch alle Zeit unzulängliche Präventive in der unentbehrlich bleibenden Repression lähmt. Hier drängt sich der Gedanke auf, daß jede Einwirkung des Staats auf die Vorbildung und Anstellung der römischen Geistlichen am besten ganz und gar zu vermeiden ist, wofür der Staat sich ein wirksames und leicht zu handhabendes Recht der Repression sichern muß. Allein dieser Irrweg der Maigesetzgebung, auf dem sie versuchte in dem römisch-deutschen Klerus die nationale Geistesbildung und die nicht vaterlandfeindliche Gesinnung durch Vorschriften über den Bildungsgang und durch ein präventives Einspruchsrecht sicher zu stellen, wird doppelt und dreifach entschuldbar, wenn man die Thatsache kennt, daß fast der ganze achtbare und gebildete Theil der deutschen Katholiken des Kleriker- und des Laienstandes die völlige Romanisirung des römisch-deutschen Klerus um jeden Preis und mit einer wahren Gewissensangst vermieden zu sehen forderte. Es hat sich recht gezeigt, wie wenig eine solche Gesinnung, die nur anonym oder geheim sich der Staatsregierung zu offenbaren wagte, ausrichten kann zwischen dem Einfluß, den der Jesuitismus auf die päpstliche Regierung von oben, auf die Demagogie von unten ausübt. Die Anzeigepflicht der Maigesetzgebung gab dem Jesuitismus das wundervoll bequeme Mittel des passiven Widerstandes in die Hand, das er überall gebieten und ins Werk setzen lassen konnte. Der Staat mußte gegen diesen passiven Widerstand der nicht erfüllten Anzeigepflicht strafend einschreiten, und nun gab es überall wohlfeile Martyrien, gehemmte Funktionen des geistlichen Amtes. Nun

nichts angehen, ist ein Unding. Ohne Religion, ohne Centrum des geistigen Lebens, dem sie entspringt, ist die umfassendste, stärkste und jeder Zeit unentbehrlichste Institution der Menschheit nicht denkbar. Die entgegengesetzte falsche Auffassung ist in der modernen Staatslehre herrschend geworden, seit der Staat sich anscheinend über den Partikularismus der Konfessionen erhob. Diese Anschauung vom Staat, daß er verschiedenen Konfessionen gerecht werden könne, ist aber eine Frucht des Protestantismus, der die unsichtbare Kirche lehrt und die Unabhängkeit des rechtfertigenden Glaubens von den Spendungen irgend einer Kirche, deren keine das Heilsgut besitzt und verwaltet. Luther hat ausgesprochen, daß man selbst mit dem Papst in Frieden leben könne, wenn er uns in Frieden lasse. Der Protestantismus hat wohl öfters, wo er in Gemeinwesen herrschte, den Katholizismus ausgeschlossen, aber nur um seiner politischen Gefährlichkeit willen nach Lage der Zeitumstände, nicht wegen seiner religiösen Stellung. Wenn selbst in katholischen Ländern der Staat sich in der Gesetzgebung und Politik vom römischen Einfluß emanzipirt hat, so ist dies eine durch das Kulturbedürfniß gebotene, aber unvollkommene Entlehnung aus dem Protestantismus, der den Staat als selbständige, göttliche, nur nicht im Sinn der römischen Kirche göttliche, Institution gewürdigt hat. Nach protestantischer Anschauung ist der Staat und alle sittlichen Institutionen göttlich in seinem Beruf, aber nicht in seiner Aktion. Das ist der ungeheure Götzendienst, den Rom verlangt, daß seine Kirche jeder Zeit in ihrer Aktion göttlich sein soll.

Die Lehre vom Staat, dem alle Religionen gleich sind, lag in den Grundrechten der preußischen Verfassung, entsprechend der damaligen staatsrechtlichen Bildung, die man keineswegs in das Schuldbuch des Liberalismus allein zu schreiben berechtigt ist. Denn die entgegenstehende, angeblich konservative Auffassung war noch weit unzulänglicher und verworrener bis zum Kryptokatholizismus. Es handelt sich vielmehr um eine Schärfe und Klarheit der Erkenntniß, deren Befestigung erst unsere, der heutigen, Aufgabe ist. Wenn die Maigesetzgebung die Auffassung, welche der preußischen Verfassung zu Grunde liegt, auch ihren Bestimmungen zu Grunde legte, so ist dies erklärlich, aber es hatte in der schärferen praktischen Anwendung große Nachtheile. Es war z. B. ein doktrinärer Mißgriff, den Kandidaten der evangelischen Theologie, deren Prüfung bereits eine Staatsprüfung ist, auf Grund der Fiktion, daß die evangelische Kirche ein dem protestantischen Staat fremder Organismus sei, ein Kulturexamen aufzulegen. Es war noch weit schlimmer, der evangelischen Kirche die Eheschließung zu entreißen, ohne jede Vorsorge für den Ersatz der moralischen und materiellen Einbuße, welche die evangelische Kirche

Roms zu zerbrechen, an der zuletzt noch ein Napoleon vergebens gerüttelt hat?

Man kann sich denken, daß, so bedeutend der Eindruck des Unternehmens war, ebenso tief der Eindruck des Scheiterns ist. Rom ist es doch wieder, so geht es von Mund zu Munde, welches die Achillesferse auch dieses Mannes getroffen hat. Als sein Zurückweichen in diesem Kampf bereits bemerkt, aber noch als vorübergehende Bewegung gedeutet wurde, da hat Fürst Bismarck noch an die unerreichbaren Probleme der Sozialreform und der Kolonialpolitik gerührt. Man hat diese Anfänge mit Staunen aufgenommen, aber, ob sie die Gemüther zu großen Erwartungen fortfahren zu spannen oder nicht, weder Sieg noch Niederlage werden den Eindruck der Niederlage im Kulturkampf durch Glanz oder tieferes Dunkel in Vergessenheit bringen.

Hier ist der Ort für die Frage, ob der Sieg im Kulturkampf möglich war, und wie man sich ihn hätte denken sollen. Manche meinen, bei etwas längerem Ausharren von Seiten des Staates würde Rom sich allmählich, bei jedem Schritt das Aufsehen möglichst vermeidend und zuletzt noch einige Nachlassungen erringend, gefügt haben. Diese Meinung läßt sich weder beweisen noch zurückweisen. Denken wir uns aber, Rom hätte in seinem bequemen Trotz verharrt, die Last des Widerstandes dem deutsch-römischen Klerus überlassend, so wäre eine immer größere Verwaisung in der Seelsorge eingetreten. Kirchliche Verwaltung und Seelsorge wären, wie die „Germania“ öfters gedroht hat, immer mehr die Sache geheimer Delegation geworden. Aus diesem Zustand hätte sich ein aktiver Widerstand da oder dort entwickelt, an anderen Orten wäre die Entkirchlichung eingerissen. Dann wäre der Augenblick der protestantischen Mission gekommen gewesen; nicht katholische Staatspfarrer, zu denen sich nur zweifelhafte Personen des Klerus hergeben wollten, sondern die edelsten geistlichen Kräfte des Evangeliums hätte man mit dem unverfälschten Evangelium aussenden müssen. An einer solchen geistlichen, aus Begeisterung entsprungenen und von Begeisterung getragenen Entfaltung des Protestantismus hätte sich die getrübte Sonne des Evangeliums in der ganzen deutschen Welt allvereinigend und allerwärmend entzündet. Zu einer solchen Entfaltung innerer Wärme und Glaubensstärke, zu der sich die überlegene Einsicht in den zeitlichen Stand der Wissenschaft hätte gesellen müssen, war aber der Protestantismus vor zehn Jahren nicht fähig und ist es auch in diesem Augenblick noch nicht. Diese Thatsache enthält das Schicksal des Kulturkampfes. Die Kraft einer geschichtlichen Persönlichkeit kann ersetzen, was tausend vereinigte Kräfte nicht leisten, kann erspähen, was alle gewöhnlichen Augen nicht sehen, kann Thore zerbrechen, die der ver-

konnte man auch der katholischen Menge einreden, daß sie unter dem Martyrium stehe, nun gab es leichte Bethätigungen des Gehorsams und des Opfersinnes, verbunden mit der angenehmen Vereinigung dreier, an sich schon angenehmen Gefühle: bemitleidenswerth, heldenmüthig und berechtigt zum Haß gegen einen Unterdrücker zu sein. So erreichte der Kulturkampf seine Höhe bei dem Kullmannschen Attentat und verblieb auf derselben bis zum Frühjahr 1875.

An dieser Stelle gedenken wir des Umstandes, daß keine der großen Handlungen des Fürsten Bismarck ihn so in der Ehrfurcht und Bewunderung seiner Zeitgenossen gehoben hat, wie das Unternehmen des Kulturkampfes. Es kann dabei ja nicht von einer Einstimmigkeit der öffentlichen Meinung die Rede sein, denn die katholische Meinung gerieth in eine von Tag zu Tag heftigere, theils natürliche, theils künstlich angefachte Erregung gegen den mächtigen Staatsmann. Aber auch das Urtheil der protestantischen Kreise war von Anfang wie im Verlauf keineswegs übereinstimmend. Dennoch thun wir jene Aeußerung mit Bedacht. Durch die tiefen und aufrichtigen Naturen, in der Menge bei weitem die Minderzahl, aber auf die Dauer überall die Leiter der Menge, ging ein Gefühl des Erstaunens und der Freude, daß diesem Mann gelingen könne hinauszuführen, was Luther mit übermenschlicher Anstrengung unternommen, aber nicht vollendet hatte. Man hatte sich gewöhnt, den Protestantismus, seitdem die Gegenreformation sein Fortschreiten zum Stillstand gebracht, dem Verfall entgegen gehen zu sehen, namentlich Macaulay hatte diese Annahme für die populäre Ansicht einleuchtend gemacht. Der Protestantismus, so ungefähr hatte er seine Leser belehrt, hat die Intensität seines Princips eingebüßt durch innere Spaltung und durch den Fortschritt der Aufklärung; wer noch Religion haben will, wird gleich Katholik, wer sie nicht haben will, wird Freidenker oder Atheist; im Rahmen der alleinseligmachenden Kirche werden sich wie vordem die Gläubigen und Ungläubigen sammeln. — Den ganzen Hintergrund dieser Fernsicht vermochte der oberflächliche Rhetor, der sie eröffnete, sich nicht auszumalen. Vor vierzehn Jahren aber schien die Sache des Protestantismus, wie manche andere verlorene und unmögliche Sache, in der Hand des Fürsten Bismarck dem endlichen Triumph entgegen zu gehen; die wahre Vollendung der deutschen Einheit, die wahre Herstellung der deutschen Nationalität schien nun erst gesichert zu werden. Auch in der Menge der Gleichgültigen, denen weder am Protestantismus noch am deutschen Volksthum etwas liegt, rief der Beginn des Kulturkampfes die verwunderte Frage hervor: soll dieser gewaltige Mann, dem bisher alles geglückt ist, im Stande sein, die Fessel

sammt ihrer, alles Historische auf seine Lebensfähigkeit untersuchenden Wissenschaft niederzuhalten. Außerdem bietet er noch den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß man nach einem genußreichen Leben eine bequeme Buße und eine sichere Vergebung finden kann.

Wo waren die Bundesgenossen des Reichskanzlers? Nirgend, wie es scheint. Es war sein einsamer Wille, der die Truppen zusammenhielt. Von Seiten der an hoher Stelle wohl gelittenen Ultramontanen sah er sich verletzenden Begegnungen bis zur Insulte ausgesetzt. In dieser Lage der Dinge verlangte er im April 1877 seinen Abschied und, als er diesen vom Kaiser nicht erhielt, einen langen Urlaub. Man hatte allgemein geglaubt, seine Rückkehr zu den Geschäften im Februar 1878 werde mit einer nachdrücklichen Abwehr der ultramontanen Gegner beginnen. Nichts von dem geschah. Bereits am 7. Februar war Papst Pius IX. gestorben. In den geistig bedeutendsten Kulturkampfreden des Kanzlers vom März und April 1875 hatte er mit der Möglichkeit geschlossen, daß demnächst die Reihe an einen friedliebenden Papst kommen werde. Freilich hatte der Kanzler immer nur auf einen Frieden und auf einen Papst gedeutet, welche die unentbehrlichen Rechte des Staates sichern und anerkennen würden. Aber der päpstliche Thronwechsel bot jedenfalls den natürlichen Anlaß zu Unterhandlungen und Friedensversuchen. Der neue Papst selbst war es, der zuerst dem Friedenswunsch einen würdigen und dringenden Ausdruck lieh. Allerdings dachte man sich auf jeder Seite den Frieden sehr verschieden. Im Juli 1878 begannen zu Kissingen die Besprechungen des Kanzlers mit dem päpstlichen Nuntius Masella. Leo XIII. hatte zu seinem Staatssekretär den Kardinal-Franchi gewählt. Es scheint, daß die Kissinger Besprechungen ein Uebereinkommen in Aussicht stellten, wonach die Kurie von deutscher Seite eine Berücksichtigung der Weltstellung des Papstes hoffte, wofür sie in gewissem Umfang die Anzeigepflicht der Bischöfe zuzugestehen bereit war, als Kardinal Franchi plötzlich starb. Im Winter 1879 auf 1880 begannen zwischen dem deutschen Botschafter in Wien und dem damaligen Pronuntius Jacobini daselbst neue Verhandlungen auf einer neuen Grundlage. Hier wurde ein Plan verhandelt, wonach man in gegenseitigen Zugeständnissen Zug um Zug vorgehen sollte. Das Hauptziel scheint gewesen zu sein, daß der Papst dem Centrum die politische Opposition untersage oder dem Klerus untersage, durch seinen Einfluß auf die Wahlen den Kandidaten der politischen Opposition zum Sieg zu verhelfen. Auch diese Verhandlungen führten nicht zum Ziel, weil der päpstliche Unterhändler nicht nur den wesentlichen Abbruch der Maigesetzgebung verlangte, sondern dafür nicht einmal das Zugeständniß in Aussicht stellte, daß der Papst auf das Verhalten des

einigten Menge unzerbrechlich sind, kann dauernde Formen finden für den gestaltlosen Fluß der Masse. Aber sie kann nicht das ganze lebendige Material schaffen, welches in die geöffneten Pfade sich ergießen und die Formen füllen muß. Mit dem Protestantismus, wie er ihn fand, konnte Fürst Bismarck den Romanismus nicht vom deutschen Boden heben.

Ein Moment der Entschuldigung lag für den deutschen Protestantismus in der oben bezeichneten Unklarheit des Staats, vermöge deren er sich nicht als evangelischer Staat der römischen Kirche, sondern als abstrakter Staat der Kirche, d. h. allen Kirchen, gegenüber zu stellen meinte. So konnte die protestantische Orthodoxie in ihrer trüben Verworrenheit sich eine Zeit lang genöthigt glauben, die „Solidarität der kirchlichen Interessen", wie die heute übliche, abscheulich profane Sprechweise lautet, gegen den „heidnischen oder atheistischen" Staat betonen zu müssen. Diese Orthodoxie erhob ihre Stimme, so stark sie konnte, gegen den Kulturkampf, stempelte ihn zum Angriff des „Naturalismus" auf die Religion, und was dergleichen mehr war. Nun mag man behaupten, daß diese Orthodoxie nicht die evangelische Kirche gewesen sei, aber man kann nicht ungeschehen machen, daß sie in dieser Kirche innerhalb geringer, von oben gezogener Schranken das Regiment führte und die lauteste Stimme hatte. Mit der Haltung der Orthodoxie war in dem Moment der Entscheidung auch die Haltung der evangelischen Kirche zum Kulturkampf entschieden.

Aber nicht allein vom Protestantismus sah sich Fürst Bismarck verlassen, er sah auch die Reihen des politischen Liberalismus in ein bedenkliches Schwanken gerathen. Im Sommer 1877 begannen nationalliberale Führer und Zeitungen plötzlich von einer nothwendigen Revision der kirchlichen Gesetzgebung und von den bedauernswerthen Opfern des Kulturkampfes zu sprechen. Die konservativen Blätter waren in der ersteren Forderung längst vorangegangen. Der linke Flügel der Fortschrittspartei hatte den Kulturkampf von Anfang an verdammt und weisheittriefend sich auf die Kirchenfeindschaft romanischer Bevölkerungen trotz der anerkannten Privilegien der römischen Kirche berufen, und hatte außerdem in den klerikalen Zersetzungsbestrebungen gegen den protestantischen Staat einen sehr begehrenswerthen Bundesgenossen gegen die historisch festgewurzelte Regierungsmacht erkannt. Den gefährlichsten Gegner im Kulturkampf traf der Reichskanzler in den hohen Gesellschaftskreisen. Wer hier nicht im Katholicismus erzogen worden, ist doch häufig mit katholischen Familien verschwägert. Man sieht im Katholicismus die wahre Religion der vornehmen Welt, weil er doch das stärkste Prinzip der Autorität enthält und am besten geeignet ist, die aufstrebenden Stände

Meinung durch dieſe großartige Kapitulation verſetzt worden. Der gebildete Freiſinn fragt zweifelnd, ob dieſer Eindruck endlich den Ausgangspunkt für eine kritiſche Behandlung der Bismarckſchen Staatskunſt bilden werde. Der größte Theil der öffentlichen Meinung aber, der noch nicht an die Schwäche des Fürſten Bismarck glaubt, fragt nach den Gründen und macht wunderliche Entdeckungen. Die Einen entdecken, daß der Kanzler nunmehr mit dem Centrum in den Strom der echten und reinen Reaktion einlenken werde; andere entdecken, daß er ſich zu der römiſchen Weisheit bekehrt habe, nur mit dem Jeſuitismus die ſoziale Revolution bändigen zu können; wieder andere meinen, daß er den bevorſtehenden Revanchekrieg nicht unter der Verhetzung der katholiſchen Bevölkerung über Deutſchland kommen laſſen wolle.

Was die erſte Meinung betrifft, ſo kennt man den Kanzler doch wenig, wenn man für möglich hält, daß er zur Stütze ſeiner Politik eine Partei machen werde, die, auf dem Grunde der Demagogie errichtet, ſtark im Fordern und Verhindern, aber weder willig noch unabhängig genug zum ausgiebigen Gewähren iſt. Der Kanzler hat ſchon einmal öffentlich geſagt, daß ihm das Centrum als ein annehmbarer Bundesgenoſſe wegen ſeiner Disziplin und Stärke erſcheine, daß ſeine Forderungen aber höher ſeien, als irgend eine deutſche Regierung gewähren könne. Dem Staatsmann, von welchem man eben noch zu ſagen liebte, daß er ſich aller Parteien bediene, um jede zu verderben, dem traut man ſofort zu, daß er ſich in die Abhängigkeit der eigenwilligſten und demagogiſch mächtigſten Partei begeben werde.

Die zweite Entdeckung iſt faſt noch wunderlicher. Einem Staatsmann, dem man doch zugeſtehen wird, daß er einige Urtheilskraft bewährt hat, dem traut man zu, daß er die Bundesgenoſſenſchaft der Jeſuiten und Centrumsmänner gegen den revolutionären Sozialismus ſuche, während doch die Jeſuitenländer die Brutſtätten des revolutionären Sozialismus ſind.

Am meiſten Sinn iſt noch in der dritten Entdeckung. Aber wenn dem Fürſten Bismarck auch viel an der Zufriedenheit der katholiſchen Bevölkerung liegen mag, ſo wird er doch ſtets der Beſorgniß unzugänglich ſein, daß der Klerus das hohe Spiel ſpielen könne, bei einem Franzoſenkriege einen Theil des deutſchen Volkes gegen das Vaterland aufzuwiegeln.

Wenn alle dieſe Vermuthungen über die Gründe der geänderten Kirchenpolitik unzulänglich ſind, ſo kommt man vielleicht dem wirklichen Grunde näher, wenn man die Wege prüft, welche die Tadler empfehlen, und ſich fragt, warum der Kanzler dieſe Wege wohl verſchmäht. Denn das iſt das Merkwürdige, daß die Maigeſetzgebung von keiner Partei mehr gehalten wird, ja daß, mit wenigen rühmlichen Aus-

Centrums oder auf die Lenkung der Wahlen durch den Klerus Einfluß nehmen könne. Indeß begannen von nun an die Abänderungen der Maigesetze durch Novellen, deren erste, im Mai 1880 vorgelegte, den Zweck hatte, dem Staat die Befugniß zu verschaffen, durch ausgedehnte Dispensationen von den Bedingungen der geistlichen Anstellung und den Folgen der bischöflichen Absetzung der Verwaisung des bischöflichen Amtes und der Seelsorge ein Ende zu machen. Die Novelle wurde zunächst nur in wesentlich abgeschwächter Form angenommen. Aber am 9. September 1881 verkündigte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", die Regierung werde dem Landtag eine Vorlage machen behufs Wiedererrichtung der preußischen Gesandtschaft beim heiligen Stuhl. Im Februar 1882 ging Herr von Schlözer von Washington nach Rom, am 4. April empfing Papst Leo den neuen Gesandten. Damit beginnt das dritte Stadium der preußischen Verhandlungen mit der päpstlichen Kurie unter dem Papst Leo XIII. Sie schienen jahrelang, abgesehen von allerdings weitgehenden Verständigungen in Personalfragen, so fruchtlos wie ihre Vorgängerinnen zu verlaufen, wurden aber begleitet durch die Novellen von 1882 und 1883. Den beiden letzteren ist die gesetzlich noch nicht abgeschlossene Novelle von 1886 gefolgt. Man weiß, wie mit dieser Novelle, nachdem die Regierungsvorlage durch die Zusätze der Herrenhauskommission erweitert und durch die vom Herrenhaus ebenfalls angenommenen Zusätze des Bischofs Kopp vervollständigt worden, in Verbindung mit den beiden vorangegangenen Novellen die Grundmauern der Maigesetzgebung nunmehr abgetragen sein werden, sobald diese vierte Novelle die unzweifelhafte Zustimmung des Abgeordnetenhauses erlangt haben wird. Gegen dieses außerordentliche Zugeständniß existirt von Seiten der Kurie nur die hypothetische Einräumung der Anzeigepflicht für die Pfarrer und die Einräumung des Rechtes, von Seiten des Staates gegen die zu den Pfarrämtern ernannten Personen Vorstellungen zu erheben, über welche die Entscheidung dem Bischof und, wenn sie angerufen wird, der Kurie bleibt. Hypothetisch ist die Einräumung der Anzeigepflicht insofern, als ihre Dauer abhängig gemacht wird von einer weiteren Revision der Maigesetze. Dabei muß man sich fragen, was überhaupt noch zu revidiren bleibt, nachdem die Grundmauern abgetragen und die späteren Gesetze größtentheils nur noch den losgelösten Ornamenten in einem Museum unverwendbarer Bruchstücke gleichen. Die Kurie scheint die Zulassung aller Orden — die Orden der Krankenpflege sind bereits wieder zugelassen — die völlige Beseitigung der staatlichen Schulaufsicht und ähnliches zu fordern. Inzwischen ist die weitere Revision der Maigesetze im Prinzip bereits zugestanden.

Es bedarf nicht der Wiedergabe, in welches Staunen die öffentliche

wisse Schranken auferlegen werde? Wir haben keine Kenntniß von den Gedanken des Kanzlers. Wir können nur versuchen, seine Absicht zu errathen. Um dies zu thun, benutzen wir den Fingerzeig, den uns ganz unbewußt und unwillkürlich ein Mann giebt, der sicher nicht in des Kanzlers politische Absichten, aber desto mehr in die Formen seiner Denkweise eingeweiht sein kann. In der Widmung eines medizinischen Buches sagt Dr. Ernst Schweninger: „Ich habe mich nie gescheut, den, wenn auch langwierigen und mühevollen Weg, vielleicht mit brauchbaren Abkürzungen, wieder zurückzulegen, auf dem die mir Zugeführten ihre Erkrankungen aller Wahrscheinlichkeit nach acquirirt hatten." Mit „brauchbaren Abkürzungen" führt uns der Kanzler zurück zum Anfangsstadium des Kulturkampfes. Wenn alle Schutzwehren gegen Rom gefallen sind, welche der Staat sich in diesem Kampf errichtet, dann kommt es nur noch darauf an, den Fechtboden zu schließen, auf welchem Rom seine gewaltige Angriffswaffe gefunden. Dieser Fechtboden ist das allgemeine Stimmrecht. Wenn derselbe geschlossen ist, dann wird es wieder eine freie römische Hierarchie im deutschen Reiche geben, aber nicht mehr eine freie römische Demagogie. Die Hierarchie kann sich freiwillig nicht der Demagogie entschlagen, wenn das Feld derselben allen Parteien offen bleibt. Das durch Demagogie geworbene Heer aber hört auf, das gehorsame Werkzeug der Hierarchie zu sein, und folgt bald seinen eigenen Impulsen, die es der Hierarchie auflegt. Wenn die Hierarchie den weiten Spielraum erlangt, den sie vor der Maigesetzgebung besessen, dann kann sie sich nicht an das allgemeine Stimmrecht wie an den Balken der Selbsterhaltung klammern, und wenn sie dieses dennoch thun wollte, so würde sie die Freiheit ihrer Autorität an die Freiheit des Demagogenthums knüpfen und beide durch den Stoß des um seine Selbsterhaltung kämpfenden Staates verloren gehen sehen. Denn der Staat, wenn er dazu gezwungen wird, hat noch ganz andere Kampfmittel, und nicht etwa bloß Mittel der nackten Gewalt, als die bisher im Kulturkampf angewendeten. Die befriedigte Hierarchie aber wird ihr Schicksal nicht an das Demagogenfeld des allgemeinen Stimmrechtes knüpfen. Der Bischof Kopp spricht das Urtheil der vatikanischen Kreise aus, wenn er sagt, es komme dem Fürsten Bismarck nicht um auswärtiger Dinge willen auf den Frieden mit der Hierarchie an. Darum wird er sich freilich nicht zu ihrem Gefangenen machen. Aber nicht bloß die Weisheit des jetzigen Papstes, der Instinkt der gesammten hohen Hierarchie wird begreifen, daß es wohlgethan ist, nicht durch maßlose Ueberspannung der Ansprüche sich der wirksamsten Bundesgenossen gegen den Fürsten Bismarck, nachdem er seinerseits ein großes Opfer gebracht hat, zu berauben, und ihn in den

nahmen, niemand, wie man zu sagen pflegt, dabei gewesen sein möchte. Parteien von sehr verschiedenem Charakter und Zielen bekennen sich jetzt zu der gleichartigen Formel, der Staat solle, ohne mit Rom zu verhandeln, dem römischen Kirchenthum durch alleinige Gesetzgebung auf deutschem Boden die nothwendigen Schranken zu ziehen. Der Staat soll also noch einmal thun, was er in der Maigesetzgebung gethan und womit er den Kulturkampf hervorgerufen hat. Halt, sagen die weise gewordenen Kritiker, er soll es noch einmal thun, aber er soll die Fehler der Maigesetzgebung vermeiden, soll die Mitwirkung der römischen Organe entbehrlich machen, soll die innere Seite der römischen Angelegenheiten nicht berühren, soll sich auf Repression beschränken u. s. w.

Wenn die Berather nur sagen wollten, wo für Rom die innere Seite der kirchlichen Angelegenheiten aufhört. Wenn sie nur eine Bürgschaft suchen wollten, daß Rom irgend eine gesetzlich gezogene Schranke nicht als unerträglich durch sein disziplinirtes Heer bekämpfen lassen wird. Es ist der Fehler aller dieser kurzsichtigen und wohlgemeinten Rathschläge, daß sie, als ob über diesen Gegenstand noch gar keine Erfahrungen gemacht wären, wohlgemuth glauben, es müsse sich irgendwo die natürliche Grenze zwischen Rom und dem Staat ziehen lassen und Rom werde nicht umhin können, vor dieser Grenze stillzustehen. Jedermann kann wissen, daß die Grenze Roms nicht eher erreicht ist, als bis der letzte Ketzer verbrannt ist; und mit den Mitteln der Beherrschung des allgemeinen Stimmrechts sollte Rom vor irgend einer ihm vom Staat gezogenen Grenze Halt machen! Auf diesem Wege verewigt man nur den Kulturkampf, der zwar seinem Wesen nach ewig ist, aber doch nicht immer aktuell zu sein braucht. Ob man nach Preisgabe der Maigesetzgebung sogleich eine vortheilhaftere gesetzliche Position zur defensiven Fortsetzung des Kampfes finden könnte, ist höchst zweifelhaft. Wunder nehmen muß die unbedenkliche Zuversicht, die immer von der Herstellung des Friedens durch eine andere Gesetzgebung spricht; als ob Rom den Kampf gegen einzelne Bestimmungen der Maigesetzgebung geführt hätte, und nicht gegen das ganze Princip der staatlichen Begrenzung der kirchlichen Freiheit, welche nie und nimmer etwas anderes, als die ungehemmte Ausdehnung der kirchlichen Herrschaft bedeutet. Fürst Bismarck erkennt in einem solchen Versuch nur den abermals heraufgewälzten Stein des Sisyphus, und zeigt damit, wie gut er die Natur der in der geschichtlichen Welt wirksamen Kräfte versteht.

Soll nun aber die Maigesetzgebung fallen, ohne jeden Ersatz, den sich der Staat in neuen Schutzwehren und Waffen schafft, ohne jede ernste Bürgschaft, daß die römische Aggression sich wenigstens freiwillig ge-

Begründung in die leitenden Wahrheiten des nationalen Bewußtseins nicht aufgenommen werden kann. Deshalb darf die nationalliberale Partei der vierten kirchenpolitischen Novelle nicht zustimmen. Sie wird die Novelle nicht durch ihren Widerspruch zu vereiteln im Stande sein, dafür wird sie dem Kanzler unentbehrlicher sein wie je, wenn es darauf ankommt, den Schritt zu thun, durch welchen diese Novelle allein mit dem Staatswohl verträglich wird.

Der Kanzler, das wird man mehr als je zu sagen Grund haben, ist ein Mann, der kann, was er zu müssen eingesehen. Er reißt sich eigenhändig einen Kranz vom Haupt, von dem die Ruhmesstrahlen sich am stärksten reflektiren wollten. Ihm liegt nicht an dem Ruhm, ihm liegt nur daran, die sachgemäßen Mittel zu ergreifen, um das Mögliche zu erreichen. Der Lärm und Hohn der tobenden Galerie bekümmert ihn nicht. Auch der Kummer der treuen, irr und scheu gemachten Freunde bekümmert ihn nicht. Ihm liegt nur an dem Ziel und seiner wirklichen Erreichung. Und wenn ihm vor dem Ziel der Lebensodem versagen sollte, so kennt man den Spruch: „Ein braves Pferd stirbt in den Sielen"; ohne Frage der bescheidenste Spruch, den je eine historische Persönlichkeit zum Motto gewählt, für den der gebildete Deutsche indeß eine berühmte philosophische Formel zur Hand hat.

Evangelicus.

Stand zu setzen, alle Mittel, die ihm die aufgezwungene Feindschaft gegen Rom eingeben kann, auf dem Kampfplatz der deutschen und europäischen Politik spielen zu lassen. So wird der Kanzler im Stande sein, ungehemmt von jedem Centrum und seinen Bundesgenossen, sein Werk der Konsolidirung des deutschen Reiches zu vollenden. Der römische Gedanke, dieses Reich in chronischer Schwäche zu erhalten, um es schließlich wieder zu zerstören, muß dann freilich aufgegeben werden. Dafür wird die Hierarchie nicht nur auf deutschem Boden ehrenvoll und mächtig dastehen, es wird auch vom Papstthum abhängen, gegen manche zerstörende Mächte an diesem Reiche einen Halt zu finden.

Der Protestantismus wird dafür zu sorgen haben, daß, wenn einmal wieder ein großer Moment für ihn kommt, derselbe nicht wieder ein kleines Geschlecht an evangelischem Muth und evangelischer Klarheit finde. Dies mögen die Blätter beherzigen, die vor kurzem noch die ärgsten Schreier gegen den Kulturkampf waren und nun doch das Gefühl davon bekommen, daß mit dem Zurückweichen des Staates der Protestantismus eine moralische Niederlage erleidet. Der Staat, der diese Niederlage auf dem politischen Felde gut zu machen sich muthmaßlich anschickt, hat seinem Mutterboden, dem Protestantismus, gegenüber aber mindestens die Pflicht, die Vorliebe der hohen Gesellschaftskreise für den Ultramontanismus nicht ausarten zu lassen zur Bevorzugung der römischen Kirche in allen Staatszuwendungen und zur Gleichstellung des Ehrenceremoniels für die römisch-geistlichen Obrigkeiten mit dem für die hohen und höchsten Träger der Staatsgewalt, während die Diener der evangelischen Kirche in der Knechtsgestalt einherwandeln, die ihr Ehrenkleid ist, das aber nicht zur Beschimpfung werden darf durch die überflüssige und gesuchte Verehrung des römischen Pompes durch die hohen und niedern Vertreter des protestantischen Staates.

Der Kanzler entwickelt nie seine Absichten — aus dem triftigen Grunde, weil er damit seine überlegene Kenntniß der Lage allen Feinden preisgeben würde. Er entnimmt seine Begründungen den gerade vorliegenden Umständen und dem Schein, der gerade auf sie fällt. Eben darum liebt er nicht, sich auf seinen ausgesprochenen Gründen „festnageln" zu lassen. Parteien aber, zumal wenn sie nicht die sozialen oder hierarchischen Wurzeln haben, die eine Oligarchie begründen, wenn sie ihre Wurzeln vielmehr in der Klarheit dauernder politischer Nothwendigkeit, und nicht in deren Verdunkelung suchen wollen, müssen Schritte vermeiden, deren eigentliche Gründe sie nicht kennen und deren gelegentliche

Man hat deshalb für diese Art Arbeiter einen neuen Modus der Versicherung blos für Arzt und Arzenei mit Ausschluß des Krankengeldes gegen einen entsprechend verringerten Beitrag geschaffen.

Das ländliche Unfall-Versicherungs-Gesetz ist construirt analog dem industriellen. Die sämmtlichen Arbeitgeber werden zusammengefaßt zu Berufsgenossenschaften, in Preußen etwa für jeden landräthlichen Kreis eine solche Genossenschaft, und diese repartirt unter sich den jährlichen Bedarf an Entschädigungsgeldern; zum Zweck der Repartirung wird ein Kataster aufgestellt, in den jeder Arbeitgeber nach der durchschnittlichen Zahl der bei ihm beschäftigten Arbeiter, eventuell unter Bildung von Gefahrenklassen, eingeschätzt wird.

Die Construction darf durch Landesgesetzgebung und Statut auf doppelte Weise vereinfacht werden. Die Genossenschaft darf ihre Verwaltung statt sie selbst zu führen, an Organe der Selbstverwaltung übertragen, also z. B. an den Kreis-Ausschuß mit dem Landrath. Die Umlagen dürfen ferner, statt nach dem genannten Kataster durch Zuschläge zu directen Steuern erhoben werden.

Diese beiden Clauseln hat der Reichstag dem Regierungs-Entwurf hinzugefügt.

Durch sie wird das eigentliche Wesen des neuen Versicherungs-Systems anscheinend nahezu aufgehoben. Die Umlagen erscheinen als ein Steuer-Zuschlag, von derselben Behörde erhoben und verwaltet, von der alle anderen öffentlichen Angelegenheiten verwaltet werden z. B. auch Armen-Unterstützungen ausgezahlt werden. Die ganze Gesetzgebung erscheint daher als eine bloße Reform eines Zweiges der Armenverwaltung.

An diesem Punkt hat diesmal die Opposition eingesetzt, weniger um das Gesetz zu bekämpfen, als um, wie Jemand der unbetheiligt an dem Gelingen und Functioniren der deutschen Gesetzgebung dabeisteht, schadenfroh an ihm den Bankerott des gesammten Reform-Werkes zu demonstriren. Die Berufsgenossenschaften sollten die Träger der sogenannten socialen Reform werden, hieß es, hier zeigt sich, daß der Gedanke unausführbar ist, die Ausdehnung des Gesetzes war nur möglich, indem man die Genossenschaften thatsächlich aus demselben entfernte; an ihre Stelle tritt die ganz gewöhnliche Verwaltung, genährt mit ganz gewöhnlichen Steuer-Zuschlägen. Statt eine wirkliche sociale Reform habt ihr eine unbedeutende und in ihrem Functioniren äußerst schwerfällige Verbesserung der Armenpflege geschaffen.

Die ganze Argumentation ist rein factiös und ohne jede wirkliche innere Berechtigung. Richtig ist nur, aber nicht neu, daß die Unfall-Versicherung in vielen Beziehungen als eine Reform der Armenpflege aufzufassen ist. Wer so große Worte wie Social-Reform nicht liebt, mag überhaupt die ganze Bewegung in eine Reihe von Einzelheiten auflösen, welche vielfach sehr harmlose Namen tragen werden. Wer nichts wissen will von Bekämpfung des Capitalismus, der mag reden von einigen Verbesserungen der Actien-Gesetzgebung, der Stempelsteuer, Einführung eines Verwaltungs-Systems für Eisenbahnen analog demjenigen für Post und Telegraphie. Wer nichts hören will von Arbeiterschutz-

Politische Correspondenz.

Die Vollendung der Unfall-Versicherung. Die Fortsetzung der Social-Reform.

Unter ziemlich geringer Theilnahme der öffentlichen Meinung wie des Gros der Reichstags-Mitglieder ist ein Gesetz zu Stande gebracht worden, welches den Abschluß einer großen Epoche in unserer Gesetzgebung bedeutet und damit zugleich die Eröffnung einer neuen postulirt. Es ist die Ausdehnung der Unfall-Versicherung auf die ländlichen Arbeiter; dem Umfange nach das bedeutendste aller bisher erlassenen socialen Versicherungs-Gesetze, denn es erstreckt sich auf nicht weniger als sieben Millionen Personen, während die beiden industriellen Unfallversicherungsgesetze nur drei Millionen, das erste Krankenversicherungsgesetz obligatorisch ebenfalls nur die gewerblichen Arbeiter umfaßte, die Ausdehnung auf die ländlichen facultativ läßt.

Aber nicht in diesem Umfang liegt die Bedeutung des neuen Gesetzes, sondern darin, daß die gesammte Unfall- und Kranken-Versicherung damit principiell abgeschlossen ist. Es fehlt noch Manches, bis das ganze Gebäude aufgebaut ist; aber was fehlt, ist nur noch Sache der Ausführung, Fundament und Bauplan sind fertig. Die Krankenversicherung für die ländliche Bevölkerung, deren Einführung dem Beschlusse der Localverwaltung anheimgegeben ist, muß nun allmählich ausgedehnt werden, bis die Gesetzgebung endlich den Rest, der etwa nicht freiwillig kommen sollte, auch noch heranholt. Dann sind noch hier und da einige Specialgewerbe z. B. die Seeleute und Fischer durch besondere Gesetze dem Uebrigen anzufügen. Besondere Schwierigkeiten sind hier aber nirgends mehr zu überwinden. Vom historischen Gesichtspunkte ist diese Gesetzgebung abgeschlossen, weil ihre Principien abgeschlossen feststehen.

Für die allmähliche Ausdehnung der Kranken-Versicherung auf die ländliche Bevölkerung hat dies neue Gesetz durch eine sehr geschickte Wendung den Weg geebnet. In vielen Gegenden war die Sache bisher wegen der Art der Löhnung der ländlichen Tagelöhner unausführbar. Ihr Lohn besteht hier nur zum geringeren Theil in dem baaren täglichen Lohn, zum größeren Theil in Naturalien, Wohnung, Weide, bestimmten Scheffeln beim Dreschen. Wurde nun ein Arbeiter außer der Zeit des Dreschens krank, so konnte es kommen, daß er sich mit dem Krankengeld, da seine Naturalien fortliefen, besser stand, als bei der Arbeit.

schutzgesetzgebung (Maximalarbeitstag, Frauen- und Kinderarbeit, Sonntagsarbeit, Gefängnisarbeit, Fabrik-Beaufsichtigung, Wohnungs-Frage). Endlich steht im Hintergrund der Arbeits-Nachweis und das Recht auf Arbeit. Für Alles dies war der Abschluß der Unfall-Versicherung die nothwendige Vorbedingung. Die Alters-Versicherung bedarf ihrer direct, da sie selbst weder die in jüngeren Jahren Verunglückten aus ihren Mitteln versorgen, noch auch sie übergehen könnte. Die Arbeiterschutzgesetzgebung hängt ebenfalls hier und da mit Unfall- und Kranken-Fürsorge zusammen und wird endlich schwer zu einem gedeihlichen Ende zu führen sein ohne das Eintreten der Berufs-Genossenschaften, die also erst gebildet sein müssen. Endlich das Recht auf Arbeit verbunden mit dem Arbeits-Nachweis bedarf ebenfalls der Berufsgenossenschaften. Die Frage ist, welches von diesen Gebieten nun zunächst in Angriff zu nehmen sei.

Nach dem ersten Eindruck wird man sich der Ansicht zuneigen, daß nun zunächst die Altersversicherung und einige Capitel der Arbeiterschutzgesetzgebung an die Reihe kommen müssen. Dem Letztern mag man zustimmen, aber um an die Altersversicherung zu gehen, dazu ist noch die Erfüllung einer weiteren Vorbedingung, der Steuerreform nothwendig und diese scheint nach der Ablehnung des Branntweinmonopols leider im weiten Felde. Man könnte nun vielleicht hoffen, grade durch das Zusammenspannen dieser beiden Pferde etwas zu erreichen: indem man die Altersversicherung einbringt, wird das Bedürfniß einer großen Steuerreform so handgreiflich den Wählern und Parlamentariern vor die Augen gerückt, daß sich die Chancen derselben gewiß sehr verbessern. Aber immerhin ist das Doppelwerk so groß, die Wirkung, die Interessenbeeinträchtigung und die Frictionen, die es hervorrufen wird, so mannigfaltige, daß noch manches Jahr darüber hingehen mag, ehe es zu Stande kommt. Es ist daher doch sehr in Betracht zu ziehen, ob man nicht auf dem anderen Ende, bei dem Recht auf Arbeit nun zunächst einsetzt.

Man könnte sogar so weit gehen, diese Organisation ebenfalls als eine Vorbedingung für die Altersversicherung zu betrachten. Schon die Krankenversicherung leidet ja an den Mangel, daß ein Mann, der längere Zeit arbeitslos ist und seine Beiträge nicht mehr zahlt, wie das ja gar nicht anders geht, zuletzt (nach drei Wochen) aus der Versicherung ausscheidet. Findet er andere Arbeit, so tritt er wieder ein, nachdem er für die Zwischenzeit weder zahlte noch versichert war. Das geht nun nicht so bei der Altersversicherung. Diese muß nothwendig aufgebaut sein auf ununterbrochene Beiträge und wo die ganz regelmäßige Zahlung nicht zu erreichen ist, muß doch mit unbedingter Strenge auf Nachzahlung gehalten werden. Da ist nun nicht leicht um Perioden der Verdienstlosigkeit herumzukommen, da bedeutende Nachzahlungen von den Arbeitern, wenn sie wieder etwas verdienen, kaum zu verlangen sind. Haben wir nun aber vorher das Recht auf Arbeit eingeführt, so ist diese Schwierigkeit beseitigt: die Entschuldigung, „ich habe keine Arbeit gehabt", welche so viele Hinterziehungen decken könnte, ist eliminirt.

Die Hauptsache ist nun aber, daß diese ganze Organisation so unendlich

Gesetzgebung, der mag reden von verbesserter Gesundheits-Polizei. Wer endlich nichts hören will von einer gesetzlich geordneten obligatorischen Kranken-, Unfall- und Alters-Versicherung, der mag reden von einer Reform des Haftpflicht-Gesetzes und der Armenpflege. Ein großer Ausschnitt der Social-Reform besteht in nichts Anderem, als darin, gewisse umfangreiche Gebiete der socialen Thätigkeit, welche bisher verkehrter und schimpflicher Weise in der Armenpflege untergebracht waren, aus dieser Kategorie zu entfernen und eigene neue Formen für sie zu schaffen. Wenn hierfür nicht sofort generell das neue System allenthalben gleichmäßig eingeführt, sondern Uebergangs-Formen gestattet werden, manche große Gebiete überhaupt erst allmählich hineingezogen werden, so ist das weder ein Unglück noch ein Vorwurf. Es ist richtig, an vielen Stellen wird zunächst der Landrath die Unfall-Versicherung verwalten und die Umlagen werden in der Form von Steuer- (wohl meist Grundsteuer-) Zuschlägen eingezogen werden. Der Hauptschritt aber ist doch geschehen: die Unfall-Rente ist keine Armen-Unterstützung, sondern ein Recht. Sie wird nicht nach der Bedürftigkeit abgemessen, sondern nach der verlorenen Arbeitskraft. Sie wird nicht demjenigen, der wohlhabende Verwandte hat, die ihn versorgen müßten, entzogen. Sie ist der ganzen Gehässigkeit und Chikane der Haftpflicht-Processe entzogen. Wenn für eine Reihe von Anfangsjahren, wo der zu zahlenden Entschädigungen und Renten noch wenige sind, für die Verwaltung eine eigene Organisation noch nicht geschaffen wird, so wird darum doch zunächst der materielle Erfolg vollständig, der moralische zum großen Theil erreicht und wenn erst die Lasten größer werden und namentlich, wenn die Functionen der Berufsgenossenschaften erst erweitert werden, so wird ein Kreis nach dem anderen zur Organisation derselben übergehen und seine Lasten nicht mehr nach Steuern, sondern nach eigenem Kataster vertheilen. Darüber hat man sich ja von Anfang an keiner Täuschung hingegeben, daß die Unfall-Versicherung und Verhütung allein ein zu geringer Inhalt für eine so bedeutende Form wie eine Berufsgenossenschaft sei. An diesem Gegenstand soll die Genossenschaft sich zunächst nur bilden, es giebt noch sehr viele Functionen, für die man einst dieser Träger bedürfen wird. Formirt sich ein Theil derselben erst allmählich und nachträglich, so ist damit durchaus nichts verloren; an andern Stellen sammeln sich mittlerweile die Erfahrungen, die jene dann, ohne selber Lehrgeld zahlen zu müssen, mit Nutzen verwerthen. Ueber die Abschwächung, welche der Reichstag dem Entwurf der Regierung durch jene beiden Clauseln hinzugefügt hat, selbst über den Spielraum, welchen er damit der particularen Landesgesetzgebung eingeräumt hat, brauchen sich daher weder die Gegner noch Freunde des ganzen Systems besonders zu erregen.

Die große Frage ist vielmehr: was nun? Die Bedeutung der ländlichen Unfall-Versicherung liegt, wie wir schon andeuteten, noch mehr als in ihrer eigenen Wirksamkeit, darin, daß sie die Bahn frei gemacht hat für die nächste Arbeit. Aus dem Gebiet des Arbeiter-Versicherungs-Wesens steht noch aus die Alters- und Relicten-Versicherung. Daneben harrt der Bearbeitung die Arbeiter-

die Selbstverwaltungsorgane erwies sich schon als ein starkes Retardationsmoment bei der Berathung des ländlichen Unfallgesetzes. Jene beiden Uebergangsclauseln von der Verwaltung der Berufsgenossenschaft durch bestehende Behörden und die Umlegung der Kosten als Steuerzuschläge sind wesentlich dieser Abneigung vor weiterer Verwaltungsarbeit entsprungen. Die Schulzen und Gutsvorsteher müssen schon so viel Listen führen und Berichte erstatten, die angesehneren Eigenthümer haben so viel Arbeit in ihren Ehrenämtern, daß sie von keiner neuen Belastung wissen wollen. Es klingt zwar unglaublich, daß den unteren Klassen ihr Recht nicht werden soll, bloß weil es den oberen Klassen zu viel Mühe macht, eine geordnete Verwaltung zu führen, aber man wird überhaupt zu sehr falschen Resultaten kommen, wenn man die Rücksichtslosigkeit des Klassen-Egoismus der Bourgeoisie unterschätzt. Hätte man nicht die überlegene und sichere Führung der Regierung, getragen von einer Reihe von ausgezeichneten Beamten an zweiter und dritter Stelle, und hätte man sich nicht so sehr öffentlich engagirt gehabt für die Fortführung der Socialreform, so wäre vielleicht schon dieses ländliche Unfallgesetz nicht zu Stande gekommen. Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß es zuletzt von einer überwältigenden Majorität angenommen worden ist. Die Reden, welche bei der ersten Lesung, namentlich von dem Freiherrn von Frankenstein gehalten wurden, klangen so, als wenn überhaupt nichts aus dem Entwurfe gemacht werden könne und die Annahme mag in der Stille noch manchen Seufzer gekostet haben. Sehr Viele haben sich sicherlich in die Hoffnung eingewiegt, daß jene beiden Clauseln, die wir als Uebergangsclauseln characterisirt haben und die allein als solche erträglich sind, definitive Einrichtungen bleiben werden.

Hier ist der Ort des allgemeinen Wahlrechtes zu gedenken und zwar in Anknüpfung an den Aufsatz über den Gang des Culturkampfes, den wir in eben diesem Heft bringen. Wir publiciren diesen Aufsatz eines tieferblickenden Beobachters, ohne daß die Redaction, wie es die Grundsätze unserer Zeitschrift erlauben, sich durchweg mit ihm identificirt und namentlich dem, was dort über die Wirkungen des allgemeinen Stimmrechts gesagt ist, haben wir zwar nicht zu sehr zu widersprechen, als doch wesentliche Ergänzungen hinzuzufügen. Der deutsche Staat bewegt sich mit dem Wahlrecht zwischen Scylla und Charybdis. Es ist unzweifelhaft richtig, daß das allgemeine Wahlrecht der Demagogie, und zwar der pfäffischen in noch höherem Grade als der radikalen, das herrlichste Instrument bietet. Die Wiederbelebung des Ultramontanismus im 19. Jahrhundert leiten wir ganz wesentlich von der Macht ab, die der moderne Parlamentarismus und Constitutionalismus in allen Ländern der römischen Hierarchie durch ihren Einfluß auf die Wahlen zugeführt hat. Je demokratischer das Wahlrecht ist, desto größer ist der Einfluß und so hat der politische Freiheitsidealismus den gefährlichsten Feind geistiger wie politischer Freiheit wieder kampffähig und furchtbar gemacht.

Nun aber die Kehrseite. Nicht das allgemeine Wahlrecht hat den demokratischen Zug der Zeit hervorgebracht, sondern die demokratische Tendenz das

viel einfacher und weniger kostspielig zu beschaffen ist, als die Altersversicherung. Die Grundzüge derselben sind ihrer Zeit von einem Mitarbeiter unserer Jahrbücher und zwar nicht etwa einem Theoretiker, sondern einem mitten in der Praxis stehenden Manne, dem Abgeordneten Landrath Wessel (Bd. 54 S. 44ff.) gezeichnet worden. Der Cardinalsatz war, daß der zu zahlende Arbeitslohn für die, welche das „Recht auf Arbeit" in Anspruch nehmen, erheblich niedriger sei, als der sonst ortsübliche Tagelohn, so daß er nur grade zur Bestreitung der nothwendigen Lebensbedürfnisse und der fälligen Versicherungsbeiträge ausreicht. Dadurch ist jeder Mißbrauch dieses „Rechts" ausgeschlossen; es würde in der Praxis überhaupt nur ausnahmsweise in Anspruch genommen werden.

Wenn wir nun also die Organisirung des Rechts auf Arbeit in der That für relativ einfach und wenig kostspielig halten, so wird es doch nicht leicht sein, die öffentliche Meinung und die Majorität des Reichstages für dasselbe zu gewinnen. Der Schrecken vor dem ehemaligen revolutionären Schlagwort würde wohl zu bannen sein durch eine Aenderung in der Bezeichnung und die Betonung, daß es sich um Nichts als um die endliche Ausführung des berühmten alten Landrechtsparagraphen handle. Auch die Besorgniß wegen der Kosten würde wohl nicht unüberwindlich sein; man würde nur den Nachweis zu führen haben und ihn leicht führen können, daß die Einrichtung zuletzt nicht einen neuen Aufwand, sondern im Gegentheil eine Ersparniß bedeutet, nämlich die Ersparniß der Contribution, welche heute die Vagabundage vom Lande einfordert. Diese Contribution wird zwar nur in fortlaufenden kleinen Raten bezahlt, ist aber in der Schlußsumme ganz außerordentlich hoch und in dem Augenblick, wo das Recht auf Arbeit proclamirt ist und die Communalwerkstätten eröffnet sind, wäre man die Landplage der Vagabundage los. Die Polizei würde Jeden, der ohne Reisemittel reist, aufgreifen und sie würde das kaum nöthig haben, da selbst die gutmüthigste Bürgerfrau keinem Bettler mehr etwas verabreichen wird, wenn sie weiß, daß es die Arbeitslosigkeit garnicht sein kann, welche ihn zum Wandern und Betteln zwingt. Von dieser Seite aus würde also die ländliche Bevölkerung namentlich der Einführung von Communalwerkstätten mit dem Recht auf Arbeit Sympathie entgegenbringen. Die eigentlich zu überwindende Schwierigkeit aber liegt in der Mühseligkeit der Verwaltung einer solchen Institution.

Wegebauten und Bearbeitung von Oedländereien würden für die eigentliche Masse der Arbeitsuchenden die naturgemäß gegebenen Beschäftigungen sein; daneben aber müßte nothwendig eine zweite Arbeitsgelegenheit geschaffen werden für diejenigen, welche zu jenen härteren Draußen-Arbeiten körperlich unfähig sind. Die Innenarbeiten dürfen wiederum keinem bestehenden Gewerbe Concurrenz machen. In der Auffindung des local geeigneten Arbeitsgegenstandes, Beschaffung des Materials, Verwerthung des Products bei einer den größten Wechseln ausgesetzten Arbeiterschaft wäre der Verwaltung immerhin eine viel Initiative und Application über die bureaukratische Schablone hinaus erfordernde Aufgabe gestellt. Grade die Besorgniß aber vor der wachsenden Arbeitslast der Staats-

ist nur, daß jede griechische Regierung, welche jetzt abrüsten will, ohne den europäischen oder wenigstens den russischen Schein vorzeigen zu können, welcher die spätere Gebietsvergrößerung garantirt, von den Herren Hellenen weggejagt wird. Daß auf die europäische Sommation keine Aktion folgt, dafür werden Rußland und sein, durch das russische Verhalten bei dem Wechsel der französischen Botschaft in Petersburg etwas gekränkter, aber darum nicht minder dienstbeflissener Verehrer in Paris sorgen. Der griechisch-türkische Konflict kann nun eine Situation herbeiführen, welche dem russischen Einmarsch in Bulgarien einen viel bequemeren und dringenderen und namentlich schneller eintretenden Vorwand leiht, als der bulgarische Ungehorsam thut, der sich erst Ende Mai manifestiren kann. Nichts destoweniger darf man annehmen, daß der russische Kaiser und die von ihm bis jetzt bevorzugten Staatsmänner aufrichtig die Beschwichtigung Griechenlands wünschen. Denn aus dem griechisch-türkischen Krieg würde fast unvermeidlich hervorgehen, was die panslavistische Aktionspartei ersehnt, ein russisch-türkischer Krieg, welchen doch die einsichtigen russischen Staatsmänner jetzt für sehr inopportun halten. Dagegen würde der russische Einmarsch in Bulgarien unter Zustimmung der Pforte ein von Rußland abhängiges Bulgarien schaffen, in dessen Besitz Rußland die weiteren Dinge noch eine längere Zeit abwarten könnte.

Diese Zeilen waren geschrieben, als die Telegramme vom 26. April aus Athen eintrafen. Sie schaffen scheinbar eine neue Lage, aber weil die Aenderung bis jetzt nur scheinbar ist, haben wir die obige Ausführung gegeben, wie sie vor diesen Nachrichten geschrieben war. Frankreich, so wird man die Nachrichten zusammenzufassen haben, hat einen Versuch gemacht, der gemeinschaftlichen Sommation der Mächte zuvorzukommen, in der Hoffnung, dem aufmarschirenden Europa Griechenland, den kleinen Störenfried, als plötzlich artig gewordenen Liebling präsentiren zu können. Leider unterwarf sich der Liebling mit einem bedenklichen Vorbehalt, indem er erklärte, nachsuchen zu wollen, daß eine Regelung der schwebenden Frage auf diplomatischem Wege versucht werde. Da hätte man das Schauspiel erleben können, von Frankreich zur Belohnung der griechischen Artigkeit eine europäische Konferenz empfohlen zu sehen, die sich damit zu beschäftigen gehabt haben würde, der Türkei ein Stück ihres Gebietes zu Gunsten Griechenlands abzudekretiren. Nichts desto weniger ersuchte Herr von Freycinet auf die Nachricht der bedingten griechischen Unterwerfung die Mächte, von der Uebergabe der identischen Noten abzusehen. Doch erschienen am 25. April vier englische Panzerschiffe, ein deutsches, ein österreichisches und ein italienisches von der Sudabai und zuletzt ein russisches von Tenedos in der Bucht von Phalerun bei Athen. Am Abend traten die großmächtlichen Vertreter in Athen bei dem englischen Gesandten zusammen. Ob nun als Ergebnis dieser Berathung oder in Folge neuer Befehle nach telegraphischer Rückfrage bei den betreffenden Regierungen, kurz am 26. April Abends wurde die Sommation überreicht, in welcher Griechenland zur Abrüstung binnen acht Tagen aufgefordert und für die Folgen einer etwaigen Weigerung verantwortlich gemacht

allgemeine Wahlrecht, und dieses Werkzeug der Tendenz ist zugleich auch ihr Regulator. Nirgends ist die Demagogie unschädlicher als im Reichstag, und ganz mit Recht hat der Kanzler gesagt, daß er den Socialdemokraten gerne auch noch das dritte Dutzend gönnen werde. Der Reichstag ist die einzige Stelle, wo man, und zwar in der vortheilhaftesten Form, die Socialdemokratie zur öffentlichen Diskussion in Rede und Gegenrede zwingen kann. Es ist ja jetzt auch endlich dahin gebracht, daß diese Fraction positive Vorschläge gemacht, Anträge gestellt, Einer oder der Andere für das Unfallversicherungsgesetz gestimmt hat. Je mehr man sie auf diesen positiven Boden drängen kann, desto unschädlicher sind sie und das kann allein im Reichstag geschehen. Ihre zwei Dutzend Stimmen unter 400 zeigen ihnen dabei tagtäglich, wie schwach sie doch im Grunde sind oder noch sind und verhindern dadurch Illusionen, die zu unbesonnenen Gewaltstreichen verlocken könnten. Die Verdrängung der Socialdemokratie aus dem Reichstage durch eine Aenderung des Wahlrechts wäre daher eine Gefahr und ein Unglück.

Fast noch wichtiger und nützlicher ist aber das allgemeine Wahlrecht durch den Druck, den es auf die andern Parteien ausübt. Keine Macht der Erde würde die Bourgeoisie zwingen, die für die Fortführung der Social-Reform notwendigen materiellen und persönlichen Opfer zu bringen, wenn das Wahlrecht sie nicht zwänge. So lange die Socialreform noch in der Vorbereitung war, ist das nicht so hervorgetreten, da man sich die Anforderungen theoretisch nicht so recht klar machte. Nun wir in die Praxis eingetreten sind, merkt man, was es heißt, die kaiserliche Botschaft ausführen und schon beginnt der passive Widerstand sich bemerkbar zu machen. Allenthalben stößt man auf die Meinung, nun einmal in der Reform eine Pause zu machen und wenn die Frage aufgeworfen wird, von der wir ausgegangen sind, ob jetzt zunächst die Altersversicherung oder das Recht auf Arbeit in Angriff zu nehmen sei, so wird man sich vielfach für das erstere entscheiden, aus keinem anderen Grunde, als weil sobald doch noch nichts daraus werden kann.

In unserer letzten Correspondenz führten wir aus, wie an dem Stocken in unserer Gesetzgebung und der nothgedrungenen Annäherung der Regierung an den Katholicismus grade keine Partei mehr Schuld hat, als die welche mehr als irgend eine andere die Anschauungen unseres gebildeten Mittelstandes vertritt, die nationalliberale.

So würde eine Beschränkung des allgemeinen Wahlrechts die Socialdemokraten zu Nihilisten, die anderen Fractionen zu reinen Bourgeoisparteien machen und damit der Politik der Regierung, zwischen diesen Gegensätzen zu vermitteln den Boden entziehen. Man muß sich darin finden, daß es im Staatsleben Institutionen giebt, die schwer zu ertragen, aber garnicht zu entbehren sind. Zu ihnen gehört heute das allgemeine gleiche Wahlrecht. D.

iſt nur, daß jede griechiſche Regierung, welche jetzt abrüſten will, ohne den europäiſchen oder wenigſtens den ruſſiſchen Schein vorzeigen zu können, welcher die ſpätere Gebietsvergrößerung garantirt, von den Herren Hellenen weggejagt wird. Daß auf die europäiſche Sommation keine Aktion folgt, dafür werden Rußland und ſein, durch das ruſſiſche Verhalten bei dem Wechſel der franzöſiſchen Botſchaft in Petersburg etwas gekränkter, aber darum nicht minder dienſtbefliſſener Verehrer in Paris ſorgen. Der griechiſch-türkiſche Konflict kann nun eine Situation herbeiführen, welche dem ruſſiſchen Einmarſch in Bulgarien einen viel bequemeren und dringenderen und namentlich ſchneller eintretenden Vorwand leiht, als der bulgariſche Ungehorſam thut, der ſich erſt Ende Mai manifeſtiren kann. Nichts deſtoweniger darf man annehmen, daß der ruſſiſche Kaiſer und die von ihm bis jetzt bevorzugten Staatsmänner aufrichtig die Beſchwichtigung Griechenlands wünſchen. Denn aus dem griechiſch-türkiſchen Krieg würde faſt unvermeidlich hervorgehen, was die panſlaviſtiſche Aktionspartei erſehnt, ein ruſſiſch-türkiſcher Krieg, welchen doch die einſichtigen ruſſiſchen Staatsmänner jetzt für ſehr inopportun halten. Dagegen würde der ruſſiſche Einmarſch in Bulgarien unter Zuſtimmung der Pforte ein von Rußland abhängiges Bulgarien ſchaffen, in deſſen Beſitz Rußland die weiteren Dinge noch eine längere Zeit abwarten könnte.

Dieſe Zeilen waren geſchrieben, als die Telegramme vom 26. April aus Athen eintrafen. Sie ſchaffen ſcheinbar eine neue Lage, aber weil die Aenderung bis jetzt nur ſcheinbar iſt, haben wir die obige Ausführung gegeben, wie ſie vor dieſen Nachrichten geſchrieben war. Frankreich, ſo wird man die Nachrichten zuſammenzufaſſen haben, hat einen Verſuch gemacht, der gemeinſchaftlichen Sommation der Mächte zuvorzukommen, in der Hoffnung, dem aufmarſchirenden Europa Griechenland, den kleinen Störenfried, als plötzlich artig gewordenen Liebling präſentiren zu können. Leider unterwarf ſich der Liebling mit einem bedenklichen Vorbehalt, indem er erklärte, nachſuchen zu wollen, daß eine Regelung der ſchwebenden Frage auf diplomatiſchem Wege verſucht werde. Da hätte man das Schauſpiel erleben können, von Frankreich zur Belohnung der griechiſchen Artigkeit eine europäiſche Konferenz empfohlen zu ſehen, die ſich damit zu beſchäftigen gehabt haben würde, der Türkei ein Stück ihres Gebietes zu Gunſten Griechenlands abzudekretiren. Nichts deſto weniger erſuchte Herr von Freycinet auf die Nachricht der bedingten griechiſchen Unterwerfung die Mächte, von der Uebergabe der identiſchen Noten abzuſehen. Doch erſchienen am 25. April vier engliſche Panzerſchiffe, ein deutſches, ein öſterreichiſches und ein italieniſches von der Sudabai und zuletzt ein ruſſiſches von Tenedos in der Bucht von Phalerun bei Athen. Am Abend traten die großmächtlichen Vertreter in Athen bei dem engliſchen Geſandten zuſammen. Ob nun als Ergebnis dieſer Berathung oder in Folge neuer Befehle nach telegraphiſcher Rückfrage bei den betreffenden Regierungen, kurz am 26. April Abends wurde die Sommation überreicht, in welcher Griechenland zur Abrüſtung binnen acht Tagen aufgefordert und für die Folgen einer etwaigen Weigerung verantwortlich gemacht

ſtituiren, die Untrennbarkeit des vereinigten Bulgarien ausſprechen und den Fürſten Alexander und ſeine Nachkommen zur Dynaſtie erklären werden, die von jeder Beſtätigung des Auslandes unabhängig iſt.

Fürſt Alexander konnte nicht anders, als die Nationalverſammlung einberufen. Hätte er ſich dem Konferenzbeſchluß vom 5. April aus eigener Machtvollkommenheit unterworfen, ſo hätten ihn die Bulgaren aus dem Lande vertrieben, aufgehetzt von ruſſiſchen Agenten, die ihnen vorgeſpiegelt haben würden, Bulgarien könne ſeine unauflösliche Einheit ſofort erlangen, wenn es nur den Fürſten Alexander, der dieſe Einheit preisgebe, loslaſſen wolle. Dieſen Zug hat Fürſt Alexander vereitelt und es iſt nun die Aufgabe des Rubels auf Reiſen, in die Nationalverſammlung Gegner des Fürſten zu bringen, welche bereit ſind, ſeine Abdankung zu fordern, weil die bulgariſche Einheit mit einem andern Fürſten leichter zu erlangen ſei. Indeß auf den Rubel allein kann ſich die ruſſiſche Politik dies Mal nicht verlaſſen; ſo ſetzt ſie denn einen größern Apparat in Bewegung, um die Beſeitigung des Fürſten Alexander durchzuſetzen. Man hat den ruſſiſchen Kaiſer nach Livadia reiſen laſſen, an ſeinem dortigen Hoflager befinden ſich der ruſſiſche Botſchafter in Conſtantinopel, die ruſſiſchen Geſandten in Bukareſt und in Athen und last not least der rumäniſche Kriegsminiſter. Zu dieſer Verſammlung ſoll in der Perſon Edhem Paſchas ein außerordentlicher Geſandter des Sultans kommen. Offenbar handelt es ſich um den Durchmarſch durch Rumänien nach Bulgarien. Läugnen läßt ſich ja nicht, daß, wenn eine bulgariſche Nationalverſammlung einen europäiſchen Beſchluß kaſſirt, an dem allerdings keiner Macht außer Rußland etwas liegt, doch jede Macht das Recht hat, auf dem Beſchluß zu beſtehen. Auf dieſe Weiſe könnte Rußland ſeinen Einmarſch in Bulgarien motiviren. Doch hat die Pforte das erſte Recht, ihren Vaſallen zum Gehorſam zu bringen. Daher würde Rußland der türkiſchen Zuſtimmung bedürfen, und darauf, dieſe zu erlangen, richtet es jetzt ſeine diplomatiſchen Anſtrengungen, bei denen das berühmte Bakſchiſch vorangeſchickt wird.

Aber auch dies iſt noch nicht das ganze ruſſiſche Geſchütz. Man kennt das Verlangen Griechenlands, eine türkiſche Gebietsabtretung zu erhalten, zu welchem Zweck der kleine Staat ſich bis an den Hals bewaffnet und die Pforte zu Gegenrüſtungen genötigt hat. Seit Monaten droht Europa mit erhobenem Arm, um Griechenland zur Abrüſtung zu bewegen. Die Griechen wiſſen aber, daß unter den Drohenden ihre beſten Freunde ſind. Neuerdings hat Lord Roſebery die Mächte aufgefordert, endlich zur Sommation an Griechenland zu ſchreiten; wenn die Sommation keinen Erfolg hat, ſoll die ganze Oſtküſte Griechenlands blokirt werden. Inzwiſchen ſcheint es faſt, als habe Rußland in Conſtantinopel die gewünſchte Einwilligung zur Intervention in Bulgarien erlangt, ſo daß die Drohung mit Griechenland überflüſſig geworden iſt. Daher ſucht Rußland wie Frankreich die Griechen zu überreden, durch ihre Abrüſtung der europäiſchen Sommation zuvorzukommen, um durch dieſe Gefälligkeit ein erhöhtes Anrecht auf die ſpäter zu gewährende Gebietsvergrößerung zu erlangen. Das Uebel

keit, die keinem erlaubt, für das wahre Bedürfniß des Landes einzutreten, welches doch von den Meisten gefühlt wird, sich in einen Krieg hineintreiben läßt, der Unglück über Frankreich unter allen Umständen bringen muß, auch im Falle anfänglicher Siege, auch im Falle eines für Frankreich günstigen Friedensschlusses. Denn wenn Frankreich nicht versteht, sich in eine Niederlage zu finden, so versteht es noch tausend Mal weniger, sich im Siege zu mäßigen. Daher würde jede Epoche französischer Siege eine Aera von Kriegen, wie unter Napoleon I. bedeuten. Die Aera würde dies Mal nicht lange dauern, aber welche ungeheure Einbuße würde sie über Europa verhängen?

* * *

Am 8. April hat Mr. Gladstone im Unterhaus die Homerulebill für Irland entwickelt, am 16. April die Landankaufsbill. Bei beiden Bills ist die erste Lesung genehmigt worden, für die erste ist die zweite Lesung auf den 10. Mai angesetzt.

Im Anfang schien es, als wollte sich gegen die Vorlagen ein allgemeiner Sturm erheben, der Herrn Gladstone wegreißen müsse. Nach kaum drei Wochen ist die Lage bereits ganz anders. Schon als die Entrüstung emporwirbeln wollte, drang durch alle Stimmen ein Ton der Bewunderung über die erstaunliche Geistes- und Körperkraft, welche der 77jährige Gladstone bewährt hatte. Es ist eines der besten Gefühle, deren eine Nation fähig ist, und eine unentbehrliche Bürgschaft ihrer eigenen Lebensfähigkeit, daß sie das Bedürfniß hat, sich ihrer ausgezeichneten Männer zu freuen. Es war auch wahrlich nicht blos die geistige und körperliche Ausdauer, die man an Gladstone bewundern mußte, es war doch vor Allem die meisterhafte Beherrschung des Stoffes. Wenn man aber in der Lage ist, eine solche Herrschaft über den Stoff zunächst nur von der künstlerischen Seite und halb widerwillig anzuerkennen, so kommt man bald zu der Einsicht, daß ein politischer Stoff, wenn er künstlerisch unterworfen worden, wahrscheinlich auch politisch beherrscht wird. So trat denn der englische Widerwille aus dem Stadium, wo man blos die künstlerische Leistung anerkennen mußte, bald in das zweite, wo man sagte: die Gestattung des Homerule an Irland, in welcher Form immer, wird nicht mehr von der Tagesordnung des englischen Lebens verschwinden. Heute ist man bereits im dritten Stadium, wo man sagt: die Entwürfe sind gut, es muß nur allerlei daran geändert werden. Wir wagen das vierte Stadium zu prophezeihen, wo man sagen wird: die Entwürfe enthalten in der Hauptsache die beste mögliche Lösung der großen Frage.

Wir gedenken heute nicht, auf die Einzelheiten der beiden Bills einzugehen, da die zweiten Lesungen dazu reichliche Veranlassung geben werden. Statt dessen wollen wir die Opposition, welche sich anfangs so heftig regte, noch von einigen Seiten beleuchten. Dieselbe kann schon deshalb nicht leicht von nachhaltiger Wirksamkeit sein, weil sich bei den ungleichartigsten Elementen und Beweggründen kein positives Ziel verfolgen läßt. Oft meint man, eine die entgegengesetztesten Parteien vereinende Opposition müsse die durchschlagendsten

wird. Was nun Griechenland thun wird, läßt sich ja in diesem Augenblick nicht sagen. Nachdem es den Willen zur Unterwerfung bereits Frankreich gegenüber an den Tag gelegt, wäre es fast kindisch, wenn es den vereinigten Mächten gegenüber in die trotzige Haltung zurückkehren wollte. Die Unterwerfung unter die Sommation wäre ja nur die Bekräftigung einer bereits gegebenen Erklärung, aber die Bekräftigung wird sicherlich gleich der ersten Erklärung den Vorbehalt einschließen, daß auf diplomatischem Wege eine Lösung der von Griechenland aufgeworfenen Gebietsfrage gesucht werden müsse. Dann wird es darauf ankommen, ob Griechenlands Freunde diesen Vorbehalt unterstützen. Es ist kaum anzunehmen, daß Herr Delyannis wagt, die Abrüstung anzuordnen, wenn er den Griechen nicht sagen kann, daß ihre Ansprüche in guten diplomatischen Händen ruhen.

* * *

Beinahe vierzig Jahre sind es, daß ein berühmter Redner und Lyriker Frankreichs die Februarrevolution mit zwei großen Reden einläutete, deren eine den Satz zum Thema hatte: „la France s'ennuyie"; das Thema der anderen, großartiger und pathetischer gehaltenen Rede lautete: „la France s'attriste". Die künstlichen Rhetoren, die sich an gebildete Zuhörer wendeten, sind heute in Frankreich ausgestorben; sonst wäre das Thema für eine große Rede im hohen Stil wiederum vorhanden; es würde lauten: la France s'impatiente. Ja die Franzosen sind ungeduldig. Welches Volk, selbst von minder lebhaftem Temperament, könnte es auch aushalten, daß man ihm fünfzehn Jahre lang den Triumph der Rache ins Ohr raunt? Endlich will es diesen Ruf laut ertönen hören und in denselben einstimmen.

Aber wer ist la France, wer sind die Franzosen? Die arbeitenden Klassen des Bauernstandes und Bürgerthums bis zu den Unternehmern der Großindustrie hinauf verlangen nichts weniger als den Krieg. Aber ungeduldig sind sie auch, und, ohne es zu wollen, verstärken sie die Ungeduld der Kriegslustigen. Diese friedliebenden Leute, da man ihnen ewig von der Unvermeidlichkeit eines neuen und letzten Krieges vorredet, sind ungeduldig, daß dieses unangenehme Ereigniß komme und endlich für immer vorübergehe. Man sagt ihnen ja, daß der Sieg Frankreichs dies Mal unfehlbar sei. Zu diesem Zweck schreibt man Bücher, wie das vielbesprochene „Avant la bataille". So war die friedliebende Mehrzahl im Jahre 1847 nicht gelangweilt und später nicht betrübt. Aber man redete ihr vor, die Zustände seien langweilig, und dann, sie seien traurig; und so ließ diese Mehrzahl eine Revolution über sich ergehen, von der sie hoffte, mit ihr werde Ruhe, Genügen, Behagen einziehen. Statt dessen wurde es noch schlimmer und man übergab sich dem Säbel. Heute soll der Säbel den Revanchedurst stillen, den man der friedlichen Mehrzahl aufredet und den sie mitzuempfinden sich anstellt, damit die allein Durstigen endlich Blut zu trinken bekommen. Ob der Trank den Kriegslustigen und den Friedliebenden, welche den Ersteren zu Gefallen das Blut mitbegehren, wohl bekommen wird, steht dahin. Traurig und frevelhaft ist es, daß ein Volk, Sklave einer Eitel-

könnten, als unter dem Homerule. Wenn die thörichte Einbildung dieser Gefahr verschwunden sein wird — und sie ist schon sehr im Verschwinden begriffen — so wird die Gladstonesche Reformbill wahrscheinlich nur noch wenig Gegner zählen. Doch ist noch ein drittes Element der Opposition vorhanden, dessen Gründe vielleicht die stärksten sind. Wir meinen die Orangisten in Irland und ihre Freunde in England. Es wird vorgeschlagen, ein eignes Parlament in Ulster zu errichten, der Grafschaft, die hauptsächlich von Protestanten und eingewanderten Engländern bewohnt wird. Indessen trifft doch die Gladstonesche Homerulebill sehr wirksame Vorsorge gegen eine Vergewaltigung der irländischen Protestanten. Die Whigs, welche früher die Hauptgegner des irländischen Homerule waren, fangen an, sich in dieser Frage zu spalten, weil die Landankaufsbill ihnen eine so günstige Gelegenheit, wie sie schwerlich wiederkehrt, bietet, sich des irischen Landbesitzes mit Vortheil zu entäußern.

Alles in Allem muß man sagen, daß die Aussichten der Gladstoneschen Irlandbills im Steigen begriffen sind, daß von den Elementen der Opposition keines imstande ist, bessere Vorschläge zur Begründung eines haltbaren Zustandes zu machen, und daß diese Elemente, da sie die Verschiedenartigkeit ihrer Triebfedern nicht verbergen können, bereits dahin gelangen, sich nicht zu unterstützen, sondern gegenseitig mit Mißtrauen zu erfüllen. Bald wird die Mehrzahl sich voraussichtlich unter der Fahne des Herrn Gladstone sammeln, nur noch die eine oder die andere Modification verlangend und mit der Erlangung von wenig oder auch von nichts zufriedengestellt. *w.*

Gründe haben. Wenn sich aber zeigt, daß diese Gründe einander völlig aufheben, so wird die Opposition bald sich untereinander befehden. In dem vorliegenden Fall zeigt sich dies bereits ganz sichtbar. Da ist Herr Chamberlain, dieser Typus radikaler Narrheit, die alle wahren Bedürfnisse des Vaterlandes verkennt und ihre eigenen Widersprüche so wenig gewahr wird, daß sie immerfort, wie wir schon öfter bemerkt, die Republik mit dem verstorbenen Großherzog an der Spitze verlangt. Herr Chamberlain hat an der Vorlage auszusetzen — ein verständiger Engländer müßte über diese Ausstellung in die Erde sinken, wären nicht die Engländer gewöhnt, den erstaunlichsten Unsinn phlegmatisch zu ertragen — daß sie die irischen Mitglieder aus dem englischen Parlament entfernt. Nun ist dies die größte Wohlthat, mit welcher Herr Gladstone seine lange, stets von Erfolg, aber nicht immer von heilsamen Erfolgen begleitete Laufbahn schließen konnte. Herr Chamberlain braucht aber die Iren im Unterhaus zu London als Bundesgenossen des Radikalismus, mit dem er Altengland ruiniren will. Herr Gladstone hat freilich erklärt, über die fortwährende Theilnahme der irischen Abgeordneten am Reichsparlament ließe sich ja noch reden. Wir halten diese Aeußerung aber nur für das Zugeständniß des klugen Taktikers, der seine verschiedenartigen Gegner, einen wie den andern, vorläufig zu besänftigen sucht, damit erst das Geschrei sich legt und die Vernunft zu Wort kommen kann. Wenn die Vernunft bei den Tories spricht, müssen sie Alles aufbieten, die Entfernung der Irländer beizubehalten, und um dieser Errungenschaft willen sogar die Grenzen des Homerule weiter ziehen, als sie wünschen mögen.

Die Opposition der Tories hat ganz andere Gründe, als die Opposition des Herrn Chamberlain hat. Einestheils mögen sich die Tories schmeicheln, durch den allgemeinen Sturm gegen Mr. Gladstone jetzt ans Ruder kommen zu können. Hoffentlich begreifen sie aber noch bei Zeiten, daß der Antritt der Herrschaft mit der ungelösten irischen Frage ihnen nur gefährlich werden kann. Einzelne Tories und Whigs mögen an das Märchen glauben, daß das Homerule für Irland die völlige Loslösung der grünen Insel von England, vielleicht gar die Vereinigung mit einem andern Staatswesen bedeute. Es ist im Ernst behauptet worden, Irland würde das erste europäische Mitglied der Vereinigten Staaten von Amerika werden. Als ob die Irländer dabei etwas zu gewinnen hätten! Und was hätten denn die Amerikaner dabei zu gewinnen? Wenn aber solche Anschläge diesseits und jenseits des Oceans wirklich gemacht würden, so ist das Homerule kein Mittel zu ihrer Verwirklichung. Das Homerule giebt ja den Irländern kein Heer, sondern nur eine Verwaltung, welche hoffentlich bessere Zustände schaffen wird als die jetzigen, wo Irland nur mit eiserner Faust regiert wird. Wenn das Sternenbanner in Dublin aufgehißt würde, so hat England nach dem Homerule gerade so viel Mittel wie heute, Irland mit Belagerungszustand u. dergl. zu regieren. Wahrscheinlich aber ist das Homerule die beste Verhinderung solcher Versuche, die heute gefährlicher werden

Zimmermann erzählt uns, wie von den Anfängen der Dorfweberei, also vom Ausgange des 16. Jahrhunderts an, das Leben der schlesischen Garnspinner und Leinenweber nur ein Kampf um das dürftigste Dasein gegenüber dem ökonomischen Uebergewicht der Händler und deren Betrügereien war. Dann kam die Zeit des großen Königs, der in durchgreifendster Weise das innere Leben der nationalen Industrie reformirte und sie durch Erschließung weiter Absatzgebiete zu kräftigen bemüht war; sein wohlgemeintes Protectionssystem hat das schlesische Leinengewerbe in der That in mehrfacher Beziehung gefördert und dem Staate nutzbarer gemacht, das Elend der Spinner und Weber hat es nicht beseitigen können. Als nach seinem Tode die Smith'schen Ideen auch in Preußen zum Durchbruch kamen und die Errungenschaften einer fürsorglichen Gewerbepolitik wieder preisgegeben wurden, als dann der mechanische Spinnereibetrieb und die mechanischen Webestühle die Productionsbedingungen der Handspinner und Handweber vollends bewältigten, da begannen zum ersten Male die spontanen Bewegungen unter den bedrückten Arbeitern (1793), die sich in der Folge mehrfach wiederholten und namentlich in den vierziger Jahren so erschreckende Dimensionen annahmen. Die Unruhen sind jeder Zeit mit Leichtigkeit unterdrückt worden, das Elend aber blieb bestehen bis auf den heutigen Tag. Wie nun im Einzelnen und zu den verschiedenen Zeiten durch drei Jahrhunderte hindurch die Bemühungen der Regierungen, der Unterbehörden, der Verbände und der Einzelnen auf der einen, die Anstrengungen der Weber und Spinner selbst auf der anderen Seite gegenüber der vererbten Nothlage umsonst gewesen sind, das bildet den eigentlichen Inhalt des vorliegenden Buches. Daneben giebt uns der Verfasser eine Uebersicht über die Beziehungen der schlesischen Leinenindustrie zu derjenigen des Auslandes, über die Schwierigkeiten, denen ihr Absatz zu den verschiedenen Zeiten begegnete, über die Art, wie sich im Binnenhandel das fertige Product in Geld umsetzte und über die Versuche, die zum Zwecke ihrer Veredlung gemacht worden sind. Der Leser wird ihm für manche interessante Notiz und für die Anschaulichkeit dankbar sein, mit der er einzelne Episoden aus dem Ganzen abgehoben hat.

Zimmermann ist principieller Vertreter einer starken nationalen Schutzzollpolitik. Er sieht das Heil für unsere Leinenindustrie in den neuen Zollsätzen. Wenn er darüber hinaus die bisherigen zu niedrigen Zolltarife auch für das perennirende Elend der Leinenarbeiter Schlesiens verantwortlich zu machen scheint, so verkennt er unseres Erachtens die eigentlichen ursächlichen Momente desselben.

Die Leichtigkeit der Arbeit des Garnspinnens und Leinenwebens, die Geringfügigkeit der Kosten für Beschaffung der Productionsmittel, die Möglichkeit, die Spinnerei und Weberei zu Hause, in jeder Jahreszeit und zu jeder Tageszeit mit unbeschränkten Hülfskräften betreiben und die verhältnißmäßige Freiheit, das Garn und das Leinen an allen Plätzen und zu jeder Zeit absetzen zu können, machen, daß die Leinenproduction, wo sie in einer Gegend Fuß gefaßt hat, sich wie eine ansteckende Krankheit von Haus zu Haus ausbreitet und

Notizen.

Dr. Alfred Zimmermann: Blüthe und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien. (Gewerbe- und Handelspolitik dreier Jahrhunderte.) Breslau, Wilh. Gott. Korn. 1885.

Der Verfasser schreibt auf Grund eingehender Studien mit minutiöser Ausführlichkeit, was er über die Vergangenheit der schlesischen Leinenindustrie hat in Erfahrung bringen können. Diese Ausführlichkeit macht das wesentliche Verdienst des Buches aus. Er reiht aber die Thatsachen nur nach ihrer äußerlichen Zusammengehörigkeit ohne verbindende Idee aneinander — dies macht die Schwäche des Buches aus.

Wenn man unter der Entwicklung einer Industrie die technische Vervollkommnung ihres Productionsprozesses und die damit verbundene Ausdehnung ihres Absatzgebietes versteht, so hat die schlesische Leinenindustrie nur eine verspätete Entwicklung gehabt, und wenn man die Blüthezeit eines Gewerbes in dem Sinne gelten läßt, daß die bezüglichen Gewerbetreibenden sich eines relativen Wohlbefindens erfreuen, so hat der genannte Industriezweig eine Blüthezeit überhaupt nicht gekannt.*)

Der Verfasser citirt am Eingange seines Buches einen Ausspruch Montesquieu's über das Zwecklose einer „Philosophie des Elends". Und doch wird sich ein denkender Leser kaum einer solchen Philosophie erwehren können, wenn er aus der Darstellung entnimmt, daß trotz der überaus wohlgemeinten Maßnahmen der gerechtesten und einsichtsvollsten Staatsbeamten aller Perioden, trotz der wohlwollenden und opferwilligen Bestrebungen Privater und Corporationen, trotz der gewaltsamen Anstrengungen der erbarmungswürdigen Leineweber selbst, diese Letzteren drei Jahrhunderte hindurch „mehr als zum ärmlichsten Leben nothwendig, nie verdient", bis auf den heutigen Tag sich aus ihrem traditionellen Elende nicht emancipirt haben.

*) Zimmerman erwähnt in dieser Beziehung, daß noch 1806 fast ausschließlich mit der Spindel gesponnen und ohne Ausnahme an dem alten primitiven Webstuhl gearbeitet wurde. Als schließlich nach Jahrhunderte langem Stagniren der Industrie die seit Jahrzehnten in England und in andern Staaten durchgeführten Verbesserungen des Betriebes auch in Schlesien Eingang fanden, war der Weltmarkt bereits mit ausländischen Erzeugnissen gefüllt und die schlesische Großindustrie trat mit den ungünstigen Chancen einer auf dem Schlachtfelde verspäteten Armee in's Leben.

abgedruckt werden ſolle“ und ähnlichem, abgeholfen wird, er ſieht wie die Omnipotenz eines complicirten Staatsmechanismus gegenüber ſolchen ökonomiſchen oder pſychologiſchen Thatſachen machtlos iſt, wenigſtens bisher geweſen iſt.

n.

Aus den Tagen Kaiſer Paul's. Aufzeichnung eines kurländiſchen Edelmanns, herausgegeben von Fr. Bienemann, Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886.

Es war für mich eine freudige Ueberraſchung, dieſes Buch in die Hand zu bekommen. Einmal giebt es keine Zeit, aus welcher man ſo gern Memoiren lieſt, als das 18. und bis in den Anfang unſeres Jahrhunderts; und dann kannte ich von früher her die Licht- und Schattenſeiten dieſes Autors, die ich hier wiedergefunden habe. Dieſer vielgeſchäftige kuriſche Edelmann, der ſein Leben lang in ſtaatlichen Sendungen und Kämpfen zugebracht, der die Intereſſen des Herzogthums Kurland in Warſchau lange Jahre hindurch vertreten, ſich bald für die Ritterſchaft, bald für den Herzog ſeiner Heimath herumgeſchlagen hatte auf dem ſchlüpfrigen Boden des polniſchen Hofes; der die Charakterloſigkeit und die Aufklärung, die Sittenloſigkeit und die Eleganz, die Empfindſamkeit und die geiſtige Feinheit ſeiner Zeit kennen gelernt und zum guten Theil auch ſich angeeignet hatte: er ſpricht aus ſeinen Schriften, Memoiren und Briefen ſo naiv, ſo geiſtvoll und glänzend zu uns, daß man keinen Roman mit größerer Luſt leſen kann als dieſe Werke. Ich verſtehe unter naiv nun keineswegs die Einfalt dieſes Geiſtes, ſondern vielmehr die Offenheit, mit welcher er bei allem Beſtreben, ſich ſtets in das beſte Licht zu ſtellen, ſeine Fehler ſehen läßt. Und einer der größten davon iſt der, daß eine ſtarke Eitelkeit ihn antreibt, Thatſachen ſo darzuſtellen wie ſie am meiſten zu ſeinem Ruhme gereichen könnten, nicht wie er ſie erlebte. Wo die Perſon des Verfaſſers unmittelbar ins Spiel kommt, da iſt er nicht zuverläſſig, und ſeine Aufzeichnungen können daher nur ſehr beſchränkt als geſchichtliche Quellen gelten. Er verſchweigt was ihm ſchaden könnte, er färbt ſeine Gegner leicht mit den Farben, die ihm paſſen. Das iſt auch in dieſem Bande ſeiner Denkwürdigkeiten der Fall. Wie viel mehr hätte eine ſo gewandte, unermüdliche Feder über Zar Paul und ſeine Regierung mittheilen können als wie es hier geſchehen iſt. Aber auch das Gebotene iſt von Intereſſe, zum Theil unbekannt und von Werth für die Beurtheilung hervorragender Perſonen jener Zeit. Dazu gehört was der Verfaſſer über ſeine Leitung der katholiſchen Abtheilung im Juſtizcollegium erzählt. Um ſo fragwürdiger iſt die Schilderung ſeines Gegners Pahlen. Bennigſen, Pahlen und die ganze Kataſtrophe des Kaiſermordes, das iſt Alles von den verſchiedenen Seiten verſchieden dargeſtellt worden, wobei es ſich ſtets darum handelt, wie groß Pahlen's Verantwortung und Theilnahme an der That war. Natürlich packt unſer Autor das ganze Bündel der Schuld auf Pahlen's Schultern und erleichtert andere ihm näher ſtehende Perſönlichkeiten. — Von Intereſſe ſind auch

schließlich alle Familien erfaßt, die nun, indem sie dem Hange zur Gewohnheit nachgeben und ohne Zweck und Ende vom Morgen bis Abend nur immer spinnen und weben, durch ihre eigene Konkurrenz den Preis ihres Productes auf einem Minimum niederhalten. Weil es möglich ist, das Spinnen und Weben als Nebenbeschäftigung in den Mußestunden zu treiben, bildet diese Nebenbeschäftigung für Viele ein Nebengewerbe in einer solchen „Leinewebergegend" nämlich für Alle, die zwar in der Regel den Tag über ihre lohnende Beschäftigung, ausnahmsweise aber auch unfreiwillige Muße haben. Hierzu gehören namentlich auch die kleinen Hufner auf dem Lande, die in der langen Winterzeit auf dem Acker nichts betreiben können. Da bringen sie dann die Wintertage und -Abende mit ihren Angehörigen mit Spinnen und Weben hin, und, da sie gewohnt sind, diese freie Zeit und die Arbeit ihrer Kinder für werthlos zu verrechnen, rechnen sie sich den geringsten Verdienst aus einer derartigen Nebenbeschäftigung als einen Extra-Zuschuß zu und sind in der Lage, das Product ihrer Nebenarbeit um jeden Preis veräußern zu können. Dies hat für die berufsmäßigen Leinenarbeiter, die in Ermangelung anderer Subsistenzquellen, das Jahr hindurch einzig auf den Erlös aus ihrer Weberei angewiesen und vielleicht nicht einmal im Besitze einer starken Familie, im Besitze vieler „Hände" sind, zur Folge, daß sie unter einer erdrückenden Konkurrenz, unter trostlosen Bedingungen produciren, und, da die Beschäftigung im Allgemeinen eine solche ist, die qualitative Ausbildung des Einzelnen nicht zuläßt, ihren Beruf nur mit den Nachtheilen und ohne jeden Vortheil eines solchen ausüben. Die Unnatur eines derartigen Productionsverhältnisses äußert sich in den verschiedensten Formen: in dem Uebergewicht der Rohstoffproducenten (Flachsbauern) und der Händler (Garnhändler und Leinenhändler), in den mit den Erscheinungen von Hungersnöthen auftretenden häufigen und heftigen Krisen, namentlich aber in dem gleichmäßigen Minimum des Tagelohnes in diesem Gewerbe.

In diesen unglücklichen Productionsbedingungen, also nicht in den niedrigen Zollsätzen, sehen wir im Gegensatz zu Zimmermann den Grund zu dem seit Jahrhunderten bestehenden Elend der Leinenarbeiter in Schlesien, und wir bezweifeln, daß selbst die straffste Zollpolitik allein auf die zukünftige Lage unserer Leinenarbeiter nennenswerthe Wirkungen auszuüben vermag.

Der Leser des Zimmermann'schen Buches wird die Lectüre mit einem peinlichen Gefühl aufnehmen und möglicherweise mit voller Resignation beenden. Er sieht, wie eine ökonomische Klasse, eingewurzelt in einem hoffnungslosen Gewerbe und zu stumpf, sich durch freien Entschluß eine andere Sphäre zu erobern, in dumpfer Verzweiflung Jahrhunderte lang umsonst gegen das große ökonomische Gesetz der Preisbildung ankämpft und, nachdem die periodischen Massen-Evolutionen erfolglos verlaufen sind, lieber im Elende zu Grunde geht, als daß sie sich mit einem Sprunge auf ein anderes Gebiet rettet. Er sieht aber zu gleicher Zeit, daß dem Nothstande einer Industrie nicht mit Verordnungen, „daß dem armen Volke das Garn nicht um einen spöttlichen Werth

Die Naturanſchauung des Hellenismus und der Renaiſſance.

Von

Dr. Alfred Bieſe.

Antik und modern, naiv und ſentimental, klaſſiſch und romantiſch ſind ſeit Jean Paul und Schiller, Hegel und Viſcher die Schlagwörter geworden zur Bezeichnung der Kulturſtrömungen alter und neuer Zeit. In ſeiner auch heute noch anregenden, ſo manches Goldkorn enthaltenden „Vorſchule zur Aeſthetik“ ſtellt Jean Paul die griechiſch-plaſtiſche Poeſie mit ihrer Objektivität, ihrer idealen Einfachheit, ihrer heiteren Ruhe und ſittlichen Grazie der romantiſchen, weſentlich muſikaliſchen Poeſie des „zerfaſerten Kulturmenſchen“ gegenüber und zieht folgenden charakteriſtiſchen Vergleich: „Die plaſtiſche Sonne leuchtet einförmig wie das Wachen, der romantiſche Mond ſchimmert veränderlich wie das Träumen.“ Doch am meiſten grundlegend iſt die berühmte Abhandlung Schillers „über naive und ſentimentaliſche Dichtung“ geworden, mit ihrer ſchroffen Scheidung des Antik-Naiven, deſſen Weſen auf der Harmonie von Geiſt und Natur, und des Modern-Sentimentalen, deſſen Weſen auf der Sehnſucht nach einem verlorenen Paradieſe beruhe. Aber Schillers Kenntniß der Griechen war nur eine beſchränkte, im ſelben Jahre 1795, wo in den Horen jener belehrende Aufſatz erſchien, bittet er Wilhelm von Humboldt um Anweiſung zur Erlernung der griechiſchen Sprache; und dabei denkt er vornehmlich an Homer und Xenophon. Ihm gilt Homer als der Grieche κατ' ἐξοχήν — und wer möchte ihm dann nicht noch heute völlig beipflichten? Aber nur kurz war jenes heitere Jugendalter der Menſchheit, jene reflexionsloſe, naive Homeriſche Zeit! Und daß Schiller ſelbſt ſchon in jenem Aufſatze auf ſentimentale Dichter der Alten wie Euripides, Vergil und Horaz hinwies, iſt nur zu oft überſehen worden. Seit den Tagen der Sophiſten vollzieht ſich der Zerſetzungsprozeß des Antiken unaufhaltſam oder beginnt vielmehr in dem Antiken ſelbſt jene Bewegung

die kurzen Striche, mit denen der Hof Ludwig's XVIII. in dem herzoglichen Residenzschlosse zu Mitau geschildert wird. — Im Ganzen ist dieser Band weniger werthvoll für den Forscher, als vielmehr eine Lektüre, die durch den Geist und die elegante Form — die auch aus der Uebersetzung ersichtlich wird — fesselt. Die 240 Seiten desselben wird Jedermann mit Vergnügen durchfliegen. —

Es wäre sehr erfreulich, wenn auch die vorhergehenden Bände dieser Memoiren könnten veröffentlicht werden. Indessen wäre es dann eben so wünschenswerth, daß sie mit möglichster Genauigkeit glossirt würden, um die vielen falschen Lichter und Ungenauigkeiten einigermaßen zurechtzustellen. Freilich keine geringe Arbeit. — v. d. B.

Die Wohnungsnoth der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten und Vorschläge zu deren Abhülfe. Gutachten und Berichte herausgegeben im Auftrage des Vereins für Socialpolitik. (Von Miquel, Leuthold, Koch, Flesch, Aschrott, Weill, Neefe.) Erster Band. Leipzig, Duncker und Humblot. 1886. 199 S.

Wir besprachen an dieser Stelle vor einiger Zeit (Bd. 56 S. 328) ein Buch von Reichardt über die Arbeiterwohnungsfrage, welches zu dem Resultat kam, daß nicht Staat, Gemeinde oder Wohlthätigkeit, sondern allein das wohlverstandene Interesse der Arbeitgeber die Frage hygienisch und moralisch genügender Arbeiterwohnungen lösen könne. Diesem Resultat stellten wir sofort den Zweifel entgegen, ob das Interesse der Arbeitgeber sich für diese Aufgabe stark genug erweisen werde. Die Mitarbeiter an dem oben genannten Sammelwerk haben sich auf eben diesen Standpunkt gestellt und deshalb sorgfältige Umschau gehalten, ob nicht doch sich Mittel und Wege finden lassen, daß die starke Hand des Gesetzes der Trägheit der nächsten Interessenten zu Hülfe komme. Man muß sagen, das Ergebniß der Umschau ist ein ziemlich reichliches geworden. Namentlich die von dem Oberbürgermeister Miquel geschriebene Einleitung und das von Dr. Flesch bearbeitete Capitel über die Wohnungsverhältnisse in Frankfurt a. M. sind reich an Gesichtspunkten wie an practischen Vorschlägen, die sich sowohl auf dem Gebiete der jetzt herrschenden Rechtssätze bezüglich des Miethsverhältnisses, z. B. das Retentionsrecht des Vermiethers an den Möbeln betreffend, als auch auf dem Gebiete der Gesundheitspolizei bewegen, z. B. Festsetzung eines Minimalluftraums für den Bewohner. Vor Allem gewinnt man aus den Schilderungen der Verhältnisse in einer Reihe unserer Großstädte die Erkenntniß, daß das Einschreiten der Gesetzgebung dringend nothwendig ist und jede Verzögerung das Uebel vergrößert. D.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Fühlen und Denken verhüllte, ſinkt herab, jenes feine Gewebe, geſponnen aus myſtiſchem Glauben und Wahn, löſt ſich auf, das Ich fühlt ſich als ſelbſtſtändige, in ſich berechtigte Erſcheinung gegenüber dem Allgemeinen, gegenüber dem Staat, der Kirche, dem Volk und der Korporation, jenen Elementen, in denen das Einzelweſen im Mittelalter völlig, ohne Reſt aufging. —

Wohl immer haben die Lebenden ihre Zeit, der ſie angehörten, in gewiſſem Sinne als eine Uebergangsepoche empfunden, denn allemale wird Altes überwunden und ſtirbt ab und wird Neues gewonnen, aber es giebt Grenzſteine auf dem Wege der geſammten Kulturentwicklung, welche einen ganz beſtimmten Abſchnitt markiren und eine Scheide ziehen zwiſchen dem, was bisher geweſen und gegolten, und dem, was dann zu gelten beginnt. Einen ſolchen Wendepunkt bezeichnet in der antiken Welt der Hellenismus, im Mittelalter die Renaiſſance. Sie ſind Epochen, in denen die Eiskruſte, welche bisher über Denken und Empfinden der Menſchheit lag, ſich wie unter dem belebenden Hauche eines Frühjahrswindes löſt; wohl iſt die Weltanſchauung, welche nun zu herrſchen beginnt, keine abſolut neue; das Wachsthum der Völkerkultur iſt immer ein organiſches; ſondern das Neue beſteht weſentlich in einer Verquickung und Steigerung verſchiedenſter ſchon vorhandener Momente, verbunden mit neu hinzuſtrömenden, naturgemäß an das Alte ſich anſchließenden. Das ioniſch-doriſche Griechenthum weitete ſich zur Zeit Alexanders des Großen zu einem helleniſch-aſiatiſchen Reiche aus, und die Schranken des germaniſch-romaniſchen Mittelalters fielen zur Zeit der Kreuzzüge und der Entdeckungen. Hellenismus und Renaiſſance vermitteln den Uebergang vom Antiken reſpektive Mittelalterlichen zum ſpezifiſch Modernen; die römiſche Kaiſerzeit ward die Erbin des Hellenismus, die Reformationszeit die Erbin der Renaiſſance. Beide wurzeln in der Vergangenheit und treiben Schöſſe und Keime, deren Blüthen die Zukunft zeitigen ſollte. Im Hellenismus verſchmilzt Orientaliſches mit nationalem Griechenthum, in der Renaiſſance ruft der mit germaniſchen Elementen verſetzte italiſche Volksgeiſt die Wiedererweckung des Alterthums und durch dieſe Miſchung eine neue Kultur hervor. „Außerhalb Italiens", ſagt Burckhardt*) bei Darlegung der wichtigſten Umwandlungsfaktoren, „handelt es ſich um eine gelehrte, reflektirte Benützung einzelner Elemente der Antike, in Italien um eine gelehrte und zugleich populäre ſachliche Parteinahme für das Alterthum überhaupt, weil daſſelbe die Erinnerung an die eigene alte Größe iſt. Die leichte Verſtändlichkeit des Lateiniſchen, die Menge der noch vorhan-

*) Die Kultur der Renaiſſance I³ S. 221.

zu dem hin, was wir mit „modern" bezeichnen, so daß was einen Niedergang für das antike Wesen bedeutet, einen Fortschritt in der Allgemeinentwicklung bildet. Es ist eben nicht anders im Kulturgange der Menschheit: die Völker lösen sich ab, gehen und kommen und durchlaufen immer wieder dieselben Bahnen der Entwicklung, die hinauf- und wieder hinabführen, und der Fluch des Fortschrittes ist immer wieder, daß jede große Neubildung ihren dunklen Schatten mit sich führt, daß die reifende Kultur trotz der Steigerung und Vertiefung des geistigen Lebens Gebresten und Schäden im Gefolge hat, welche man vorher nicht ahnte. Jedes große neue Gut muß die Menschheit einlösen mit großen Verlusten. Je mehr im Alterthum sich das Individuum entwickelte, je mehr Freiheit und Selbstständigkeit sich ausbildete, desto mehr schwanden Gemeinsinn und hingebende, aufopferungsfreudige Vaterlandsliebe, diese einstmaligen Stützen der Staaten, diese höchsten nationalen Güter. Aber desto mehr schossen auf die Keime des Modernen — denn was ist dies anderes als das schrankenlos Individuelle? Je mehr der Geist zur Selbsterkenntniß gelangt, desto reicher wird das Gemüthsleben. Der Mensch wird sich selbst das größte Problem, er beginnt auf das leise Gekräusel seiner Empfindungen zu achten, sie absichtlich festzuhalten und über sie zu reflektiren, und auf solcher Doppeltsetzung des Ichs, auf solcher Selbstbespiegelung beruht wesentlich das, was der moderne Mensch Sentimentalität nennt. Ein eigen Herz wird als die kostbarste und seltenste unter allen Besitzungen erkannt — wie es in der Frankfurter Gelehrtenzeitung 1772 heißt oder wie Rousseau sagt: „O was für eine unselige Himmelsgabe ist doch ein gefühlvolles Herz" und an anderer Stelle: „Herzen, welche ein himmlisches Feuer erwärmt, finden in ihren eigenen Gefühlen einen reinen und köstlichen Genuß, der von dem Schicksal und der ganzen Welt unabhängig ist." Und schon Euripides läßt seinen krankhaft empfindenden Hippolytos ausrufen: „O könnt ich selbst mir gegenüber stehen und schauen, welch bittre Zähren mir entlockt mein trübes Los" oder den Chor der Hiketiden: „Der Wehklagen unselig unersättliche Wollust (χάρις γόων) ergreift uns, wie von erhabenem Fels der Tropfen feucht dahinrinnt, unabläßig in ewigen Klagen." Doch was Euripides nur anbahnt, das kommt zu völlig klarem Bewußtsein im Hellenismus. Der Hellenismus ist das international oder kosmopolitisch gewordene Hellenenthum. Der Hellenismus bezeichnet die sentimentale Sebstbesinnung des antiken Menschen, die Befreiung des Ichs aus den Schranken des Stammes und Standes, die Entdeckung des Individuums nach allen Richtungen menschlichen Seins hin. Und was ist anderes die befreiende That der Renaissance? Der Schleier, der die mittelalterliche Welt im Glauben und

meln; der Bann, welcher auf dem Individualismus gelegen, ist so völlig gebrochen, schrankenlos spezialisiren sich tausend einzelne Gesichter; die Gewaltherrschaft entwickelt im höchsten Grade die Individualität des Tyrannen, des Kondottiere selbst, sodann diejenige des von ihm protegirten, aber auch rücksichtslos ausgenützten Talentes, des Geheimschreibers, Beamten, Dichters, Gesellschafters. —

Kosmopolitenthum ist die Signatur des Hellenismus, eine völlige Nivellirung der Stammes- und Standesunterschiede, zunächst in den griechisch-asiatischen Monarchien (Antiochia, Alexandria, Pergamos), sodann aber auch in den griechischen Freistaaten selbst. Ganz ähnlich ist es in der Renaissance. Die politische Indifferenz erzeugt besonders bei den Verbannten ein hochgradiges Kosmopolitenthum. „Meine Heimath ist die Welt" sagt Dante; „nur wer alles gelernt hat, ist draußen nirgends ein Fremdling, auch seines Vermögens beraubt, ohne Freunde, ist er doch der Bürger jeder Stadt und kann furchtlos die Wandlungen des Geschickes verachten" sagt Ghiberti.

In künstlerischer und wissenschaftlicher Beziehung bekundet sich im Hellenismus das Streben, die Dinge in ihrer Realität zu erfassen; man wandte sich mit Fleiß in den Künsten zu den Details; zugleich aber beruht der Naturalismus speziell des Nackten in der Kunst auf dem sinnlichen Raffinement der Galanterie und Erotik, zu dem sich durch die völlige Veränderung der Stellung der Frauen in der Gesellschaft sich der Frauenkultus gesteigert hatte; mit Sorgfalt hatte z. B. Apelles mit berechneter Ausnützung der Lichteffekte die Anadyomene so gemalt, daß sie halb aus dem Wasser ragte und die unteren Partien durchs Wasser hindurchschimmerten; die bedenklichsten Situationen werden mit Vorliebe dargestellt; Dichter und Künstler in Malerei und Skulptur schwelgen in Darstellung schlafender und badender Mädchen — und brach doch das Volk in Jubel aus, als am Feste von Eleusis die schöne Phryne sich entkleidete und zum Bade in den Fluß hinabstieg.

Die Sinnlichkeit blüht und glüht in der helleniſtischen Kunst nicht minder als in der Zeit, in der Boccaccio junge Frauen und Männer einander die schlüpfrigsten Geschichten erzählen läßt. —

Doch vor allem ist das absichtliche Schwelgen in der Empfindung, die Sentimentalität, eine charakteristische Eigenthümlichkeit der helleniſtischen Epoche; unglückliche Liebe sind die immer wieder variirten Themen der Dichter, und ein Zug der Schwermuth, der Melancholie liegt auf mancher Physiognomie aus jener Zeit. Und was anderes giebt Petrarca immer wieder die Leier in die Hand? Seine Empfindsamkeit, sein schwermüthiges Schwelgen im Schmerz. —

denen Einnerungen und Denkmäler befördert diese Entwicklung gewaltig. Aus ihr und aus der Gegenwirkung des inzwischen doch anders gewordenen Volksgeistes der germanisch-longobardischen Staatseinrichtungen, des allgemein europäischen Ritterthums, der übrigen Kultureinflüsse aus dem Norden und der Religion und Kirche erwächst dann das neue Ganze: der modern italische Geist, welchem es bestimmt war, für den ganzen Occident maßgebendes Vorbild zu werden."

Kommen wir von den national-griechischen Werken der Künstler und Dichter, von Homer und Sophocles und Phidias zu den Alexandrinern Theokritos und Kallimachos und zu den pergamenischen Darstellungen, so ist der Sprung ein ebenso bedeutender, als wenn wir uns vom Nibelungenliede und den Minnesängern zu Dante und Petrarca wenden. In beiden Fällen fühlt man sich wie in eine neue Welt versetzt, in der alles und jedes den Stempel der Umwandlung trägt, in eine neue Welt der Anschauungs- und Empfindungsweise, in politisch-socialer wie in künstlerischer Hinsicht. Entwerfen wir uns ein Bild der wichtigsten kulturhistorischen Momente des Hellenismus z. B. nach den trefflichen Untersuchungen von Helbig*), so ist es erstaunlich, wie fast jede einzelne Erscheinung wiederkehrt zur Zeit der Renaissance, die uns Burckhardt so meisterlich geschildert hat. Im Hellenismus entwickeln sich monarchische Staaten; doch nicht mehr einem Ganzen dienen alle, sondern die einzelnen Individuen fangen an, bestimmt durch innere oder äußere Interessen einzelne Kräfte in einseitiger und koncentrirterer Weise auszubilden; anstatt der früher vorwiegend politischen Interessen führen jetzt die privaten Interessen, der private Beruf die Individuen zusammen; selbst der physiognomische Charakter des damaligen Geschlechts trägt dies individuelle Gepräge. Während die Porträts der vorhergehenden Epoche eine gewisse Uebereinstimmung des Ausdrucks verrathen, bieten die Porträts seit der Zeit Alexanders des Großen eine Fülle der individuellsten Erscheinungen dar. Zeitgenössische Typen von solcher Verschiedenheit, wie sie der schwungvolle Kopf Alexanders des Großen mit seinem Ausdrucke stürmischer Thatkraft, die durchgearbeitete Gelehrtenphysiognomie des Aristoteles und das Gesicht des Menander mit dem ihm eigenthümlichen Zuge ironischer Beobachtung darbieten, sucht man in der vorhergehenden Epoche vergeblich. (Helbig S. 186.) Und bei Burckhardt lesen wir (S. 162): Mit Ausgang des 13. Jahrhunderts beginnt Italien von Persönlichkeiten zu wim-

*) Untersuchungen über die kampanische Wandmalerei, Leipzig 1873, bes. Cap. XVII die äußeren Bedingungen der hellenistischen Kunst, XVIII die Gesellschaft, XIX das Interesse für die Wirklichkeit, XX die Auffassung der Mythen, XXI die Sentimentalität, XXII der Sinnenreiz, XXIII das Naturgefühl.

Empfindsamkeit erzeugten im Hellenismus wie in der Renaissance eine sentimentale Naturanschauung, die vielfache Analogieen aufweist. Die Entdeckung der landschaftlichen Schönheit fällt dem Hellenismus im Alterthum wie der Renaissance im Mittelalter zu.

Dies mögen wir nun etwas näher ausführen, gewährt es uns doch nicht bloß einen Einblick in die Art und Weise der Auffassung der Außenwelt, sondern auch in das innerste Empfinden des Menschen.

Das voralexandrinische Naturgefühl*) kennt noch nicht das Bedürfniß, die Natur um ihrer selbst willen zu suchen oder zu schildern. Eine naive Freude an der Natur in allen ihren Erscheinungen leuchtet durch die Gleichnisse Homers hindurch; die sympathetische Naturauffassung, welche die Empfindung und das Naturbild in Harmonie oder Kontrast setzt, entwickelt sich in der Lyrik einer Sappho, eines Alkaios, Ibykos und Simonides sowie bei den Tragikern. Euripides jedoch und sein Zeitgenosse Aristophanes stehen vor der Wende zweier Epochen; das Scheidewasser sophistischer Reflexion beginnt den freien Mythenglauben zu zersetzen, sowie die gesammte Empfindungsart. Sie sind die Vorboten des hellenistischen Naturgefühls; sie empfinden und schildern den Reiz der Einsamkeit und des Landlebens im Gegensatze zum Stadtleben.

Empfindsamkeit und die Sehnsucht des Großstädters nach der freien Natur mit ihrer lauschigen friedlichen Stille geben dem hellenistischen Naturgefühl den Charakter des Sentimental-Idyllischen, zu dem als drittes Moment die Erotik hinzutritt — denn „da alle poetischen Gottheiten aus dem Pandorafasse des Lebens entwichen sind, bietet sich der Empfindung einzig die Liebe dar, welche als die eigentliche Poesie des Privatlebens allein zurück geblieben ist" (Rohde). Die Liebe wird zu einer Leidenschaft, die den Empfindsamen ohne Rast und Ruh umhertreibt, ihn in der Einsamkeit des Waldes, in dem stillen Leben und Weben der Pflanzen und Bäume den Reflex der eigenen Stimmung und zugleich ein theilnehmendes Mitgefühl wahrzunehmen wähnt.

Die Poesie ist ein getreuer Abdruck der Zeitströmungen. Den Sinn für das Zarte und Kleine drückt auch der Hauptgrundsatz Kallimacheischer Poetik aus: ein großes Buch, ein großes Uebel. Engumgrenzte Bilder mit realistischer Detailtreue sind die Losung. Doch nur wenig Charakteristisches ist uns von dem Stimmführer der alexandrinischen Poeten erhalten. Es bedarf meistens der Rekonstruction aus Titeln und römischer Nachahmung oder der utrirenden Farbenkleckserei des Nonnos, der gerade

*) Im Einzelnen verweise ich auf mein Buch „die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern" Kiel, Lipsius & Tischer 1882—1884, aus dem ich im Folgenden das den Hellenismus Betreffende kurz reproduzire.

Der alte Hellenenglaube, der Mythus, ward völlig zersetzt durch die Philosophen und durch die Einwirkungen fremder Religionen; Pantheismus trat an seine Stelle, und wie im Hellenismus zeigt sich auch in der Renaissance die Wahrheit des Satzes: Wer die Götter entthront, setzt die Natur an ihre Stelle. Der Grundzug, die Dinge in ihrer Realität zu erfassen, erstreckte sich auch auf die Natur und führte einen nie dagewesenen Aufschwung der Spezialwissenschaften, der Geographie, Astronomie, Zoologie und Botanik herbei. Namentlich letztere blühte auf durch die Anschauung fremder Länder, war doch fast ganz Asien nun den Hellenen zugänglich geworden; dort lernten sie außer neuen Pflanzen und Bäumen erst die Kunst, die Natur selbst dem Städter durch Park- und Gartenanlagen näher zu bringen; großartige, mit Wasserkünsten ausgestattete Promenaden wurden in Antiochia angelegt, künstliche Haine in Daphne; die unabsehbaren Häusermassen wurden durch Gärten und Gebüsche unterbrochen; mitten in Alexandria konnte man von dem künstlich errichteten Hügel Paneion das Panorama der großen Metropole genießen. —

Und in der Renaissance? Durch die Kreuzzüge waren den Europäern alle Fernen geöffnet und durch die Entdeckungen wurden sie erschlossen. Dante ist nicht bloß der größte Dichter seiner Zeit, er ist auch Astronom; Petrarca ist Geograph und Chartograph, und Ende des 15. Jahrhunderts stand Italien mit Paolo Toscanelli, Luca Paccioli und Lionardo da Vinci in Mathematik und Naturwissenschaft ohne allen Vergleich als das erste Volk Europas da. Die weite Verbreitung des naturwissenschaftlichen Interesses beruht zum Theil auch auf dem früh geäußerten Sammlersinn, der vergleichenden Betrachtung der Pflanzen und Thiere; Italien rühmt sich der frühesten botanischen Gärten, und ungleich wichtiger ist es, daß Fürsten und reiche Privatleute bei der Anlage ihrer Lustgärten von selbst auf das Sammeln möglichst vieler verschiedener Pflanzen und Spezies und Varietäten derselben geriethen. (Vergl. Burckhardt II, 10.)

Erst zur Zeit des Hellenismus blühte die Jagdliebhaberei auf; von da ab wurde das Waidwerk leidenschaftlich um seiner selbst willen betrieben, das Wild ward gehegt, und besonders die Macedonier, welche als die ersten der Griechen diesem Sport huldigten, lernten nun in Asien die luxuriösen Jagdvorrichtungen der Perser kennen und jagten fortan mit dem Pompe asiatischer Könige in den παράδεισοι. Die Schriftsteller entlehnen mit Vorliebe ihre Vergleiche der Jagd — und welche sind bei Petrarca zahlreicher als diese? Die Thiere galten in der Renaissance vielfach als Symbole für das Gedeihen der Städte, wurden abergläubisch gehegt wie die Löwen von Florenz u. a. Genug, das Aufblühen der Naturwissenschaften, das gesteigerte Interesse an der Wirklichkeit und die

die Wurzeln hinab würde ſie mit ihrem verzehrenden Feuerbrande bringen.“ Dieſe Flucht in die Waldeinſamkeit, um Troſt zu finden im engſten Verkehr mit der Natur, dies Sichhineinfühlen in das Sein der Bäume und dieſe phantaſtiſche Beſeelung, mit welcher der Liebeentflammte ſeine eigene Liebesgluth auf die ſtummen Zeugen ſeines Sehnſuchtsſchmerzes, auf die ſich im Winde zu einander neigenden Bäume überträgt, ſucht ſelbſt in moderner Poeſie ihresgleichen. — Der für uns greifbarſte Repräſentant dieſer Epoche iſt Theokritos. Seine Genrebildchen ſicilianiſchen Hirtenlebens konnten nur entſtehen in einer Zeit, da der Städter ins Freie ſich hinausſehnte und ſich mit Wonne labte an dem reinen ſtillen Frieden, der durch eine liebliche Landſchaft weht. Wie das Gleichnis die charakteriſtiſche Form des naiven Homeriſchen Naturgefühles iſt, die Geiſtiges und Natürliches verſchmelzende Metapher die der ſympathetiſch-lyriſchen Naturauffaſſung bei den Lyrikern, ſo die Idylle die des ſentimentalen Empfindens im Hellenismus. In ihr iſt die Natur nicht mehr Beiwerk, ſondern ein weſentliches Ingrediens der Dichtung. Auch Theokritos hat manches Gleichnis, manches Bild, aber ſie ſind individueller und realiſtiſcher als die der früheren Perioden; wie reizvoll iſt gleich die Beſeelung am Anfang des Buches:

Iſt's doch was Liebliches um das Geflüſter der Pinie, Geishirt,
Welche melodiſch am Quell dort rauſcht; gar lieblich erklingt auch deine Syringe;

und ſein höflicher Genoſſe antwortet mit gleicher Grazie des Lobes:

Lieblicher tönt, o Schäfer, dein Lied, als dort von dem Felſen
Weithin rauſchend der Bach in das Thal ſich ergießt aus der Höhe.

Hyacinthen und Veilchen, Anemonen und Roſen dienen zu Bildern der Schönheit, aber auch der Vergänglichkeit. Dem Gretchen im Fauſt gleich verſucht der Liebende den Liebeszauber des τηλέφιλον, einer Pflanze, deren Schote oder Blatt zerdrückt wurde, um die Liebe zu erproben; gab ſie Saft, ſo hieß es: du wirſt geliebt, ſonſt das Gegentheil — wie bei Theokritos id. III. Der Unglückliche wünſcht (ebenda):

O wär' ich doch jenes
Summende Bienchen, ſo ſchlüpft' ich durchs Farrnkraut und durch den Epheu,
Der dich verdeckt, und ich würde zu dir in die Grotte gelangen.

Wie derartige „Wunſchlieder“, um mit Uhland*) zu reden, zu den internationalen Motiven gehören, ſo auch die Vorſtellung, daß die Anmuth der Geliebten nicht blos den Liebenden bezaubert, ſondern auch ihren Reiz auf die Natur ausübt. Bei Theokritos zieht die reizende Nais ſie in

*) Vergl. betreffs des deutſchen Volksliedes Uhland, Schr. zur deutſchen Dichtung und Sage, Bd. 5, S. 130; Bd. 3, 109. 183 ff., im übrigen Wolffs Hausſchatz der Volkspoeſie, Leipzig 1853.

durch die Uebertreibung helleniſtiſcher Motive ſo intereſſant iſt — trotz ſeines barocken Bombaſtes. Das idylliſche Stillleben einer märchenhaften Vorwelt war ein häufiger Vorwurf helleniſtiſcher Kunſtdichter; ein Muſter dieſes Genres war die Hekale des Kallimachos, ohne Zweifel eine ſentimentale Dorfidylle, welche erzählte, wie ein treuherziges Bauernweib den Theſeus bewirthete; nahe verwandt war dieſe Erzählung gewiß mit Götterbewirthungen, wie ſie uns Nonnos bietet und vor allem Ovid in ſeiner ſtimmungsvollen Geſchichte von Philemon und Baucis (Met. VIII, 611 f.), die in ihrer Anſchaulichkeit und gemüthvollen Detailſchilderung an den 70. Geburtstag von Voß erinnert*). Eine vollſtändige kleine Liebesnovelle von reizender Anmuth und einer Empfindſamkeit, die uns durchaus modern erſcheinen muß, enthielt das dritte (?) Buch der αἴτια des Kallimachos; es iſt die Liebesgeſchichte des Akontios und der Kydippe, die wir aus den Fragmenten und den Nachbildungen des Ariſtainetos und eines Pſeudo-Ovidius rekonſtruiren können. Als beim Feſte auf Delos den Akontios die Liebe zur Kydippe ergreift und keine Hoffnung ihm zu winken ſcheint, irrt er einſam im Walde umher und klagt den „tauben Winden“ ſein Leid; ihm genügt es nicht, den Namen der Geliebten in die Rinde der Bäume zu ſchneiden, ſondern er ruft: „O Bäume, warum iſt euch nicht Verſtand, nicht Stimme gegeben, auf daß ihr alle das eine riefet: „ſchön iſt Kydippe“, o daß ihr auf jedem Blatt ſo viel Buchſtaben eingegraben trüget, wie viele ſchön nennen Kydippe.“ Und wie er ſo mit ſeinem einſamen Liebesgrübeln ſich immer mehr mit den Bäumen befreundet, ſich in ihr ſtilles Leben hineindenkt und es mit ſeiner eigenen Empfindung verwebt, da kommt ihm der Gedanke: „Kennt auch ihr etwa, meine Bäume, gegenſeitiges Verlangen? Iſt etwa die Fichte ſterblich verliebt in die Cypreſſe?“ Doch wie Göthe ſingt: „Euch bedaur' ich, unglückſelige Sterne, denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe“, ſo antwortet auch Akontios: „Ich glaube nicht“ und raffinirt ſentimental fügt er hinzu: „denn dann würdet ihr nicht nur die Blätter verlieren und würde die Sehnſucht nicht nur eure Zweige des Haares und des Blüthenglanzes berauben, ſondern bis ins Mark des Stammes, bis in

*) Daß übrigens die Sagen von Bewirthungen von Göttern zu den älteſten Schätzen gemeinſamer indogermaniſcher Mythenbildung gehören, beweiſt die große Zahl der weit vor Ovid entſtandenen und ausgebildeten, vergl. Erwin Rohde Anm. S. 50 ſeines hochintereſſanten Buches „Der griechiſche Roman und ſeine Vorläufer“, Leipzig 1876. Bei Ovid heißt es nach Aufzählung aller der einfachen, aber mit Liebe gebotenen Gerichte: „aber vor allem ladet der heitere Blick und ein Herz nicht träge noch kargend (super omnia vultus Accessere boni nec iners pauperque voluntas), und in dem bekannten Grimm'ſchen Märchen (II, 2): „Und als der Tiſch gedeckt war, ſetzte ſich der liebe Gott nieder und aß mit ihnen, und es ſchmeckte ihm die ſchlechte Koſt gut, denn es waren vergnügte Geſichter dabei.“ —

Einen lebendigen Quell ganz voll duftigen Waſſers
Fanden ſie unter dem glatten Geſtein, und es glitzerten Kieſel
Hell wie Kryſtall und Silber von unten herauf aus der Tiefe.
Ganz in der Nähe derſelben erhoben ſich mächtige Kiefern,
Pappeln, Platanen, Cypreſſen mit hochaufſtrebenden Stämmen,
Duftende Blumen dazu, rauhhaariger Bienen Ergötzung,
Wie beim ſcheidenden Lenz empor aus den Wieſen ſie ſproßten.

Doch nichts übertrifft an Wärme des Ausdrucks und an Innigkeit des Gefühls für die Reize der ländlichen Flur, die der Städter um ihrer ſelbſt willen ſucht, die treffliche Schilderung der Thalyſien in der ſiebenten Idylle. Mit ſeinen Freunden Eukritos und Amyntas macht ſich der Dichter auf zum Phraſidemos, der ſie zum Erntefeſte geladen. „Als wir dort angelangt“ erzählt er, ſtreckten wir freudig

Uns auf ſchwellendes Lager von lieblich duftendem Maſtix
Und auf des Weinſtocks eben geſchnittene grünende Blätter.
Zahlreich ſchwankten uns über dem Haupte der Pappeln und Ulmen
Luſtige Wipfel, und uns ganz nah' aus der Grotte der Nymphen
Floß in die Tiefe mit leiſem Gemurmel ein heiliges Waſſer.
Aber es mühten ſich ab mit Gezirp in den ſchattigen Zweigen
Dunkel gebräunte Cikaden; aus dornigen Hecken der Brombeer'
Flötet von ferne herüber mit klagendem Tone die Droſſel;
Lerchen- und Finkengeſang und der Turteltauben Geſtöhne
Ließ ſich vernehmen; die gelblichen Bienen umſchwärmten die Quellen.
Alles duftete Herbſt und duftete fruchtbaren Sommer.
Birnen zu unſeren Füßen und Aepfel zu unſeren Seiten
Rollten in Fülle daher, tief ſenkten ſich nieder zur Erde
Die ſchwer belaſteten Zweige.

Mit liebevollerer Detailmalerei kann doch kaum ein Bild des Spätſommers auf dem Lande entworfen werden. Hier haben wir alles beiſammen, was den auf weichen Blättern Gebetteten in ein wonniges Behagen und ein ſüßes Träumen verſetzen kann: das gleichmäßige Gemurmel des Baches, das Gezirpe der Heimchen, das Geſumme der Bienen, der Geſang der Vögel und der angenehme Duft der Kräuter und des prangenden Obſtes; nichts lenkt die Phantaſie ab von dem Leben und Weben in der Natur, der Zauber des Lieblichen und des Friedens, der über Feld und Wald gebreitet liegt, wird mit allen Poren einer empfänglichen Seele eingeſogen. — Auch Moſchos wünſcht in ſeiner fünften Idylle:

Möge mich immer der Schlummer ſo ſüß in des Platanos Laubdach,
Immer des Bergquells Rauſchen erfreuen in der Nähe des Lagers,
Der ſüß murmelnd ergötzt, den Entſchlummerten aber nicht aufſchreckt;

aus des Bion Grabgeſang auf Adonis klingt uns wieder ſentimentale Klage entgegen, wie aus dem eines dritten Bukolikers auf Bion ſelbſt:

den Bann ihrer Schönheit; „wo ſie weilt, da iſt allwärts Frühling und üppige Weide und allwärts füllen die Euter ſich mit köſtlicher Milch, trefflich gedeihet die Zucht; . . doch ſcheidet ſie wieder, welket der hütende Hirt, welken die Kühe dahin.“ In einem ſpaniſchen Volksliede heißt es:

Und taucht ſie das Linnen ins Waſſer hinein,
Da halten mit Rinnen die Fluthen ſchon ein;
Und der Stein, drauf ſie wandelt, fängt hell an zu glühn,
Und das Ufer wird grün Am Manzanares u. ſ. f.

Aus den Blicken der Nycheia ſtrahlt der Frühling hervor, wie Theokrit prägnant ſagt: „Nycheia den Frühling blickend“. Doch mit Vorliebe ſchildert auch er der Liebe Leid. In der zweiten Idylle umgiebt die ſtille Mondnacht die unglücklich liebende Simaetha: „Schau, wie ſchweiget das Meer, wie ſchweigen nun alle die Winde“ — man beachte die ſtimmungsvolle Beſeelung! —; aber ihr von Eiferſucht gequältes Herz bietet einen traurigen Kontraſt zu dem nächtlichen Frieden in der Natur:

Aber es ſchweigt mir nicht in dem innerſten Buſen der Kummer. . .

In ihrem Schmerze wühlend klagt ſie der mild glänzenden Selene ihr Leid und treibt beim magiſchen Mondenlicht ihren unheimlichen Zauber, der den Geliebten in ihre Arme zurückführen ſoll. — Ein ſchwermüthiger Zug iſt den Porträts des Hellenismus eigen; ſo ſtellen die Dichter, auch Theokritos, mit beſonderer Vorliebe die Mitleidenſchaft der Natur mit unglücklichen Menſchen dar. Schakale, Wölfe und Löwen, ja Eichen weinen um den ſchönen Daphnis; nach ſeinem Tode muß ſich alles in ſein Gegentheil verkehren: „Tragt nun Veilchen hinfort ihr Hecken und Dorngebüſche u. ſ. f. —

Doch vor allem ſind die Schilderungen der Natur um ihrer ſelbſt willen ein charakteriſtiſches Merkmal des Umſchwungs des Naturgefühls. „Gar lieblich iſt es“, wie die Hirten ſelbſt bekennen, — nicht muß man dieſe Naturfreude, wie früher, indirekt erſchließen — „im Freien zu ruhn an der rieſelnden Quelle im Sommer“ Id. 8; und ein anderer preiſt dem Gefährten ſeinen köſtlichen Sitz:

Hier findeſt du Eichen und Galgant,
Hier umſchwärmen ſo lieblich die ſummenden Bienen die Körbe,
Auch ſind hier zwei kühlige Quellen, es zwitſchern die Vögel
Hier auf den Bäumen ſo ſchön, und der Schatten bei dir iſt dem meinen
Nicht zu vergleichen; es wirft auch die Pinie Zapfen herunter . .

Mit dem ſinnigſten Verſtändniß für das Lauſchige eines dicht umwachſenen, tief verborgenen Waldſees wird die Quelle im Bebrykerlande geſchildert, welche Polydeukes und Kaſtor in den üppigen Wäldern der Wildniß ſchweifend finden (22):

Das Epigramm ward zum wahren Gelegenheitsgedicht, das, der Stimmung des Momentes entquollen, die Individualität des Dichters und zugleich den Zeitgeiſt verräth. Kaum könnte für das Naturgefühl jener Zeit ein treffenderer Ausdruck gefunden werden als in dem Epigramm, das zwar den ehrwürdigen Namen des Aeſopos führt, aber gewiß ein recht ſpätes Produkt iſt, da es in ein bewußtes Naturempfinden eine peſſimiſtiſche Idee verflicht:

Leben, wo flicht man dich ohne den Tod? Unſägliches Unheil
Drückt dich, weder die Flucht noch das Ertragen iſt leicht.
Schön iſt, was die Natur dir verlieh'n, Mond, Himmel und Sonne,
Länder und Stern' und das Meer, Quelle und Flüſſe und Seeen.
Leiden und Angſt iſt alles das Uebrige. Sendet das Glück euch
Irgend ein Gut, alsbald folgt ihm die Nemeſis nach.

Das idylliſche Intereſſe für das Zarte, Anmuthige in der Natur, ja für das Kleinſte in Thier- und Pflanzenwelt tritt ganz beſonders in den Epigrammen hervor. Selbſt am Stillleben des winzigſten Inſekts, der Cicaden, Bienen und Ameiſen freut ſich der von ſtädtiſcher Kultur Ueberſättigte. Wie in dem zeitlich kaum fixirbaren Anakreonteum „An die Cicade", das jeder aus Goethe's meiſterhafter Nachbildung kennt, „die liebe Kleine, die auf der Bäume Zweigen ſingend wie ein König lebt, eine leidenloſe Erdentochter", ſelig geprieſen wird in ihrem harmloſen, leicht befriedigten, in ſich beſchloſſenen Naturleben, ſo auch oft in der Epigrammen-Anthologie. Aus den Vergleichen einer früheren Zeit haben ſich eben ſelbſtſtändige Genrebilder aus dem Leben der Thiere und Bäume entwickelt. Unter den Blumen iſt es die Roſe, unter den Bäumen die Platane, die vor allem gefeiert wird. Der Wanderer wird immer wieder aufgefordert, ſich zu lagern unter dem Blätterdache des weitäſtigen Baumes, am murmelnden Quell, während die Heimchen muſiciren. Mit Jubel wird der Lenz, wird die erſte Schwalbe begrüßt; in 23 anmuthigen Hexametern ſchildert Meleager das lachende Leben, die Friſche, die Schönheit, die Muſik, die auf der Flur herrſcht in der ſüßlächelnden purpurnen Zeit des holdblühenden Frühlings, wo im blitzenden Thau Blätter und Blüthen ſchimmern, die zwitſchernden Vögel im Hain, im Meer, am Bach ſich regen, der Hirte ſeine Schalmei anſtimmt, der Schiffer beim ſäuſelnden Weſt auf die See führt — „ſoll da nicht beglückt der Dichter ſingen!" — Auch das ſentimental Erotiſche ſpielt in das Naturempfinden hinein, wie es die Anthologie widerſpiegelt, ſei es nun aus helleniſtiſcher Zeit oder der vom Hellenismus inſpirirten Nachdichtung. So wünſcht ein Pſeudo-Platon:

Schauſt du zu den Sternen auf, mein Stern,
Wünſch' ich eins mir nur: ich möchte gern

Gramvoll ſeufzet, ihr Thäler, und du, o doriſche Welle,
Und ihr Ströme, beweinet den Sehnſucht weckenden Bion,
Thränen vergießt mir, Kräuter, und klaget, o ſchattige Haine u. ſ. f.

Das Triumvirat der großen helleniſtiſchen Dichter wird durch Kallimachos, Theokritos und Apollonios Rhodios gebildet. Wohl nimmt der letztere eine Sonderſtellung durch ſein langathmiges Epos Argonautica ein; auch er führt jedoch weiter in der Entwicklung. Beſonders intereſſant ſind diejenigen Bilder, welche die ſentimentalen Regungen einer liebenden Seele veranſchaulichen ſollen. Der magiſche Reiz des Sternenhimmels auf ein ſchwärmeriſches Gemüth, das von Sehnſucht nach dem Geliebten verzehrt wird, findet bei Gelegenheit eines Vergleiches des Jaſon mit einem Sterne folgende Schilderung I, 774:

... gleich dem glänzenden Stern,
Den im neuen Gemache verſchloſſene Mädchen erblicken,
Während er über die Wohnung empor hellfunkelnd heraufſteigt;
Und in der bläulichen Luft mit holdanlächelndem Schimmer
Ergötzt er ihnen die Augen, auch freuet ſich ſeiner die Jungfrau,
Die nach dem Jüngling ſich ſehnt, der fern bei den Männern der Fremde
Weilet und dem die verlobete Braut aufwahren die Eltern;

ſo heißt es auch IV, 167:

Sowie die Jungfrau gerne den ſilbernen Schimmer des Vollmonds,
Der ihr von oben herab in das trauliche Schlummergemach ſcheint,
Mit dem Gewand' auffaßt, dem ſeidenen; innen im Buſen
Lacht ihr das Herz ob des Glanzes Ergötzlichkeit.

Und von der liebeskranken Medea heißt es mit beiſpiellos geſuchtem Bilde 754: „Leidenſchaftlich ſtürmte das Herz in der Bruſt, wie ein Lichtglanz der Sonne umſpielt die Wand im Gemache, der von dem Waſſer des Eimers oder des ſchimmernden Beckens wiedergeſtrahlt wird und vom Wogen der Fluth in ſchnellem Gezitter hin- und herhüpft, ſo auch ſchwankte von Zweifeln das Herz im Buſen der Jungfrau."

Hochcharakteriſtiſch ſind auch die Vergleiche, als die Liebenden heimlich ſich treffen: Jaſon „dem Sirius gleich, der hellſtrahlenden Anblicks aus dem Meer auftaucht, aber Seuchen den Herden bringend, — liebreizend kam der Held, doch es ſchuf ihr herbe Bekümmerniß ſeine Erſcheinung; neben einander ſtanden ſie hoch an Geſtalt, wie Eichen und ragende Tannen, die geſellt auf Gebirgshöhe wurzelten ruhig in windſtiller Luft; doch drauf von dem tobenden Sturm geſchüttelt, regt ſich das Laub mit Gebraus ins Unendliche; ſiehe, die beiden ſollten genug auch flüſtern bewegt vom Hauche des Eros." —

Auch das Epigramm der helleniſtiſchen Epoche trägt den Prägſtempel der Zeit, ſelbſt das unbedeutende, an Technik und Gehalt oft mittelmäßige.

Das Naturgefühl des Hellenismus*) findet in der modernen Welt erst seine Weiterführung und Steigerung in der Renaissance. So lange die Erinnerungen an das Alterthum noch nachklingen, so lange noch der Einfluß der alten Schriftsteller sich geltend macht, finden wir auch im Mittelalter**) Freude, ja oft recht sentimentale Freude an der Natur —

*) Die hochbedeutsame Umwandlung, welche sich zur Zeit des Hellenismus in der gesammten Weltanschauung und Empfindungsweise der Griechen vollzog, wird noch immer nicht genügend gewürdigt. Speziell, was die Entwicklung des Naturgefühls betrifft, ist, wie wir sahen, der Hellenismus von einschneidender Bedeutung: die Natur wird um ihrer selbst willen gesucht und um ihrer selbst willen geschildert. Doch die meisten Aesthetiker stehen noch heute auf dem Standpunkte Schiller's wie Schasler (Geschichte der Aesthetik) vollständig, oder etwas modificirter wie Fechner (Vorschule der Aesthetik); selbst Philologen können dies liebgewordene Vorurtheil nicht aufgeben wie z. B. Friedlaender. Die Naturforscher sehen nicht bloß auf das wissenschaftliche Naturerkennen der Alten, sondern auch auf ihre ästhetische Naturanschauung mit souveräner Verachtung herab. So hat Du Bois-Reymond in seinem Vortrage „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft" (Deutsche Rundschau Bd. XIII, 1877, S. 221) über den Hellenismus nur die Zeilen: „Zu Alexander's des Großen Zeit war die Theilnahme an merkwürdigen Naturgegenständen doch so weit gediehen, daß er seinem Lehrer Aristoteles dergleichen aus dem Felde nach Hause schickte." Welchen Aufschwung aber durch die Erschließung Asiens die wissenschaftliche Naturbetrachtung, die Geographie, Astronomie, Zoologie und besonders die Botanik in der Zeit des Hellenismus nahm, darüber vergl. im Einzelnen Helbig a. a. O. cap. XIII; wie die gesteigerte Naturerkenntniß auch das Naturgefühl anregte und vertiefte, haben wir bereits oben ausgeführt. Welch Urtheil über letzteres sich Du Bois gebildet hat, geht aus der apodiktischen Erklärung in einem andern Vortrage (Friedrich II. und Jean Jacques Rousseau, D. Rundschau XIX S. 257) hervor: „Vergeblich sucht man in der antiken, mittelalterlichen, neueren Literatur bis zum vorigen Jahrhundert nach dem Ausdruck dessen, was wir Naturgefühl nennen. Zwar hat Alexander von Humboldt den Zeugnissen für früheres Vorkommen von Naturgefühl einen Abschnitt des Kosmos gewidmet. Hätte es aber ehemals Naturgefühl gegeben, wie heute, so wäre die Thatsache offenbar und bedürfte keines Beweises." Eine Art der Beweisführung, die doppelt sonderbar erscheinen muß im Munde eines Naturforschers, dessen Wissenschaft durch den glänzenden Aufschwung des letzten Jahrzehnts so manches festgewurzelte Vorurtheil zerstört hat und noch täglich zerstört. Jene Schiller'sche Theorie aber über das antike Naturgefühl und jener Wahn, es habe den Alten der Sinn für das Naturschöne gefehlt oder derselbe sei wenigstens diametral von dem unsrigen verschieden gewesen, gehörten zu jenen ästhetisch-philologischen Vorurtheilen, die anscheinend kaum ausgerottet werden können; man vergl. in der Einl. meines Buches das über die Geschichte der Frage Gesagte. Nach der Meinung Du Bois' blieben Alterthum und Mittelalter auf dem niedrigen Nützlichkeits- oder Schädlichkeitsstandpunkte stehen: „wo die Beschreibungen um ihrer selber willen da sind, beziehen sie sich nur entweder auf das Schreckliche und Bedrohliche (d. h. Schädliche) oder auf das Förderliche und Angenehme der Natur (d. h. das Nützliche), woran unsere Naturschilderung jedenfalls erst in zweiter Linie denkt . . ., es fehlte der Menschheit die Fähigkeit, überhaupt die Natur auf sich wirken zu lassen und durch deren verschiedene Ansicht verschieden gestimmt zu werden." Eines andern haben uns schon in obiger kurzer Skizze Theokritos und Kallimachos und die griechische Anthologie belehrt, und im übrigen kann jede Seite meines o. a. Buches zur Widerlegung Du Bois' dienen. Ihm erscheint aber Rousseau als der erste moderne Mensch, als der incarnirte Genius einer ganz neuen Zeit; Naturgefühl, Natürlichkeit und Empfindsamkeit bilden die Trikolore der von Rousseau umgestalteten Literatur. — Nun, Hellenismus und Renaissance bieten die Vorstufen zum modernen Naturgefühl, zur modernen Empfindsamkeit dar. —

**) Im Zusammenhange dies darzulegen, wird die Aufgabe der das obengenannte Buch

Selbſt der Himmel ſein. Ich ſähe dann
Dich mit vielen tauſend Augen an.

Die Lokrerin Noſſis macht in recht moderner Weiſe die Roſe zum Symbol der Liebe:

Nichts iſt ſüßer als die Liebe, ſpricht Noſſis; alles andere muß ihr weichen.
Kann ſich ſelber doch der Honig nicht Mit der Lieb' in Süßigkeit vergleichen.
Wem ein Kuß von Aphrodite's Munde Nicht geweckt der Liebe ſüß Verlangen,
O der hat gewiß noch nicht die Kunde Von der Roſe ſüßem Duft empfangen.

Doch auch ernſtere Töne ſchlagen die Dichter der Anthologie an, die an unſer modernes Empfinden direkt anklingen. Schon in früherer Zeit prieſen die Dichter des Menſchen Erhabenheit über die Natur, wie Sophokles, oder ihre ſtets ſich gleichbleibende, hehre Schönheit, wie Menander, oder ihre Pracht und Ordnung — ein Ptolemaios nun giebt dem Gefühle Ausdruck, das uns beim Anblick des ſternbeſäeten Himmels andachtsvoll beſchleicht, jenem Gefühl des Erhobenwerdens über die irdiſchen Schranken:

Staub nur bin ich — ich weiß es — ein Sterblicher, aber betracht' ich,
Sterne, den kreiſenden Lauf eurer verſchlungenen Bahn,
Dann o! glaub' ich die Erde nicht mehr mit dem Fuß zu berühren,
Sondern am Tiſche des Zeus nehm' ich ambroſiſche Koſt.

Doch je mehr wir in das ſinkende Alterthum hinabgeführt werden, deſto mehr miſcht ſich auch in das Naturgefühl ein tief melancholiſcher Zug, wie beſonders eine ſchwermüthige Ruinen- und Gräberpoeſie bezeugt — die natürlich auch oft genug dem Alterthum abgeſprochen iſt. Doch ſchon vor der Renaiſſance begegnet ſie uns im Hellenismus. Die Vergänglichkeit irdiſcher Größe wird beklagt beim Anblick der in Trümmern liegenden, einſt ſo blühenden Städte wie Troja, Lacedaemon und Corinth. So ſingt Alpheios:

Wenige Sitze des Heldengeſchlechts nur findet das Aug' noch;
Aber dem Erdreich gleich liegen die anderen im Staub.
Alſo erſchienſt du mir jüngſt auf der Wanderung, armes Mykenae,
Oede wie Felſen am Meer oder wie Weiden des Viehs.
Hirten nur zeigen dich noch. „Hier hat ſonſt", ſagt der greiſe
Führer, cyklopiſcher Kunſt goldene Veſte geſtrahlt.

Aehnliches ließe ſich leicht häufen, wie Belege zur weltſchmerzlichen Grabpoeſie; wir mögen den Abſchnitt über den Hellenismus ſchließen mit dem offenen herzlichen Bekenntniß der innigen Naturfreude, wie es Arabios ablegt:

Waſſer und Gärten und Hain und die fröhliche Gabe des Bacchos
Und das benachbarte Meer bietet mir Fülle der Luſt.
Freudige Gaben gelangen zu mir von dem Land und der Salzfluth,
Welche der Landmann jetzt, jetzo der Fiſcher mir bringt.
Weileſt du, Wandrer, bei mir, ſo erfreuen dich Chöre der Vögel
Oder es tönt vom Meer fröhlicher Schiffer Geſang.

Ward leiſer Zug an meiner Stirn erregt,
Nicht ſchärfer als von leiſen Frühlingswinden.
Er zwang das Laub, zum Zittern leicht bewegt,
Sich ganz nach jener Seite hinzuneigen,
Wohin der Berg den erſten Schatten ſchlägt.
Doch nicht ſo heftig wühlt er in den Zweigen,
Daß es die Vögel hindert, im Geſang
Aus grünen Höhen alle ihre Kunſt zu zeigen.
Nein, wie der Lüfte Hauch ins Dickicht drang,
Frohlockten ſie ihr Morgenlied entgegen,
Wozu begleitend Laubgeflüſter klang,
Wie Zweig' um Zweige flüſternd ſich bewegen
Im hohen Fichtenwald an Chiaſſi's Strand,
Wenn frei ſich des Sirocco's Schwingen regen.
. . Da ſieh die Bahn durch einen Bach verſchloſſen,
Der kleine Wellen nach der Linken leicht
Die Gräſer bogen, die dem Bord entſproſſen,
Das reinſte Waſſer, das die Erde reicht. . . —

Und in der glühenden Beſchreibung des himmliſchen Paradieſes ſingt er*).

Ich ſah das Licht als einen Fluß von Strahlen
Glanz wogend zwiſchen zweien Ufern ziehn,
Und einen Wunderglanz ſie beide malen
Und aus dem Strom lebendge Funken ſprühn,
Und in die Blumen ſenkten ſich die Funken
Gleichwie in goldne Faſſung der Rubin.
Dann tauchten ſie, wie von den Düften trunken,
Sich wieder in die Wunderfluthen ein,
Und der erhob ſich neu, wenn er verſunken.

Kleine plaſtiſche Bilder voll lebenswahrer Treue ſind die zahlreichen Gleichniſſe, die er allen Sphären des Naturlebens entnimmt und die wie die obigen Schilderungen ein ſcharfes Auge und ein liebevolles Aufnehmen der Natureindrücke bekunden. Blumen und Vögel, Meer und Sturm, Himmel und Sterne werden als Gegenbilder verwandt. Ich hebe nur heraus Infern. II, 127:

Gleichwie die Blum' im erſten Sonnenlicht,
Beim nächtgen Reif geſunken und verſchloſſen,
Den Stil erhebt und ihren Kelch entflicht;
So hob die Kraft, erſt ſchmachtend und verdroſſen,
In meinem Herzen ſich zu gutem Muth;

und Parad. XXIII, 1:

*) E vidi lume in forma di riviera Fulvido di fulgore intra duo rive,
Di pinte di mirabil primavera. Di tal fiumana usciam faville vive.
E d'ogni parte si mettean ne'fiori, Quasi rubin, cheoro circonscrive.
Poi, come inebriate dagli odori, Riprofundavan se nel miro gurge,
E s'una entrava, un'altra n'uscia fuori.

wie bei den Kirchenvätern — aber nach dem Niedergange der antiken Litteraturen hebt der Entwicklungsgang in der deutſchen Poeſie wieder von vorne an; völlig naiv iſt der Naturgenuß noch im 13. Jahrhundert; das Landſchaftliche iſt ſelbſt bei den Minneſängern nur Arabeske, höchſtens das Sympathetiſche, jene harmoniſche oder kontraſtirende Gegenüberſtellung von Naturbild und Herzensſtimmung gelangt zum Ausdruck — aber es iſt lauter Vordergrund ohne Ferne, wie Burkhardt treffend ſagt. Seit den Tagen des Hellenismus ſind die Italiener die früheſten unter den Kulturvölkern, „welche die Geſtalt der Landſchaft als etwas mehr oder weniger Schönes wahrgenommen und genoſſen haben“. Auch hier dann jene Sentimentalität der Liebesleidenſchaft im Bunde mit der idylliſchen Naturfreude, auch hier das bewußte Aufſuchen der Einſamkeit und das Schwelgen in dem Frieden der Landſchaft, auch hier Schwermuth und Wehmuth, Ruinen- und Gräberpoeſie; zugleich aber ſchwärmte man für Ruinen aus alter Zeit, dieſe ſtummen Zeugen der Vergangenheit, ja man ſetzte künſtliche in die prächtigen Gartenanlagen hinein, um die elegiſche Stimmung zu ſteigern. Seit den Tagen des Hellenismus hatte Niemand Berge beſtiegen der ſchönen Ausſicht wegen — Dante iſt der erſte unter den Modernen. — In der divina commedia ſchildert der Himmel und Erde, Hölle und Paradies durchirrende Dichter nur ſelten die reale Natur, meiſtens in Gleichniſſen. Doch unnachahmlich malt er, wie Humboldt ſagt, am Ende des erſten Geſanges des Purgatorio den Morgenduft und das zitternde Licht des ſanft bewegten fernen Meeresſpiegels V. 115:

Schon jagt Aurora's lichter Roſenſchimmer
Die Frühe vor ſich hin, und weit gedehnt
Sah ich das Meer in zitterndem Geflimmer*).

Grandios iſt die Schilderung des Wolkenbruchs und des Anſchwellens der Flüſſe im fünften Geſange (Zu Fluthen wurde nun die ſchwarze Luft, Zum Strombett rann, was von den Regengüſſen der Grund nicht trank, hervor aus Thal und Kluft), voll poetiſchen und hochindividuellen Reizes iſt die des irdiſchen Paradieſes (Purg. XXVIII):

Begierig, ſchon in den geweihten Schatten
Des dichten grünen Hains umherzuſpähn,
Die ſanft gedämpft den Glanz des Morgens hatten ....,
Nahm' langſam ich den Laubgewinden
Und fühlte mich von Wohlgeruch umweht.
Von einem Lufthauch, einem ſteten, linden

weiterführenden Unterſuchung über die Entwicklung des Naturgefühls in Mittelalter und Neuzeit bilden.

*) L'alba vinceva l'ora mattutina, Che fuggia innanzi, sì che di lontano Conobli il tremolar della marina.

hätschelt es wie ein krankes Kind. Wärme und Innigkeit der Empfindung paart sich bei ihm mit unerhörter Selbstüberschätzung, mit maßloser „Freigeisterei der Leidenschaft". Er kennt schon die Wonne der Wehmuth, die dolendi voluptas, die acedia. So bekennt er Canzone IV, Str. 5:

Wohl manchem — seltsam! — mag es Lust gewähren,
Wie häufig sich erwiesen, Das sorgsam zu erkiesen,
Was Seufzer sammelt in gedrängtem Schwarme.
So freut's auch mich, wenn meine Thränen fließen,
Und drängt mich, zu begehren, Daß schwanger sei von Zähren
Mein Auge stets sowie mein Herz von Harme.
. . .So kann ich nur genesen, Wo reichlicher mir strömt des Leidens Quelle,

Son. 189:

Nur immer Weinen giebt mir Freud' und Frieden: (Lagrimar sempre é'l mio sommo diletto).

Weltschmerzliche Zerrissenheit vereinigt sich in charakteristischer Weise mit dieser Lust des Schmerzes, Canz. XX, Str. 6:

O Welt, o Wahnes Leere! O Schicksal du, wohin wollt ihr mich ziehen? . .
Ich schöpfe Schmerzen nur aus Lieb' und Treue . . Ja, wenn ichs recht erkannte,
Ist's ein Geschenk der Gnade, bald zu enden . . Und doch, Kanzone, von der Stelle
Nicht wank' ich; Flucht und feiger Tod entadeln; Ja selbst muß ich mich tadeln
Ob solcher Trauerweis', so freundlich munden Mir Thränen, Schmerz und Wunden.
Sklaven der Liebe! all der Erde Reiche Haben kein Gut, das meinem Wehe gleiche!
Servo d'Amor che queste rime leggi, Ben non h'al mondo, che'l mio mal parreggi.

Mit diesem so modern gesteigerten Innenleben und vor allem mit dem ganz sentimentalen Liebesleben verquickt sich nun aufs Innigste das intimste Mitleben mit der Natur. Seine Gedichte sind durchflochten von Bildern und Vergleichen. Bald ist die Liebe der Frühlingshauch, der das Eis seines Herzens löst, I, 2:

Schon war der Jugend Blüthenzeit vergangen,
Ein starrer Frost war mir ins Herz gezogen; Den Eingang sperrend jedem milden Triebe
Hielt er's mit einer Demantrind' umfangen. . . Und nimmer so im Sonnenstrahl erweichte
Der Schnee, wie da zerrann mein ganzes Wesen (Str. 6).

Bald fühlt er sich wie ein Lorbeer, der frisch und stolz grünet, bald wie ein Hirsch, der von der Welt sich scheidet, irrend unstet von Wald zu Wald zu ziehen, bald eine Flamme, die ein Blitz entzündet. Die Liebe ist ihm wie heitere Mittagsbläue in seiner Nächte Grauen (Canz. IV), oder sie bricht wie leuchtend Himmelslicht in sein Herz, wie der junge Lenz, der die Blumen sprießen läßt, nachdem die Welt so lange im Winterkleid erstarrt war (IX). Wie griechische und römische Dichter, spielt auch er mit Naturunmöglichkeiten, Son. XLIII.:

Ich lau und schwarz wird eh' des Schnees Helle, Fluthlos das Meer, der Fisch auf Alpen hangen

Gleichwie der Vogel im geliebten Laube,
Wo er im Nest bei seinen süßen Kleinen
Geruhet in der Nacht, die alles birget,
Mit brennender Begier der Sonne harrend,
Starrend hinaus, daß lichte Dämmrung komme,
Um Futter aufzusuchen, seine Kleinen zu ernähren,
Wobei die schweren Mühn ihm lieblich dünken . . .

Auch Bienen, Delphine, Frösche, Schnee, Meteor, Sonnenstrahlen u. a. werden als Parallelen verwandt, meistentheils mit individueller Färbung, mit sinniger Detailmalerei*). Doch den bedeutungsvollsten Schritt zum Modernen hin thut Petrarca, dessen Wichtigkeit für die Frage des Naturgefühls merkwürdiger Weise Humboldt in seiner berühmten Skizze im 2. Bande des Kosmos, sowie auch seinem Kommentator Schaller entgangen ist. Wenn wir Petrarca's Dichtungen, soweit sie für unser spezielles Thema in Betracht kommen, denen des Hellenismus gegenüberstellen, so muß es uns dünken, als ob nicht anderthalb Jahrtausende Hellenismus und Renaissance trennen, sondern als ob die Fäden jenes nunmehr weitergesponnen werden, als ob die im Hellenismus zuerst angeschlagenen Töne nunmehr erst zur deutlichen Melodie verbunden werden. Aus der Verquickung des italischen Volksgeistes des 13. Jahrhunderts mit der Antike entsteht das spezifisch Moderne. Viele helleniſtische Motive, wie die römischen Dichter der Kaiserzeit sie ihm übermittelten, finden wir bei Petrarca wieder — so reichen sich in ihm Alterthum und die neu erstehende Zeit die Hand —, aber zugleich ist seiner Eigenart ein Etwas beigemischt, das im Alterthum erst leise anklingen konnte, erst im Entstehen begriffen war — es ist die moderne Subjektivität, der moderne Individualismus, der zum antiken sich verhält wie die voll erschlossene Blüthe zur schlummernden Knospe. Petrarca ist einer der ersten, die wirklich den Namen eines modernen Menschen verdienen — modern in seiner ganzen Empfindungs- und Denkweise, in seiner Sentimentalität, seiner Melancholie. Hettner sagt mit Recht einmal, als Motto für seine Kanzonen und Sonette könne jener (Goethe'sche?) Satz aus der Frankfurter Gelehrten-Zeitung von 1772 dienen: „Er hat sein Herz entdeckt." Er empfindet mit völlig klarem Bewußtsein, welch unselig selig Ding ein empfindsames Herz ist, er belauscht es in allen seinen Regungen, ja er

*) Auch Boccaccio bietet uns manche sinnige Naturschilderung, wie die des herrlich schönen Thals, im Decamerone II S. 243 (übers. von Ortlepp, Stuttg. 1841); und in seiner Fiammetta haben wir neben der Sehnsucht des liebenden Weibes reich geschmücktes Beiwerk wie: Lob des Landlebens und Beschreibung der Frühlingsspiele der florentinischen Jugend. Die spätere Literatur weist besonders viele Lehrgedichte über Landbau und Bienenzucht u. dergl. sowie Idyllen auf wie Tasso's Aminta, der bis ins Detail an Longus erinnert, Guarini's il pastor fido etc. etc.

Ich höre ſie, wenn Zweig' und Weſte flüſtern
Und Blätter, wenn der Vögel Klagen ſteigen Und Wellen murmelnd ziehen durch die Matten.
Der Oede Schauer und einſames Schweigen Gefielen ſo mir nie in Waldes Schatten;
Nur meine Sonne darf ſich nicht verdüſtern.

Vgl. Son. 160 und 182. Doch am beredteſten wird er, als ſeines Lebens Sonne niedergegangen iſt, als die holde Blüthe geknickt iſt. Für letzteres findet er immer wieder neue Bilder aus dem Naturleben, Canz. 24. Am Fenſter ſtehend, ſieht er in ſeiner grübelnden Phantaſie wechſelnde Geſtalten auftauchen. Er ſieht ein Wild von zwei Hunden zerriſſen, ein Schiff von Stürmen zertrümmert werden, in einem Wäldchen den Blitz einen ſchlanken Lorbeerbaum fällen.

Im ſelben Buſch floß eine klare Quelle
Aus einem Felſen, deren ſüße Fluthen Mit lieblichem Gemurmel vorwärts drangen;
In ſtill verſteckter dunkler Schattenſtelle Nicht Ackersmann noch Hirten jemals ruhten;
Nur Nymphen da und Muſen friedlich ſangen — da plötzlich klaffet eine Höhle und rafft dahin
Die Quell als Ort — drum will mein Herz in Wehen Und beim Gedanken ſchon in Schmerz zergehen;
Durch Wieſen zog ein Mägdlein, wunderhold — drauf ſank von einer Schlang' am Fuß geſtochen
Die Blume hin, gebrochen.

Die lachende, klingende Frühlingswelt kontraſtirt mit ſeiner traurigen Gemüthsſtimmung, Son. 268:

Der Zephyr kehrt, die ſchöne Zeit zu bringen
Und Gras und Blumen, ſeine ſüßen Kleinen; Und Prokne ſchwatzt und Nachtigallen weinen;
In Weiß und Roth will ſich der Lenz verjüngen, Die Wieſe lacht, in Lüften tönt ein Klingen;
Jovs freut der Tochter ſich, der klaren, reinen; Luft Erd' und Fluth der Liebe voll erſcheinen
Und Liebestriebe jeglich Thier durchdringen — Doch mir ach! kehren Seufzer nur und Klagen —
Der Vöglein Singen und der Blumen Neigen Und ſchöner Frauen ehrbar hold Betragen
Die Wüſte mir und reißend Wild ſich zeigen.

Die klagende Nachtigall ſcheint ihm in nächtiger Stille ſein eigenes Leid zu erzählen, Son. 269:

Die Nachtigall dort, die ſo zärtlich weinet,
Weil theurer Gatte oder Söhne fehlen, Himmel und Flur in ſüßer Luft vereinet;
So ſinnig klagend tönt's aus ihrer Kehlen — Und, mich die ganze Nacht begleitend, ſcheinet
Sie mir mein hartes Schickſal zu erzählen.

Die Todte umſchwebt ihn ſtets; Hügel, Thäler und Wälder ruft er als Zeugen ſeines Jammers auf, Canz. I, VIII, XIII u. a. Dann

Und Sonne sinken, wo hervorgegangen Tigris und Phrat aus ein und selber Quelle,
Bevor ich Fried' und Waffenruh' (mit Amor) gefunden. —

Um die zahllose Menge seiner Gedanken zu bezeichnen, bedient er sich derselben Vergleiche wie die alten Dichter. Sest. VII:

Nicht so viel Thiere bergen Meeresfluthen, Nicht sieht der Sterne überm Kreis des Mondes
So viele ja die heiterste der Nächte, Nie wohnen so viel Vögel im Gebüsche,
Nie gab's so viel der Halm' an feuchter Stelle, Als mir Gedanken kommen jeden Abend. —

Doch die Liebe ist zu allen Zeiten die beste Interpretin der Natur, und zwar eine weit tiefere im Leid als im Glück.

So auch bei Petrarca. Zahllose Lieder klagen von Liebesleid; in den Tagen des seligen Genießens findet sich weit schwerer das den Bann lösende, das Unsagbare kündende Wort. In dem Auge der Geliebten spiegelt sich aller Reiz der Natur verschönert wieder, Son. 111:

Nie sah so freundlich ich die Sonne walten Am Himmel, wenn die Nebel sich verzogen,
Nach Regenschauer nie des Himmels Bogen So viele Farben in der Luft entfalten;
Wie ich in Flammen sah sich umgestalten Das Auge, dem kein Ding auf Erden kann die Wage halten.

Die Augen der Geliebten sind seine Sterne, Son. 116:

Aus schönem Himmel ruhig heiterer Brauen
Mein treues Sternenpaar so funkelnd sprühet, Daß andres Licht nicht leitet noch durchglühet
Den, der sich hoher Liebe will vertrauen. Welch Wunder, wenn sie in der Gräser Nicken
Wie eine Blume sitzt oder wenn leise Den grünen Rasen drückt des Busens Weiße! —

Die Blumen, auf denen sie ruht, die Luft, die ihre Wangen umfächelt, beneidet er, Son. 128:

Glückseel'ge Blumen ihr, die oftmalen Madonna sinnend drückt, o lichte Sprossen,
Ihr Höhn, wo sich ihr süßes Wort ergossen Und schönen Fußes Spuren noch sich malen ..
Du Schattenwald, von Sonnenlicht durchflossen .. Wie neidet' ich so holde Nähe euch! —

Wie die Nais bei Theokrit, zieht auch seine Geliebte die Natur in den Zauberbann ihrer Schönheit; schon von dem kleinen Kinde strömt neues Leben und Schönheit auf die umgebende Natur über, Canz. XXV, Str. 6:

Kriechend und schwanken Schrittes schon ließ Reben Sie grünen, Steine umweben
Mit frischer Klarheit, Wasser leuchten; Wiesen Gab Glanz und Stolz mit Händchen sie und Füßen;
Mit Blumen rings die Flur ihr Auge schönte; Ruhe gebot sie Wind und Stürmen allen
Mit ungefügem Lallen Der Zunge — die sich kaum der Milch entwöhnte (!).

Aehnlich CXXXI:

So oft ihr weißer Fuß durch frische Wiesen Die süßen Schritte ehrbarlich beweget
Scheint, was in Blumen sich und Gräsern reget, Rings zu entströmen ihren Füßen.

Ist sie von ihm fern, redet und giebt Zeugniß von ihr alles Weben und Leben in der Natur:

und anderswo, seine periodische Flucht aus Zeit und Welt." Ebendaher schreibt er*): „O könntest du ahnen, mit welcher Lust ich frei und weltflüchtig, zwischen Wald und Bergen, Quellen und Flüssen, zwischen Bächen und geistvollen Menschen athme." Wohl gelingt es ihm noch wenig, die Natur, getrennt von seiner eigenen Stimmung zu schildern, wie am Ende des 6. Gesanges des Gedichtes Afrika den Golf von Spezzia und Porto Venere; aber selbst die Berge sind, wie wir schon sahen, ihm in ihrer Oede schön, so nennt er die an der Riviera di Levante: colles asperitate gratissima et fertilitate mira conspicuos. Die Schönheit der Landschaft von Reggio reizt ihn, wie er selbst sagt, ein Gedicht fortzusetzen; er schildert mit hellen Farben den Sturm zu Neapel 1343, das Erdbeben in Basel**). — Und wie ebenfalls schon aus einer Canzone uns entgegentrat, schwärmt er für die freie Fernsicht von hohen Bergen; da löst sich ihm von der Seele der Alp, der ihn drückt; in der leichteren Luft wird es ihm freier und linder um die Brust. Auf dem Mont Ventoux unweit Avignon empfindet seine Seele den reinsten Genuß, ohne daß seine Umgebung ihn begreift. Als sie durch die Schwierigkeiten des Weges sich hinaufgearbeitet haben und die Wolken unter sich ziehen sehen, ist der Eindruck des Bildes auf ihn ein geradezu überwältigender. Vor seine Seele tritt sein ganzes vergangenes Leben mit allen Thorheiten; er erinnert sich, daß es an demselben Tage 10 Jahre sind, seit er jung aus Bologna gezogen, und wendet einen sehnsüchtigen Blick in der Richtung gen Italien hin; er schlägt die Bekenntnisse des Augustinus auf, und sein Auge fällt auf die Stelle im X. Abschnitt: „und da gehen die Menschen hin und bewundern hohe Berge und weite Meeresfluthen und mächtig daherrauschende Ströme und den Ocean und den Lauf der Gestirne, vergessen sich aber selbst darob." Sein Bruder, dem er diese Worte vorliest, kann nicht begreifen, warum er hierauf das Buch schließt und schweigt***).

*) VII, 4 epist. famil. ed. Fracassetti vol. I, p. 367.

**) Vergl. Burckhardt II, S. 81 Anm.

***) Burckhardt S. 18, ep. famil. IV, 6 ed. Fracass. vol. I, p. 193. Der ganze Brief ist für die Zeit und die Persönlichkeit des Schreibers hochinteressant. Du Bois-Reymond hat ihm eine etwas einseitige und schiefe Beleuchtung gegeben in dem schon oben angeführten Vortrage „Kulturgesch. und Naturwissenschaft" a. a. O. S. 225, der reich an originellen Gedanken, aber auch an summarischen, übertreibenden Urtheilen ist — versteigt er sich doch zu der Hyperbel: „Naturwissenschaft ist das absolute Organ der Kultur und die Geschichte der Naturwissenschaften die eigentliche Geschichte der Menschheit!" Du Bois erklärt, wir könnten uns nur schwer einen Begriff machen „von der Stellung, welche im christlichen Mittelalter der Menschengeist gegenüber der Natur eingenommen", und sucht dieselbe durch oben erwähnten Brief Petrarca's zu veranschaulichen und schließt die Wiedergabe desselben mit den Worten: „Voll Scham und Reue, ohne ein Wort mehr über die Lippen zu bringen, steigt er vom Berge herab. Der Aermste hat einen Augen-

mahnt ihn auch die Natur wieder, sich seinem Schmerze nicht zu sehr hinzugeben, Son. 238:

Von Liebe spricht zu mir, was ich da sehe, Quell, Luft, Zweig, Vogel, Fisch und Gras und Blumen,
Allbittend, daß ich liebe noch wie ehe. —

Doch sonnenlos scheint ihm die Welt, nun, da die Geliebte geschieden, Son. 293:

Du ließest ohne Sonne, Tod, die Erde . .
Wohl sollten Luft und Meer und Erde klagen. —

Wir sehen, Glück und Leid empfindet der Dichter wie ein modernster Mensch, und die Natur ist seine Freundin, die Balsam auf sein wundes Herz streut, der er sein Leid klagt — ja sie soll mit ihm weinen und klagen um die Verlorene, wie einst alles in ihr nur ein Ausdruck des Wesens, ein Ausfluß der Schönheit der Geliebten gewesen ist. —

Seit den Tagen des Hellenismus ist er der erste Mensch, der mit vollem Bewußtsein den Reiz der Einsamkeit, der stillen, unbelauschten, in Wald und Thal, empfindet. So heißt es Son. 239:

Wie oft in süßer Einsamkeit mit Stöhnen, Fliehend Welt und mich selbst . .
Bad' ich das Gras und meine Brust in Thränen.

Der Schillersche Gedanke:

Die Welt ist vollkommen überall, Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual —

er findet sich schon bei Petrarca, Canz. XVII:

Von Bild zu Bild, von Berg zu Berg enteile
An Amor's Hand ich; denn betretne Stelle Gewährt mir keine Seligkeit hienieden.
Nur zwischen Höhn, am Bach, in stiller Weile, Im Schattenthal, an blumenreicher Quelle
Erringt die Seele sich den Frieden . . Auf Bergeshöhn, wo Wälder finster ranken,
Nur find' ich Ruh; feindlich meinem Herzen Ist jede Wohnung . . Wo sich der hohen Pinie Schatten dehnen,
Da ruh' ich und gleich auf dem nächsten Steine Entwerf' ihr schönes Bild ich in Gedanken. —

Son. 26 bekennt er:

Einsam und sinnend zieh' ich durch die Lande,
Die ödesten, mit langsam trägem Schritte, Und ringsum schweift zur Flucht mein Blick, wo Tritte
Der Menschen irgendwo zu sehn im Sande;

und so öfters.

Liebe zur Einsamkeit und Sinn für Naturschönheit bedingen resp. steigern sich immer gegenseitig; bei Petrarca kommt aber auch noch das wissenschaftliche Interesse für die Natur hinzu und die Anregung zu geistiger Arbeit, welche er durch die Natur erhält. „Der Naturgenuß ist für ihn der erwünschteste Begleiter jeder geistigen Beschäftigung; auf der Verflechtung beider beruht sein gelehrtes Anachoretenleben in Vaucluse

Berg bestieg und von hier aus die Aussicht über den Bosporus genoß*). Im Jahre 181 v. Chr. bestieg Philipp V. von Makedonien den Haemus**), und Apollonios Rhodios***) schildert in anschaulicher Weise das Panorama, welches die Argonauten bei Besteigung des Dindymon überschauen, indem ihr Blick über Thracien, den Bosporus, das mysische Hügelland, den Lauf des Aisepos und die Nepeiaebene dahinschweift. An anderer Stelle†) vergegenwärtigt er die Aussicht vom Gipfel des Olympos — es sind „die ältesten landschaftlich aufgefaßten Schilderungen von Fernsichten, welche die erhaltene klassische Litteratur darbietet." Ihnen schließt sich die obige Petrarca's an. So spinnt auch hierin die Renaissance die Fäden weiter, welche der Hellenismus angesponnen!

Die hellenistischen Dichter zeigten uns aber nicht nur ein sentimental idyllisches Interesse für die Natur durch Bilder und Vergleiche und Gegenbilder des Geistigen und Natürlichen, sie suchten nicht nur die Natur um ihrer selbst willen, sondern sie schilderten sie auch in längeren Dichtungen um ihrer selbst willen, so daß das Menschliche — wie auf manchem hellenistisch-kampanischen Wandgemälde der Kaiserzeit — Staffage des Landschaftlichen wurde. Hierzu bot sich in den lyrischen Gedichten Petrarca's, bei seiner Freigeisterei der Leidenschaft, bei seiner übermächtigen Empfindung des Liebesglückes und Liebesleides weniger Gelegenheit. Aber auch diese Seite der Naturauffassung, wie sie der Hellenismus anbahnte, fand ihre Weiterbildung in der Renaissance. Der Erste, der die Schönheit der (italienischen) Landschaft nicht blos mit wenigen Zeilen preist, sondern geradezu in ihren wunderbaren Reiz sich mit innigster Wonne versenkt, und nicht blos sie seinen eigenen wechselnden Stimmungen gegenüberstellt, sondern — beschreibt, wie ein modernster

Euripides treibt schon großes Weh die Menschen in die Natur hinaus, um Erd' und Himmel und Sternen dasselbe zu klagen; ja die unglückliche Phaedra im Hippolyt denkt Ruhe zu finden, wenn sie den lauteren Trank der erfrischenden Fluth aus lebendem Quell schöpfen, von Schwarzpappeln umschattet auf blumiger Wiese gelagert ruhn oder im Walde das Wild jagen könnte. Doch der antike Geist reagirt gegen solche Sentimentalität einer krankhaft überreizten Seelenstimmung in den Worten der Amme: „Was quält Sehnsucht nach solchem dein Herz? Was schwatzest du sinnlos?" Euripides selbst ist dann aber der erste, der den Gedanken ausspricht, die Welt sei vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual, vergl. Hippol. v. 73, Entw. des Naturgefühls bei den Gr. S. 56. — Ferner: Wohl war den Römern der moderne Sinn für das Romantische der Gebirgswelt fremd. Doch wie Seneca de tranquill. an. 2, 13 beweist, ward die öde Wildniß auch damals schon des Kontrastes wegen gesucht — aber es galt für krankhaft! Vergl. Entw. des Naturgefühls bei den Römern S. 131 f. —

*) Herod. VI, 85; Helbig a. a. O. S. 279.

**) Liv. XL, 22.

***) Arg. I, 1103 ff.

†) III, 164 ff.

Es ist dies die erste mit bewußtem Genuß ausgeführte Bergbesteigung, von der wir seit den Tagen des Hellenismus ausführlichere Kunde haben. Aus der Zeit vor Alexander wird uns nichts derartiges von einem Griechen berichtet, sondern bezeichnender Weise von einem Orientalen, dem Perserkönig Dareios, der auf seinem Zuge gegen Griechenland im Gebiete von Chalkedon einen mit dem Zeus Urios-Tempel geschmückten

---

blick, seines Seelenheiles uneingedenk, dem unschuldigsten Genuß sich hingegeben, statt düster in sein Inneres sich zu versenken, hinaus in die lockende Sinnenwelt geschaut. So seelenkrank war damals die abendländische Menschheit, daß dies genügte, um einen gewissenhaften, fein fühlenden, nicht sehr kräftig denkenden Mann wie Petrarca in den schmerzlichsten Widerspruch mit sich selber zu versetzen." Hierbei ist nun Folgendes zu erinnern. Zunächst darf man diese Gefühlsäußerung nicht aus dem Rahmen der sonstigen Empfindungsweise Petrarca's herauslösen, ebenso wenig wie sie allein die des gesammten Mittelalters „veranschaulicht". Wir sahen, Petrarca war ein für die Reize der Natur hochempfänglicher Mensch; die Einsamkeit, die Waldesstille that seinem gefühlvollen, wie ein krankes Kind von ihm gehätschelten Herzen wohl. Es war nur eine letzte Konsequenz seines Naturgefühls, wenn ihn nun auch die einsam in den Himmel aufregenden Berghäupter anlockten. Und voll und ganz empfindet er nicht nur den Reiz des Bergsteigens trotz aller seiner Schwierigkeiten (dies longa, blandus aer, animorum vigor, corporum robur ac dexteritas etc. euntibus aderant, sola nobis obstabat natura loci), sondern auch voll und ganz den Reiz der romantischen Aussicht (primum omnium spiritu quodam aeris insolito et spectaculo liberiore permotus stupenti similis steti; respicio: nubes erant sub pedibus; iamque mihi minus incredibiles facti sunt Athos et Olympus .. dirigo dehinc oculorum radios ad partes Italicas-Alpes ipsae rigentes ac nivosae iuxta mihi visae sunt, cumtamen magno distent intervallo .. Massiliae fretum .. Rhodanus ipse sub oculis nostris erat ..) Auch das ist durchaus modern, daß die weite Umschau über Berge und Lande und Fluß und Meer ihn zur Umschau über sein vergangenes Leben und seine eigene Innenwelt anreizt — aber dann plötzlich schlägt seine Empfindung um. Schon beim Beginn der Bergbesteigung ist er sich wohl bewußt, daß er etwas Ungewöhnliches, je für seine Zeitgenossen Unerhörtes unternimmt, und rechtfertigt sich mit der Erinnerung an Philipp V. von Macedonien und denkt, was an einem königlichen Greise nicht getadelt werde, sei auch bei einem jungen Manne aus dem Privatstande zu entschuldigen. Als er nun aber oben, völlig versunken in bewundernde Betrachtung, zufällig die auf ihn so zutreffende Augustin-Stelle aufschlägt, stutzt er und zürnt sich, daß er Irdisches so bewunderte, und wendet den Blick in sein Inneres zurück (obstupui .. iratus mihimet, quod nunc etiam terrestria mirarer, qui iampridem discere debuissem nihil praeter animum esse mirabile, cui magno nihil est magnum), woran sich dann eine theologische, nach dem Sinne des Adressaten, seines Beichtvaters, gefärbte Expectoration anschließt. In der That eröffnet uns dieser Brief, mit seiner Mischung reinen, modernen Naturgenusses und dogmatisch-asketischer Rückbesinnung, einen Blick in ein zwiespältiges Herz eines an der Wende zweier Zeiten stehenden Menschen; es reagirt gleichsam der mittelalterliche Geist wider die aufkeimende moderne Empfindung. Diese bleibt aber trotz des Rückschlages, den Du Bois übertreibend ausmalt, bestehen. — Es ist nun eine in der Kulturgeschichte nicht seltene Thatsache, daß was neu in die Welt eintritt, zunächst verketzert oder als krankhaft verspottet wird. Heutigen Tages wird nur noch der ungebildete Bauer den Kopf schütteln über den sonderbaren Schwärmer, der die steile Anhöhe erklimmt oder gar die gefahrvolle Mühsal einer Gletscherfahrt unternimmt, um in einem — dem Bauer schwer begreiflichen — Naturgenusse zu schwelgen; in Petrarca's Zeiten war derartige Bergbesteigung ein Unicum. Das empfindet er sehr wohl, und jene Mahnung Augustin's steigert seine Gewissensbisse. — Es giebt Analogien auch aus dem Alterthum für die oben erwähnte Thatsache. In der klassischen Zeit suchen bei den griechischen Dichtern die Einsamkeit nur Bacchantinnen und Satyrn; bei

herum ziehen ſich die ſchönſten grünen Wälder, in welche der Pontifex oft hinausſchritt mit ſeinen Kardinälen, um ſeinen Geiſt zu erfriſchen, bald auf einer Raſenbank unter Olivenbäumen, bald auf grüner Wieſe am Rande des Anio ruhend, um die durchſichtigen Wellen zu betrachten. Es giebt Wieſen in einem abſeits gelegenen Thale, von vielen Quellen durchrieſelt: dort ruhte Pius oft an den rauſchenden Bächen, unter ſchattigen Bäumen . . ., er wohnte in Tibur bei den Minoriten auf einem Hügel, von dem er auf die Stadt und die drunten liegende Ebene, auf den dahingleitenden Strom und das gefällige Grün der Gärten hinabſchauen konnte, und es gab nichts, was ihn mehr entzückte." „Nicht weit von Vicovaro, erzählt er VI, 167, ließ der Papſt auf der Straße ſein Frühſtück herrichten, an einer kryſtallhellen Quelle — denn es iſt kaum glaublich, wie viele klare Bäche in den Anio ſich ergießen, wie viele unermüdlich rinnende Waſſer an beiden Ufern rauſchen —, in ſüßem Gemurmel hüpft der Bach dahin, ſpiegelhell iſt das Waſſer, durchſichtig bis auf den Grund, kalt und ſüß." Im Mai 1462 zog er hinaus ins Bad von Viterbo, ſein Herz berauſcht ſich an dem Frühlingszauber, mit vollen Zügen genießt der greiſe Mann die Schönheit der ſich verjüngenden, blühenden, ſingenden Lenznatur: „Der Weg nach Sorianum führte auf den anmuthigſten Wegen dahin, der Ginſter blühte in großer Menge, ſo daß ein Theil des Feldes ſafranfarben erſchien, während der andere, von mannigfachem Gebüſch und Kräutern bedeckt, bald purpurne bald weiße oder tauſend andere Farben dem Auge darbot. Es war im Maimonat und alles grünte; dort lachten die Felder, hier der Wald, in dem die Vöglein lieblich muſicirten; der Pontifex bewohnte eine Burg; faſt jeden Tag ging er beim erſten Morgengrauen auf die Felder hinaus, um die vor der Tageshitze ſo angenehme Morgenluft zu athmen und die grünenden Saaten und den blühenden Lein zu betrachten, welcher gerade damals die Farbe des Himmels nachahmend die Beſchauer mit höchſtem Entzücken erfüllte. . . Er beſuchte das Kloſter San Martino; einſt ſangen Gläubige dort Gott ihre Loblieder; jetzt halten Krähen und Holztauben dort Wache, und bisweilen läßt der Uhu mit todbringendem Rufe ſeine Klagen ertönen; noch ſteht das herrliche cenaculum, das Uebrige iſt zerfallen; die Lage iſt äußerſt anmuthig; Kaſtanienwälder und Kornfelder und Weingärten ringsum; der Blick reicht über Siena hinaus bis zum Monte Amiata und Monte Argentaro." In der Ebene herrſcht die Peſt; der Anblick der Menſchen die ihm wie einem Gotte zuſtrömen, rührt ihn zu Thränen bei dem Gedanken, wie wenige von den Kindern der Hitze und der Seuche entgehen werden; er wendet ſich zu einem Kaſtell, das reizend am Bolſener See gelegen; „in dem Weingarten iſt ein ſchattiger Rund-

Mensch, das ist Papst Pius II Piccolomini (Enea Silvio). Er gehört zu den Männern der Weltgeschichte, welche die geistigen Bestrebungen und Empfindungen der Zeit in sich wie in einen Brennpunkt sammeln. Bei ihm steigert sich der Sinn für Naturschönheit zu einem Enthusiasmus, der sich bis auf das Geringste erstreckt und der in feinsinniger Darstellung einen Ausdruck findet, wie er bei keiner anderen Nation der Zeit begegnet. Alterthum und Natur sind seine Leidenschaft. Seine Kommentarien*) enthalten die schönsten Naturschilderungen, die vor Rousseau und Goethe geschrieben sind.

Natur- und Heimathgefühl durchschlingen sich in seinem begeisterten Lobe der reizenden Hügelgelände um Siena herum. So schreibt er (IV, S. 101): „Begonnen hatte die liebliche Frühlingszeit und um Siena herum lachten alle Hügel, bekleidet mit Laub und Blumen, und üppig erhoben sich auf den Aeckern die Saaten; sogar die Lage des der Stadt zunächst gelegenen Landes gewährt einen schönen Anblick: sanft ansteigende, mit heimischen Bäumen und mit Wein bedeckte oder zum Korntragen umgepflügte Hügel ragen über den lieblichsten Thälern hervor, in welchen Saaten oder Wiesen grünen und unabläßig Quellen rinnen; dort ziehen sich auch zahlreiche Waldungen hin, natürliche und künstlich angelegte, in welchen auf das Süßeste die Vögel musiciren und sich kaum eine Anhöhe findet ohne ein prächtiges Landgut eines Städters. Frohen Sinnes durchschritt die Gegend der Pontifex." Und immer wieder trieb es den alternden Papst hinaus aus den Mauern der Stadt, der Paläste und Kirchen, aus den Kreisen der Höflinge und Schmeichler in die freie Natur, immer wieder fand er neue Gründe zur Verlängerung seiner Villeggiaturen — trotz Murrens seiner Kurialen, die um schweres Geld in elender Herberge wohnen oder in kleinen Flecken und Klöstern weilen mußten, wo selbst für den Lebensunterhalt nur dürftig gesorgt war, trotz Mäusegewimmels in zerfallenen Klöstern, trotz undichter Dächer, durch welche der Regen troff. Die mönchische Idylle in der Einsamkeit einer herrlichen Landschaft sagte seinem Herzen in einem Grade zu, der seiner Umgebung ein Räthsel war. Von seinem Sommeraufenthalt in Tibur berichtet er V, 138: „Zwischen der Villa und Tibur liegen die schönsten Wein- und Oelgärten, und zwischen den ersteren kann man Bäume jeder Gattung finden, besonders Granatbäume mit Früchten von außerordentlicher Größe und Schmackhaftigkeit. Allüberall um die Stadt

*) Burckhardt hat zuerst auf diese Seite in dem Wesen des großen Mannes aufmerksam gemacht, a. a. O. S. 20 und S. 81 Anm.; mir ist nur die Ausgabe aus dem Jahre 1614 Frankfurt zur Hand: Pii Secundi Pontificis Maximi commentarii rerum memorabilium.

reſte geblieben ſind, welche an den meiſten Orten wie Wände das Bett des Fluſſes einſchränken.“ Als er nach Porto gekommen, erwacht der Sturm: „In der Nacht begann das Meer, das ſchon an den vorauf-gehenden Tagen immer unruhig und unbefahrbar geweſen war, weit über Gewohnheit aufgeregt zu werden; ein heftiger Orkan bricht los: der Süd-wind rührt aus den Tiefen des Meeres die Waſſer auf, ungeheure Wogen peitſchen die Ufer, man konnte hören, wie das Meer gleichſam ächzte und heulte; die Winde raſen gegen einander, bald ſiegt der eine, bald flieht er; Wälder und alles, was ſich ihnen entgegenſtellt, werfen ſie nieder, der Aether leuchtet in häufigen Feuerſtrahlen, der Himmel dröhnt vom Donner; obwohl häufige Blitze leuchteten, verdoppelte die ſchwarze Finſterniß der Nacht den Schrecken, und eine ſolche Menge Waſſer ſtrömte vom Himmel, daß man es nicht mehr Regen, ſondern eine Sinfluth nennen konnte, als ob der Schöpfer des Erdkreiſes beſchloſſen hätte, wieder das Menſchenge-ſchlecht mit Fluthen zu ertränken.“ Mit dieſer grandioſen Meeresſturm-Schilderung kontraſtirt die friedliche der Gebirgsſeen, ſo des Albanerſees (S. 307): „Wunderbar lieblich iſt ſeine Lage, rings umgeben von ziemlich hohen Felſen, ſpiegelklar . .; die Natur, die ſo weit mächtiger als die Kunſt iſt, machte die Reiſe äußerſt angenehm . ., das Waſſer des Nemi-Sees wirft, kryſtallenklar, das Bild des Beſchauers zurück, ein tiefes Thal füllend; der Abſtieg iſt bis zum See herab bewaldet; weiterhin ziehen ſich Felſen hin, aber die ganze Ebene und jeder Fels iſt bis zur Spitze mit Fruchtbäumen bedeckt: da ſind Kaſtanien-, Nuß- und Haſel- und Birnen- und Pflaumenbäume; unter ihnen ſind ſchattige Gänge und der Sonne unzugängliche grünende Wieſen ohne hemmende Dornen . ., nichts möchte man Lieblicheres in der Sommerhitze finden als dieſe ſchattigen Laubgänge, ganz geſchaffen für Dichter; ja nirgends wird ein dichteriſches Gemüth erwachen, wenn es hier ſtumpf bliebe; man könnte hier den Wohnſitz der Muſen und Nymphen ſuchen oder, wenn den Märchen etwas Wahrheit zukommt, den Verſteck Diana's.“ In dem herrlichen Gebirge beſucht er noch andere Seen, beſteigt Berge, ruht auf dem Raſen im Schatten der Bäume und erfreut ſich vor allem der Aus-ſicht von dem Monte Cavo (S. 309), „von dem man Terracina, den See von Nemi, das albaniſche Meer u. ſ. w. ſieht und genau Größe und Formation erkennen kann; dazwiſchen liegen Wälder und bunte Wieſen mit lieblichen Farben; am meiſten aber gefiel der Ginſter, der den größten Theil der Felder bedeckt; Rom bot ſich ganz deutlich den Blicken dar und der Soracte und das ſabiniſche Gebiet und der ſchneeglänzende Gipfel des Apennin und Tibur und Präneſte“ . . . .

Genug! Wir ſehen, es iſt ein ganz modern empfindender Menſch

gang unter dichten Reben; Felstreppen, von Weinlaub beschattet, führen steil nieder ans Gestade, wo zwischen den Klippen die immergrünen Eichen stehen, stets belebt vom Gesang der Drosseln". Mit Jagd auf Vögel, mit Fischfang und Rudern vertreibt er sich die Zeit; von seinem pompösen Palaste in Pientia hat er im Süden den Monte Amiata vor sich (IX, 232), „das lieblichste Panorama": „sieht man nach Westen hin, wird der Ausblick über Ilcinum und Siena hinaus durch die Pistorischen Alpen begränzt, nach Norden hin bietet sich eine Mannigfaltigkeit von Hügeln und ein liebliches Grün von Wäldern dar, bis zu 5000 Schritt sich erstreckend; das schärfer sehende Auge reicht bis zum Apennin und Cortona". Auf halber Höhe des Berges schlägt er im Kloster San Salvatore sein Quartier auf. In der herrlichen Sommerkühle, zwischen den alten Eichen und Kastanien, auf dem frischen Rasen, wo kein Dorn den Fuß ritzte, kein Insekt und keine Schlange sich lästig oder gefährlich machte, genoß der Papst der glücklichsten Stimmung. —

Wer möchte verkennen, daß in den angeführten Schilderungen ein durchaus modernes Empfinden zum Ausdruck gelangt? Was nur irgend eine Landschaft reizvoll macht, wird von dem Silvarum amator, wie er sich selbst nennt, mit Entzücken wahrgenommen und geschildert, seien es nun grünende Wälder, bunte Saaten und Felder, hohe Berge und tiefliegende Seen oder rauschende Bäche oder schattige Lauben an murmelndem Flusse oder der Farbenkontrast des blauwogenden Flachses und des gelben Ginsters oder die weite Fernsicht über Land und Meer, über Stadt und Berg und Thal. Und je mehr das Alter sich naht, desto reger wird der Sinn für die Einsamkeit in der Natur, für alle die einzelnen malerischen Momente, auf denen der Zauber einer schönen Landschaft beruht. Wie bewundert er (X, 270) das hoch über Weinbergen und Oelhalden thronende Todi mit seiner weiten Rundschau: „Wohin man sich wenden mag, hat man die lieblichste Fernsicht; man kann Perusia sehen und das ganze dazwischen liegende Thal mit seinen hochragenden Kastellen, mit seinen fruchtbaren Fluren und dem Tiberstrom, der einer Schlange gleich in den mannigfachsten Windungen Tuscien von Umbrien trennt, an Bergen dahinrauschend wie unwillig, daß er aufgehalten würde; unterhalb der Stadt erblickt man nicht ohne Genuß Hügel, mit Wein- und Oelgärten bedeckt, und nicht minder entzücken das Auge die entfernteren, mit Wäldern und Weiden geschmückt; im Sommer ist alles grün, im Winter erglänzt oft alles blendend von Schnee." Schließlich mögen wir ihn noch auf einem Ausflug ins Albaner Gebirge begleiten: „Bis Ostia hatte er die angenehmste Fahrt; die Flußufer grünten hier und da, indem der Mai alles mit lustigem Grün und bunten Blumen bekleidete, außer wo alte Ruinen-

Die Zeugnißpflicht der Reichstagsabgeordneten.

Welche Zukunft dem deutschen Parlamentarismus vom Schicksal beschieden sein mag, ob seine Zeit der Blüthe und des Glanzes noch bevorsteht, oder ob er sich unabwendbar im Niedergange befindet, darüber kann man recht verschieden denken. Auch wäre es kurzsichtig, hierüber aburtheilen zu wollen nach den Constellationen, wie sie der gegenwärtige Augenblick dem Auge des Beschauers darbietet. Daß es bisher dem deutschen Reichstage nur im geringen Maaße gelungen ist, in den Vorstellungen und Empfindungen der breiten Massen deutschen Volksthums fest zu wurzeln als eine für die politische Vernunft und alle patriotischen Herzen gleichmäßig unangefochtene, geheiligte und geliebte Institution, wird man als eine leidige Thatsache unserer bisherigen Entwickelung hinnehmen müssen. Was die deutsche Nation an kriegerischem Ruhm, an staatlicher Einheit, an innerer Ordnung und wirthschaftlichem Gedeihen seinem Kaiser, den Kaiserlichen Heerführern und Staatsmännern zu verdanken hat, das weiß die Welt. Von irgend welchen unbestreitbaren Verdiensten des deutschen Parlaments, sei es um die Macht, sei es um die Freiheit der Nation weiß die Geschichte der Gegenwart nur wenig zu verzeichnen. Auf kurze Jahre einer einsichtigen und leidlich einmüthigen parlamentarischen Unterstützung des Kaiserlichen Regiments in der Gesetzgebung und Verwaltung des Reichs ist eine lange Periode gänzlicher Zerfahrenheit des politischen Parteiwesens, unfruchtbarster Parteikämpfe, ödesten, widerwärtigsten Haders um kleine, wie große Dinge mit der Krone und deren Vertretern gefolgt. Es hätte wunderbar zugehen müßen, wenn unter solchen gradezu abschreckenden Erscheinungen eines nur an innerer Streitlust stetig wachsenden, an Vornehmheit der Lebensformen, staatsmännischer Intelligenz, gesundem Gemeinsinn stetig tiefer herabsinkenden Parlamentsgetriebes der Reichstag dem Volke dennoch an's Herz gewachsen wäre, wenn man sich nicht allmählig gewöhnt hätte, ihn als ein nothwendiges Uebel anzuschauen. Indessen 15—20 Jahre bleiben immer eine außerordentlich kurze Spanne Zeit im Leben eines großen Volkes, und ausgeschlossen ist es gewiß nicht,

der Enea Silvio! Es ist völlig moderner Naturgenuß, der ihn in die freie schöne Natur hinaustreibt und ihm den Griffel in die Hand giebt, zu schildern, welchen Eindruck das lieblich Anmuthige sowie das großartig Erhabene auf sein empfängliches Gemüth gemacht hat. Man wird schwerlich diese Fähigkeit, den Reiz der Landschaft genießen und schildern zu können, lediglich auf die Einwirkung des Alterthums zurückführen können; außer dem jüngeren Plinius wüßte ich keinen Römer der Kaiserzeit, welcher so lebhaft für die Natur geschwärmt habe — auch entzieht es sich unserer Kenntniß, wie viel von der römischen Literatur dem Papst Pius bekannt gewesen. Es wirkten eben die mannigfachsten kulturhistorischen Momente zusammen, um den modernen Naturgenuß in der Renaissance zu wecken, und in verwandten Zeiten ergeben sich auch immer verwandte Strömungen; Hellenismus, Kaiserzeit und Renaissance ähneln sich in den Bedingungen ihres Werdens wie in den aus diesen resultirenden Erscheinungen; aber zugleich ist ein Kausalnexus zwischen ihnen unverkennbar, und so wurden sie zu den bedeutsamsten Etappen auf dem Wege zum Modernen hin. Theokritos und Meleager, Petrarca und Enea Silvio können uns als Repräsentanten des aus dem antiken zum modernen sich entwickelnden Naturgefühls dienen; sie sind die Ahnherren moderner Naturschwärmerei, sie sind Glieder jener Entwicklungsreihe, die hinführt zu Rousseau, Goethe, Byron und Shelley. Sie bilden die Brücke vom Antiken zum Modernen.

Abstimmungen und Äußerungen auf Grund des Art. 30 der Reichs-Verfassung eine weitere Ausdehnung zu geben, von welcher zum mindesten behauptet werden darf, daß bisher kaum irgend ein Mensch an die Möglichkeit einer derartigen Erweiterung gedacht hat. Da behauptet in dem Streit über die Währungsfrage ein Abgeordneter von der Tribüne herab, Kenntniß davon zu haben, wie im Auslande zum Schaden des deutschen Münzregals Münzfälschungen gewerbmäßig betrieben würden. Um diesen angeblichen Münzverbrechen weiter nachzuforschen, wird der Abgeordnete als Zeuge vor den Richter geladen, und zum Zeugniß über die von ihm selbst in seine Wissenschaft gestellten Thatsachen aufgefordert. Das Zeugniß wird rundweg verweigert. Noch ehe ein gerichtliches Zwangsverfahren gegen den remittenten Zeugen eingeleitet worden, wird die Angelegenheit vor den versammelten Reichstag gebracht. Flugs sind die Parteigenossen mit einer Resolution bei der Hand, durch welche der Reichstag es schlechthin für unzulässig erklären soll, einen Abgeordneten „wegen Äußerungen über Thatsachen, welche ihm in dieser seiner Eigenschaft mitgetheilt sind, und welche er in folge dessen im Reichstage vorgetragen hat, einem Zeugnißzwangsverfahren zu unterwerfen". Darob eine erregte Debatte über den nach Ansicht einiger Führer der Opposition ganz zweifellos vorliegenden Eingriff in die Privilegien des Hauses, und der Beschluß, die hochwichtige Frage mit der beantragten Resolution an die Geschäftsordnungs-Kommission zur schleunigen Berichterstattung zu verweisen. Also verhandelt und beschlossen am 10. März 1886. Seit dem schlummert die Sache gemächlich im Schooße der Kommission. Es wäre Schade, wenn sie dort in Vergessenheit geriethe.

Der Art. 30 der deutschen Reichsverfassung verordnet wörtlich, wie folgt:

> „Kein Mitglied des Reichstages darf zu irgend einer Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufes gethanen Aeußerungen gerichtlich oder disciplinarisch verfolgt oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden".

Nun scheint unter den Staatsgelehrten im Ganzen noch Einigkeit darüber zu herrschen, daß die allgemeine Zeugnißpflicht mit ihren Rechtswirkungen nicht wohl unter den Begriff „gerichtlicher oder disciplinarischer Verfolgung" im Sinne der ersten beiden Alternativen des Art. 30 heruntergezogen werden kann. Ob jedoch ein im Auslegen und Unterlegen besonders munterer Mann nicht auch noch in der Noth auf einen solchen Interpretationsversuch zurückgreift, möchte durchaus nicht ausgeschlossen sein. Denn man braucht nur mit einer gewissen bewußten oder unbe-

daß auch der deutsche Parlamentarismus noch einmal ungeahnten Aufschwung nimmt. Gehört es doch ohnehin zu den fixen Ideen gewisser Leute, daß eigentlich nur die Größe der Männer, welche das Reich gegründet haben, ihre eigene politische Kleinheit verschuldet; haben sich nur erst diese oder jene zwei Augen geschlossen, dann werden sich unfehlbar eine Menge von Zwergen alsbald zu Riesen auswachsen!

Inzwischen mag man über solche Aussichten optimistisch oder pessimistisch gesinnt sein: daran wird man festhalten dürfen, daß unter den verschiedenen Faktoren, welche nach menschlicher Voraussicht auf Erstarkung oder weitere Eintrocknung des Parlamentarismus einzuwirken bestimmt sind, das größere oder geringere Maaß der den Volksvertretern für ihre Person eingeräumten Privilegien und Immunitäten schlechthin bedeutungslos sein und bleiben wird. Besitzt ein parlamentarischer Körper nur überhaupt eine ansehnliche politische Potenz, lebendigen Rückhalt im Volke, festen Parteizusammenhang, geschlossenen Willen und geschickte Führerschaft, so wird seinen einzelnen Mitgliedern auch ohne gesetzlich umschriebene Vorrechte eine privilegirte Stellung vermöge der Natur der Dinge von selbst zufallen, und die persönlichen Trakasserien, denen der einzelne Volksrepräsentant ausgesetzt sein möchte, werden einer im Aufsteigen begriffenen popularen Gewalt nicht Abbruch, sondern Zuwachs erbringen. Fehlt es an jenen realen Voraussetzungen politischer Macht, dann werden alle denkbaren Privilegien der Welt den Verfall des Parlamentarismus nicht aufhalten. Ja, man kann von vornherein überzeugt sein, daß in diesem Falle das für den blödesten Blick erkennbare Misverhältniß zwischen dem materiellen Gewicht der in Anspruch genommenen Vorrechte und der politischen Inferiorität der Personen, welche diese Vorrechtstitel geltend machen, in den breiten Schichten des Volks eine jenen Ansprüchen abgeneigte, mindestens eine für den ganzen Privilegienstreit gleichgültige Stimmung erwecken wird. Ueber all' die gewöhnlichen Praktiken, welche heutzutage für die Erwerbung eines Abgeordneten-Mandats nöthig und nützlich sind, haben wir uns gewöhnt, recht kühl zu denken. Und die schönen Zeiten, in denen ein Volksrepräsentant als ein sakrosanktes Wesen von ganz besonderen Eigenschaften ehrfürchtig angeschaut wurde, sind längst dahin. Unser demokratisches Zeitalter ist im Grunde allen Privilegien abhold, mögen sie politischer, sozialer oder wirthschaftlicher Natur sein, mögen sie sich auf parlamentarische oder auf gouvernementale Prätentionen stützen.

Unter solchen Zeitströmungen war es schwerlich ein kluges Unternehmen, wenn in der jüngsten Reichstags-Session der Versuch gemacht wurde, den ohnehin schon außerordentlich weit bemessenen Privilegien persönlicher Unverantwortlichkeit der deutschen Reichstags-Abgeordneten für ihre beruflichen

nung gewesen. Offenbar darum nicht, weil niemand darauf verfiel, eine solche Ausdehnung des Privilegs sei nothwendig oder nützlich, oder trage irgend etwas dazu bei, den Beruf des Volksvertreters vor Anfechtungen zu schützen.

Ein Argument von etwas wunderlicher Logik ist es deshalb auch, sich darauf zu steifen, daß, weil nicht recht ersichtlich sei, welche sonstige Verantwortlichkeit man neben der gerichtlichen und disciplinären „Verfolgung" im Sinne gehabt haben könne, — die Zeugnißpflicht darunter verstanden werden müsse. Mit dergleichen Schlüssigkeit ließe sich noch vieles Andere willkürlich hinein interpretiren, und solcher Auslegungen wäre kein Ende abzusehen. Also, weil sich nicht mit Sicherheit feststellen läßt, was sich der Gesetzgeber unter einer allgemeinen Schlußwendung gedacht hat, daraus soll folgen, daß grade dieser, und nur dieser Sinn, den man erweisen will, positiv darin enthalten sei? Könnten denn die Worte nicht auch ganz bedeutungslos sein? Laufen derartige inhaltsleere Floskeln nicht häufiger in der Gesetzessprache unter? Oder wäre es nicht möglich, daß bei der „sonstigen Verantwortung" an die civilrechtliche Haftbarkeit gedacht worden ist, und fällt nicht, sobald man auch nur diese Möglichkeit zugeben muß, schon damit das ganze Argument haltlos zusammen?

In Wirklichkeit, möchte ich glauben, liegt für jeden Unbefangenen die natürliche Bedeutung der Worte „oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden" im Art. 30 nahe genug. Man wollte die Reichstagsmitglieder geschützt wissen nicht nur materiell vor allen Straffolgen, welche auf Grund des Gemeinen, wie des Disciplinarrechts aus ihren Abstimmungen und Aeußerungen hergeleitet werden könnten, sondern auch formell vor jedem auf die Herbeiführung von jenen Straffolgen gerichteten Verfahren. Nun ist der Ausdruck „Strafverfolgung", „gerichtliche", „disciplinäre Verfolgung" technisch mindestens vieldeutig. Es lassen sich im Strafverfahren und noch mehr auf dem Boden der Amtsdisciplin Proceduren denken entweder so vorbereitender, oder so formloser Natur, daß der Jurist füglich zweifelhaft bleibt, ob dieselben sich schon als Einleitung einer gerichtlichen oder disciplinären „Verfolgung" qualifiziren lassen. Besonders Beamten gegenüber sind Modalitäten einer „Verantwortung" möglich, mündliche Vorhalte, formlos erforderte dienstliche Aeußerungen behufs Herbeiführung einer Zurdispositionstellung und dergl. mehr, bei denen weder von einem geordneten Disciplinarverfahren, noch von eigentlichen Disciplinarstrafen die Rede sein kann, und welche dennoch geeignet sind, den Beamten in seiner Laufbahn zu schädigen. Deßhalb hatte es guten Sinn, dem Verbot der „Verfolgung" in einer clausula generalis noch das allgemeine Verbot

wußten Begriffsverwirrung die allgemeine Bürgerpflicht, der Obrigkeit auf Erfordern wahrheitsgetreues Zeugniß zu erstatten, mit den auf Verletzung dieser Pflicht oder gar auf Verletzung des Eides gesetzlich angedrohten Rechtsfolgen durcheinandermengen, und die These liegt nicht mehr allzuentfernt, daß derjenige Richter, der mich durch Ordnungsstrafen zwingt, an Gerichtsstelle zu erscheinen, der mich durch Zwangshaft nöthigt, einen höchst verantwortlichen Eid zu leisten und daraufhin ihm, über alle möglichen Dinge Auskunft zu ertheilen, mich allerdings sowohl gerichtlich „verfolgt", wie seiner „Disciplin" unterwirft. Indessen verläufig ist man auf diese Behauptung noch nicht verfallen. Man erkennt vielmehr widerspruchlos an, daß das Gesetz unter dem Ausdruck „Verfolgung" nur dasjenige geordnete Verfahren verstanden haben kann, welches dafür bestimmt ist, die strafgerichtliche oder disciplinäre Verantwortlichkeit für das in einer concreten Handlung oder Aeußerung unmittelbar enthaltene Delikt bezw. die darin enthaltene Amtspflichtverletzung gegen den Schuldigen zu realisiren. Die sich unmittelbar aus einer Abstimmung oder Aeußerung ergebende strafrechtliche oder disciplinäre Verantwortlichkeit der Abgeordneten steht hier allein in Frage. Ob und wie weit die in Anspruchnahme civilrechtlicher Haftbarkeit für durch Worte verübte Rechtsverletzungen auch noch als „gerichtliche Verfolgung" bezeichnet werden kann, mag dahin gestellt bleiben.

Dagegen ist mit desto stärkerem Nachdruck geltend gemacht worden, daß die dritte Alternative des Art. 30, das Privilegium, nicht nur „gerichtlich oder disciplinarisch nicht verfolgt", sondern auch „sonst außerhalb der Versammlung nicht zur Verantwortung gezogen zu werden", unbedingt die Befreiung von der Zeugnißpflicht einschließe. Die Behauptung scheint mir ziemlich vollständig in der Luft zu schweben. Denn was zunächst die wörtliche Auslegung anbetrifft, wüßte ich nicht, wo in aller Welt oder in welcher Gesetzessprache es üblich sei, die Verpflichtung, wahrheitsgetreues Zeugniß abzulegen, als ein „zur Verantwortung ziehen" zu bezeichnen. Noch weniger wüßte ich zu enträthseln, welcher denkbare Grund im Wege gestanden haben könnte, falls man Zeugnißbefreiung in irgend welchen Grenzen mit unter die persönlichen Abgeordneten-Vorrechte untergebracht wissen wollte, dies schlecht und gerecht in verständlichem Deutsch auszusprechen. Ueber Zeugnißprivilegien ist von Alters her von der Gesetzgebung so mannigfach verfügt worden, daß wahrlich keine besondere Anstrengung erforderlich war, sei es in der Verfassung, sei es an anderer Stelle hierfür klaren und bündigen Ausdruck zu finden. Warum konnte nicht im Art. 30 z. B. zwischen „verfolgt" und „oder sonst" die drei Wörtchen einschalten „zum Zeugniß gezwungen", und Alles wäre in schönster Ord-

Thatsache gewisser im Parlament gethaner Aeußerungen durch das Zeugniß des betreffenden Abgeordneten zur gerichtlichen Feststellung zu bringen. Läge für eine derartige Feststellung überhaupt an irgend einer Stelle einmal ein rechtliches Interesse vor, so würden die stenographischen Berichte, das Zeugniß der Stenographen oder auch das Zeugniß anderer Abgeordneten, welche die Reden mitangehört haben, stets vollkommen ausreichende Beweismittel an die Hand geben, um hierüber Gewißheit zu verschaffen, ohne daß man dieserhalb den redenden Abgeordneten selbst zu behelligen brauchte. Es wäre Frevel, um eine so absolut unpraktische Frage einen Doktorstreit an den Haaren herbeizuzerren.

Dasjenige Privilegium, welches man aus dem Art. 30 zu Gunsten der Zeugnißfreiheit der Reichstagsabgeordneten folgern zu können vermeint, ist von wesentlich anderem Umfang und anderer Bedeutung. Was hier beansprucht wird, ist nicht mehr und nicht weniger, als das Vorrecht, die gesammte Wissenschaft eines Abgeordneten über irgend welche Vorgänge des Lebens der Zeugnißpflicht zu entziehen, sobald dieselbe in einem erkennbaren Zusammenhange steht mit beruflichen „Aeußerungen". Der Unterschied ist so in die Augen springend, daß er keiner weiteren Erläuterung bedarf. Jetzt handelt es sich nicht mehr um ein Zeugniß des Abgeordneten, welches die Thatsache seiner parlamentarischen Aeußerung oder Abstimmung zum Gegenstande hat, sondern um die Bezeugung von Thatsachen, welche mit diesen Aeußerungen und Abstimmungen materiell in gar keiner inneren Verbindung stehen, und nur äußerlich mit ihnen dadurch in eine rein zufällige und willkürliche Beziehung gesetzt werden, daß sie mittelbar oder unmittelbar von jenen Aeußerungen berührt wurden. Liegt es nicht auf der platten Hand, daß in diesem Falle Inhalt und Wortlaut der gefallenen Aeußerung rechtlich ganz gleichgültig sind, daß ausschließlich die Ermittelung von Dingen, die mit der Redefreiheit entfernt Nichts zu thun haben, bezweckt wird, und daß das im Parlament Gesprochene, grade so, wie eine beliebige andere außergerichtliche Aeußerung, eben nur als ein sich zufällig darbietendes Anzeichen für die einem Abgeordneten beiwohnende Wissenschaft über gewisse außerhalb des Parlaments geschehene Vorgänge benutzt wird? Ob der vernehmende Richter einen Zeugen zur Einleitung ausdrücklich darauf hinweist, weßhalb vermuthet werde, Zeuge könne über Dieses und Jenes Auskunft ertheilen, oder ob der Richter die Anhaltspunkte für diese Vermuthung unerwähnt läßt, und sich damit begnügt, sofort über den eigentlichen Gegenstand der Vernehmung die Wissenschaft abzuverlangen, ist Sache freien Belieben[s]. So kann in dem Falle des Herrn v. Schalscha der Zweck der Zeugenvernehmung vollkommen erreicht werden

des „sonst zur Verantwortung ziehen“ in jeglicher Form und Gestalt hinzuzufügen. Vorliegendenfalls war dies, möchte ich sagen, um so unvermeidlicher, als die Geschichte des Constitutionalismus von der Bill of rights (1689) an für die hier fraglichen Privilegien ein gewisses Inventar sehr allgemein gehaltener Termini überliefert hatte. Wie dort im Cap. 9 untersagt wird, die parlamentarische Rede- und Verhandlungsfreiheit („the freedom of speech and debates or proceedings“) dürfe außerhalb des Parlaments nirgends „impeached or questioned“, d. h. unter Anklage oder in Frage gestellt werden, so haben die zahlreichen deutschen Verfassungsurkunden von jeher mit den wechselnden allgemeinen Ausdrücken „zur Rede gestellt“, „zur Rechenschaft“ oder „zur Verantwortung gezogen werden“ bei Bestimmung des fr. Privilegs geschwankt. Während die Preußische Charte in Art. 84 den Ausdruck „Rechenschaft“ vorgezogen hat, ist im § 120 des Frankfurter Entwurfs der Reichsverfassung vom 28. März 1849 das Wort „Verantwortung“ vorgezogen worden. Aus diesem § 120 ist dann wörtlich, wie sie jetzt lautet, die Bestimmung erst in das Reichstagswahlgesetz vom 15. October 1866 (§ 17), dann in den Entwurf der Verbündeten Regierung für die Verfassung des Norddeutschen Bundes (Art. 28), schließlich in den Art. 30 der geltenden Reichsverfassung hinübergewandert.

Indessen mit Worten läßt sich ja immer trefflich streiten, und von dem abstrakten Gesichtspunkt bloßer Wortauslegung wird sich wohl eine starke Unwahrscheinlichkeit, nicht aber die Unmöglichkeit behaupten lassen, auch die Zeugnißpflicht, die Zeugenverantwortlichkeit irgendwie unter den Ausdruck „zur Verantwortung ziehen“ herunterzuzwängen. Wenn nur in der Sache selbst damit allein ein greifbares Ergebniß gewonnen wäre. Handelte es sich bei dem ganzen Streit um weiter Nichts, als um die Frage, ob ein Reichstagsabgeordneter zu einem Zeugniß darüber gezwungen werden kann, wie er sich bei einer Abstimmung verhalten, welche Aeußerungen er im Hause gethan oder nicht gethan hat, so möchte ich in dieser Begrenzung es nicht für absurd erachten, den an den Abgeordneten solchergestalt erhobenen Anspruch, unter Eideszwang diesen zweifellos privilegirten Inhalt seiner beruflichen Thätigkeit vor dem Richter zu erhärten, als den Versuch einer „Verantwortung“ des Zeugen „wegen seiner Abstimmung“ oder „wegen seiner Aeußerungen“ zu qualifiziren. Soviel ich aber zu sehen vermag, hat es sich weder in dem Falle des Abgeordneten v. Schalscha, noch auch in den daran geknüpften parlamentarischen Erörterungen um eine so beschränkte Controverse gehandelt. In der That wäre auch kaum ein Bedürfniß oder Anlaß denkbar, welche den Staatsanwalt, den Untersuchungsrichter, die Prozeßbetheiligten bestimmen könnten, lediglich die

hineinzuinterpretiren, dann ist schwer zu sagen, wieviel andere merkwürdige Exemtionen von den allgemeinen Bürgerpflichten nicht noch in dem Privileg parlamentarischer Unverantwortlichkeit entdeckt werden könnten. Genau mit der gleichen Logik, mit welcher eine Befreiung von der Zeugnißpflicht behauptet wird, bloß weil die letztere den Abgeordneten in unbequeme Collisionen mit im Reichstage gehaltenen Reden bringen kann, ließe sich unter Umständen aus demselben Gesichtspunkte auch einmal die Immunität von der allgemeinen Steuerpflicht deduciren; vielleicht, weil die Steuerbehörde einen Abgeordneten auf Grund seiner parlamentarischen Aeußerungen für ein gewisses steuerpflichtiges Einkommen oder einen gewissen steuerpflichtigen Gewerbebetrieb in Anspruch zu nehmen beabsichtigt. Auch das ließe sich ein „zur Verantwortung ziehen" nennen. Dergleichen kann schlechterdings der Art. 30 nicht gemeint haben.

Im Grunde hat denn auch die von Dr. Windthorst beantragte Resolution anerkannt, daß das freie Privileg nothwendig eine bestimmtere begriffliche Begrenzung erfordert. Die von ihm dem Reichstag zugemuthete Rechtsverwahrung soll Unzulässigkeit des Zeugnißzwangsverfahrens gegen einen Abgeordneten erklären „wegen Aeußerungen über Thatsachen, welche ihm in dieser seiner Eigenschaft mitgetheilt sind, und welche er in Folge dessen im Reichstage vorgetragen hat". Danach sollen also zwei Requisite die Zeugnißbefreiung in concreto bedingen: 1) es muß sich um Thatsachen handeln, die dem Abgeordneten in dieser seiner Eigenschaft von dritten Personen mitgetheilt worden sind, 2) er muß dieselben im Reichstag vorgetragen haben. Das eine oder das andere Requisit für sich allein genügt nicht; beide müssen zusammentreffen, um das Privileg zu begründen. Nun mag ohne weiteres zugegeben werden, daß de lege ferenda geurtheilt, mit solcher Beschränkung die fragliche Zeugnißbefreiung eine greifbare und rationellere Gestalt gewinnen würde, als dies sonst möglich erscheint. Unglaublich aber bleibt, wie man auf dem Boden der Auslegung einer bestehenden Gesetzesnorm das solchergestalt limitirte Privileg schon als vorhanden erweisen zu können vermeint. Kein menschlicher Scharfsinn wird jemals im Stande sein, das vollkommen willkürlich aufgestellte erste Erforderniß, die Voraussetzung einer dem Abgeordneten anvertrauten Thatsache, in den kritischen Worten des Art. 30 zu finden: „kein Mitglied des Reichstags darf ... wegen der in Ausübung des Berufs gethaner Aeußerungen zur Verantwortung gezogen werden". Soll einmal unter „Verantwortung" auch die Zeugenverantwortlichkeit, und unter den Worten „wegen der Aeußerungen" der gesammte Inhalt der von den Aeußerungen umfaßten Thatsachen verstanden werden, dann besteht das einzige gesetzliche Kriterium

können, ohne daß auch nur entfernt darauf hingedeutet wurde, wie grade eine im Reichstag vom Zeugen gehaltene Rede die Frage nahe lege, ob und welche Auskunft der Zeuge über von Berliner Handlungshäusern im Auslande veranstaltete Nachprägungen deutscher Silbermünzen ertheilen könne. Nichts stand im Wege, diese allein relevante Frage dem Zeugen direkt ohne jede Einleitungsphrase vorzulegen, und die darauf ertheilte Antwort anstandslos entgegenzunehmen. Die Verantwortlichkeit, welche hier einzig und allein durch die fr. Zeugenvernehmung realisirt werden sollte, war diejenige für Münzfälschungen, und betraf Herrn v. Schalscha in keiner Weise. Was der Letztere im Reichstage gesprochen hatte, wollte Niemand von ihm erfahren. Das wußte man auch ohne ihn mit erschöpfender Genauigkeit, und dieserhalb wollte kein Mensch ihm ein Haar krümmen. Was man wissen wollte, waren die näheren Umstände der angeblich verübten Münzfälschereien. Wie aber das Recht, diese zu verheimlichen, ein Ausfluß des Privilegs parlamentarischer Unverantwortlichkeit für Aeußerungen und Abstimmungen sein könne, ahnte man freilich nicht!

Sobald man die Zeugenverantwortlichkeit, die man in den Art. 30 hineinlegen will, und ihre Beziehung „wegen" parlamentarischer Abstimmungen und Aeußerungen erstreckt nicht lediglich auf die Thatsache der fraglichen Abstimmungen und Aeußerungen selbst, sondern auf sämmtliche Thatsachen, welche inhaltlich mit diesen Abstimmungen und Aeußerungen zusammenhängen, erhält man ein Privileg der Zeugnißfreiheit von gradezu grenzenlosem, absolut unbestimmbarem Umfange. Fortan müßte die einfache Behauptung eines zum Zeugniß aufgeforderten Abgeordneten, er habe bei dieser oder jener gelegentlichen Aeußerung im Reichstag auf die jetzt in seine Wissenschaft gestellten Thatsachen versteckt hingedeutet, oder auf die letzteren beziehe sich gedanklich eine gewisse, einmal von ihm gebrauchte dunkle Redewendung, ausreichend sein, um die fragliche Immunität zu begründen. Denn für den Umfang der hier denkbaren Combinationen giebt es keine Grenzen. Ja selbst die Consequenz wäre nicht abzuweisen, daß ein als Zeuge vor den Richter geladener Abgeordnete, über den Gegenstand des gewünschten Zeugnisses vorläufig unterrichtet, schleunigst von der Tribüne herab dem hohen Hause noch eine Mittheilung über die ihm gewordene Ladung und deren voraussichtliche Veranlassung macht, — und im selben Augenblicke wäre Kraft parlamentarischer Redefreiheit die Zeugnißpflicht dieses Abgeordneten definitiv aufgehoben! Damit aber sind wir sachlich beim blanken Widersinn und der reinen Absurdität angelangt. Derartiger Nonsens kann vernünftiger Weise nicht beiläufig in einer an sich vollkommen rationellen und verständlichen Verfassungsbestimmung enthalten sein. Soll es trotzdem erlaubt sein, derartiges in den Art. 30

ſprung der fr. Thatſachen in den Mittheilungen Dritter, — dann ſteht nicht mehr die Auslegung des Art. 30, ſondern die Schaffung eines neuen Privilegs in Frage. Beide vollkommen disparate, auf grundverſchiedenen Geſichtspunkten wurzelnde Erforderniſſe gewaltſam zuſammenzuſchweißen, wie es die Windthorſt'ſche Reſolution vorſchlägt, iſt de lege lata, wie de lege ferenda ein gleich verfehltes Unternehmen. Man beweiſt dadurch nur, daß es eben ein Unding iſt, aus dem Art. 30 der Reichsverfaſſung eine irgendwie limitirte Zeugnißfreiheit herauszuleſen, oder heraus zu conſtruiren.

Zu demſelben Schluſſe führt noch ein anderer Geſichtspunkt. Da Art. 30 zweifellos verbietet, die Frage der Verantwortlichkeit für Abſtimmungen und Aeußerungen auch nur zum Gegenſtande eines hierauf gerichteten *Verfahrens* zu machen, würde daraus zu Gunſten der unterſtellten Zeugnißfreiheit zu folgern ſein, daß es ſchon unſtatthaft ſei, einen Abgeordneten über die durch eine parlamentariſche Aeußerung gedeckten Thatſachen zu einem Zeugniß aufzufordern. Die Windthorſt'ſche Reſolution dagegen will nur das „*Zeugnißzwangsverfahren*“ für unzuläſſig erklären, würde alſo die Ladung und Befragung als Zeuge durch den Richter, ſowenig, wie die freiwillige Zeugnißablegung des Abgeordneten ausſchließen, und nur dem letzteren die Befugniß zugeſtehen, ſein Zeugniß zu *verweigern*. Was iſt das Richtige? Aus den Worten der Verfaſſungsbeſtimmung wird kein Menſch im Stande ſein, dieſe Frage zu entſcheiden.

Jedem Juriſten muß nach alle dem ohne weiteres einleuchten, daß, wäre von irgend einer Seite daran gedacht worden, unter die parlamentariſchen Immunitäten die Befreiung von der Zeugnißpflicht mit aufzunehmen, ein ſolcher Gedanke ſich legislativ niemals ſo obenhin mit einer allgemeinen Redensart formuliren ließ, ſondern nothwendig eines ſorgſam abgewogenen, die Vorausſetzungen und den Umfang des Privilegs genau beſtimmenden Ausdrucks bedurfte. Fehlt es hieran, ſo darf man überzeugt ſein, daß jener Gedanke der Geſetzgebung fern gelegen hat. Alle Kunſtſtücke die geduldigen Worte dehnender und preſſender Auslegungsverſuche können das Fehlende nicht ergänzen, erbringen die willkürlichſten, widerſinnigſten, keine ernſthafte Kritik vertragenden Ergebniſſe. Dieſe ſchlichte Betrachtung enthält, wie ich annehmen möchte, den durchſchlagendſten Grund gegen die Rechtsanſicht derer, welche den Art. 30 auf ein, verſteckt darin enthaltenes Befreiungsrecht von der Zeugnißpflicht ausgedehnt wiſſen wollen. Und dieſer Grund erſcheint mir von ſolchem Gewicht, daß dagegen alle aus der Analogie fremden Verfaſſungsrechts oder aus der dunkelen Entſtehungsgeſchichte des Art. 30 etwa noch herzuleitenden Deduktionen bedeutungslos werden. Ebenſo würde ich aber auch die ſich

für eine der Zeugnißpflicht entzogene Thatsache einzig und allein in dem Umstande, daß sie der Gegenstand einer parlamentarischen Aeußerung war. Woher der Abgeordnete die Thatsache genommen, ob er sie von Dritten erfahren, oder selbst erlebt, gehört, gesehen hat, ändert an dem beruflichen Charakter der im Parlament erfolgten Aeußerung nicht das Geringste. Und nur diesen Charakter will Art. 30 ausgesprochenermaßen geschützt wissen. Eine Unterscheidung nach der Quelle der geäußerten Thatsachen in die Verfassungsbestimmung hineintragen zu wollen, ist reine Willkür, für die sich nicht einmal ein innerer Grund geltend machen läßt. Denn von vorne herein möchte doch die Annahme berechtigt sein, daß diejenigen Dinge, Vorgänge, Handlungen, welche ein Abgeordneter in seinem privaten oder amtlichen Leben persönlich wahrgenommen, die Erfahrungen, die er selbst gemacht hat, sich besser dazu eignen, in der Rathsversammlung des Volks vorgetragen und erörtert zu werden, als die Zuträgereien Dritter. Es ist ohnehin zur Genüge bekannt, mit welcher Vorliebe die deutsche Sucht des Querulirens grade die Volksvertreter dazu mißbraucht, allen möglichen Klitsch und Klatsch, Zank und Stank bei ihnen abzulagern. Zu Gunsten dieser Sippe von Querulanten, Zuträgern und Schwätzern ein persönliches Privileg der Anonymität und Unverantwortlichkeit einzuführen, wie es die Windthorst'sche Resolution bezweckt, hat zweifellos nicht im Sinne des Art. 30 gelegen. Will man trotzdem aber ein solches Vorrecht darin finden, dann ist wieder nicht zu verstehen, weßhalb die Existenz desselben von der zweiten Voraussetzung abhängig sein soll, daß der Abgeordnete die ihm mitgetheilten Thatsachen auch „in Folge dessen im Reichstage vorgetragen hat". Ist es wirklich ein nothwendiges Complement des Abgeordnetenberufs, daß der Verkehr des Volksvertreters mit seinen Mandanten, alle denkbaren Mittheilungen, welche ihm als Abgeordneten anvertraut werden, und sämmtliche Hintermänner des letzteren vor jeglichen Anfechtungen geschützt bleiben, so wurzelt dieser Schutz doch offenbar in der Vertrauensstellung des Abgeordneten an und für sich, nicht aber in der unberechenbaren Art, ob und wie der letztere die Gelegenheit findet, die ihm mitgetheilten Thatsachen später im Reichstage grade als Redner zu verwerthen. Auf diese Vertrauensstellung allein das Privileg begründen zu wollen, scheitert freilich vollends an der Fassung des Art. 30. — Entweder das eine oder das andere ist für die postulirte Zeugnißfreiheit über außerhalb der parlamentarischen Aeußerungen und hinter ihnen zurückliegende Thatsachen entscheidend: entweder der objektive Zusammenhang derselben mit dem Inhalt der Aeußerungen — dann erhalten wir ein materiell höchst absurdes, in seiner begrifflichen Ausdehnung absolut unbestimmbares Privileg; oder der objektive Ur-

Selbstredend konnte in diesem Falle der angeklagte Abgeordnete nicht zu einem Zeugniß über seine Rede gegen sich selbst gezwungen werden. Ich wüßte jedoch nicht, wie das Reichsgericht die Frage hätte anders entscheiden können, wenn etwa in einem Strafverfahren gegen den angegriffenen Beamten die Rede und das Zeugniß desselben Abgeordneten als Beweismittel gedient hätten, und hierin eine Verletzung des Art. 30 gefunden wäre. — Immerhin aber wird man einwenden dürfen, daß die im § 11 St.-G.-B. zunächst nur für das materielle Recht vorgesehene Ausdehnung des Art. 30, noch nicht ausschließt, demselben daneben auch eine prozessuale Bedeutung für die Zeugnißpflicht beizulegen, und daß die Rechtsansicht eines Senats des Reichsgerichts nur eine beschränkte Autorität besitzt.

Schwieriger wird es sein, dem folgenden Bedenken zu begegnen. Fünf Jahre nach dem Strafgesetzbuch trat an den Reichstag die Aufgabe einer umfassenden Codification des deutschen Prozeßrechts heran. Sowohl die Strafprozeßordnung, wie die Civilprozeßordnung enthalten ihre besonderen Titel von den Zeugen, und disponiren ausführlich über die gesetzlichen Voraussetzungen, unter welchen Befreiung von der Zeugnißpflicht einzutreten hat. Hier war es sicherlich am Ort, die Consequenzen aus Art. 30 klar zu stellen, wenn die Reichsverfassung überhaupt solche Consequenzen in sich barg. Eine Kommission ausgesuchter Reichstagsjuristen hatte überreichliche Zeit, ihr Pensum gründlich durchzuarbeiten. Daß sie allzu blöde darin gewesen, zumal das Strafprozeßrecht im freiheitlichen Sinne auszubauen, läßt sich ihr nicht nachsagen. Die Jedermann zugänglichen Protokolle dieser Commission ergeben, mit welcher Gründlichkeit die vom Zeugnißweigerungsrecht handelnden jetzigen §§ 51, 52 ff. der Strafprozeßordnung debattirt worden sind, wie die Erstreckung des sich aus besonderer Vertrauensstellnng der Geistlichen, Vertheidiger ꝛc. ergebenden Privilegs auf Aerzte, Hebeammen, Notare ausführlich erörtert wurde, und wie man bemüht war, im Interesse der Preßfreiheit zu Gunsten der Zeitungsredakteure neue Exemtionen von der Zeugnißpflicht zu schaffen. In der zweiten Lesung wurden die jetzigen §§ 49 St.-P.-O., 347 C. P.-O. in die Entwürfe eingeschaltet, welche den Mitgliedern aller deutschen gesetzgebenden Körper das Vorrecht einräumen, während der Sitzungsperiode und während ihres Aufenthalts am Orte der Versammlung sich nur an diesem Orte als Zeugen vernehmen zu lassen. Deutlicher, als es hierdurch geschah, konnte die Kommission nicht wohl darauf hingestoßen werden, daß, wenn irgend etwas von Zeugnißprivilegien der Abgeordneten aus irgend einem Titel geltend zu machen sei, dies jetzt zum Ausdruck gelangen müßte. Von keiner Seite ist in den ganzen Berathungen auch nur ein Wort oder eine Andeutung nach der Richtung

sonst noch gegen die beanspruchte Privilegienerweiterung aufdrängenden Argumente erst in die zweite Reihe stellen.

Als der Reichstag des Norddeutschen Bundes bei Gelegenheit der Berathung des Strafgesetzbuchs i. J. 1870 es für angemessen hielt, das Privilegium des Art. 30 auf alle deutschen Landtags- oder Kammermitglieder auszudehnen, wurde der § 11 eingeschaltet, welcher in Anlehnung an Art. 30 verordnete:

> „Kein Mitglied eines Landtags oder einer Kammer . . . darf außerhalb der Versammlung . . . wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufs gethanen Aeußerungen zur Verantwortung gezogen werden".

Der Vorgang und die Wortfassung des § 11 beweisen zur Evidenz, daß man damals im Art. 30 nur eine materiell rechtliche, keine prozessuale Befreiungsbestimmung zu finden vermocht und den Ausdruck „zur Verantwortung ziehen" vollkommen gleichbedeutend verstanden hat mit dem Begriff der „Verfolgung", d. h. der Geltendmachung einer unmittelbaren strafrechtlichen oder disciplinären Haftbarkeit für durch Abstimmungen und Aeußerungen zu begangenes Unrecht. In anderem Sinne hat auch die Rechtsprechung der deutschen Gerichte die Vorschrift niemals aufgefaßt. Ein Reichstagsabgeordneter hatte in einer Reichstagsrede einen Beamten verleumderisch beleidigt, und demnächst in einer Zeitung erklärt, er halte das in seiner Rede Behauptete vollständig aufrecht. Wegen dieser Zeitungserklärung angeklagt und verurtheilt rügte er in seiner Revision Verletzung des Art. 30, weil in der Hauptverhandlung zur Feststellung des Sinns der Zeitungserklärung der stenographische Bericht über seine Reichstagsrede verlesen, die letztere also als Beweismittel gegen ihn benutzt worden war. Das Reichsgericht verwarf den Revisionsangriff und bemerkte: „Die Bestimmung, daß die Abstimmungen und die in Ausübung ihres Berufs gethanen Aeußerungen der Reichstagsmitglieder außerhalb der Versammlung straflos sind, ist eine materiell rechtliche, und kann weder nach ihrem Wortlaut, noch nach der Natur der Sache verhindern, daß derartige Aeußerungen Schlüsse auf andere Thatsachen begründen, und in dieser Eigenschaft als Beweisgründe für andere Thatsachen angezogen werden. Diejenige Garantie der Freiheit und Unabhängigkeit der Reichstagsmitglieder in der Ausübung ihres Berufs, deren Herstellung und Aufrechthaltung der Zweck des Art. 30 ist, wird durch die Benutzung der berufsmäßigen Aeußerungen derselben als Beweismaterials bei Beurtheilung von Aeußerungen außerhalb des Berufs und der Versammlung nicht berührt*)."

*) Urt. v. 20. Oktober (Entsch. i. Straff. Bd. 2. S. 365 ff.).

Gründen für seine Meinung beibringt, ist dürftig, und im Wesentlichen bereits oben berührt worden. Anscheinend schwebt ihm nur das Zeugniß über die Thatsache, daß eine gewisse Aeußerung oder Abstimmung im Parlament geschehen ist, nicht das Zeugniß über Wahrheit oder Unwahrheit der geäußerten Thatsachen vor. In dieser Beschränkung folgert er theils aus dem Ausdruck „questioned" in der Bill of rights*), theils aus der engeren Bedeutung der Worte „rechercher, accuser, juger" des französischen Verfassungsrechts, theils aus dem Wörtchen „sonst" im Art. 30, theils endlich aus der Besorgniß einer gegen Dritte durch das Abgeordnetenzeugniß zu verwirklichenden Verantwortung die Zulässigkeit seiner Interpretation. Binding in seinem Handbuch des Strafrechts (S. 676 Anm. 13) bezeichnet diese Ausführung als „ganz verwirrt", meint, davon könne „natürlich gar keine Rede" sein, und ich wüßte in der That auch meinerseits kaum etwas Anderes hinzuzufügen.

Außerhalb meiner Betrachtung liegt die nicht mehr juristische, sondern rein politische Frage, ob die Einführung eines solchen Privilegs, wie es die Windhorst'sche Resolution bezweckt, wünschenswerth, ob sie nothwendig und nützlich ist. Der Gefahr des Misbrauchs sind schließlich alle menschlichen Dinge unterworfen, und die abstrakte Möglichkeit, die allgemeine Zeugnißpflicht zu Trakasserieen der Abgeordneten auszunutzen, läßt sich nicht schlechthin leugnen. Noch aber soll die Existenz einer nicht bloß eingebildeten, sondern aktuell drohenden Gefährdung der parlamentarischen Redefreiheit von der Zeugnißpflicht aus glaubhaft gemacht werden. Wo sich allenfalls jener gefürchtete Mißbrauch denken ließe, das wäre das Bereich des Strafprozesses mit dem Strafverfolgungsrecht einer von der Regierung abhängigen Staatsanwaltschaft. Aber auch der letzteren sind durch die Strafprozeßordnung die Hände derartig gebunden, daß sie in dieser Beziehung allen Versuchungen enthoben ist. Um überhaupt eine gerichtliche Untersuchung in Gang zu bringen, muß die Staatsanwaltschaft den Beschuldigten, und die ihm zur Last gelegte That bezeichnen; wird dem Antrag stattgegeben, dann ist der Untersuchungsrichter Herr der Beweisführung. Will die Staatsanwaltschaft im Ermittelungsverfahren eine bestimmte Zeugenvernehmung bei dem Amtsrichter herbeigeführt sehen, so prüft der Amtsrichter „ob die beantragte Handlung nach den Umständen des Falls gesetzlich zulässig ist". So bliebe für eine willkürliche Handhabung der fr. Prärogative der Staatsanwaltschaft nur noch ihre Befugniß übrig, Zeugen direkt zur Hauptverhandlung vor das erkennende Gericht zu laden. Das setzt eine förmlich erhobene, durch förmlichen Gerichts-

*) Vielleicht ist es nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die Bill of rights abstrakt von der Redefreiheit spricht, welche nicht in Frage gestellt (questioned) werden soll.

hin gefallen. Will man dem gegenüber etwa mit der dreisten Behauptung kommen, Art. 30 der Reichsverfassung habe eben die fragliche Zeugnißfreiheit bereits so unzweideutig anerkannt, so klar und präcis und über alle Zweifel hinaus geordnet, daß sich für die Prozeßordnungen jede nähere gesetzliche Bestimmung erübrigte? Wer solche Gegenargumente nicht für zu schlecht hält, der steht nicht mehr auf dem Boden des Rechts, sondern auf dem Boden seiner souveränen Willkür. Zum mindesten würde dann die Reichstagskommission von dem Vorwurf frevelhaften Leichtsinns nicht freizusprechen sein. Denn die Möglichkeit war unter allen Umständen vorauszusehen, daß der seine Prozeßordnungen strikt anwendende deutsche Richter aus dem Stillschweigen der letzteren über parlamentarische Zeugnißfreiheit einen entscheidenden Grund gegen jede extensive Auslegung des Art. 30 herleiten, und deßhalb dem im Gesetze nirgends ausdrücklich anerkannten Privileg auch seinerseits die Anerkennung versagen könne. Ueberdies erledigt jene kümmerliche Ausflucht in keiner Weise die weitere Gegenfrage, weßhalb, da Art. 30 sich doch zweifellos nur auf die Reichstagsabgeordneten bezieht, denn nicht nach dem Vorgang des § 11 des Strafgesetzbuchs die Gelegenheit am Schopfe ergriffen worden ist, in den Prozeßordnungen das vermeintliche Privileg auf alle Mitglieder deutscher gesetzgebender Versammlungen auszudehnen? Die Beschränkung auf die Reichstagsabgeordneten hätte vom Standpunkt gemeinen deutschen Prozeßrechts gar keinen inneren Sinn. Ich kann daher nur noch einmal wiederholen: Niemand ist darauf verfallen, weil in den Jahren 1875, 1876 noch niemand an die Möglichkeit dachte, der Art. 30 könne irgend etwas mit der allgemeinen Zeugnißpflicht, deren Ausnahmen und Rechtsfolgen zu schaffen haben. Diese Entdeckung zu machen mußte der Folgezeit vorbehalten bleiben.

Wir besitzen eine sehr ausgiebige Literatur über das deutsche Staatsrecht, und der Art. 30 der Reichsverfassung ist des breitesten commentirt worden. Soweit ich den umfangreichen literarischen Stoff zu übersehen vermag, hat die hier bekämpfte Auslegung unter unseren namhaften Publicisten bisher nirgends einen Vertreter gefunden. Ich verweise auf die bekannten Lehrbücher von Laband, v. Rönne, Schulze, v. Mohl, G. Meyer, Gerber, Thudichum u. a. m. Nicht einmal erwähnt findet sich die Frage der Zeugnißbefreiung. Dasselbe Stillschweigen herrscht unter den Commentatoren des Strafgesetzbuchs und der Prozeßordnungen. Dagegen hat allerdings ein jüngerer Schriftsteller, Dr. L. Fuld, im 35. Bande des „Gerichtssaals“ (1883) einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem er auf Grund des Art. 30 das Bestehen eines Zeugnißweigerungsrechts der Reichstagsabgeordneten vertheidigt (S. 535 ff.). Was er an

neue Privilegien in den Art. 30 hineinzuinterpretiren, an ihrer eigenen Willkür ſcheitern. Die Gewerbspolitiker mögen an ſolchem, vom Zaune gebrochenen, Streit eine kurze Freude haben. Die öffentliche Meinung, die Rechtsüberzeugung des Volkes, die unbefangen abwägende Vernunft der deutſchen Juriſten wird dem muthwilligen Unterfangen ſtatt irgend welcher Sympathie nur inſtinktiven Widerwillen entgegenbringen. Beſonders ausſichtslos aber erſcheint unter den heutigen Zeitläuften der Verſuch, die perſönliche Unverantwortlichkeit der Reichstagsabgeordneten ausdehnen zu wollen zu einem Privileg der Strafloſigkeit all' der dunkelen Hintermänner unſerer Volkstribunen, welche Verleumdungen, treulos verrathene Dienſtgeheimniſſe und dergleichen unlautere Dinge mehr durch gefügige parlamentariſche Organe auf den öffentlichen Markt zu bringen ein Bedürfniß empfinden!

Leipzig im April 1886. O. Mittelſtädt.

beschluß zum Hauptverfahren verwiesene Anklage voraus. Wer unter so absonderlichen Vorbedingungen noch immer Mißbrauch fürchtet, der leidet am Verfolgungswahn und sieht überall feindliche Gespenster. Sicherlich war der Fall des Abgeordneten v. Schalscha am allerwenigsten dazu angethan, die Besorgniß mißbräuchlicher Anwendung der Zeugnißpflicht zu rechtfertigen. Denn da dieser Abgeordnete, wenn er von geplanten Münzverbrechen glaubhafte Kenntniß erhalten und hiervon der Behörde rechtzeitig Anzeige zu machen unterlassen hatte, wegen dieser Verletzung der gesetzlich gebotenen Anzeigepflicht der Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung aus § 139 St.-G.-B. ausgesetzt war, stand ihm ohnehin auf Grund § 54 St.-P.-O. die Befugniß zur Seite, die Auskunft auf alle Fragen zu verweigern, welche auf die Wissenschaft von beabsichtigten Münzfälschungen Bezug hatten. Dazu gehörte unbedenklich sowohl die Thatsache, wie der Inhalt seiner Reichstagsrede. Von diesem Zeugnißweigerungsrecht hat er, gleichviel mit welcher zutreffenden oder verkehrten Motivirung, wirksam Gebrauch gemacht, und ist demnächst unangefochten geblieben. Darum also Räuber und Mörder!?

Vorläufig sollte man sich daher mit dem Privilegienstreit noch etwas gedulden, und besser geartete Fälle abwarten, in denen von einer ernsthaften Collision zwischen Zeugnißpflicht und parlamentarischer Unverantwortlichkeit ernsthaft gesprochen werden kann. Praktisch wahrscheinlich ist das Eintreten solcher Collisionen nicht. Aber sollten sie eintreten, und sollte sich erst einmal die Ueberzeugung Bahn brechen, mit Hülfe einer mißbräuchlichen Handhabung der Zeugnißpflicht werde auf einem Umwege die parlamentarische Redefreiheit verkümmert, dann, zweifele ich nicht, wird die nächste Periode eines sich in aufsteigender Linie fortbewegenden Parlamentarismus uns auch noch ein Privileg der Zeugnißfreiheit erbringen. Die Geschichte des Art. 84 der preußischen Verfassungsurkunde enthält eine bittere Lehre für alle Betheiligten. Ohne den unseligen Versuch der preußischen Regierung, durch eine, mindestens jeder bona fide Auslegung widerstreitende Umdeutung des Ausdrucks „Meinungen“ im Art. 84 die verfassungsmäßig gewährleistete Redefreiheit der Abgeordneten zu einem inhaltsleeren Scheinwesen herunterzudrücken, würden wir nach menschlicher Voraussicht in Deutschland sowohl von dem jetzigen schrankenlosen Privileg des Art. 30, wie von seiner ungeheuerlichen Ausdehnung auf die Sitzungsberichte im §. 12 St.-G.-B., wie vielleicht von noch mancher anderen Mißbildung verschont geblieben sein. Vestigia terrent! Solange aber solche Vorgänge sich nicht wiederholen, solange Niemand denkt, die einmal zu Recht bestehende Immunität der deutschen Vertreter anzutasten, werden die parlamentarischen Zumuthungen,

ſicher. Von „Beneficien“ im Fridericianiſchen Sinne, etwa gar von Befreiung vom Militärdienſte kann gar keine Rede ſein. Kurz, was den neuen Anſiedlern geboten wird, iſt herzlich wenig im Vergleich zu der Gabe, die den Koloniſten des vorigen Jahrhunderts dargebracht wurde und dargebracht werden konnte. Es iſt daher ſchon des öfteren die Beſorgniß laut geworden, ob überhaupt die Gegenwart noch den Plan einer umfaſſenden inneren Koloniſation gedeihen, ob ſich dieſelbe praktiſch durchführen laſſe, ob überhaupt Fremde ſich bereit finden werden, einem Rufe Folge zu geben, der nur dem einen, dem koloniſirenden Theile etwaigen Nutzen verkünde. Und kämen ja Koloniſten an, ob dieſe Art von Menſchen nicht aus Abenteurern, vielleicht der ſchlimmſten Art, beſtehen würde, ſo daß das ganze Projekt einer größeren Koloniſation in Frage geſtellt würde.

Dieſe Befürchtungen ſind auf den erſten Blick nicht ganz ungerechtfertigt, zumal wenn wir nur an die Vorzüge der Fridericianiſchen Zeit denken; bei näherem Vergleiche ſehen wir aber auch manchen Schatten auf der früheren Koloniſation, welcher mehr und mehr dem tagenden Lichte beſſerer Einrichtungen, höherer Bildung gewichen iſt, ſo daß die jetzigen koloniſatoriſchen Verſuche doch nicht ſo ganz ausſichtslos erſcheinen. Es iſt richtig, Friedrich II. gab Vorrechte und Ackerland und manche ſonſtige Vergünſtigung, aber die Vorrechte waren der Zeit entſprechend, die Aecker meiſt verwüſtet, die Gehöfte verfallen; es fehlte nur zu oft an Geld, die Verkehrsmittel waren gänzlich unzulänglich, den Koloniſten war die Auswanderung aus ihrer alten Heimath von ihren Fürſten oft erſchwert, nicht ſelten aufs ſtrengſte verboten, die Einwanderer ſelbſt waren oft von tiefſtem, zuweilen nicht ungerechtfertigtem, Mißtrauen erfüllt. Das alles ſind Hinderniſſe geweſen, die heute mehr oder minder fortfallen. Vor allem, bei dem täglich ſchwereren Kampfe um das Daſein ſind die Anſprüche etwaiger Anſiedler beſcheidener geworden. Und wenn vor hundert Jahren, trotz der mannigfachen Ungunſt der Verhältniſſe, dennoch 300 000 Koloniſten unter Friedrichs Aegide in die preußiſchen Lande ihren Einzug hielten, ſo berechtigt dieſe Erſcheinung wohl zu der Annahme, daß auch die Schwierigkeiten, die ſich den jetzigen Koloniſationsverſuchen in den Weg ſtellen, überwunden werden können, daß ein gleicher Erfolg den alten Hohenzollernverſuch, der über ein Jahrhundert geſchlafen und jetzt zu neuem Leben erweckt iſt, krönen wird. Denn die Gründe zu einer Auswanderung aus einem Staate, zu einer Einwanderung in einen anderen liegen nicht nur in der neuen Heimath, in einer Menge von Privilegien, ſind nicht nur lockender, ſondern vielmehr auch treibender Art. Darum muß eine Geſchichte der Fridericianiſchen Koloniſation nach dieſer Seite hin unſer ganz beſonderes Intereſſe in Anſpruch nehmen.

Die Anſiedler Friedrichs des Großen — ein Wink für die Gegenwart.

Von

Dr. Max Beheim-Schwarzbach.

Das gegenwärtige Vorgehen der preußiſchen Regierung mit der inneren Koloniſation fordert unwillkürlich zu hiſtoriſchen Rückblicken auf. Keine Koloniſation der neueren Zeit bietet aber eine ſolche Fülle von Vergleichungen einerſeits, von praktiſchen Winken andererſeits dar, als die des großen Hohenzollern aus dem vorigen Jahrhundert. Handelt es ſich doch augenblicklich nicht ſowohl um Aufnahme und Anſiedlung von vertriebenen Glaubensgetreuen, als vielmehr um ähnliche Motive, welche Friedrich II. bewogen, rationell und ſyſtematiſch das Koloniſationswerk zu betreiben; um nationalökonomiſche Gründe: den Boden zu beſſern, Handel und Induſtrie zu heben, in erſter Linie um ein Bollwerk zu ſchaffen gegen die mächtigen anſchwellenden Fluthen des Slavismus, ja, um den polniſchen Mann ſelbſt möglichſt zu deutſcher Lebensart zu bringen, zu „meliren", wie Friedrich II. ſich des öfteren ausdrückt.

Friedrich II. wurde bei ſeinen koloniſatoriſchen Plänen auf das wirkſamſte unterſtützt durch die unumſchränkte Freiheit in der Wahl ſeiner Mittel. Hierin iſt er dem modernen Koloniſator bei weitem überlegen: er hatte völlig freie Hand, ſo viel Koloniſten ins Land zu rufen, als ihm beliebte, ſo viel Geld auf dieſe Idee zu verwenden, als er immer wollte oder hatte, die Gerufenen mit einer Fülle von „Beneficien" und leer ſtehenden Höfen und Aeckern zu begaben, wie ſie ihm gut oder nothwendig dünkte, ihnen alle mögliche Freiheit von Steuern und Laſten, vor allem die Vergünſtigung, die ſchon damals ſchwer wog und große Anziehungskraft ausübte, Freiheit vom Militärdienſt, oft für mehrere Generationen, zuzuſichern. Und der heutige Koloniſator im konſtitutionellen Staate? ihm ſind die Hände doppelt, ja, dreifach gebunden, die Mittel genau vorgeſchrieben, das zu vergebende Maß der Aecker und Gehöfte ganz un-

zu einer Katastrophe führte. Es kamen unter ihnen nicht nur „Trembleurs“ auf, sondern im Jahre 1744 verbreiteten einige von ihnen die Schreckenskunde, es würde am 30. Oktober um 9 Uhr Vormittags das jüngste Gericht hereinbrechen. Ein gewisser Waclaw Hetzmann hatte ihnen diesen Glauben beigebracht. Zugleich hatte er auch bei den armen, elenden Menschen die Ueberzeugung erweckt, er wäre der zur Erde niedergestiegene Gott der Vater und würde sie in das Paradies versetzen. Sie gaben durch einen Deputirten ihrem Grafen, Graf Henckel v. Donnersmark, ihr Geld, gegen 200 Thaler, ab, wovon eine neue Kirche in Chechlow erbaut werden sollte. Jener Hetzmann erkor sich sogar noch, als „Gott der Vater“, um die Trinität zu vervollständigen, zwei andere Hussiten. Der tapfere Graf packte aber, trotz der Erklärung Hetzmanns, daß Niemand im Stande sei, ihn von seinem Platze zu bewegen, denselben sowohl wie die beiden anderen und brachte sie zur Haft, mußte aber schließlich die nicht unbeträchtlichen Kosten, die aus dem Proceß der Gotteslästerung erwuchsen, als Grundherrschaft bezahlen. Zwar wird noch heute vielfach tschechisch gesprochen, sogar in den Schulen gelehrt und von der Kanzel gepredigt, aber die deutsche Sprache zwingt die andere immer mehr und mehr zurück; auch die ursprünglichen Lieder in der alten Heimathssprache machen den deutschen Platz. Gerade an diesen „Hussiten“ erwies sich die großartige Gewalt der preußischen Dressur. Von Jahr zu Jahr wurden die Berichte über sie günstiger; es ist eine Freude, diese landräthlichen Wahrnehmungen zu verfolgen, zu sehen, wie diese unruhigen fremden Gesellen allmählich zu gesitteten, tüchtigen deutschen Ackerbürgern erzogen wurden.

Größer als diese böhmische aus Oesterreich war die Einwanderung der **Deutschen aus Polen**. Die Gründe für diese Emigration sind zu bekannt, als daß sie des näheren besprochen zu werden brauchen: Anarchie, Verfolgung der Deutschen, Verfolgung der Evangelischen und die unglaubliche Willkür des hohen Adels gegen Jedermann trieb über 12 000 Deutsche aus Polen, oft ganze Gemeinden, so zog die reformirte Gemeinde aus Seibersdorf, 300 Personen, nach dem Fürstlich Anhalt-Pleßschen Dominium. Auch aus Lissa fand eine große Auswanderung statt. Dieses unglückliche Städtchen, das dreimal ein Raub der Flammen geworden, wurde von dem Fürsten Sulkowski vergewaltigt, der die königliche Bestätigung der bürgerlichen Privilegien höhnend zerriß, die Deputirten, die ihm das Schriftstück zu überreichen gewagt hatten, in die Scharfrichterei sperren und, unterstützt von seinem Bruder, dem Fürsten von Reisen, der ihm 50 Mann Infanterie und 50 Mann Kavallerie geschickt hatte, auf die unbewaffnete Bürgerschaft hatte feuern lassen. Be-

Ein solcher Nachweis läßt sich selbstverständlich an den, der Zahl nach überwiegenden Einzeleinwanderungen nicht wohl führen, nur an den größeren Cyklen, und auch an diesen lassen sich die Gründe nicht immer mit Sicherheit bestimmen. Denn in den statistischen Angaben sind unendlich viele Lücken, und wer vermag in das menschliche Herz zu schauen, um die Beweggründe des Handelns sicher zu erkennen? Immerhin liegen so viele genauere Angaben vor, lassen sich aus den zahlreichen Auswanderungen aus einem und demselben Lande Schlüsse auf gleiche Veranlassungen zu den Emigrationen ziehen, daß ein solcher Versuch zu einem kurzen Rückblick wohl angestellt werden darf.

Zunächst war es besonders Oesterreich, das eine verhältnißmäßig große Zahl von Einwanderern lieferte. Nach Schlesien allein zogen ihrer 16 947, fast alle in das Breslauer Departement. Der überfromme Eifer der Jesuiten, die unter der kirchlichen Kaiserin ihr Bekehrungswerk versuchten, hat den Intentionen Friedrichs wacker in die Hände gearbeitet. Wer von den Akatholiken der Aufforderung, zur alten Kirche zurückzukehren, nicht nachkam, mußte sich, von den Spottgesängen des fanatischen Pöbels begleitet, eine Zwangsversetzung nach dem Osten gefallen lassen; das fanatische Volk sang Spottlieder auf jene Unglücklichen: „Königliche Soldaten — fünf Bataillon — Reiter und Kroaten — auf Euch passen schon. — Was nit will katholisch bleiben, — wer'ns alles aus dem Land vertreiben — gar auf Temesvar — gelt, das fallt euch schwar". Die Kinder jener bejammernswerthen Familien wurden häufig gewaltsam zurückbehalten und katholisch erzogen. Das erbitterte die Gemüther, das trieb zu zahlreichen Auswanderungen, gerade nach Preußen, dessen König als der eigentliche Beschützer des evangelischen Glaubens galt. Diesen Oesterreichern nahe steht die böhmische Kolonie, deren Anfänge aus den Zeiten Friedrich Wilhelms I. und noch früher herrühren. Nach den Einwanderungen unter Friedrich II. waren ungefähr 30 Ortschaften in geschlossener Reihe von etwa 16 000 Böhmen besetzt. In Schlesien sind noch heute über 20 solcher „hussitisch"-böhmischen Kolonieen nachzuweisen, darunter Hussinecz, Podiebrad, Friedrichstabor, Friedrichsgrätz u. a.; in der Mark sind die bedeutendsten Nowawes, Rixdorf. Die heutige Bevölkerung der Nachkommen jener Eingewanderten zählt gegen 30—40000 Seelen. Bald nach der Einwanderung gab es leider viele konfessionelle Differenzen, da die drei Parteien, Lutheraner, Reformirte und Brüder sich unter einander hart befehdeten und sich nicht selten kleine „Hussitenkriege" lieferten. Wunderliche Blüthen trieb der ihnen anfangs innewohnende sektirerische Geist, der in Tarnowitz, oder richtiger in Chechlow,

Die „schwäbische Kolonie“ erfreute sich einer besonderen Vorliebe Friedrichs d. Gr., und gern folgten diese Süddeutschen den Einladungsedikten des norddeutschen Königs, da sie durch ihre schlemmenden Fürsten, durch die Intriguen und das sittenlose, kostspielige, landaussaugende Leben einer Grävenitz, durch das wucherische Treiben des Finanzministers Süß Oppenheimer, durch den Menschenhandel, durch Hungersnoth in Armuth und Verzweiflung getrieben waren und den Kampf um das Dasein in ihrer alten Heimath nicht weiter zu führen vermochten. Diese Schwaben fanden besonders in den ehemals polnischen Landen ein wohlgebettetes Unterkommen; während vordem nur einige 40 Familien in der Kurmark angesiedelt worden waren, 35 in Sachsen, 117 in der Neumark und im Warthebruch, 132 im Netzbruch, woselbst die Kolonieen Neu-Ansbach, Neu-Ulm, Beaulieu u. a. fast durchgängig mit Leuten „aus dem Reich“ bevölkert waren, floß seit dem Jahre 1772 der Strom der schwäbischen Auswanderung stärker, 3350 Würtemberger wurden in größeren Cyklen angesiedelt, in 6 Dörfern um Danzig herum, im Marienwerder Departement in 12, im Bromberger sogar in dreißig Kolonieen.

Dadurch, daß man sie nicht allzu sehr vereinzelte, sondern in größerer Menge zusammenwohnen ließ, so daß von einer wirklichen „Schwabenkolonie“ in Preußen gesprochen werden konnte, hat sich das Wesen und die Eigenart dieser Kolonisten bis auf den heutigen Tag sichtbar erhalten, und hat, aus Enklaven in polnischen Gegenden bestehend, alle Zeit ein festes Bollwerk gegen das umgrenzende Slaventhum abgeben können. Noch heute hebt sich der süddeutsche Dialekt von der Sprache der übrigen Deutschen auffällig ab, noch heute klingen die Lieder und Schnaderhüpfel und unzählige schwäbische Ausdrücke dem Besucher entgegen, noch heute kann man hie und da die alte Tracht wahrnehmen. Sitten und Gebräuche erinnern noch vielfach an die alte Abstammung; die Weiber und Mädchen tragen noch oft den Korb, den Krug auf dem Haupte, selbst das „Fensterln“ hat noch vor kurzer Zeit, als eine Reminiscenz aus dem Schwarzwald, hie und da gespukt.

Die wenigen Italiener, die sich in den schlesischen Städten, in Breslau, Landshut, Glatz, Frankenstein, Neiße, Glogau und Hirschberg als Kaufleute niedergelassen haben, können hier ebenso wohl übergangen werden wie die nicht gerade zahlreichen Griechen; auch der Zigeunerdörfer in Ostpreußen, wo sie für die Klauter Mühle das Lumpensammeln besorgen sollten, während sie im Kriege als Spione sich tummeln mußten, in Neuruppin, in Friedrichslohre bei Nordhausen, im Flatower und Wirsitzer Kreise, wo mehrere Kolonien im Besitz dieser Race anzutreffen sind, ist nur als eines Experimentes des großen Kolonisators Erwähnung zu thun. Doch muß

sonders wurde von diesen Deutschen aus Polen, Schlesien und die Neumark aufgesucht. In dem Glogauer Bezirk wurde namentlich der Kreis Militsch von ihnen bevölkert, ferner die Kreise Wohlau und Guhrau; in der Stadt Guhrau ließen sich allein 181 Familien nieder, in Herrnstadt 58, in Schwiebus 51. In der Neumark wurde besonders die Stadt Driesen bei den Deutschpolen beliebt und wurde durch sie außerordentlich gehoben; im Warthebruch finden wir 1055, im Netzbruch 710 Ansiedlungen dieser Art, größere in Kl. und Gr. Czetteritz, Derschau, Massow, Altensorge, Blockwinkel, Aarhorst u. a., selbst im Magdeburgischen sind Polen angesiedelt worden. Die sächsischen eingewanderten Weber saßen meist in den preußischen Städten hinter Webstühlen, die ihnen der König geschenkt hatte; in Schlesien gewahren wir über 6000 kursächsische Kolonisten, namentlich in Neiße und Brieg; in den kurmärkischen Städten schafften ihrer 2000. Auf dem märkischen Lande waren in den Aemtern Zinna und Saarmund im Jahre 1748 hundert Familien angesiedelt worden, 30 davon in Horst, im Warthebruch 231, im Netzbruch 68. Länger als die Eigenart dieser Kolonisten hat sich die Pfälzer erhalten. Früh hatte diese Ansiedlung begonnen; der Orleansche Krieg, vor allem die Gegenreformation hatte zunächst die Jungpfälzer, d. h. Niederländer, die in der Pfalz ein kurzes Asyl genossen hatten, Preußen zugeführt; sie fanden in den Städten Magdeburg, Burg, Kalbe, Halle, Stendal, Krossen, auch auf den Dörfern der Uckermark freundliche Aufnahme, wurden übrigens ihrer französischen Sprache wegen oft mit den eigentlichen Réfugiés aus Frankreich verwechselt. Die alten Kolonieen zogen magnetartig immer neuen Zuzug an; im Jahre 1747 allein wanderten 2500 Pfälzer in Friedrichs Lande und wurden in der Kurmark (in Müggelheim, Lagow, Dollen, Mangelhorst, Teutschhof, Hertfeld, Klausdorf) in Pommern in der Felchow, an der Ihna und in der Neumark auf dem fahlen Werder etablirt.

Ebenso früh und ebenso eigenartig hatte die Schweizer Kolonie begonnen. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte in Lithauen Schweizer angesiedelt, ja, ihnen hier erlaubt, die alten, heimischen Stutzen weiter tragen zu dürfen, „um ihrem Könige Treue und Valeur zu beweisen". Diese reformirten Schweizer, die hauptsächlich der Glaubensverfolgungen wegen ihre deutschen Kantone verlassen hatten, erhielten unter Friedrich II. ebenfalls einen Nachschub; über tausend Schweizer wurden in der Mark und in der Neumark, freilich meist vereinzelt, untergebracht. Nicht ganz unbedeutend war auch die Einwanderung der Mecklenburger, die wir u. a. in der Priegnitz in 49 Ortschaften, 1240 Mann stark, wieder finden. Größer dagegen war die Einwanderung der Würtemberger gewesen.

zern in sein Land zog, sind auch im Stande, erfolgreichen Widerstand der Umgebung entgegen zu setzen, die einzelnen Ansiedlungen sind immer in Gefahr, von der unleugbaren Macht des Slavismus unterdrückt und bezwungen zu werden. Wir haben sodann gesehen, welchen hohen Werth der König der großen Kolonie beimaß, einen so hohen, daß er ihr Rechte gewährte, die uns heutigen Tags fast unbegreiflich erscheinen, die gleichsam die Bildung eines Staates im Staate zur Folge hatten. Aber der König wußte recht wohl, was er that; nur durch außerordentliche Mittel hat er auch außerordentliches erreichen können, haben seine germanisirenden Kolonisationsbestrebungen auch so glorreichen Erfolg gehabt. Kaum ein Land oder Ländchen, das nicht Kolonisten für Friedrichs Provinzen abgetoßen hätte, von Norwegen bis Italien, von England und Spanien bis Rußland! Und doch ist „Außerdeutschland" bei weitem schwächer vertreten als das heilige römische Reich deutscher Nation; selbst unter den Ausländern herrschen die deutschen Namen vor, ein Beweis, daß die deutsche Kolonisation sich auch vorzugsweise auf Deutsche stützt, denn das Experiment, fremdländische Ansiedler ins Land zu ziehen, ist zwar für den einen Zweck, Bereitung des Bodens und Hebung der Industrie, oft glänzend geglückt, aber für den zweiten, die Germanisirung, bleibt dieses Projekt ein nicht ganz ungefährlicher Umweg. Mit Vorliebe hat sodann der große Kolonisator sich evangelischer Elemente bedient, in dem richtigen Gefühl, daß diese im Ostlande auch die sichersten, zuverlässigsten Stützen der Germanisirungsideen abgäben. Friedrich hat mit der Kunst des Genies die jedesmaligen, Kolonistenmassen treibenden Gründe in den einzelnen Landen erspäht und zu seinen Gunsten vollauf zu benutzen verstanden: in Oesterreich und in der Pfalz hat er die kirchlichen Wirren, die Verfolgungen der Akatholiken, sich zu nutze gemacht, in Sachsen die Noth der armen Weber, in Polen die politische Unsicherheit des Individuums, vor allem der evangelischen Deutschen u. s. w.

Die gegenwärtigen Kolonisationsbestrebungen sind nach Grund und Zweck eine logische Folge, eine Fortsetzung der Fridricianischen; sollen sie in ähnlicher Weise Erfolg haben, so müssen sie auch möglichst in demselben Geiste unternommen und durchgeführt werden. Der hauptsächlich leitende Gedanke des Königs bei seinen Kolonisationen war aber: die in der Ferne unterdrückten und bedrängten Deutschen zu sammeln, sie als passendstes Material für seine kolonisatorischen Zwecke zu benutzen, sowie auch ihre Lage dadurch zu bessern, daß er sie in sein Land verpflanzte. So kam es, daß die deutschen des Auslandes, des Auslandes im weitesten Sinne des Wortes, freudig Anschluß an das Land suchten, das sie durch des Monarchen Verhalten als das eigentliche Stammland der Deutschen und den Hort

noch die Kolonie der Réfugiés, die eine so große Blüthe unter den früheren Hohenzollern erlangt hatte, hier angeführt werden, nicht sowohl, als ob sie damals nennenswerthe Verstärkung aufzuweisen gehabt hätte, als vielmehr eines höchst merkwürdigen Umstands wegen, der sie in Beziehung zu den übrigen Kolonisten setzte. Es hatte nämlich diese französische Kolonie das Privilegium, sich durch eigene Richter, nach französischen, dem Côde Louis entlehnten Gesetzen, der sogenannten ordonnance française Recht sprechen zu lassen, mit der ausdrücklichen Erklärung der Jurisdiktion in personalibus et realibus. Bald wurde auch den Pfälzern, die zum Theil französisch sprachen, der Zutritt zu dieser Kolonie gestattet, später überhaupt allen denjenigen Reformirten und Lutheranern, die ihrer Religion halber ausgewandert waren, ob sie französisch verstanden oder nicht. Ja, durch die Kabinetsordre vom 1. Juli 1772 wurde sogar allen eingewanderten Kolonisten die Freiheit gelassen, ob sie Rathsbürger oder Kolniebürger werden wollten, so daß selbst katholische Deutsche oder Ausländer sich in Preußen von französischen Richtern, in französischer Sprache nach französischen Gesetzen Recht sprechen ließen. Dieser wunderliche Zustand, der oft zu recht häßlichen Streitigkeiten zwischen der Kolonie und den Rathsbürgern Anlaß gab, dauerte 23 Jahre, bis zur Einführung des Fridericianischen Kodex, der aber die Wahlfreiheit noch immer nicht ganz aufhob; erst in der Zeit der preußischen Wiedergeburt ging das französische Koloniengericht ganz ein.

Wir haben an diesen wenigen Beispielen größerer Kolonieen vor allem den Nachweis führen wollen, daß die Gründe der Emigration nicht nur aus dem Füllhorn von allen möglichen Privilegien hervorgingen, sondern daß sie auch auf dem Boden der alten Heimath emporwucherten, daß diese Gründe nicht nur, wie wir uns oben ausdrückten „lockender", sondern auch „treibender" Art waren. Das ist besonders für den modernen Kolonisator ein beachtenswerther Umstand; jener ziehenden Gründe sind noch weniger geworden im Laufe der Zeiten und durch die Einrichtung unsres Staatslebens, aber die treibenden sind geblieben, ja, sind bei dem zunehmend verfeinerten Nationalgefühl eher gewachsen, als daß sie abgenommen hätten. Wir haben bei der kurzen Besprechung der Ansiedler Friedrichs d. Gr. ferner gesehen, daß der Monarch selbst schwierige und zähe Elemente nicht für seine Zwecke verschmähte, er traute sich und der straffen Dressur des Staates die Kraft zu, widerstrebendes zu meistern und zu zwingen; wir haben nachzuweisen versucht, daß nur die größeren Kolonieen wirklichen Werth besitzen. Wer kennt jene tausende von Einzeleinwanderungen? Nur die größeren, kompakten Massen wie sie auch Friedrich II. besonders

gern in sein Land zog, sind auch im Stande, erfolgreichen Widerstand der Umgebung entgegen zu setzen, die einzelnen Ansiedlungen sind immer in Gefahr, von der unleugbaren Macht des Slavismus unterdrückt und bezwungen zu werden. Wir haben sodann gesehen, welchen hohen Werth der König der großen Kolonie beimaß, einen so hohen, daß er ihr Rechte gewährte, die uns heutigen Tags fast unbegreiflich erscheinen, die gleichsam die Bildung eines Staates im Staate zur Folge hatten. Aber der König wußte recht wohl, was er that; nur durch außerordentliche Mittel hat er auch außerordentliches erreichen können, haben seine germanisirenden Kolonisationsbestrebungen auch so glorreichen Erfolg gehabt. Kaum ein Land oder Ländchen, das nicht Kolonisten für Friedrichs Provinzen abgestoßen hätte, von Norwegen bis Italien, von England und Spanien bis Rußland! Und doch ist „Außerdeutschland" bei weitem schwächer vertreten als das heilige römische Reich deutscher Nation; selbst unter den Ausländern herrschen die deutschen Namen vor, ein Beweis, daß die deutsche Kolonisation sich auch vorzugsweise auf Deutsche stützt, denn das Experiment, fremdländische Ansiedler ins Land zu ziehen, ist zwar für den einen Zweck, Bereitung des Bodens und Hebung der Industrie, oft glänzend geglückt, aber für den zweiten, die Germanisirung, bleibt dieses Projekt ein nicht ganz ungefährlicher Umweg. Mit Vorliebe hat sodann der große Kolonisator sich evangelischer Elemente bedient, in dem richtigen Gefühl, daß diese im Ostlande auch die sichersten, zuverlässigsten Stützen der Germanisirungsideen abgäben. Friedrich hat mit der Kunst des Genies die jedesmaligen, Kolonistenmassen treibenden Gründe in den einzelnen Landen erspäht und zu seinen Gunsten vollauf zu benutzen verstanden: in Oesterreich und in der Pfalz hat er die kirchlichen Wirren, die Verfolgungen der Akatholiken, sich zu nutze gemacht, in Sachsen die Noth der armen Weber, in Polen die politische Unsicherheit des Individuums, vor allem der evangelischen Deutschen u. s. w.

Die gegenwärtigen Kolonisationsbestrebungen sind nach Grund und Zweck eine logische Folge, eine Fortsetzung der Fridricianischen; sollen sie in ähnlicher Weise Erfolg haben, so müssen sie auch möglichst in demselben Geiste unternommen und durchgeführt werden. Der hauptsächlich leitende Gedanke des Königs bei seinen Kolonisationen war aber: die in der Ferne unterdrückten und bedrängten Deutschen zu sammeln, sie als passendstes Material für seine kolonisatorischen Zwecke zu benutzen, sowie auch ihre Lage dadurch zu bessern, daß er sie in sein Land verpflanzte. So kam es, daß die deutschen des Auslandes, des Auslandes im weitesten Sinne des Wortes, freudig Anschluß an das Land suchten, das sie durch des Monarchen Verhalten als das eigentliche Stammland der Deutschen und den Hort

der Evangelischen betrachteten, daß sie sich, müde der unaufhörlichen kirchlichen und nationalen Verfolgungen danach sehnten, unter dem Schutze inneren Friedens in treuer, gesicherter Arbeit leben zu dürfen.

Und halten wir nun Umschau, auf welches Land wohl Fridericianische Kolonisationsbestrebungen ganz besonders reflektiren würden, so scheint uns das festzustehen: wären schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Siebenbürger Sachsen in der Weise durch Magyarisirungsversuche bestürmt worden, wie sie es heute in der That werden, Friedrich II. hätte keinen Augenblick gezaudert, hätte alles an den Plan gesetzt, einen möglichst großen Theil dieser Bevölkerung, ja, wenn es gegangen wäre, die ganze Kolonie mit ihrer Wurzel, in sein Land, in den Boden der alten deutschen Heimath, zurückzuverpflanzen. Alles, was wir von den Principien des Kolonisators Friedrich angeführt haben, paßt auf dieses nationale Element. Gerade eine solche Verpflanzung, die schon zu planen, große Kühnheit, die durchzuführen außerordentliche Zähigkeit erfordert, wäre sicher ein Gegenstand der eifrigsten Bemühungen eines Friedrichs II. geworden, eine seiner Lebensaufgaben; des sind wir sicher. Sie wäre eine Kolonisationsthat gewesen, würdig des Vorgehens der großen Askanier, der mittelalterlichen Kolonisatoren überhaupt. Der Zweck einer umfassenden Germanisirung würde durch diese eine große Kolonie auch heute am sichersten erreicht, wenn die einzelnen Theile, geschickt über das Land verstreut, noch selber immer ein festes Ganze bildeten; der Kolonisator würde keine Gefahr laufen, die Summen und Opfer, die auf die Ansiedlungen verwendet werden, nutzlos geopfert zu sehen; die Zähigkeit des alten Sachsenstammes ist eine Bürgschaft für ihre Widerstandsfähigkeit gegen alle slavisirenden Einflüsse und Versuche. Ob die Sachsen wohl Lust verspüren zu einer solchen Verpflanzung? Das käme zunächst auf Versuche an; freilich müßten die Bedingungen, die ihnen geboten werden, auch den Opfern, die sie durch ein Aufgeben ihrer Heimath brächten, entsprechen, und sicher kann man eher einem großen Kolonistenkomplexe günstige Offerten stellen, als vielen tausend Einzelnen. Der Einwand, den ich von einigen erheben höre: man solle sich hüten, Deutsche von einem Posten abzurufen, auf den ein Mal das Geschick sie verpflanzt hat, damit sie in der Ferne unter fremden Elementen das Deutschthum pflegen und hoch halten, ein solches Aufgeben vorgeschobener Plätze und durch Jahrhunderte geheiligten Besitzes gleiche einer Fahnenflucht, ein solcher Einwand, sage ich, ist vollständig hinfällig. Wenn der germanisirende Kolonisator vor der Alternative steht und abzuwägen hat, ob er weiter ruhig zusehen soll, wie im fremden Lande ein alter deutscher Stamm systematisch immer mehr und mehr entdeutscht wird, oder ob er denselben in das eigene Land zu einer großen

Miſſion berufe, einer Miſſion, welche dem Vaterlande, dem Deutſchthum überhaupt, großen Nutzen, dem Stamme ſelbſt Erhaltung und natürliche Weiterentwicklung des urſprünglichen Weſens ſichert, ſo ſcheint uns nicht zweifelhaft, wohin das Zünglein der Waage ſich neigen wird. Wir ſind gewiß, die beſtimmenden und berathenden Faktoren würden, die einen nicht vor der Kühnheit eines ſolches Planes und nicht vor den unleugbaren Schwierigkeiten zurückſchrecken, die anderen nicht mit der unabweislichen praktiſchen Beihilfe kargen, wenn es ſich um ein Koloniſationswerk von ſolcher monumentalen Bedeutung handelte, um ein Werk, das an Großartigkeit und geradezu hiſtoriſcher Bedeutung der Aufnahme der Réfugiés, der Anſiedlung der Salzburger und der Kolonieen Friedrichs des Großen als Epochemachende, koloniſatoriſch größte That des neunzehnten Jahrhunderts, ebenbürtig an die Seite geſtellt werden könnte, ein Werk, das ein neues, ewig grünendes Blatt in dem Kranze der Hohenzollern bedeutete, unſterblichen Ruhm den Vollziehern und bleibenden Nutzen dem Vaterlande eintrüge, ein Werk, das des Schweißes der Edlen werth wäre. —

Julian Schmidt bei den Grenzboten.

Hochverehrter Herr! Ihrem Wunsch, Mittheilungen über Julian Schmidt von mir zu erhalten, suche ich zu entsprechen, soweit ich es vermag. Die Würdigung seiner gesammten literarischen Thätigkeit möchte ich einer anderen Feder überlassen. Aber über die Jahre unserer gemeinsamen Thätigkeit für die Grenzboten berichte ich Ihnen um so lieber, da sein Antheil daran nicht so völlig gewürdigt worden ist, wie er es verdient.

Es war in den ersten Monaten des Jahres 1848, als ich bei einem Besuch in Leipzig einem kleinen Herrn gegenüber saß, dem hübsche blonde Locken ein rundliches, rosiges Kindergesicht einfaßten, und der hinter großen Brillengläsern starr und schweigsam auf seine Umgebung sah. Es wurde mir gesagt, daß dies der Verfasser des gelehrten Werkes: Geschichte der Romantik sei. Längere Zeit hörte er schweigend dem politischen Gespräch mit Bekannten zu, plötzlich aber, als ihm irgend eine Behauptung mißfiel, brach der Strom der Rede aus seinem Innern, wie schäumender Wein aus entkorkter Flasche. Schnell und kräftig flossen die Worte im scharfen, ostpreußischem Dialekt. Was er sagte war so klar, energisch und warm, daß Alle schweigend zuhörten, und die Unterhaltung nicht wieder in Fluß kam, auch als er geendet hatte und sich wieder schweigend hinter seine Brille zurückzog. Darauf kamen wir Beide in ein Gespräch, das lange dauerte, und es ergab sich eine solche Uebereinstimmung in den Ansichten, nicht nur über unser armes Preußen und die deutsche Unordnung, auch über verkehrte literarische Richtungen der Zeit, daß ich in herzlicher Hochachtung von ihm schied. Seitdem suchten wir einander, so oft sich die Gelegenheit bot. Julian Schmidt hatte damals sein Lehramt in Berlin aufgegeben und war von Kuranda als Mitarbeiter für die Grenzboten gewonnen worden, da diesen selbst der politische Umschwung in Oesterreich nach der Heimath trieb. Den deutschen politischen Theil des Blattes besorgte Schmidt, die österreichischen Correspondenzen und die Revision das liebenswerthe böhmische Judenkind Jacob Kaufmann, und die beiden treuen Gesellen saßen bei der Arbeit und Abends am Schenktisch in der aufge-

regten Sachsenstadt neben einander wie zwei kluge Käuzlein unter dem schwirrenden und schreienden Vogelvolk. Als ich einige Monate später mit ihm zusammentraf, machte er mir den Vorschlag, ich möge den Eigenthumsantheil, welchen Kuranda an den Grenzboten hatte, übernehmen. Da dies zu dem stimmte, was ich in dieser Zeit für mich wünschte, so erklärte ich mich sogleich bereit, im Fall' nämlich Schmidt mein Partner und College werden wolle. Er schlug ein und wir erwarben zu gleichen Theilen Eigenthumsrecht an dem Blatt.

Die Wochenschrift „Die Grenzboten" war einige Jahre vorher von Kuranda in Belgien gegründet, bald nach Leipzig verlegt worden, sie brachte bis zum März 1848 außer gelegentlicher Lyrik österreichischer Flüchtlinge, literarische Besprechungen, Reiseeindrücke und dergleichen; aber auch Correspondenzen über die politische Lage, soweit dies unter der milden, sächsischen Censur möglich war, und sie stellte nach dieser Richtung einen großen Fortschritt gegenüber den belletristischen Wochenschriften Leipzigs dar. Eine besondere Bedeutung aber hatte sie für Oesterreich dadurch erhalten, daß sie unter der Tyrannis Metternichs ein Sammelpunkt politischer Klagen, Hoffnungen, Projecte aus allen Theilen des Kaiserstaates geworden war. Dort war sie streng verboten, aber zur Zeit das gesuchteste Blatt. Nun war selbstverständlich, daß nach dem Aufhören der österreichischen Censur und nach Gründung zahlreicher österreichischer Zeitungen diese maßgebende Bedeutung einer auswärtigen Wochenschrift für den Kaiserstaat aufhören mußte. Die neuen Inhaber beschlossen, die Zeitschrift zu dem Organ zu machen, in welchem das Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland und die preußische Führung leitende Idee des politischen Theils sein sollte, dazu von liberalem Standpunkt ein Kampf gegen die Auswüchse der Demokratie und den Schwindel des Jahres. In dem literarischen Theil aber eine feste und strenge Kritik aller der ungesunden Richtungen, welche durch die jungdeutsche Abhängigkeit von französischer Bildung und durch die Willkür der alten Romantik in die Seelen der Deutschen gekommen waren.

Vom 1. Juli 1848 begann die selbständige Thätigkeit der neuen Redaction. Einem jüngeren Geschlecht mag es nicht leicht sein, sich in die journalistischen Zustände jener Zeit hinein zu denken und diesen ersten Flugversuchen der befreiten Presse Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Es gab damals keine erprobten Staatsmänner mit festen Zielpunkten und keine maßgebenden Politiker, ja es gab nicht einmal feste politische Parteien. Die Regierenden folgten mit großer Willensschwäche der Strömung, und standen neuem Verlangen der aufgeregten Massen rathlos gegenüber. Die conservativen Kräfte in der Nation schienen geschwunden,

das nationale Selbstgefühl war schwach; die liberalen Forderungen gingen weit auseinander, und der süddeutsche Liberalismus, auch der Gemäßigten, krankte an dem Uebelstand, daß ihm die sämmtlichen Staatsregierungen, vorab Preußen, für Feinde der deutschen Zukunft galten. Wärme für den eigenen Staatsbau bestand im Grunde nur in Preußen und war auch dort zur Zeit ein verschüchtertes Gefühl. In der Nationalversammlung zu Frankfurt aber begannen erst die großen dialectischen Prozesse, welche zu dem Verfassungsentwurf von 1849 leiteten, auch dort bildete sich erst allmählich unter dem Zwang der Thatsachen das Parteileben und eine Majorität für die berechtigten nationalen Forderungen. Wer in solcher Zeit als Journalist über Politik schrieb, hatte keinen anderen Anhalt, als das Idealbild, das er sich selbst von einer wünschenswerthen Zukunft des Vaterlandes gemacht hatte, und keinen anderen Maßstab für sein Urtheil, als die Ansichten, die ihm zufällige Eindrücke seines eigenen Lebens vermittelt hatten; Sprache, Stil und die nothwendige journalistische Taktik, Alles was er haßte und was er liebte, mußte ihm der eigene Charakter geben. Er war frei wie der Vogel in der Luft, ohne Führer, ohne Partei, ohne die Erfahrung und ohne die Bescheidenheit, welche die Gewöhnung einer Nation an parlamentarische Thätigkeit dem Einzelnen zutheilt. Das war eine wundervolle Lehrzeit des deutschen Journalismus, und es ist kein Zufall, daß aus dem Jahre 1848 viele tüchtige Redacteure unserer größeren politischen Zeitungen erwachsen sind, klug, welterfahren, gewandt, von sicherem Urtheil in großen Fragen, denen ein jüngerer Nachwuchs nicht ebenso reichlich gekommen ist.

Mit frohem Herzen gingen auch die Redacteure der kleinen Grenzboten an ihr Werk. Das Arbeitsgebiet war nicht fest vertheilt, doch besorgte Julian in der Regel die deutschen Artikel, ich die österreichischen und das Ausland, er außerdem fast die ganze Literatur und Kunst mit Ausnahme des Theaters, dazu, so lange ich noch in Dresden wohnte, die Redaction der einlaufenden Mittheilungen. Und wir richteten offene Briefe, wie damals Zeitgeschmack war, an die verschiedenen Staatsmänner und Parteigenossen, predigten ihnen schonungslos Tugend und Weisheit ohne nähere Kenntniß der Personen und der Verhältnisse, durch welche sie beschränkt wurden. Wir verurtheilten die Demokratie der Straße mit entschiedenem Mangel an Hochachtung, und benützten jede Gelegenheit den aufgeregten Deutschen zu sagen, daß Preußen noch vorhanden und unter allen Umständen unentbehrlich sei. Die Versammlung zu Berlin fand geringes Wohlwollen, auch die Mittelparteien der Nationalversammlung zu Frankfurt flackerten nach unserer Meinung noch zu unsicher hin und her und mußten sich manche strenge Ermahnung gefallen lassen. In dieser

Zeit waren der starke massive Menschenverstand Julians, seine Tapferkeit, die souveräne Verachtung des leeren Scheines und der Phrasen, und daneben seine warme Anerkennung mannhafter Selbständigkeit, wo diese einmal bemerkbar wurde, eine wahre Erquickung.

Als ich im Herbst 1848 nach Leipzig zog, wohnte Schmidt eine Zeit lang bei mir, er hatte während einer schweren Krankheit, die mich niederwarf, die ganze Sorge der Redaction zu tragen und zwar in ungünstiger Zeit, denn das Blatt, welches den Oesterreichern nicht mehr bequem war, verlor im Süden seinen Einfluß und hatte solchen in Deutschland erst zu gewinnen. Dieser plötzliche Wechsel der Abonnenten, der gefährlichste Umstand für ein Blatt, machte das Jahr 1849 zu dem mühevollsten, welches die Redaction durchzumachen hatte, und ich vermuthe, daß Julian, der seine ganze Zukunft dem kleinen Fahrzeug anvertraut hatte, zuweilen mit stiller Sorge bedrückt war; er hat sie nie gezeigt, war immer frisch, heiter und tapfer bei der Arbeit, obwohl ihm das Blatt damals keinen anderen Ertrag brachte als das geringe Honorar, welches er, wie jeder andere Correspondent bezog.

Unterdeß lebte er sich zu Leipzig in einem größeren Kreise guter Bekannten ein bei friedlichem Abendverkehr. Zunächst natürlich mit solchen, welche der Zeitschrift nahe standen und Beiträge lieferten. Außer Kaufmann wurde ein werther Freund Constantin Rößler, der damals als Privatgelehrter in Leipzig weilte. Zu den Genossen gehörte auch Wilhelm Hamm, Redacteur der agronomischen Zeitung, ein frischer und unternehmender Gesell, der sich als Freiwilliger im Tann'schen Freicops gerührt hatte, und später nach mehreren industriellen Unternehmungen als Ministerialrath nach Wien ging. Dazu alte Anhänger des Blattes aus Oesterreich, welche kamen und gingen, wie Alfred Meißner, Max Schlesinger und zahlreiche Flüchtlinge, denen angemessen schien, sich den Croaten des Windischgrätz zu entziehen. Diese aber wurden in der Mehrzahl von Julian kritisch betrachtet. Als sich in den folgenden Jahren die politischen Wogen gelegt hatten, trat Schmidt einem größeren Kreis von Leipziger Freunden nahe, darunter Otto Jahn und Theodor Mommsen. Mit großer Liebe hing er an seinen ostpreußischen Jugendfreunden, den Hobrecht, v. Keudell, Friedländer und Wessel, und wenn einer von diesen Leipzig besuchte, war er immer in besonders gehobener Stimmung.

Als die Politik nicht mehr allein das ganze Interesse der Leser in Anspruch nahm, begann Schmidt seine literarischen Feldzüge gegen die Jungdeutschen und Romantiker. Seine energische Thätigkeit nach dieser Richtung schuf ihm viele Gegner, unter denen der unglückliche Gutzkow der erbittertste war, aber sie ist wohl werth, daß man mit Anerkennung

daran zurück denke. Es war damals die Zeit, wo alle Gegensätze scharf gegen einander schlugen und Schmidt war nicht der Mann, in seinem Feuereifer jedes Wort vorsichtig abzuwägen. Aber der letzte Grund seines Unwillens war immer ehrenwerth, es war der Haß gegen das Gemachte und Gleißende, gegen ungesunde Weichlichkeit und gegen eine anspruchsvolle Schönseligkeit, welche an den Grundlagen unseres nationalen Gedeihens, an Zucht und Sitte und deutschem Pflichtgefühl rüttelte mit einem Hochmuth, dessen letzte Ursache Schwäche des Talentes oder gar des Charakters war.

Jetzt wo diese Schwächen und Fehler überwunden oder mit anderen vertauscht sind, wird uns eine unbefangene Beurtheilung leichter. Damals galt es, das anspruchsvolle, noch mächtige Schädliche zu beseitigen. Es ist auch nicht richtig, daß durch die Bewegung des Jahres 1848 und deren Folgen bereits eine Besserung bewirkt war, und daß es absterbende Richtungen waren, welchen Julian den Krieg erklärte. Denn indem er verurtheilte, was in unserer Literatur krank war, wies er auch unablässig auf die Heilmittel hin, und wurde dadurch in Wahrheit ein guter Lehrer für die Jüngeren, welche falschen Vorbildern, die in unbekämpftem Ansehen stehen, zu folgen bereit sind. Ihn selbst haben die Gegenangriffe der Gekränkten, an denen es nicht fehlte, vielleicht einmal geärgert, nie beirrt.

Und doch, obgleich er als Kritiker dafür galt, daß ihm Anerkennung schwer wurde, stand er nichts weniger als kalt dem geschaffenen Dichterwerke gegenüber. Er hatte an allem wohl Gelungenen eine tief innige Freude und behielt vor ächter Poesie die Wärme und Begeisterung eines Jünglings bis in sein höheres Alter. Vor allem fesselte ihn originelle Zeichnung der Charactere, nächstdem die Grazie in Schilderung und Sprache. Die Darstellungsweise der Engländer war ganz nach seinem Herzen, den Zauber der wundervollen Färbung bei Dickens empfand er so voll, wie nur ein Engländer jener Zeit, und für die stärkeren Talente der Franzosen, z. B. für Balzac, fühlte er weit größere Sympathie als sein Mitredacteur. Wo er hohe Intentionen fand, wurde er auch durch große Mängel in der Ausführung nicht erkältet. Er wurde nicht müde, mit dem Schwulst und der Neigung zum Häßlichen bei Hebbel abzurechnen, und obgleich ihn in jedem neuen Werk desselben Vieles verletzte, so blieb ihm doch das Bedürfniß dieses Talentes Großartiges darzustellen, sehr ehrenwerth. Wo er vollends die Gabe fand, gesunde Menschen zu schildern, wurde er ein freundlicher Rathgeber. Er war es, der in der Presse zuerst das kräftige Talent Otto Ludwigs verkündete, und vollends Fritz Reuter hat keinen wärmeren und besseren Beurtheiler gefunden als ihn.

In gehobener Stimmung und mit schöner Herzensfreude trug er die Gestalten und Situationen jeder neuen Geschichte des wackeren Freundes in sich herum und wurde nicht müde sie in heiterer Gesellschaft zu rühmen. In derselben warmen Anerkennung eigenartiger Schilderung von Charakteren und Zuständen wurde er auch später ein Bewunderer und warmer Freund Iwan Turgenjew's. — Fand er aber in einer Dichternatur nicht viel von dem, was ihn kräftig anzog, so ging er in seiner Kritik an den Grenzen solcher poetischen Begabung herum, er bornirte sich gewissermaßen das, was ihm fremdartig blieb, und weil er dann, um seine Kälte zu rechtfertigen, mehr von den Schwächen als von dem Guten des Werkes sprach, so machte seine Kritik wohl einmal den Eindruck zu großer Strenge. Aber er selbst war, wo er später zu besserer Würdigung kam, sogleich bereit und eifrig, sein Urtheil zu corrigiren. Denn immer urtheilte er ehrlich seiner eigenen Natur gemäß und ehrlich gegen die Kunst, nur um der guten Sache willen, und immer vom Standpunkt eines tüchtigen Mannes und eines wackeren Deutschen. Und diese Eigenschaft hat ihm, dem Kritiker, bei der jüngeren Generation auch zuerst seine Bedeutung verschafft, denn bei einer Kritik sucht der Leser geradeso wie bei der Geschichtschreibung nicht nur geistvolles Urtheil, sondern über Allem in dem Beurtheilenden einen Mann, in dessen Charakter er Vertrauen setzen kann.

Langjährige fortgesetzte Beschäftigung mit Kritik, zumal mit ästhetischer, bereitet auch dem Kritiker Gefahren, leicht wird die Fähigkeit gemindert, Neues warm aufzunehmen, eine gewisse Sättigung macht anspruchsvoll, und die Gewöhnung nach festgewordenen Ansichten zu urtheilen, bedroht mit Einseitigkeit. Deshalb ist besonders bezeichnend für die Tüchtigkeit Julian Schmidts, daß er mit den Jahren nicht absprechender und mürrischer, sondern milder, vielseitiger und anerkennender wurde.

Die Wochenschrift setzte sich allmählich bei den Lesern fest, sie erwarb sich die Achtung, welche selbständiger Ueberzeugung und dem festen Ausdruck derselben von den Deutschen niemals versagt wird. Sie gewann auch gute und bedeutende Mitarbeiter, unter diesen Viele, welche seitdem in der politischen Literatur unserer Nation Bedeutung gewonnen haben, außerdem namhafte Gelehrte: Philologen, Historiker und Kunstschriftsteller, welche einem größeren Leserkreis neue Funde der Wissenschaft und den Gewinn eigener Forschung entgegen brachten, darunter eine lange Reihe unserer besten Namen.

Allerdings gelang es nie, dem Blatt die Fülle und Reichlichkeit der Beiträge zu verschaffen, deren eine große Revue bedarf; die besten französischen und englischen Unternehmungen blieben nach dieser Richtung ein unerreichtes Vorbild. Der kleinen Wochenschrift war die Vielseitigkeit

Deutschlands hinderlich, die Enge unserer Verhältnisse und die immer noch bescheidene Abonnentenzahl des Blattes. Oft blieb zufällig, ob eine wichtigere literarische Erscheinnng oder ein größeres Tagesinteresse in dem grünen Umschlage die geeignete Besprechung fand, und es fehlte auch nicht an solchen Wochen, in denen der Mangel an gutem Manuscript dazu zwang, sehr Unbedeutendes zu bringen. Trotzdem sagt die Behauptung wohl nicht zu viel, daß die Grenzboten einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung der jungen Generation ausgeübt haben, und daß sie allmählich den Ruhm erworben, daß in ihr viel von deutscher Einsicht und deutschem Gewissen zu Tage kam. Das Hauptverdienst aber dieses Erfolges in den dreizehn ersten Jahren herben Kampfes gegen eine öde Reaction und gegen die Muthlosigkeit und Zerfahrenheit im Volke kommt Julian Schmidt zu, der Regelmäßigkeit seines Fleißes, seiner festen Vaterlandsliebe, dem unerschütterlichen Vertrauen zu der Tüchtigkeit der Nation und zu der Kraft des preußischen Staats, und seiner tapferen Rücksichtslosigkeit. Denn er schrieb in dieser ganzen Zeit fast ausschließlich die politischen Berichte über die preußischen parlamentarischen Verhandlungen, den größten Theil der Urtheile über neue Bücher und vor Allem die größeren Aufsätze über die herrschenden Richtungen und hervorragenden Werke der deutschen, französischen und englischen Literatur.

Julian Schmidt war ein schneller Arbeiter, pünktlich im Abliefern des Manuscriptes, Freude und Trost der Setzer; die Gedanken strömten ihm voll und gleichmäßig aus der Feder, auf den Seiten, die er von oben bis unten zu beschreiben liebte, fand sich selten ein Wort corrigirt. Die Rückseite seiner Concepte war in der Regel mit algebraischen Formeln beschrieben, solches Rechnen trieb er unabläßig als Privatvergnügen zur Erholung.

Mit der Redaction wechselten wir nach den ersten Semestern halbjährig, und da ich einen Theil des Sommers auf dem Lande zubrachte, so machte sich's, daß Schmidt im Sommer, ich im Winter die Redactionsgeschäfte besorgte, dadurch erhielt jeder von beiden für ein halbes Jahr Muße zu größerer Arbeit. Doch war bei diesem Wechsel nicht zu vermeiden, daß Verschiedenheiten in der Behandlung der Eingänge bemerkbar wurden. Schmidt hatte z. B. eine souveräne Stimmung gegenüber dem Mannigfaltigen, wodurch ein Blatt den Lesern anmuthig zu werden sucht, und besserte ungern an dem mangelhaften Stil solcher Artikel, welche aus der Fremde kamen und wegen des zeitgemäßen Stoffes nicht zu verachten waren; ja er schrieb lieber ein halbes Heft selbst, als daß er verstruweltes Gedanken und Sätzen den redactionellen Bürstenstrich vergönnte. Deshalb [illegible] es, da der treue Kaufmann längst nach England gegangen war, und

da das sächsische Preßgesetz ein Landeskind zum verantwortlichen Redacteur forderte, allmählich wünschenswerth, einen besonderen Redacteur zu bestellen. Damals war Moritz Busch aus Amerika zurückgekehrt, und hatte in dem Blatt ein ganz ungewöhnliches Talent für Schilderungen und erzählende Artikel erwiesen. So wurde er 1857 zum Redacteur bestellt. Und es soll bei dieser Gelegenheit gesagt werden, daß er durch eine Reihe von Jahren mit treuer Hingabe für das Blatt thätig war, zum großen Nutzen für die Grenzboten und zur Freude der Eigenthümer, und daß er in dieser Zeit uns Beiden auch im persönlichen Verkehre werth und vertraulich wurde. Erst in den Jahren 1865—1866 zog ihn das Schicksal in andere Bahnen.

Unterdeß hatte Schmidt auch sein eigenes Lebensglück redigirt, er hatte sich eine liebenswerthe Gattin aus einem niederdeutschen Pfarrhause geworben, sie wurde die Vertraute seiner Gedanken, das höchste Glück seines ganzen späteren Lebens. Vergnügt richtete er sich einen kleinen Haushalt ein und verlebte von da einige friedliche Jahre, freilich in doppelt angestrengter Thätigkeit. Die erste Ausgabe seiner Literaturgeschichte war erschienen, sein Ruf als Kritiker festgestellt; auch gesellschaftlich hatte er sich in Leipzig eingelebt, die früheren Tischgenossen Jahn und Mommsen waren fortgezogen, aber Heinrich v. Treitschke, damals in blühender Jugend, wurde den Grenzboten ein lieber Genosse, Freude und Stolz des Kreises, und Karl Mathy kam als Director der Creditanstalt nach Leipzig. Mathy trug dem kleinen Häuptling Julian eine große Hochachtung und Zuneigung entgegen, und bald entstand daraus eine herzliche Freundschaft. Seitdem gab es wohlthuenden Familienverkehr und täglich anregendes Männergespräch bei einem guten Trunk, zu dem sich am runden Tisch eine Anzahl gescheuter und tüchtiger Leipziger mit den Grenzboten zusammenfand.

Julian Schmidt hatte der Zeitschrift dreizehn Jahre angehört, als ihm 1861 von Berlin aus der Antrag gestellt wurde, dort unter sehr günstigen Bedingungen die Leitung einer neuen, unabhängigen Zeitung zu übernehmen. Er erhielt dadurch die Aussicht auf eine größere Thätigkeit und auf festere Stützen seines äußeren Lebens. Als er sich entschloß, dem Ruf Folge zu leisten, da durften seine alten Freunde zwar unsicher sein, ob das Zeitungswesen ihm auf die Dauer gedeihen könne, aber daß er selbst in dem literarischen Treiben der großen Stadt sich ehrenvoll behaupten werde, das war uns Allen zweifellos. In seinen Antheil an den Grenzboten trat Max Jordan. Die neue Zeitung dauerte nicht, Schmidt aber gewann in der Hauptstadt Achtung und Anerkennung und eine neue Heimath, die ihm sehr lieb wurde. Der kleine Haushalt, in

dem er mit der geliebten Frau waltete, wurde eine Stätte, an welcher sich viele der besten und vornehmsten Geister der großen Stadt an dem Frieden, der seelenvollen Heiterkeit und den klugen Gedanken eines alten Vorkämpfers der deutschen Journalistik erfreuten. Denn durch sein ganzes Leben trug er in sich den Adel einer guten und kräftigen Menschennatur, Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Gesinnung, die Unschuld einer Kinderseele bei gereiftem Urtheil und einem hochgebildeten Geiste, als ein reiner und guter Mann ohne Falsch, warmherzig, treu seinen Freunden.

G. Freytag.

Onno Klopp gegen den Großen Kurfürsten.

Von

Ernst Berner.

Onno Klopp „Das Jahr 1683 und der große Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz 1699". Graz, Styria. 1882. 4°. XIV, 580 S.

Es mag auf den ersten Blick zweifelhaft erscheinen und ich habe selbst lange gezweifelt, ob es sich lohne, eine Darstellung brandenburgisch-preußischer Politik aus der Feder des Herrn Onno Klopp einer kritischen Würdigung zu unterziehen. Indessen der Umstand, daß das Buch, mit dem Klopp neuerdings die deutsche Literatur bereichert hat, in der That neues und schätzenswerthes Material bringt, mithin also, wenn es auch nicht als eine abschließende Darstellung wird angesehen werden können, stets volle Beachtung wird finden müssen, legte die Nothwendigkeit einer eingehenden Besprechung doch nahe. Ja diese schien um so mehr geboten, als auch Klopp wie Janssen seine Geschichtsschreibung mit dem Mantel ernster Wissenschaftlichkeit drapirt, als die Resultate seiner Forschung durch die Caplanspresse in die weitesten, oft gewiß nicht urtheilsfähigen, Kreise getragen wurden*) und zwar in Ausdrücken, die kaum wiederzugeben sind, und als ferner diejenigen Persönlichkeiten, die Klopp sonst zu verunglimpfen beliebt, die ihnen gebührende Rechtfertigung bereits gefunden haben**), während Klopps Angriffe auf des Kurfürsten Friedrich Wilhelm

*) Vgl. Hist.-polit. Blätter f. d. kath. Deutschl. Bd. 90 S. 561—84 und 655—68 bes. S. 575ff. Stimmen aus Maria Laach Jhrg. 1883. Auch Hessische Blätter 1886 Nr. 20.

**) Wir können auf eine Würdigung der nicht brandenburgischen Partien des Buches hier verzichten, da K. Uhlirz in dem Inst. f. österr. Geschforsch. V, 325—349 in einer lichtvollen Besprechung sämmtlicher zur Säcularfeier der Befreiung Wiens herausgegebenen Schriften darüber gehandelt hat. Auch er weist schon darauf hin, wie die Beurtheilung des Großen Kurfürsten durch Klopp den Gesetzen historischer Forschung in keiner Weise entspricht. Unrichtig ist, wenn wir etwas hervorheben sollen, die Notiz, O. Klopp stände bei seiner Beurtheilung des Großen Kurfürsten völlig unter dem Einfluß der Schilderungen des Prinzen von Oranien und des Grafen Waldeck. Klopps Urtheil hat vielmehr Anspruch auf Selbständigkeit.

Politik bisher nicht widerlegt sind, gewisse Kreise dieselben also nach dem alten Grundsatz cum tacent clamant mit einem gewissen Schein des Rechtes ausnutzen könnten. Und das um so mehr, als auch sonst das Verhalten des Kurfürsten in den Jahren nach dem Abschluß des Friedens von Nymwegen oft auf das Ungünstigste beurtheilt, demselben nicht die gebührende Würdigung zu Theil geworden ist, als die französische Allianz, in der der Kurfürst damals stand und die Abwesenheit brandenburgischer Truppen bei einem für Deutschland, ja Europa so hochwichtigen Ereigniß wie die Befreiung Wiens von den Türken war auf der einen Seite Haß, auf der anderen eine gewisse Trauer hervorgerufen haben, während in Wirklichkeit gerade durch die brandenburgische Politik jener Tage ein Unheil von Deutschland abgewehrt ist, dessen Größe heut gar nicht mehr zu übersehen ist.

Aus diesen Gründen scheint es eine dankenswerthe Aufgabe, in Verbindung mit einer eingehenden Kritik des O. Kloppschen Buches, eine Darlegung der brandenburgischen Politik jener Tage zu versuchen.

Die Methode Klopps ist dieselbe, die Janssen anwendet.

Er perlustrirt möglichst viele Schriften und Actenstücke, um Aeußerungen von Staatsmännern aller Art, die den jeweiligen Bestrebungen Brandenburg-Preußens entgegentraten, zusammenzusuchen und durch geschickte Verwerthung derselben die Dinge so darzustellen, wie sie in seine politische Denk- und Anschauungsweise passen, d. h. so, daß die Genesis des preußischen Staats als eine Kette von Handlungen der schlimmsten Niedertracht und die Persönlichkeiten der Herrscher aus dem Hause Hohenzollern als Ausbünde aller moralischen Verworfenheit erscheinen.

Unbetheiligte Zeitgenossen, so leitet Klopp seine Charakteristik des Großen Kurfürsten ein, maßen demselben viele bedeutende Eigenschaften bei, nur nicht diejenige der Rechtschaffenheit. Der Vergleich, den Friedrich der Große einmal zwischen seinem Urgroßvater und Ludwig XIV. aufstelle, daß nämlich dieser durch Zahlung von Subsidien seine Völker maßlos bedrückt, jener durch Annahme von Subsidien seine Völker erleichtert habe, sei zwar richtig, habe aber auch eine Kehrseite, nämlich die, daß der Zahlende der Herr, der Bezahlte der Diener sei. Und so geht es fort durch das ganze Buch, der Große Kurfürst ist Ludwigs XIV. bezahlter Diener, Verräther an Kaiser und Reich, der schlaueste Fuchs im Reich und Verrath, Sündenlohn, Dienstverhältniß zu Frankreich, Schande und Felonie werden ihm immer wieder vorgeworfen.

Die Actenstücke, mit denen Klopp hauptsächlich operirt, sind die Berichte des kaiserlichen Gesandten in Berlin, des Grafen Lamberg. Bedauerlich ist nur, daß er diese in seinen zahlreichen Anlagen nicht abge-

druckt hat. Wir würden dadurch, wenn auch nicht die Politik des Kurfürsten in ihren Motiven, so doch die Ansicht des Grafen Lamberg, vielleicht auch des kaiserlichen Hofes über dieselbe erfahren*) Nur zwei dieser Berichte ist O. Klopp naiv genug mitzutheilen in der Meinung, Schlüsse aus ihnen auf des Kurfürsten und seiner Minister Abscheulichkeit zu ziehen, während sie thatsächlich eine Erklärung der brandenburgischen Politik sind, wie sie besser kaum gewünscht werden kann. Daneben benutzt O. Klopp Pufendorfs Werk über den Kurfürsten, ab und zu sind auch die zwölf Bücher preußischer Geschichte citirt, daß aber eine Geschichte der Preußischen Politik existirt, davon weiß Klopp Nichts**). Nirgend ist sie citirt, nirgend auch nur einer Polemik für würdig gehalten, vielmehr Alles, was Droysen aus den preußischen Archiven herbeigebracht hat (um von der Darstellung ganz zu schweigen) ignorirt worden. Das aber ist die Signatur der gesammten brandenburgischen Partien in Klopps Buch: die straffe preußische Art in ihrer bündigen, oft derben, oft ironischen Offenheit, wie sie in der „Geschichte der Preußischen Politik" so lebenswahr dargestellt ist, sie ist nicht nach seinem Geschmack am wenigsten dann, wenn sie, wie nach dem Frieden von Nymwegen, in so fester und zielbewußter Weise der Hauspolitik der Habsburger gegenüber das deutsche, oder nun gar das brandenburgische Interesse vertritt.

Allerdings sollte man meinen, daß es bekannt genug sei, in wie schmählicher Weise dieser Frieden von dem Kaiser mit Ludwig XIV. abgeschlossen war, so schmählich, daß Leopold selbst die ihm entgegen gebrachten Glückwünsche nicht recht anzunehmen wagte, man Gott auch, wie er sagte, für Calamitäten danken müsse. Man sollte meinen, daß es unbedingt feststehe, daß die Alliirten den Kurfürsten im Stich gelassen, daß

*) Um so mehr ist es zu beklagen, daß A. F. Pribram seine willkommenen Arbeiten nicht schon auf die hier in Betracht kommenden Jahre erstreckt hat. Sein Urtheil über die brandenburgische Politik, wie er es auf der ersten Seite seiner Schrift Oesterreich und Brandenburg 1688—1700 kurz angiebt, würde dann auch wohl anders ausgefallen sein. Wenn derselbe eine, sachlich ziemlich unbedeutende, gelegentlich (Histor. Zeitschr. N. F. XVI, S. 92) von mir gemachte Bemerkung über den Ursprung des Friedrich III. vorgeschlagenen Titels „König der Vandalen" dahin berichtigen zu müssen glaubt, daß der Pater Bota denselben zuerst gemacht habe, wie aus seiner bei Droysen Gesch. d. Pr. Pol. IV, 4 S. 221 ff. abgedruckten Denkschrift und seinen bei M. Lehmann Der Preuß. Staat und die kath. Kirche I, 452 ff. abgedruckten Schreiben vom 8. Mai 1700 hervorgehe, so trifft dies nicht zu. Der Vorschlag ist viel älter, ich selbst habe an jener Stelle bemerkt, daß ihn, so viel ich sehe, Hocher zuerst gemacht habe, und dies ist spätestens 1679, also erheblich früher als die Denkschrift oder der Brief Botas verfaßt wurde, geschehen. (Pufend. lib. XVIII § 1: Sane nota est Pauli Hocheri vox negantis Pomeraniam electori relinquendam, quod ipsi nolint regem Vandalorum habere.) Dies mag hier bemerkt sein, weil die Sache einmal angeregt ist.

**) Auch der III. Band der Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der die brandenburgische Beziehungen zu den Niederlanden jener Zeit behandelt, ist nicht herangezogen worden.

der Kaiser, vornehmlich um den Kurfürsten, dessen glänzender Erfolg gegen die Schweden seinen Neid und seine Befürchtungen erweckt hatten, und ohne Rücksicht auf die Anerbietungen des Kurfürsten zu nehmen, mit Ludwig abschloß*). — Nicht so Herr Klopp. Es seien allerdings, so stellt derselbe die Dinge dar, im Rathe des Kaisers Stimmen laut geworden, welche unter Hinweis auch auf die brandenburgische Hülfe die Fortsetzung des Krieges empfahlen, aber nicht umsonst seien vom Kurfürsten, wie andere dagegen hervorhoben, Boten nach Paris gesandt, den Inhalt dieser Botschaft habe man in Wien zwar damals noch nicht gekannt, dieser aber — und auf den komme es an — habe darin bestanden, daß der Kurfürst dem Könige für den Besitz Pommerns seine Dienste zur Erlangung der römischen Kaiserkrone angeboten habe. Als Beweis dafür erwähnt Klopp nach Mittheilung eines Citats aus Pufendorf — wonach der brandenburgische Gesandte in London dem dortigen französischen die Geneigtheit des Kurfürsten für Frankreich gegen Ueberlassung von Pommern zu arbeiten in Aussicht gestellt hat — die Ankunft des d'Espense in Paris Juni 1678, der allerdings nicht als Gesandter, sondern als Privatmann gekommen sei. Derselbe geht aber weder als Privatmann noch als Gesandter des Kurfürsten zu Ludwig, sondern war von diesem an jenen, ihn zu Particularverhandlungen zu bewegen, gesandt und kehrt zu Ludwig natürlich mit einer Antwort des Kurfürsten zurück**), in der aber — wenigstens soweit man aus Pufendorf ersehen kann, den Klopp allein als Quelle anführt — von der Kaiserkrone durchaus nicht die Rede ist. Klopps Behauptung ist daher ohne Beweis. In der That aber hat der Kurfürst, was Klopp nicht weiß, durch Rescript vom 26. Juni 1678 seinen nach Paris gesendeten Minister Meinders den Auftrag gegeben, dort die Kaiserkrone in Aussicht zu stellen. Nur daß dieser Auftrag sowohl wie auch die beiden Angaben Klopps nicht wie dieser fälschlich angiebt, vor, sondern nach dem Vertragsbruch der Holländer fallen, und daß es gewissenlos vom Kurfürsten gewesen wäre, wenn er nicht mit Ludwig zum Schluß zu kommen versucht hätte, als alle Alliirten mit Ludwig unterhandelten, als Oranien, die Staaten und der Kaiser durch die Ludwig und den Schweden zugestandene Concession der völligen Rückgabe Pommerns den Bruch schon offen documentirt hatten. Deshalb kann es auch nur Unwissenheit oder Perfidie der Friedenspartei in Wien gewesen sein, wenn dieselbe, wie Klopp mittheilt, als Grund für den Frieden

*) Man bekannte z. B. dem holländischen Gesandten in Wien gegenüber offen, daß man im letzten Kriege und namentlich bei den Friedensverhandlungen Brandenburg viel Grund zur Unzufriedenheit gegeben habe. Bruijninex an den Griffier Wien 8. Jan. 1682 Urk. und Aktenst. zur Gesch. des Gr. Kurf. III, 643.

*) Pufendorf lib. XVI § 76 ist hier ungenau. S. Droysen Gesch. der Pr. Pol. III, 3, 415.

des Kurfürsten Sendung nach Paris hinstellten, wie ja denn auch thatsächlich die kaiserlichen Räthe in Nymwegen die Abreise Meinders nach Paris für durchaus unbedenklich ansahen, auch nach derselben versicherten, daß sie nicht ohne Communication mit Brandenburg abschließen würden. Erst als man nach Abschluß des Friedens dem Kurfürsten gegenüber um ein Moment der Entschuldigung in Verlegenheit war, verfiel man auf den Gedanken, dem Kurfürsten das als abscheuliche Sünde und als Grund für den Friedensschluß des Kaisers anzurechnen, was der Kaiser und alle andere Verbündeten vor ihm gethan. Das Anerbieten des Kurfürsten wegen der Kaiserkrone hat damals aber Niemand als Grund des kaiserlichen Friedensschlußes angeführt, denn davon wußte man ja Nichts. Erst Herr Klopp ist in der glücklichen Lage in diesem, wie er selbst gesteht, dem Kaiser unbekannten Umstande ein Motiv des Kaisers zum Abschluß des Friedens finden zu können — natürlich nicht mit ausdrücklichen Worten, sondern verschleiert, doch so daß der Leser davon überzeugt ist.

Aber auch den nach erfolgtem Abschluß des Nymwegener Friedens vom Kurfürsten mit Ludwig eingegangenen Frieden von S. Germain weiß Klopp mit derselben Gewandtheit so darzustellen, als ob dieser Brandenburg so tief demüthigende Frieden dem Kurfürsten heimliche Vortheile gebracht hätte. Durch ein flehendes Schreiben*), heißt es, habe sich der König rühren lassen und wenn auch der Kurfürst zur Rückgabe von Pommern sich habe entschließen müssen, so verpflichtete sich doch der König dem Kurfürsten binnen zwei Jahren 300000 Thaler zu zahlen. Es sei vielleicht einzig in seiner Art, bemerkt Klopp dazu, daß der Sieger dem Besiegten einen erheblichen Theil der Kriegskosten bezahle. Wahrlich, so viel Worte, so viel platte Verkehrtheiten, so schön der Satz auch klingt. Denn zunächst ist in diesem Kampfe der Große Kurfürst denn doch wohl trotz des unseligen Friedensschlusses nicht der Besiegte, sondern — soweit er zur Action gekommen — der mit seltenem Ruhm bekränzte Sieger gewesen. Ja damals war, wie sogar der von O. Klopp sonst natürlich viel benutzte Biograph Leopolds, Wagner schreibt, in ganz Deutschland allgemeine Verwunderung, daß der Besiegte alles behalte, der Sieger nichts als die Schande. Noch weniger aber steht die ganze Behauptung mit der thatsächlichen Wahrheit im Einklange, sie erhält vielmehr ihr rechtes Licht erst, wenn man sich erinnert, daß gerade die Freunde des Herrn Klopp, die Braunschweiger, und zwar gerade in dem Frieden, den sie eben damals mit Ludwig abschlossen, ebenfalls und zwar genau dieselbe Summe als Kriegskostenentschädigung von Ludwig erhielten**) — und daß Hr. Klopp dies

*) S. dasselbe bei Mignet.

**) Luneburgicos duces electori a rege haut aequiparari sed iis ideo tantum

verschweigt. Oder sollte der gewiegte Kenner der Welfen-Historie dies nicht wissen? Aber so geschickt hier durch die Satzwendung resp durch Verschweigen des Kurfürsten Verhalten als in seiner Schmählichkeit vielleicht einzig geschildert wird, so großartig ist die Kühnheit, mit der die Summe, die Ludwig concedirt, als eine erhebliche bezeichnet wird. Denn wenn zur Erhärtung dieses Wortes angeführt wird, daß zwei Jahre später Karl II. von England sich für die jährliche Lieferung etwa derselben Summe die hier einmal gezahlt wird, von Ludwig „kaufen" ließ, so fragt man sich vergebens wo die Berechtigung zum Vergleich dieser ganz verschiedenen Dinge und ganz verschiedenen Summen liegt. Wir haben keinen Anhalt*); den wirklichen Kostenaufwand des Kurfürsten in jenem Kriege genau zu bestimmen: das aber leuchtet ohne Weiteres ein, daß derselbe ganz erheblich höher als der der Braunschweiger, die doch ganz dieselbe Summe erhielten, gewesen sein muß, und ebenso einleuchtend ist, daß, wenn Ludwig XIV. in der Defensiv-Allianz vom 22. Januar 1682 dem Kurfürsten im Kriegsfalle jährlich 300000 Thaler zu zahlen verspricht, eine Summe, die 1682 als Zuschuß zu den Kriegskosten eines Jahres angesehen wird, im Jahre 1679 nicht eine erhebliche Entschädigung für die Kosten eines fast fünfjährigen Krieges gegen Frankreich und Schweden sein kann**). Am besten aber geht die Methode Klopps daraus hervor, daß er auf der folgenden Seite die Zahlung von jährlich 100000 Livres auf zehn Jahre an den Kurfürsten für erstaunlich gering erklärt, einer Summe, aus der sich der Werth jenes einmaligen „Geschenks" von 300000 Thaler uns noch klarer stellen soll. Es offenbart sich, was Klopp will. Hier ist die Summe eine erhebliche, d. h. der Leser hat zu vermuthen, der Kurfürst habe sich zum Nachtheil des deutschen Vaterlandes in eine besonders enge Allianz mit Ludwig eingelassen und werde deshalb von ihm gewissermaßen protegirt, dort ist die an sich ja weit größere Summe „erstaunlich gering", weil die vom Kurfürsten in dem Tractat, durch welche die Summe ihm zugebilligt wird, bezüglich der Kaiserkrone

pecuniae datum, quod primi e borealibus foederatis pacem amplexi sint, ac abrupto semel vinculo reliquis sequendi necessitatem attulerint. Diese sehr bezeichnende Antwort erhält Meinders in Paris. Pufendorf a. a. O. lib. XVII § 79 a. E. Vergl. auch Droysen a. a. O. Akt. 611 und S. 441 und die hier angeführte Stelle Actes et Mém. de la paix de Nimègue III, 332.

*) Die Angaben bei von Orlich, Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst und Geschichte des preußischen Staats im 17. Jahrh. I sind, obwohl sie natürlich leicht erkennen lassen, daß die Unterhaltungskosten der Armee ganz unverhältnißmäßig höher sind als die von Ludwig gewährte Entschädigung, doch keineswegs bestimmt genug, um auf sie eine Berechnung zu stützen.

**) Auch giebt schon von Mörner Kurbrand. Staatsverträge S. 411 an „um ihn (sc. den Kurfürsten) in Etwas für die Kosten . . . des Krieges zu entschädigen". Auch Pufendorf übersetzt . . . in compensationem damnorum et certo modo sumtuum et expensarum quas durante cursu huius belli pertulit, solvatur . . .

gemachten Zugeständnisse als solche dargestellt werden müssen, die demselben herzlich leicht geworden sind.

Damit ist denn Klopp beim Vertrage vom October 1679 angelangt*), von dem er die von der deutschen Kaiserkrone handelnden Artikel anführt und daran die Bemerkung knüpft, daß derselbe für Deutschland der Ausgangspunkt einer Zeit sei, die an Verlust, an Jammer und Schande schwerer wog, als ein sehr unglücklicher Krieg. Mit dieser Bemerkung kommen wir zur allgemeinen Diskussion, denn sie ist es, die die Voraussetzung der weiteren Kloppschen Deductionen bildet, und weil sie grundfalsch ist, darum sind es auch diese Deductionen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Kurfürst den Kampf mit Frankreich begonnen auf Veranlassung des Reichs, daß ihm dasselbe seine rheinischen Besitzungen garantirt, ihm feierlich erklärt hatte, ihm wegen des erlittenen Schadens behörige Satisfaction zu geben, daß jeder der Alliirten sich im Vertrage vom 1. Juli 1674 besonders verpflichtet hatte, keinen Separatfrieden mit Ludwig zu schließen, daß dann derjenige Mann, der nächst dem Kurfürsten selbst der energischste Kämpfer gegen Ludwig war, der Prinz von Oranien, der Erste war, der ihn im Stich ließ, daß dann der Kaiser ihm ebenfalls die Treue brach, seinen Frieden mit Frankreich und Schweden machte, wesentlich weil er sich nicht schuldig fühlte, den Krieg zu continuiren, um andere groß zu machen**): wenn man sich vergegenwärtigt, daß durch die Tücke und den Verrath der Alliirten die großartigen Erfolge des Kurfürsten einfach zu Nichte gemacht wurden, da ist's wohl klar, daß der Kurfürst empört war über diese Alliirten, daß er aufwallte im heftigsten Zorn sittlicher Entrüstung über den schamlosen Verrath, der ihn zwang, den unglückseligen Frieden von S. Germain zu schließen. Aber zutreffend wäre es doch nicht, wollte man, wie es meist geschieht, das Verhalten des Kurfürsten während der folgenden Jahre aus einem Gefühl der Rache erklären; eine Politik des Augenblicks***) mag dasselbe genannt werden, aber dem Unwillen, den der Kurfürst über seine Alliirten empfand, hat er einen maßgebenden Einfluß auf seine Politik doch nicht eingeräumt. Selten vielmehr, sehr selten mag wohl die Klugheit und

*) Es geschieht dies mit der merkwürdigen Wendung: „Obwohl in jenem Lobe Ludwig XIV. für den Kurfürst das Wort Allianz vorkommt, so bezog es sich doch zunächst nur auf den Friedensvertrag." Jenes Lob? fragt man verwundert und ist überrascht es in den Worten des Königs im Friedensinstrument finden zu sollen: Pour le dédommager de ses dépenses et pour lui faire connaître le plaisir avec lequel il le voyait rentrer dans son alliance. Es hieße wirklich Eulen nach Athen tragen, hierzu ein Wort zu sagen. Als ob Klopp noch nie einen Vertrag gelesen hätte!

**) Vergl. Droysen a. a. O. S. 402 ff. und L. von Ranke Zwölf Bücher Pr. Gesch. I und II, 325 ff.

***) L. von Ranke Zwölf Bücher Preuß. Gesch. I und II, 335/336.

ſcharf berechnende Vorſicht in ausgiebigerem Maße in den Dienſt der Politik geſtellt ſein, als es gerade in den Jahren nach 1679 vom Großen Kurfürſten geſchehen iſt, ſo kühn und überraſchend, ja ſo verwickelt ſie oft auch ſein mag.

Allerdings war es der bisher verfolgten Politik des Kurfürſten ganz conträr, wenn derſelbe jetzt beſchloß, mit Frankreich ſich zu verbünden, ja Ludwig ſelbſt zur Erlangung der Kaiſerkrone ſeine guten Dienſte anzubieten. Wer wollte es leugnen, daß dies Anerbieten etwas Ungeheuerliches war und bedenkliche Gefahren in ſich ſchloß! Hat doch der Kurfürſt wie kein andrer ſeiner Zeit gearbeitet für das deutſche Reich, lag doch ſein Streben für Deutſchland ſo klar am Tage, daß der franzöſiſche Diplomat Courtin zu Brandt ſagen konnte: Vous me faites rire quand vous parlez de l'empire, il n'y en a plus, c'est Mr. l'Electeur qui en veut faire. Dahin alſo war es gekommen, daß der Franzoſe die Exiſtenz des Reichs überhaupt nicht mehr anerkannte, allein des Kurfürſten Politik ſuche ein ſolches herzuſtellen — und der Franzoſe mußte dies ja am beſten wiſſen.

Es war in der That nichts als die zwingende Nothwendigkeit, die den Kurfürſten zu dieſem Schritte zwang, ihn am Abend ſeines Lebens nöthigte, bei demjenigen Hülfe zu ſuchen, den er bislang auf das heftigſte bekämpft, Hülfe auch gegen diejenigen, denen er Rettung zu bringen geſucht hatte, die ihrerſeits wiederum ihn zu ſtützen reichlich Veranlaſſung hatten, die ihm aber mit ſchnödem Verrath gedankt hatten.

Doch ehe wir auf die Sache ſelbſt eingehen, müſſen wir hier Verwahrung dagegen einlegen, Anſchauungen und Begriffe, die wir heute vom deutſchen Reich und deutſchen Vaterland haben, auf eine Zeit zu übertragen, in der, wenn überhaupt, ſo doch nur in ganz geringem Maße von ſolchen Anſchauungen die Rede ſein kann. Jene Zeit, in der z. B. nicht nur die rheiniſchen Fürſten wie Ludwigs Vaſallen, ihr Heil bei Frankreich ſuchten, ſondern auch die Welfen, Baiern, Sachſen bei Ludwig antichambrierten und ſeine Gunſt zu erwecken ſuchten, da der Kurfürſt von Baiern ſich von Ludwigs Gnaden zum deutſchen Kaiſer erheben und ſich die Krone Böhmens zur Ausſtattung geben laſſen wollte, da die vier rheiniſchen Kurfürſten dem Könige von Frankreich ihre Stimme zur Kaiſerwahl verſprachen, jene Zeit in der man in Wien dem brandenburgiſchen Geſandten erklärte, es ſei nichts daran gelegen, ob man die rheiniſchen Kurfürſten in Frankreichs Arme triebe, ob Frankreich, Mainz, Köln, Koblenz, den ganzen Rheinſtrom nehme, das Reich werde dann endlich die Augen aufthun, da der Reichsvizekanzler erklärte, es komme nicht darauf an, ob ein Paar Reichskreiſe ruinirt würden, da der Kaiſer ſelbſt deutſche Länder ohne Scrupel dem Feinde überließ.

In solcher Zeit, deren Signatur eben die alleinige Geltung des Sonderinteresses der einzelnen Fürsten und der vollständige Mangel an Bewußtsein von deutscher Pflicht und deutscher Politik war, hat man wenig Recht, von einem allgemeinen nationalen Bewußtsein zu sprechen. Andrerseits ist es doch aber ganz verkehrt zu glauben, die deutsche Kaiserkrone sei bei Oesterreich damals in nationalen Händen gewesen. Deutsch war die Politik der Habsburger doch nur in dem Maße und so lange, als es das Interesse des Habsburgischen Reichs erforderte, sie hörte auf deutsch zu sein, sobald das Interesse dieses Reichs ein anderes war, und es gehört ein gehörig geschütteltes Maß von Phantasie, ein Uebertragen unserer heutigen Auffassung von der deutschen Kaiserwürde dazu, den kaiserlichen Hof, an dem man nicht deutsch, sondern italienisch und lateinisch sprach, für einen deutschen, das Interesse der Länder des Kaisers, die zu den Lasten des Reichs nicht das Mindeste beitrugen, für das des deutschen Reichs zu halten*). Und gerade damals strebte das Haus Habsburg nach der spanischen Succession, durch deren Realisirung es erst recht eine auswärtige Macht werden mußte, und wer nicht absichtlich die Augen vor den Thatsachen verschließt, sieht leicht, daß kein anderes Motiv die Politik Leopolds damals bestimmte, als die Frage der spanischen Erbfolge. Da ergab sich denn aber leicht die Frage, welcher von beiden auswärtigen Mächten es gerathener sei, die deutsche Kaiserkrone zuzuwenden, ob der französischen, deren aggressiven Uebergriffen dadurch ein Halt geboten werden konnte, oder wieder der spanisch-österreichischen, der man sie schon einmal zugewendet und deren maßloser qua deutscher Kaiser geübter antideutscher Politik nach Innen und Außen man durch Entziehung der Kaiserkrone ein Ende machen konnte.

Der Kurfürst von Brandenburg indessen hatte damals eine solche Wahl überhaupt nicht mehr, vielmehr war es die bittere Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, die ihn zwang. (Es mag ja sein, daß Klopp das Motiv der Selbsterhaltung beim Kurfürsten von Brandenburg für unmoralisch erklärt, da er aber von der Pflicht der Selbsterhaltung des Kaisers spricht, so können wir dies seiner gewissenhaften Beurtheilung anheimstellen und erinnern nur daran, daß nicht nur die Selbsterhaltung als vielmehr überhaupt ein kluger und wohlbedachter Egoismus ebenso eine moralische Pflicht des Staates ist, wie umgekehrt die Tugenden auf-

*) S. die doch unwiderlegten, weil unwiderlegbaren Ausführungen bei H. von Sybel Die deutsche Nation und das Kaiserreich Düsseldorf 1862 bes. S. 104 ff. Der Große Kurfürst habe Oesterreich für unfähig zur Führung des Kaiserthums erklärt, dasselbe meint übrigens auch der Kur-Erzbischof von Mainz, s. Droysen a. a. O. S. 482.

besetzt blieb, daß Schlettstadt und Colmar stark befestigt wurden, daß eine Ueberrumpelung Straßburgs schon seit dem Frühjahre 1679 gefürchtet wurde, daß Ludwig bei Dünkirchen und im Canal eine starke Flotte und Armee zusammenzog, schon waren vielmehr die Reunionskammern errichtet und übten ihre alles verhöhnende Thätigkeit. Und wenn Klopp selbst angiebt, daß das erste Gewalturtheil derselben am 1. September 1679 erging und er doch recht gut weiß, wie lange Ludwig zögerte, das Bündniß mit Brandenburg zu schließen, und daß andererseits die Reunionskammern doch sicher erst eine gewisse Zeit, nachdem der Plan zu denselben gefaßt war, in's Leben traten, so kann es nur gerechtes Erstaunen erregen, wenn er das Bündniß vom 25. October in eine solche Verbindung mit der Errichtung der Reunionskammern bringt, daß diese thatsächlich als die sich aus jenem ergebende Folge erscheint, und Friedrich Wilhelm als der geistige Vater derselben. Gerade gegen die Gewaltthätigkeiten dieser suchte und fand der Kurfürst schließlich in seinen Verträgen mit Ludwig einen Riegel.

Tragisch war der Conflict, in den der Kurfürst gestellt war: Diejenigen, deren natürlicher Bundesgenosse er war, verriethen die Interessen, für die sie ihr Alles einsetzen sollten, und derjenige, der sein und dieser Interessen natürlicher Feind war, hatte die Macht in Händen, Deutschland fort und fort zu schädigen und gebrauchte dieselbe rücksichtslos. Es war, wenn wir ein Bild gebrauchen dürfen, thatsächlich so: Ludwig XIV. war der Schreiner, der ungestört den Sarg der deutschen Nation zimmerte, die Politik des Kaiserhofes aber und wer immer sich ihr anschloß, schmiedete die Nägel zu diesem Sarge. Sollte der Kurfürst sich zu dieser Politik bekennen? Hätte er in seiner notorischen Schwäche und Einsamkeit durch ein unzeitiges Aufbegehren gegen Ludwig im Sinne des Kaisers nicht in der That selbst noch das Holz zugetragen zu dem Sarge, an dem dieser zimmerte? Nur ein unbedingtes Vorurtheil vermag dies zu leugnen. Das Einzige, was der Kurfürst thun konnte, war durch Nachgiebigkeit und durch temporäres Zusammengehen mit Ludwig den erhobenen Arm des Königs zurückzuhalten, den König zu beschäftigen, bis sein eigener Arm wieder erstarkt genug war, dem Könige mit wuchtiger Kraft wieder den Meißel aus der Hand zu reißen und mit ihm das Haupt des Feindes zu spalten.

Konnte aber nach allem, was Friedrich Wilhelm gethan, Ludwig an eine ernst gemeinte Annäherung des Kurfürsten glauben? Ja konnte er auch nur wünschen, seinen thatkräftigsten Gegner, von dem er doch wußte, daß er nur widerwillig und unter dem Zwange der Umstände Frieden mit ihm geschlossen, als seinen Bundesgenossen durch eigene Mittel zu

stärken? In der That, es mußte dem König etwas Großes geboten werden. Was aber hatte denn das arme verrathene und ausgenutzte Brandenburg dem Könige von Frankreich Großes zu bieten, jetzt da es auch militairisch wenig bedeuten konnte? Da entschloß sich Friedrich Wilhelm klar und bestimmt, dem höchsten Ehrgeize Ludwigs entgegen zu kommen: er bot Ludwig seine Stimme für die nächste Kaiserwahl und Ludwig nahm dies Anerbieten an, schloß mit Brandenburg auf dieser Grundlage den Vertrag vom 25. October 1679.

Welchen Zweck aber hat Ludwig dabei im Auge gehabt, welchen Vortheil davon sich versprochen? Es ist allerdings als sicher anzunehmen, daß Ludwig nach der Kaiserwürde strebte, aber wenn er auch nächst Brandenburg noch die rheinischen Kurfürsten zu zwingen hoffen mochte, so mußte Ludwig als ein gewiegter Politiker im Sinne seiner Zeit doch von dem in der ganzen damaligen völkerrechtlichen Gemeinschaft geltenden Grundsatz, daß solche Verträge eben nur rebus sic stantibus gelten, um so mehr überzeugt sein, als gerade das Wesen seiner Politik in einem steten Eingehen und Brechen von Verträgen bestand, als die ganze Zeit die Quintessenz politischer Einsicht in einem Abschluß der oft heterogensten Verträge, die man möchte fast sagen, einander täglich folgten und ablösten, sah. Ludwig mußte ferner nach der ganzen Vergangenheit des Kurfürsten der sicheren Ueberzeugung sein, daß wenn sich irgend eine Gelegenheit bot dieser der Erste sein würde, der das ihm aufgedrungene Joch der fremden Gewalt abzuschütteln versuchen würde. Endlich aber war denn doch das Anerbieten der brandenburgischen Stimme zur Kaiserwahl, wie Pomponne es ausdrückt, ein weit entferntes Wesen, halb und halb Chimäre, das nur Verdruß und Verwirrung, wenig oder gar keinen Vortheil bringe. Wenn demnach auch der Kurfürst sich sehr wol die Möglichkeit vorgestellt haben wird, daß dereinst eine Zeit kommen könnte, die ihn zur Einlösung der erzwungenen Zusage nöthigen werde, so war dieselbe doch in eine Form gebracht worden, daß sie „zweifelhaft, Veränderungen unterworfen und von künftigen Conjuncturen abhängig gemacht war“ *). Es handelt sich dabei aber nicht um eine Lücke zum Durchschlüpfen, wie Herr Klopp sagt, bei der die Berliner Staatsmänner ihr Gewissen beruhigt hätten, sondern um den klaren Wortlaut des Vertrages selbst. Der Kurfürst verpflichtet sich nach dem Vertrage die Wahl von Leopolds kleinem Sohn zum römischen Könige möglichst zu verhindern, vielmehr Ludwig seine Stimme zu geben und für dessen Wahl thätig zu sein; wenn diese aber nicht glücken sollte, für die Wahl des Dauphins und wenn auch diese nicht, — beide Fälle

*) S. L. von Ranke a. a. O. S. 336.

sieht Ludwig also voraus — so für die Wahl einer Ludwig genehmen Persönlichkeit. So formulirt, verlor das Zugeständnis für Ludwigs Absichten auf die Kaiserkrone doch jeden reellen Werth, und wenn man, wie Klopp glaubt, der König sei dadurch überzeugt worden, daß nur ihm die brandenburgische Stimme zufallen könne, so traut man ihm zu, daß er weder lesen noch denken konnte. Im Gegentheil, man wird das diplomatische Geschick Meinders anstaunen müssen, daß es ihm trotz der bedrängten Zeitverhältnisse gelungen ist, seinen Herrn auch in dieser Beziehung zu salviren, und daß Ludwig auf diese Reservation eingegangen ist. Berücksichtigt man endlich noch, daß Ludwig in dem späteren Vertrage vom Januar 1681 jenes Zugeständniß nicht wieder aufnahm, so wird es ganz zweifellos, daß der König in der thatsächlichen Ausführung des Versprechens nicht dessen eigentlichen Werth gesehen hat. Worauf es ihm ankam, war vielmehr, wie wir glauben, das Zerwürfniß, welches durch die Generalstaaten und des Kaisers Verhalten glücklich zwischen den Alliirten entstanden war, zu einem dauernden zu machen und seinen thatkräftigsten Gegner, den Kurfürsten von Brandenburg, vor den übrigen mehr und mehr zu discreditiren, so daß an ein Zusammengehen derselben nicht leicht wieder zu denken war und somit dem Kurfürsten die Möglichkeit das widerwillig getragene Joch abzuschütteln, möglichst abzuschneiden.

Trotzdem aber kamen nun, da man sah, wohin die glorreichen Friedensschlüsse mit Ludwig führten*), und nun sich in Wien und anderen Orten ein ungestümer Drang zum Kriege aus verschiedenen Gründen laut erhob, von allen Seiten die Gesandten, kam Amerongen, Southwell, Graf Lamberg, sogar der Prinz von Oranien und der Markgraf Hermann von Baden nach Berlin, hier zu schüren und zu treiben zu einer Allianz gegen Frankreich**), die dann auch zwischen Schweden, den Niederlanden, dem Kaiser und einigen Reichsfürsten zu Stande kam. Aber mit so tiefem Schmerz der Kurfürst die von Frankreich drohenden Gefahren sah, so konnte er sich doch unmöglich der Einsicht verschließen, daß jetzt jede Allianz gegen Frankreich aussichtslos sei. Denn England und die Staaten waren in Folge der Parteiungen und Geldcalamitäten völlig zerrüttet, und in beiden Staaten hielt den Bestrebungen der Kriegspartei eine mächtige Friedenspartei zum mindesten die Wage, Spanien mußte in voller Ohnmacht Alles über sich ergehen lassen, der Kaiser war durch die Aufstände und Wirren in Ungarn und Siebenbürgen in Schach gehalten***),

*) S. o. S. 602/3.

**) Graf Lamberg bot sogar wieder Satisfaction für Jägerndorf an.

***) Vergl. die ausführliche Darlegung der ungarisch-siebenbürgischen Verhältnisse bei P. Hassel und Gr. Vitzthum von Eckstädt Zur Geschichte des Türkenkrieges im Jahre 1683, Dresden 1883, S. 9—51.

besaß überhaupt weder den ernsten Willen noch die Mittel die eine militärische Action erforderte, von den deutschen Fürsten aber zitterten die des rheinischen und schwäbischen Kreises vor Frankreich, der Baier war mit Ludwig im Bunde, die Sachsen und Welfen bemühten sich, wie überall, so auch in Paris Brandenburg den Rang abzulaufen. Dazu kam aber weiter noch, daß die geplante Allianz während sie bei den divergirenden Interessen und der militärischen Unfertigkeit der Einzelnen für Ludwig nicht ein Gegenstand ernster Besorgnisse sein konnte, zumal er dieselbe zu sprengen immer hoffen konnte, für den Kurfürsten durch die Stellung Schwedens in derselben höchst unsympathisch und von höchst zweifelhaftem Charakter sein mußte. Gerade die Theilnahme Schwedens konnte die Besorgniß einer weiteren Isolirung bei dem muthmaßlichen Mißlingen der Pläne dem Kurfürsten nur besonders nahe legen.

Er lehnte natürlich ab, schloß vielmehr, da Frankreich und Schweden, obwohl letzteres besonders für die Allianz gegen Frankreich sich bemühte, sich wieder einander zu nähern schienen, einen weiteren Vertrag mit Frankreich, der so demüthigend er immer für ihn war, seiner Politik doch eine feste Position gab.

Natürlich aber, daß auch dieser Vertrag Herrn Klopp aufs Neue Veranlassung giebt, den Kurfürsten mit seinem schnöden Hohn zu bewerfen. Zunächst nimmt er die Inhaltsangabe, welche von Mörner von der Einleitung des Vertrages giebt, wörtlich auf, da der volle Wortlaut, wie von Mörner ihn im Anhang abdruckt, ihm offenbar unbequem ist. Denn da ist von den Bemühungen derjenigen die Rede, die in der Erneuerung des Krieges mit Frankreich ihren Privatvortheil sehen und von der Erkenntniß des Kurfürsten, wie nothwendig für das Wohl von ganz Deutschland der Friede mit Frankreich sei. Dann greift er — angeblich wörtlich, in der That aber nur nach der Mörnerschen Inhaltsangabe — die den Kurfürsten am schwersten verpflichtenden Artikel heraus und übersetzt dieselben in seiner würdigen Art, wie folgt, „in das bürgerliche Leben". „Ein Hausgenosse verbindet sich mit einem Einbrecher zur Hülfe mit aller seiner Kraft wider die andern Hausgenossen, im Falle diese dem Einbruch und dem Raube einen Widerstand entgegen setzen." Wenn wir einen solchen Vergleich der Würde der Geschichtschreibung überhaupt für angemessen hielten, so würden wir sagen, daß derselbe vortrefflich passe auf den Nymwegener Frieden, da der Kaiser mit Ludwig verabredete, die so ruhmvoll für Deutschland wieder gewonnenen deutschen Küsten dem Kurfürsten und dem Reich wieder zu entreißen, da der Hausvater den Hausgenossen dem Einbrecher mit gebundenen Händen auf Gnade und Ungnade auslieferte. In Wahrheit wird aber in dem ganzen Tractat — was Klopp seinen

Lesern völlig zu verschweigen gut findet — von einem Raub oder Einbruch des Hausgenossen, der das Bündniß eingeht gar nicht gehandelt, sondern es ist lediglich ein Defensivtractat geschlossen für den Fall eines Angriffs der anderen Hausgenossen gegen Brandenburg und Frankreich — und geschlossen auf der Basis des von jenen eingegangenen Friedens von Nymwegen. Daß dieser aber die Basis war, der Kurfürst denselben anerkennen und sich zur Aufgabe jedes Widerstandes gegen Ludwigs Uebergriffe verpflichten mußte, das eben war für ihn das Demüthigende — und legten die Kaiserlichen denselben anders aus als Ludwig, so zeugt das nur, wenn wir von anderen Motiven absehen, von deren politischen Unreife.

Dieser Mangel aber an politischer Einsicht documentirte sich damals fast aller Orten, denn während Ludwigs Reunionen im Wesen immer weiter und weiter um sich griffen, und die viel gepriesene Association der Fürsten, wie der Kurfürst vorausgesehen hatte, in absoluter Ohnmacht dem zusehen mußte, verplauderte der Reichstag und die Conferenz in Frankfurt, welche vom Kaiser, den deutschen Fürsten und Ludwig zur Verhandlung über die Reunionen angesetzt war, die Zeit und glaubte mit hochtrabenden Protesten Ludwigs Uebermuth zügeln zu können. Freilich Klopp weiß für die Unfruchtbarkeit der Frankfurter Conferenz aus einer italienischen Quelle einen plausiblen Grund anzugeben. Ludwig wollte durch die dolosen Verhandlungen dieses Congresses den aufsteigenden Zorn des Reiches täuschen, und zur Erörterung der Sache selbst ließen es die französischen Gesandten in Frankfurt nicht kommen. Die Antwort wäre naiv, wenn man annehmen könnte, Klopp sei der Meinung, daß die Franzosen in höchster Noth oder Bittende, die Kaiserlichen die gnädigst Gewährenden gewesen, und man ihm erst sagen müßte, daß die Franzosen aus wohl verstandenem Interesse so handelten, die Kaiserlichen aber, statt in ebenso wohlverstandenem Interesse die französischen Propositionen zu discutiren und anzunehmen, mit ihren unzeitgemäßen Ceremonialstreitigkeiten es nicht zur Sache kommen ließen, zum schwersten Schaden des deutschen Reichs. Denn während dieser wichtigen Debatten nahm Ludwig in aller Stille das herrliche propugnaculum des Deutschen Reichs, Straßburg. Aber selbst diese Schmach scheint doch nicht den Eindruck gemacht zu haben, den man erwarten sollte, wenigstens ist es doch sehr merkwürdig, daß Wilhelm von Oranien schreiben konnte C'est une terrible misere que l'affaire de Strasbourg allarme si peu les gens en Allemagne*). Immerhin auf die kaiserliche Politik übte diese Kaiser und

*) Müller. Wilhelm III. von Oranien und Georg Fr. von Waldeck I. S. 115.

Reich angethane Schmach keinen thatsächlichen Einfluß, und wenn der Kaiser, wie Klopp mittheilt, dem französischen Gesandten nach dem Fall der Stadt erklärt, er werde es nicht dulden, daß seine und des Reiches Würde so mißachtet werde, so hatte das politisch gar Nichts zu bedeuten, denn der Kaiser unterließ es und mußte es unterlassen, dieser Drohung einen thatsächlichen Nachdruck zu geben, mußte vielmehr die Mißachtung ruhig erdulden. Wenn aber Klopp von den durch die französisch gesinnten Rathmannen vereitelten Anerbieten Leopolds, die Stadt zu retten spricht, so hätte es die Gerechtigkeit erfordert, auch hier der nicht weniger französisch gesinnten Domherren und des Bischofs zu gedenken, die gewiß nicht das Wenigste gethan, daß die Stadt in Ludwigs Hände kam*). Es hätte daran erinnert werden müssen, daß die Stadt noch in den letzten Tagen vor dem Fall vergeblich Hülfe vom Reich erbat, ja daß die kaiserliche Besatzung trotz der notorischen Schwäche der Stadt auf Andrängen des französischen Hofes abgezogen war. Gethan hatte das Reichsoberhaupt auch in diesem Fall, der nach Klopps eigener Angabe schon seit dem Jahre 1680**) vorauszusehen war, Nichts um zu verhüten, daß ein so wichtiges Glied vom Körper des Reichs abgeschnitten wurde. Im Gegentheil auch der Kaiser hatte an seinem Theil durch den unseligen Frieden das Unwetter heraufbeschworen. Der Kurfürst von Brandenburg aber, den das Unwetter am härtesten getroffen, hatte es durch seine staunenswerth kluge und vorsichtige Haltung zwischen den leidenschaftlich zum Kriege drängenden associirten Fürsten und dem übermüthig vorgehenden König dahin gebracht, daß er thatsächlich das Ziel aller deutschen Patrioten erreichte, ja daß Ludwig ihm jetzt freiwillig das Anerbieten machte, er wolle, falls der Kurfürst nicht in die Association trete, auf weitere Reunionen verzichten. Sofort ging der Kurfürst auf dies Angebot ein (Januar 1682). Für die Wohlfahrt des ganzen Reichs hatte der Kurfürst damit ein Zugeständnis von unermeßlichem Werth erhalten, und frappirend ist es, wie der Kurfürst, während Kaiser und Reich mit ungeschliffenen Säbeln rasselte, seine Verbindung mit Frankreich zur Wohlfahrt des Reichs benutzte. Alliirt war der Kurfürst mit Frankreich, aber den Segen dieser Allianz hatte nicht Frankreich, sondern Deutschland, und wenn das Bündniß nicht schon durch die zwingende Noth gerechtfertigt wäre, diese Art der Benutzung gab ihr die großartigste Rechtfertigung.

Auch Herr Klopp gesteht ein, daß es Beachtung verdiene, welche

*) Von den Bemühungen des Bischofs Fürstenberg, die Stadt in Ludwigs Hände zu spielen und seinem Verhalten bei Ludwigs Einzuge spricht O. Klopp allerdings, aber an einer ganz anderen Stelle als beim Falle Straßburgs. S. L. von Ranke Französ. Gesch. 3, 385/86.

**) In der That schon früher s. o. S. 603.

Beschränkungen dieser Vertrag gegen den von 1681 enthalte, denn dieser gebe dem König die Freiheit, vom Reich zu nehmen, was er wolle, während jener dem Könige das Genommene zusichere, doch so, daß Ludwig aus Liebe zum Frieden nun nicht mehr nehmen wolle. Indessen man irrt sich, wenn man glaubt, Klopp werde dies für Deutschland so wichtige Zugeständniß wenigstens als solches anerkennen. Und dennoch trotz dieser Beschränkung, weiß Klopp nur zu sagen, sei der Kaufpreis gestiegen, und während der Vertrag selbst die von Ludwig an Friedrich Wilhelm im Kriegsfalle zu zahlenden Hülfsgelder auf 300 000 Thaler (escus) angiebt, macht Klopp, wohl weil ihm die preußischen Thaler verhaßter als das französische Geld sind, daraus flugs 900 000 Livres — das klingt bedeutender! — und bezeichnet nach den Angaben von ungenannten Zeitgenossen die vom Kurfürsten Ludwig zugestandenen Besitzungen als den achten Theil des Reichs. Ob sich Klopp sonst die geographischen Vorstellungen des 17. Jahrhunderts zu eigen macht, wissen wir nicht. Jedenfalls ist diese Angabe eine maßlose Uebertreibung und wir erinnern Herrn Klopp daran, daß auch Pommern ein Theil des Reichs ist, daß die Wegnahme jener Länder schon eine fertige Thatsache war, die von Ludwig vollzogen war auf Grund des Friedens von Nymwegen und endlich, daß durch diesen Vertrag des Kurfürsten das übrige Deutschland sicher gestellt wurde.

Klopp aber erklärt diesen Vertrag gerade heraus für ein Verdienst des Kurfürsten um Ludwig und berichtet wie dieser dasselbe beim König in nachdrücklicher Weise hervorgehoben, ihm durch Spanheim habe vorstellen lassen, daß man des Königs Verfahren allgemein als friedbrüchig ansehe und deshalb gegen ihn rüste, er selbst aber, trotzdem viele Fürsten nach seinem Beispiel sich zu richten geneigt seien, sich durch seine Verhandlungen großen Haß zugezogen habe und deshalb auf des Königs Hülfe rechne. Gut — nur daß Pufendorf noch berichtet, wie der Kurfürst bei derselben Verhandlung dem Könige anempfiehlt, dem Kaiser gegen die Türken Beistand zu leisten, den Reunionen ein Ende zu machen, gewisse reunirte Länder zurückzugeben, in den zu behaltenden die bestehenden kirchlichen Verhältnisse zu achten, namentlich aber das Haus Pfalz ihm ans Herz legt. —

Doch was rede ich von dem, was Klopp im Einzelnen verschweigt, verschweigt er doch überhaupt die gesammte politische Lage des Kurfürsten, die diesen zwang zu solchem Bündniß, verschweigt er doch gänzlich die wohlthätigen Folgen, die das Zusammengehen des Kurfürsten mit Ludwig gehabt hat! Verschweigt er es doch gänzlich, daß Ludwig dem Kurfürsten vorstellen ließ, wie er, falls Kaiser und Reich durchaus den Krieg wollten,

gerüstet sei, Kaiser und Reich niederzuschlagen und weitere Eroberungen machen werde. Die Schweden werde er für welchen Preis auch immer sich verbinden, des Herzogs von Celle und der Welfen sei er sicher, beim Hannoveraner werde er es versuchen, ebenso habe er Hoffnung auf Baiern und an Köln sei überhaupt kein Zweifel. Alles das steht aber bei Pufendorf an derselben Stelle geschrieben. Ebenso aber verschweigt Klopp, daß das gesammte Kurcollegium mit einziger Ausnahme von Baiern dieselbe Ansicht wie Brandenburg hatte und ebenfalls der kaiserlichen Politik und ihrem Drängen zum Bruch mit Frankreich Opposition machte, daß Mainz Köln, Trier, Kurpfalz, die Braunschweiger, auch Dänemark den brandenburgischen Vertrag mit Ludwig als einen solchen ansehen, der beizutreten ihr, d. h. also doch eines großen, etwas mehr als den achten Theil betragenden, Theiles von Deutschland erfordere.

An diese Staaten hatte nämlich der Kurfürst Gesandte geschickt, sie zur Berathung aufgefordert, ob bei dem trostlosen Zustande des Reichs Hoffnung auf einen günstigen Ausgang eines Krieges mit Frankreich vorhanden sei, ob es nicht gerathener erschien, das Gebliebene zu erhalten, als Alles einem ungewissen Kriege anheimzustellen*) und somit diejenigen Forderungen, welche Frankreich jetzt für den Friedensschluß aufstellte, schleunigst anzunehmen.

Mit klaren, sehr beredten, oft crassen Worten schilderte ferner damals der brandenburgische Gesandte in Regensburg, Gottfried von Jena, in dem seiner Zeit berühmten Magdeburgischen Votum die Lage, legte die

*) Klopp berichtet von diesen Gesandtschaften. Die Kurfürsten am Rhein, sagt er, hätten, bedroht wie sie waren, nicht gewagt, entschieden zu sprechen, aber beim Landgrafen von Hessen sei der Kurfürst an den rechten Mann gekommen, und dessen Antwort, die selbst Pufendorf eine edelmüthige nenne, hätte dem Kurfürsten die Mahnung eines rechtschaffenen Mannes zur Umkehr vom Verrath sein müssen. Wirklich vortrefflich, Herr O. Klopp! Aber waren denn die rheinischen Besitzungen des Kurfürsten weniger bedroht als die der anderen rheinischen Fürsten? Und waren diese bedroht, so nahm doch die Heftigkeit der Drohung in dem Maße ab, als sie sich entschieden zur brandenburgischen Politik bekannten. Zudem zeigte sich auch Hannover durchaus nicht abgeneigt und wir empfehlen Herrn O. Klopp die Lectüre des § 40 im 18. Buch bei Pufendorf in dieser Beziehung. Die Antwort des Landgrafen erklärt Pufendorf übrigens keineswegs für edelmüthig, sondern diesen selbst, oder — was unentschieden bleiben muß — den Kurfürsten bezeichnet er so (Haut placuit electori generosi animi principem pluribus urgere) und die Antwort des Kurfürsten, daß es ihm gar nicht einfalle, sich vom Reich zu trennen, noch solches vom Landgrafen zu verlangen, er vielmehr auch hier nur das Wohl des Reichs im Auge habe, unterdrückt Klopp wieder wohlweislich. Ganz ungehörig ist aber, daß Klopp, ähnlich wie er bei der Errichtung der Reunionskammern die Wirkung als Ursache ausgab, so auch hier erklärt, daß diese Antwort des Landgrafen auf den Kurfürsten nicht die wünschenswerthe Wirkung ausgeübt habe, während doch des Kurfürsten Vertrag mit Frankreich im Januar abgeschlossen ist, Buschs Sendung an den Landgrafen aber erst im Mai stattgefunden hat. Auch liegt nicht ein Irrthum Klopps vor, denn, obwohl er das letztere Datum nicht angiebt, so ist dasselbe in seiner Quelle (Pufendorf) sehr wohl mitgetheilt.

absolute Nothwendigkeit dar, mit Frankreich abzuschließen auf Grund der von diesem in Frankfurt gestellten Propositionen, zeigte, wie es eine bare Unmöglichkeit für das Reich sei, den Kampf von Neuem aufzunehmen gegen die gewaltige Uebermacht Frankreichs, jetzt wo der Türkenkrieg drohe, der alle Kräfte des Reichs absorbiren werde, die zwingende Noth verlange jetzt das zu thun, was man in Nymwegen so eilfertig gethan habe*).

Allerdings damals gerade kam das Laxenburger Bündniß zu Stande, eine durch die Bemühungen des Grafen Waldeck und des Prinzen von Oranien zusammengebrachte Vereinigung einer Anzahl von kleinen Herren im fränkischen, schwäbischen und oberrheinischen Kreise, welche unter Führung des Kaisers 60000 Mann ins Feld stellen sollte. Daß aber die Truppen dieser Allianz höchstens zur Vermehrung kaiserlicher Willkür gegen die mächtigeren Stände**), zur Vernichtung derjenigen von ihnen, die der antideutschen Politik des Kaisers opponirten, nützlich werden möchten, niemals aber Ludwig XIV. die Stirn bieten konnten, wenn es denn überhaupt gelang, sie auch nur aufzustellen, lag ja klar am Tage. Und wenn man auch dem Patriotismus Waldecks volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, auch des Prinzen von Oranien holländisch-oranischen als solchen voll anerkennt, so rechneten beide Männer gerade wie der Kaiser nicht nur falsch, sondern auch leichtsinnig.

Denn wenn auch Klopp des Längeren zu beweisen sucht, daß der

*) Pufendorf knüpft an dieses Votum die Bemerkung, daß diejenigen, denen es mißfiel lange gemurrt hätten. Dazu bemerkt Klopp, es sei doch die Frage, ob nicht die Zahl dieser Murrenden weitaus überwogen habe, denn — man staune — wenige Monate später habe der Kurfürst eine Erhöhung seines Lohnes bei Ludwig mit dem Hinweis auf den Haß begründet, den er sich durch seine guten Dienste für den König im Reich zugezogen habe. Das ist doch eine sehr eigenthümliche Beweisführung. Weil der Kurfürst die damals wie heut jedwedem bekannte Bemerkung von dem ihm in Deutschland gewordenen Haß macht: darum muß die Mehrzahl der Fürsten mit dem Magdeburgischen Votum nicht einverstanden sein!

**) Graf Königseck bezeugte dem Gesandten Schwerin (Bericht vom 5. April 1683), daß es dem Kaiser sehr leid sei, daß dem Kurfürsten die zu Laxenburg gemachte Allianz so zuwider, der Kaiser habe ihm befohlen, nochmals die Versicherung zu geben, wie er es denn mit Verpfändung seiner Ehre, Hab und Gut gethan haben wolle, daß des Kurfürsten Lande nicht von einem einzigen Mann geschweige von einer Armee betreten werden solle. Wenngleich dergleichen aus der Allianz selbst zu erzwingen sein sollte, so wäre dem Werke doch durch einen secreten Nebenreceß vorgebauet und durch denselben providiret, daß vor allen Dingen des Kurfürsten Lande unberührt bleiben solle. Schwerin habe darauf erwidert, daß das Wort Allianz deutlich und die neulich ausgegangene Apologie (vergl. Pr. Pol. 3, 3 Aff.) noch deutlicher sei und der Kurfürst von einem Nebenreceß nichts wisse. Er bäte deshalb um Mittheilung desselben. Königseck habe ihm darauf erklärt, den Kaiser deshalb befragen zu wollen, der die Mittheilung des Receßes durch Graf Lamberg hoffentlich erlauben werde. Klar ist demnach, daß der Kurfürst jedenfalls Veranlassung hatte zu dem Glauben, daß die Spitze des Bündnisses mindestens nicht allein gegen Frankreich gerichtet war, sondern einen anderen Zweck verfolgte, der denn bei dem Zusammenfassen der kleineren Stände unter kaiserlicher Aegide und der fast einmüthigen Opposition der größeren gegen die kaiserliche Politik auch nicht wohl zweifelhaft sein konnte. Vergl. Pufendorf a. a. O. lib. 15 § 55, 64 ff.

Kaiser bis Ende 1681 an eine Türkengefahr nicht geglaubt habe*), so war dieselbe — auch ganz abgesehen von denjenigen Anzeichen, die mindestens seit 1680 den Krieg wahrscheinlich machten, — seit Frühjahr 1682 jedenfalls eine unzweifelhaft in Aussicht stehende, deren Verwirklichung jeder der drei genannten Fürsten mit Sicherheit voraussehen mußte. Unzweifelhaft war daher der Abschluß eines den Frieden mit Frankreich sichernden Vertrages dasjenige, was sie mit aller Kraft betreiben mußten, wenn sie anders mit reellen Factoren, nicht mit Chimären rechneten. Auch zeigt der Briefwechsel des Prinzen von Oranien mit Waldeck, daß beide Fürsten sich sehr wohl der Türkengefahr bewußt und in ängstlichen Zweifeln waren, wie der Kaiser einen doppelten Krieg führen sollte**). Kommt aber endlich noch hinzu, daß die Beschlüsse Oraniens in keiner Weise die Hochmögenden banden und daß nach der ausgesprochenen Ueberzeugung des Prinzen eine allgemeine Allianz gegen Frankreich von England ausgehen müsse, ein Kampf gegen Frankreich, ohne daß England vorangehe, völlig aussichtslos sei, daß aber bei Lebzeiten Karls II. ein solches Vorgehen sicher nicht erfolgen werde, und Oranien anderseits selbst am besten wissen mußte, daß die Verwirrung in England nach Karls Tode eine so große sein werde, daß England dann am wenigsten eine aggressive Politik gegen Frankreich einschlagen könne, so liegt seinem Treiben und Hetzen zum all-

*) Es wirkt wirklich oft komisch, wie Klopp sich durch sein ganzes Buch abmüht, den Kaiser Leopold, dem, so brav und fromm er persönlich gewesen sein mag, doch jede Ader zum Helden fehlte, zu einem solchen zu stempeln. Und es scheint wirklich, als ob er ihn auch dadurch zu verherrlichen meint, daß er ihn all die Anzeichen des drohenden Türkenkrieges einfach nicht glauben läßt. Wir verzichten darauf, solche zusammenzustellen, da Klopp selbst dies in dankenswerther Weise besorgt hat.

**) Wir führen zum Beweise folgende Stellen nach Müller, Wilhelm III. von Oranien und Georg Fr. von Waldeck an. Wilhelm schreibt an Waldeck am 22. Juni 1682: Il faut que je vous advoue que quoyque vous surmontes bien des difficultes a la Cour ou vous estes, je crains fort que la nouvelle que vous me mandes de l'approche des Turcs changera toutte les dispositions que vous aurres pu faire apres vostre depart. Les suffrages que la France gagne en Allemagne de jour en jour, la ferme resolution qu'il y a en Angleterre de ne point entrer en guerre en ce temps coute qui coute (et la) disposition qu'il y a en ce Paiis d'eviter une guerre autant qu'il sera possible me donne bien de l'aprehension d'un nouveau traitte de Paix dix fois pire que celle de Nimwegen. Apres quoy vous poures facilement juge la difficulte qu'il y aura de prevenir un si grand mal. Ebenso am 23. October 1682: Mais on est icy extremement persuade qu'il est impossible à S. Maj. Imp. de soutenir en mesme temps une guerre contre les Turcs et les mescontens de Hongrie et une contre la France. J'avoue que moi mesme j'en doute fort et si cela est pourtant nous serons extremement embarassés. Ebenso am 26. November 1682: Ce qui m'est le plus en peine c'est que de toutte part l'on assure que le Turc faira la guerre a l'Empereur l'esté qui vien, si cela est je ne scais ce que nous devons faire, Et je vous prie de me faire savoir vos sentiments si vous croies qu'il est possible que l'Empereur puisse soutenir une guerre contre le Turc et la France en mesme temps, pour moy j'en doute fort.

gemeinen Kriege gegen Frankreich eben nicht nur eine falsche, sondern auch eine leichtsinnige Berechnung zu Grunde. Denn nicht allein diejenigen sündigen, die einen ungerechten Krieg anfangen, sondern auch die, welche in gerechter Sache die Waffen ergreifen ohne Hoffnung auf Erfolg, ohne den Ernst der Vorbereitung und Berechnung, die das furchtbare Kriegsspiel fordert. Dieses, echt hohenzollernsche Wort des Großen Kurfürsten findet auch auf die damaligen Bestrebungen des Oraniers seine volle Anwendung*).

Der kaiserliche Hof indessen fand es für gut, auf solche Pläne einzugehen und auf Frankreichs Bitte sendete der Kurfürst daher Crockow nach Wien, um hier direct für den Frieden zu arbeiten. Klar und bestimmt schilderte Crockows Instruction die absolute Nothwendigkeit mit Frankreich zu schließen, da von keiner der auswärtigen Mächte auf Hülfe zu rechnen, das Reich aber in seiner notorischen Schwäche weder Frankreich noch gar zugleich diesem und den Türken gewachsen sei. In Wien aber lehnte man alle Vorschläge zum Abschluß mit Frankreich ab und ebenso auch die von Crockow gebotene Hülfe gegen die Türken, mit denen man auf alle Bedingungen hin Frieden machen werde.

Dem Kurfürsten gelang es zwar im Dezember 1682, die in Frankfurt endlich abgebrochenen fruchtlosen Verhandlungen auf den Reichstag zu Regensburg, wo die für den Frieden stimmende Majorität des Reichs ein anderes Gewicht haben mußte, zu übertragen und einen neuen Termin von Frankreich zur Annahme der französischen Propositionen zu erlangen. (1. Febr. 1683). Trotzdem scheint man in Wien eben damals geglaubt zu haben, der Kurfürst werde sich der vom Kaiser gepflegten Politik anschließen, und wenn Droysen es — von anderen Seltsamkeiten jener Zeit abgesehen — vielleicht am auffallendsten findet, daß man jetzt plötzlich in Wien mit Zuversicht äußerte, der Kurfürst komme auf bessere Gedanken, und daß man wegen Befriedigung der brandenburgischen Ansprüche jetzt lebhaft mit Spanien verhandelte**), so giebt Klopp dafür einen allerdings überraschenden Aufschluß. Im December 1682 nämlich habe der Fürst von Anhalt und zwar mit Vorwissen des Kurprinzen durch Lamberg nach Wien melden lassen, daß der Kurfürst wanke und sich durch Befriedigung seiner Geldforderungen an Spanien gewinnen lassen werde. Aber mit baarem Geld in der Hand, mit 300000 Thaler***) müsse man kommen.

---

*) Vergl. hierzu übrigens die vortreffliche Darstellung der Nothlage der Zeit, die der brandenburgische Gesandte Ruck den Staaten noch im August 1683 giebt. Urk. u. Aktenst. III, S. 745/46.

**) Beides berichtet auch der holländische Gesandte Bruijninck in Wien am 28. Januar 1882 Urk. u. Aktenst. z. Gesch. d. Gr. Kurf. III, 650.

***) Später S. 264 spezialisirt Klopp diese 300 000 Thaler nach den Angaben der kaiser-

Darauf habe der Kaiser erwidert, daß er sich zwar in die spanischen Angelegenheiten nicht mischen könne, wolle aber der Kurfürst sich in eine Allianz mit dem Kaiser für das gesammte Reichsinteresse einlassen, sich also von Frankreich lossagen, so werde er sich aufs Aeußerste anstrengen. Wie weit auch der Fürst von Anhalt mit diesen Ueberschreiten seiner Befugnisse davon entfernt war, seines Herrn Meinung zu treffen, so scheint man in Wien dem Kurfürsten doch einen für den Augenblick so thörichten Systemwechsel zugetraut zu haben. Denn abgesehen von dem oben Angeführten lud man auch ihn zu einer Conferenz nach Regensburg, um über die Türkenhülfe zu verhandeln, ein und war sehr erfreut, daß der Kurfürst, der Krankheitshalber der Einladung nicht stattgeben konnte, den jüngeren Otto von Schwerin nach Wien senden wollte*). Aber so eifrig man auch den ständigen brandenburgischen Residenten in Wien Schmettau schon Anfangs des Jahres nach der Ankunft desselben fragte, der Zweck seiner Sendung ward schließlich doch nicht erreicht.

Schwerin sollte nach seiner Instruction dem Kaiser nochmals vorstellen — und seine Berichte ergeben, mit welcher Eindringlichkeit er es gethan — wie es absolut unmöglich sei, zweien so gut gerüsteten Gegnern das Haupt zu bieten, der Türke rücke an und Frankreich stehe gerüstet an den Reichsgrenzen. Unzweifelhaft werde Ludwig bei nicht erfolgendem Abschluß seine bekannten Reunionen mit leichter Mühe fortsetzen, daher müsse man mit dem einen Feinde auf so gute Bedingungen wie möglich abschließen. Der Kurfürst könne nicht glauben, daß Jemand mit gesunder Vernunft dem Kaiser einen anderen Rath geben könne, denn wenn auch der Verlust so vieler Länder und besonders Straßburgs den Kurfürsten nicht weniger als einen andern schmerze, so müsse man zu gewissen Zeiten, gleich wie die Noth keine Gesetze kenne, weichen und mit dem Verlust des einen oder anderen Gliedes den ganzen Leib zu salviren suchen**). Sei einmal mit Frankreich ein beständiger und deutlicher Friede geschlossen, so erbiete sich der Kurfürst dem Kaiser und allen, so dabei interessirt, zur engsten Allianz und werde solche mesures nehmen, daß man allen Friedbrechern gebührend entgegentreten könne. Ueberdem aber werde es dem Kurfürsten dann möglich sein, wozu er allerdings willig und bereit sei,

lichen Räthe beim Kaiser auf 200 000 für den Kurfürsten, 80 000 für die Kurfürstin und 20 000 für Fuchs u. a.

*) Die Conferenz kam übrigens, da auch andere Kurfürsten sich gegen sie erklärten, nicht zu Stande.

**) Diesen Vergleich, der sich auch im Magdeburger Votum befindet, nutzt Herr Klopp gründlichst aus — ad nauseam usque, um sein Leibniz entnommenes Wort von des Kurfürsten Klage über den Nymwegener Frieden beizubehalten. Natürlich, für Klopp ist das ergiebiger, als mit den wirklichen Thatsachen zu rechnen, an diesen historische Gerechtigkeit zu üben.

dem Kaiser mit einer erklecklichen Hülfe gegen die Türken unter die Arme zu greifen, und diesen Punct der gern gewährten Türkenpflicht solle Schwerin mit dem Kaiser ganz besonders besprechen, mit den Ministern berathen, er sei die Hauptsache. Wegen des Laxenburger Bündnisses solle er des Kurfürsten Beschwerde und gethane wichtige Erinnerungen, wegen der spanischen Geldforderungen das Anerbieten, sich mit einer wirklich geleisteten moderaten Summe zufrieden sein zu wollen, vortragen, wegen Jägerndorff, Brieg, Liegnitz und Wohlau solle er endlich in den Conferenzen mittheilen, daß der Kurfürst zwar bei den gegenwärtigen Conjuncturen dem Kaiser deshalb nicht beschwerlich fallen wolle, aber zuversichtlich hoffe, daß der Kaiser, sobald sich die Zeiten etwas bessern, ihm eine recht- und billig mäßige Satisfaction zu geben sich ferner nicht entbrechen werde. Demnach ist es undenkbar, daß Schwerin, wie Klopp berichtet, die Andeutung gemacht habe, für die Anerkennung seiner schlesischen Ansprüche werde der Kurfürst „sich finden lassen". Mochte auch die Lage des Kaisers eine solche sein, daß man auf ein Anerkenntniß brandenburgischer Ansprüche von Wien hoffen konnte, der Große Kurfürst hat die Noth des Hauses Oestreich nicht benutzt, um eigenen Vortheil zu erzielen, und man wird nicht umhin können, dies edelmüthig zu finden. Indessen man lehnte zum zweiten Mal die von Brandenburg gebotene Türkenhülfe ab, suchte vielmehr den Kurfürsten bei Ludwig XIV. zu verdächtigen, als ob er den Krieg gegen den König betriebe, ja man scheute sich selbst nicht, den Tod des Kurfürsten zu fingiren, in Folge dessen Schwerin Contreordre erhalten habe. Die Türkengefahr aber ignorirte und leugnete man einfach, denn mit den Türken könne man, wie man vorgab, Frieden haben wann man wolle, man vergaß, wie Schmettau schrieb, mit Fleiß die je mehr und mehr drohende Türkengefahr.

Denn wenn man auch sonstige Anzeichen nicht beachten wollte, den Berichten des als besonders gewandt nach Constantinopel gesandten kaiserlichen Internuntius Caprara mußte man glauben, und seine Berichte legten dem Wiener Hofe mit erschreckender Deutlichkeit die ganze Größe der Gefahr, die absolute Gewißheit von dem Einfalle der Türken klar. „Ich kündige also abermals, schreibt derselbe in einem am 12. Dezember 1682 in Wien eingelaufenen Schreiben, daß für den Frieden keine Hoffnung mehr übrig und daß es kein anderes Hülfsmittel mehr giebt, als eilig zu waffnen und die Türken in Ungarn anzugreifen. . . . . Darum bitte ich, E. K. M. wolle Frieden mit Frankreich schließen und sich mit aller Kraft wider die Türken setzen. Denn weder Gründe noch Geld, noch eine Landabtretung, wenn nicht überaus groß, können den Frieden erhalten" und in sein Tagebuch schreibt er, als man im großen Kriegsrath zu Wien

im Auguſt 1682 den Krieg mit Frankreich für den wichtigeren erklärte „die gedruckten Blätter melden mir, daß unſer Hof Truppen an den Rhein marſchiren läßt. Iſt es denn jetzt an der Zeit, wider den König von Frankreich Front zu machen! Wäre es denn nicht beſſer, mit ihm ſich abzufinden und nach Oſten hin einen nachdrücklichen Krieg zu führen, deſſen glücklicher Ausgang uns die Bahn nach allen Seiten hin frei machen würde?" Auch traf man, wie die Januar-Berichte Schmettaus ergeben, in der That Vorbereitungen zum Empfang der Türken, man befeſtigte Wien, zog die Truppen um Wien zuſammen, warb neue Regimenter, ließ durch den Markgrafen von Baden Raab und andere Orte viſitiren und gab Befehl, ſie vollſtändig zu befeſtigen. Demnach kann kein Zweifel darüber ſein, daß man in Wien das volle Bewußtſein von dem Ernſt der Lage hatte, daß es mithin nur ein Vorwand war, wenn man Schwerin und Schmettau erklärte, man könne den Frieden mit den Türken haben, wann man wolle. Mit Bezug auf Klopp ſcheint uns aber das Wichtigere der Capraraſchen Worte, daß dieſelben genau denſelben Rath enthalten, den der Kurfürſt immer und immer wieder in Wien empfiehlt, als den einzig möglichen, und — was noch merkwürdiger iſt, — der heilige Vater in Rom ſelbſt*), um von anderen katholiſchen Perſönlichkeiten zu ſchweigen, giebt dem Kaiſer denſelben Rath, räth zum Frieden mit Frankreich, zur vollen Kraftentwicklung gegen die Türken, und Klopp ſelbſt theilt uns dies mit. Und doch findet er nicht genug Worte der Entrüſtung über ſolchen Rath des Kurfürſten! Sapienti sat!

Allerdings den Kaiſer beſtimmten beſondere Motive zu ſeinem Verhalten. Des Kurfürſten Anerbieten aber, Truppen nach dem Oſten zu ſenden, ohne irgend ein wichtiges Zugeſtändniß, erſcheint noch großmüthiger, wenn man die Gefahren bedenkt, die ihn ſelbſt im Norden bedrohten. Denn hier ſchien es allerdings, als ob der Kampf beginnen ſolle, ein Kampf, deſſen Größe und Ende gar nicht abzuſehen, Brandenburg jedenfalls vollauf in Athem halten mußte. Denn die drohendſten Gerüchte von einem Einfall der Schweden und Polen, dem die Braunſchweiger, die in die ſchwediſch-kaiſerliche Allianz, und auch mit Kur-Sachſen in ein Bündniß getreten waren, dann ſecundiren würden, liefen in beſtimmter Form ein und Ludwig XIV. und Dänemark ſtellten dem Kurfürſten als Preis des

*) Der Papſt that dies durch Breve vom 13. März und durch Bericht des Cardinal Pio vom 14. Auguſt 1683 O. Klopp S. 154 und 339. Der päpſtliche Nuntius iſt durchaus für den Abſchluß mit Frankreich (ſ. die Documente bei Sauer Rom und Wien), ja im Juli verhandelt er perſönlich mit Seppeville und ſpricht dieſem ſogar das Verlangen des Kaiſers, mit Frankreich zu ſchließen, nachdrücklich aus, und der Abt Panze erklärte in einer vornehmen Geſellſchaft in Wien, daß die Geiſtlichkeit noch allezeit darauf dränge, den Türkenkrieg allein zu führen (Schmettaus Bericht vom 4. März 1683).

von ihnen gewollten Krieges Pommern in Aussicht, d. h. suchten auch ihn zum Beginn des Kampfes im Norden zu veranlassen. Durch eine beispiellos kühne Politik gelang es indessen dem Kurfürsten, die Ruhe im Norden und damit — menschlicher Einsicht nach — vom Osten abgesehen den Frieden überhaupt zu erhalten. Denn dadurch daß er sich Frankreich und Dänemark gegenüber in der That zu einem Angriff auf Pommern erbot, falls jene die Braunschweiger im Zaume hielten, nöthigte er diese von dem mit Schweden beabsichtigten Krieg abzustehen und dadurch daß er andererseits die Aufnahme eines für Ludwig unannehmbaren Artikels in den von Ludwig und Dänemark Behufs Ausbruchs des Krieges gewollten Vertrag verlangte, wußte er sich selbst dem geforderten Einfall in Pommern wieder zu entziehen. Endlich aber gelang es ihm auf dem Congreß zu Hamburg auch eine Verständigung zwischen Hannover und Dänemark herbeizuführen und somit auch den Anlaß zum Kriege hinweg zu räumen. Klopp kehrt diese Verhältnisse, obwohl sie vorliegende Thatsachen sind, einfach um, benutzt den französisch-brandenburgischen Vertrags-Entwurf vom 30. April 1683 als einen wirklich bestehenden, obwohl derselbe niemals vom Kurfürsten ratificirt ist und von Mörner, aus dessen Werk Klopp den Vertrag allein kennt, dies mit gesperrter Schrift angiebt. Er erklärt, ohne einen Beweis auch nur zu versuchen, daß ein Friedensbruch nur von dänisch-brandenburgischer Seite in Aussicht stand*) und, daß nach der Ansicht der Wiener Staatsmänner die Haltung des Hauses Braunschweig-Lüneburg ein starker Hemmschuh für die Kriegslust des Kurfürsten in Berlin gewesen sei. Denn Hannover habe im Frühjahr 1683 18000 M. auf den Beinen gehabt. Indessen so gefahrvoll der Krieg für das Reich durch eine etwaige Theilnahme aller Alliirten hätte werden können, so mußte sich der Kurfürst, wenn er wirklich so begierig auf Krieg war, wie Klopp will, doch gewiß sagen, daß jetzt, da der Kaiser und voraussichtlich auch Polen durch die Türken vollauf beschäftigt, die Niederlande gänzlich ungerüstet, Karl II. von England an Frankreich gefesselt, er selbst aber verbündet mit Frankreich und Dänemark war, daß er jetzt über Schweden und Braun-

*) Wie wenig diese Behauptung der Wahrheit entspricht ergiebt sich z. B. recht deutlich daraus, daß Amerongen den Griffier am 13. April versichert, der Kurfürst werde gegen Schweden keine Thätlichkeiten beginnen, noch anderen dabei helfen, solange dasselbe seine Truppen in Pommern nicht vermehre — d. h. die Absicht zum Kriege in unzweideutigster Weise documentire. Urk. u. Aktenst. III S. 687. Ebenso sendet der Kurfürst im Juli wieder einen Expressen nach Kopenhagen, um dort vor Thätlichkeiten im Norden zu warnen; ebda. S. 739/40. Im Gegentheil waren es die Braunschweig-Lüneburger, welche noch Ende Juli wieder Dänemark durch Besetzung der Vierlande zum Kriege reizten und erst den Bemühungen des Kurfürsten gelang es, sie zum Zurückziehen dieser Besatzung zu bewegen und damit den Anlaß zum Kriege im Norden zu beseitigen. S. Amerongens Bericht v. 3. u. 8. August Urk. u. Aktenst. III S. 740 und 742.

schweig verhältnißmäßig leicht der Sieger geblieben und Herr über Pommern geworden wäre. Das Gegentheil aber hat er gethan. Um dem Reiche im Westen und Norden den Frieden zu bewahren, Frankreichs und Dänemarks Heere nicht nach Deutschlands Fluren kommen zu lassen, verzichtete er auf diese Gelegenheit, die seit Altersher seinem Hause zustehenden pommerschen Lande zurückzuerwerben, widersetzte er sich dem französisch-dänischen Kriegsgelüsten und bewerkstelligte den Frieden. Klopp aber sucht die Kriegslust des Kurfürsten noch wahrscheinlicher zu machen, indem er uns ein angeblich vom Fürsten von Anhalt gefundenes Mittel, dieselbe zu bändigen, mittheilt. Dieser habe, heißt es in einem Bericht Lambergs vom 13. Juni dem Kurfürsten vorgestellt, Frankreich müsse, weil es zum Kriege rathe, auch erheblich mehr Subsidien zahlen, 50000 Thaler monatlich oder mehr, der Kurfürst habe diesen Rath gut gefunden und die Summe selbst auf 70000 Thaler festgestellt. Anhalt habe dabei vorausgesehen, daß Ludwig dies entweder nicht bewilligen oder Caution verlangen und so der Kurfürst Zeit erhalten werde, sich noch einmal zu besinnen; Frankreich habe dann Wesel als Caution verlangt, und so sich des Kurfürsten Entschluß bis in den Juni verzögert. Sollten diese Angaben Lambergs und des Fürsten von Anhalt wirklich auf Wahrheit beruhen d. h. sollte der Kurfürst wirklich diese phantastische Forderung an Frankreich gestellt haben, so wäre sie gerade einer der besten Beweise für die Friedensliebe des Kurfürsten. Denn daß der Kurfürst, — in der Politik doch wohl nicht minder vorausseheud als Anhalt, — nicht glauben konnte, Frankreich werde, weil es zum Kriege rathe, die noch im April auf 300000 Thaler für den Kriegsfall stipulirten Subsidien verdoppeln oder verdreifachen, sollte auch Herr Klopp einsehen, er aber führt es an als ein wirksames Mittel zur Bändigung der Kriegslust des Kurfürsten, berechnet auf dessen hervorragende Eigenschaft — d. h. nach Herrn Klopp die Geldgier!*)

*) Noch ein drittes Hinderniß für die Kriegslust des Kurfürsten führt Klopp an und zwar aus den Berichten des Grafen Lamberg. Dies sei die Haltung Derfflingers gewesen, denn dieser habe dem Kurfürsten erklärt, sich lieber in Stücke hauen lassen zu wollen, als die Armee in einem Kriege wider die Ehre und das Gewissen des Kurfürsten und wider die Wohlfahrt des Reichs zu commandiren, und bei dieser Erklärung sei er geblieben, trotzdem der Kurfürst und der französische Gesandte ihm große Summen geboten haben, während andererseits es festgestanden habe, daß der Kurfürst einem anderen die Armee nicht anvertrauen werde. Das ist denn doch eine sehr wunderbare Fabel, die so sehr nach irgend welchem halb oder gar nicht begründeten Hofklatsch und Lambergschen Erzählungs-Talent aussieht, daß man sie historisch nicht verwerthen darf. Derfflinger soll den Krieg gegen die Schweden — um den allein handelt es sich ja — für gegen Ehre und Gewissen und die Wiedereroberung Pommerns — das ist ja nach Klopp des Kurfürsten Ziel — für gegen die Wohlfahrt des Reichs gehalten, das soll er dem Kurfürsten vorgestellt haben und dieser ihm große Summen geboten! Daß auch Rébenac, der sich vielfach bemühte Derfflingers Entlassung zu bewirken, erzählt, der Kurfürst habe demselben, ihn für seine Pläne zu gewinnen, große Summen geboten [Urk. u. Aktst. III

Diese weiß Klopp aber auch bei den Verhandlungen mit Lamberg, der im Juni endlich als kaiserlicher Gesandter nach Berlin gekommen war, zum Bruch mit Frankreich zu treiben, in den Vordergrund zu stellen. Die kurfürstlichen Räthe hätten für den Fall eines Bündnisses mit dem Kaiser dieselben Summen verlangt, die Frankreich zahle und 80000 Thaler für die Kurfürstin. Daß es sich hier aber theils um die rückständigen spanischen Gelder, theils um die für den bevorstehenden Feldzug nöthigen Subsidien handelt, verschweigt Klopp und doch erhielten natürlich auch Sachsen*), Baiern, Hannover solche Subsidien resp. Subventionen zugesichert. Das Charakteristische aber der Sendung Lambergs ist, daß er bezüglich der brandenburgischen Ansprüche an die schlesischen Fürstenthümer gar nicht instruirt war, ja die Hülfe gegen die Türken gar nicht das war, was er forderte, sondern lediglich den Bruch des Kurfürsten mit Frankreich, das Verlangen sich dem Kaiser und der Association anzuschließen. Aber soweit der Kurfürst auch davon entfernt war, in solch unverantwortlicher Weise, den offenen Krieg mit Frankreich zu provociren, so war er trotz der Mahnungen Rebenacs und trotz der Ankunft der französischen Flotte im Sunde mit 5000 Mann**) an Bord doch sofort bereit, 12 000 Mann dem Kaiser zu Hülfe zu schicken, als die Nachricht kam, daß der Kaiser habe aus Wien fliehen müssen, die Türken vor der Kaiserstadt erschienen seien. Eigenhändig schrieb er dem Kaiser, er werde ihm in dieser Gefahr nicht aus Handen gehen und den Fürsten von Anhalt, die persona gratissima der Berliner Kreise in Wien behufs Abschluß eines Vertrages zum Kaiser senden. Lamberg aber lehnte dies Angebot, die brandenburgische Türkenhülfe also zum dritten Male ab, sein Kaiser brauche nur 6000***). Das aber verschweigt Klopp wieder. Dagegen theilt er des Kaisers Antwort mit. Der Kaiser verlasse sich, da die gegenwärtige Gefahr zu dringend sei, um mit einem Vertragsabschluß Zeit zu verlieren, auf die Großmuth des Kurfürsten, daß derselbe eiligst sein Hülfscorps senden werde. Ebenso schrieb der Kaiser an Anhalt, daß jetzt nicht Zeit sei, die Hülfe von anderen Tractaten abhängig zu machen, dagegen werde er zur Anerkennung der bewiesenen Willfährigkeit sich gleichmäßig zu bezeugen begierig sein. Man kann sich leicht vorstellen,

696 Al. 1, auf welche Stelle wir Klopp hiermit hinweisen] macht die Sache nicht wahrscheinlicher, vielmehr zeigt ein Vergleich beider Berichte deutlich, wie sich um einen Kern von Wahrheit, der heut nicht mehr zu ermitteln sein dürfte, Klatsch und Fabeleien gebildet haben.

*) Sachsen hat es allerdings die größten Schwierigkeiten gemacht, wenigstens zuletzt den Unterhalt des Heeres zu erhalten. S. die Ausführungen bei Haffel und Gr. Bitzthum a. a. O. S. 100—142.

**) Urk. u. Aktst. III S. 739.

***) Amerongens Bericht vom 17. Juli giebt 8000 M. an. Urk. u. Aktst. a. a. O. 739.

welch troſtreiche Muſik ſolch viel verheißende Worte den Ohren des Kurfürſten waren! Was Dank vom Hauſe Oeſterreich bedeutete, hatte er ja genugſam erfahren, und daß man es in Wien in der Noth ſo mache wie die auf der See in Gefahr Schwebenden, die im Moment der Gefahr den Heiligen Kerzen geloben, am Lande es dann aber gemeiniglich vergeſſen, brauchte Schmettau eigentlich dem Kurfürſten nicht erſt zu berichten, aber intereſſant iſt, daß ein kaiſerlicher Miniſter ſo viel Freimuth oder ſoviel Unvorſichtigkeit beſaß, bei einem vornehmen Bankett ſelbſt dies Gleichniß zu machen.

Daß indeſſen Ludwig XIV. in dieſem Verſprechem einer Hülfe gegen die Türken mehr ſah, nämlich die Vorbereitung zum Verlaſſen des franzöſiſchen Bündniſſes und dem Kurfürſten deshalb die ernſteſten Vorhaltungen machen ließ, kann nicht auffällig erſcheinen. Inzwiſchen erklärt Klopp, daß Pufendorf geſchweige denn ſpätere preußiſche Geſchichtsprofeſſoren über dieſe Dinge mangelhafte Kenntniß haben, und er hält es deshalb für zweckmäßig uns durch ein Schreiben Rébenacs und die auf daſſelbe von Fuchs gegebene Antwort, welche als Beilagen zu Lambergs Berichten in das Wiener Archiv gekommen ſind, darüber aufzuklären. So gern wir jedoch weitere ſolche Aufklärungen geſehen hätten, können wir doch auch für den Abdruck beider, ihrem weſentlichen Inhalt nach keineswegs unbekannten Schreiben Klopp dankbar ſein; denn mit vollſter Deutlichkeit ſchildert Rébenacs Schreiben*) die Gefahren, in die ſich Brandenburg durch die Türkenhülfe ſtürzt, die Gefahren, die ihm von Frankreich wie ſeinen Nachbarſtaaten drohten und Fuchs' Antwort zeigt eben ſo deutlich, wie der Kurfürſt trotz allem Drohen Frankreichs ſich doch nicht von dieſem ins Schlepptau nehmen laſſen, die deutſchen Angelegenheiten ohne Frank-

*) O. Klopp giebt im Text eine zu Gunſten ſeiner Stiliſtik etwas ſehr frei gehaltene Ueberſetzung beider Schriftſtücke. Die Worte Rébenacs Je ne fus donc pas embarrassé de tout ce que je leur [sc. die kaiſerlich-oraniſche Partei] vis faire ou dire, quoyque les premiers d'entre eux poussassent la sottise si extremement loing, que Msgr. l'Electeur avoit une fort grande inquiétude de l'approche des vaisseaux de France du costé de Pillau. Imaginez-vous par là le reste de leurs discours et l'honneur qu'ils sçavent faire à leur maistre — überſetzt Klopp z. B. „Die Sottiſen dieſer Herren bringen mich nicht in Verlegenheit." Wozu ſollte er auch den Hinweis auf die thatſächlich erfolgte Ankunft der franzöſiſchen Flotte an der preußiſchen Küſte bringen, die den Kurfürſten, falls er gegen Frankreichs Willen Türkenhülfe leiſte und bei der dadurch bedingten Schwächung ſeiner Armee Gefahr drohte! — Vergl. übrigens den Bericht Amerongens vom 24. Juli, in dem er mittheilt, daß Rébenac an einen der vornehmſten Miniſter geſchrieben habe, daß ſein König, wenn der Kurfürſt vor Beilegung der Differenzen Ludwigs mit dem Kaiſer dieſem Hülfe gegen die Türken ſende, ſolche Maßregeln ergreifen werde, daß der Krieg binnen Kurzem folgen werde. Der Kurfürſt aber habe befohlen, dies Schreiben nicht nach Rébenacs Wunſch zu beantworten. Urk. u. Aktſt. III S. 740.

reichs Einmischen erledigen, seinen Pflichten als Reichsfürst auch ohne ja gegen den Willen Frankreichs erfüllen will*).

Aber trotz der Gefahren, in die der Kurfürst sich durch sein Angebot begab und trotzdem er, ohne auf die kaiserliche Antwort zu warten, dem Angebot durch Dirigirung von 10 000 Mann an die schlesische Grenze**) sofort die That folgen ließ, verharrten die kaiserlichen Minister bei ihrer Meinung und kamen dem Fürsten von Anhalt, der am 2. August zum Kaiser gereist war, nicht einen Schritt entgegen. Naturgemäß war in Anhalts Instruction die Nothwendigkeit mit Frankreich zu schließen, auf das Bestimmteste betont, und dieser Abschluß wurde dem Kaiser wesentlich erleichtert dadurch, daß Ludwig zu Regensburg wiederum den Termin hinausschob, ja vom Abschluß eines definitiven Friedens jetzt abstand, sich mit einer 20- oder 30jährigen Waffenruhe befriedigt erklärte. Aber auch diese verwarf der Kaiser, verwarf sie, trotzdem jetzt alle drei Collegien in Regensburg dieselbe annahmen***), trotzdem die Türken vor Wien lagerten. Von diesem Theil der Anhalt'schen Sendung spricht Klopp nicht weiter, genug daß er bemerkt, es habe sich für den Kurfürsten in dieser Angelegenheit wohl nur um die Frage gehandelt, wer, ob der Kaiser oder ob Ludwig mehr biete, eine Täuschung habe er wohl nicht beabsichtigt! Das offenbar Wichtigste für Klopp ist jedoch, uns mitzutheilen, daß die kaiserlichen Minister entsetzt bei der Höhe der kurfürstlichen Forderungen gestanden, es sehr hart und untröstlich gefunden hätten, daß der Kurfürst bei dem jetzigen Zustande seine Saiten so hoch spannen und

*) Auf den Vorwurf des Grafen Lamberg, daß die Antwort an Rébenac einen Rückzug in sich schließe, habe Fuchs, so berichtet Klopp, u. a. sein persönliches Motiv für Oesterreich zu wirken, angegeben, nämlich seinen Wunsch geadelt zu werden, denn sonst könne er mit Meinders nicht concurriren. Die Daten der abgedruckten Schriftstücke giebt Klopp nicht an, nur daß sie bei einem Lambergschen Bericht vom 28. Juli lägen. Am 16. oder 17. Juli konnten aber erst die Nachrichten in Berlin sein, auf Grund deren sich der Kurfürst zu dem Anerbieten, 12000 Mann gegen die Türken zu senden, entschließt, Graf Rébenac hat jedenfalls erst später als Graf Lamberg von diesem Entschluß Kenntniß erhalten, ist dann nach Potsdam gefahren, hat hier Audienz beim Kurfürsten gehabt, darauf das Schreiben an Fuchs gerichtet, (am 23. nach Amerongen) und dieser wiederum ist dadurch veranlaßt worden, mit dem Kurfürsten zu conferiren und hat nach des Kurfürsten Angaben dann die Antwort an Rébenac entworfen. Erst, nachdem dies Alles geschehen, konnte Fuchs Abschriften beider Schreiben dem Grafen Lamberg zustellen und also seinen Wunsch geadelt zu werden, angeben. Graf Lamberg mag dann sofort berichtet haben, und die Bitte um den Adel könnte also erst kurz vor dem 28. Juli ausgesprochen sein. Thatsächlich ist Fuchs aber schon am 4. Juni geadelt worden (Salpius S. 47), er kann daher nicht wohl noch Ende Juli darum gebeten haben, wenigstens würde es Klopps Sache gewesen sein, nachzuweisen, daß und warum das Adelsdiplom erst später ausgestellt, zurückdatirt und auf diesen Termin zurückdatirt sei.

**) Vergl. Urk. u. Akst. III 741 Af.

***) Nur Oesterreich, Schweden und Burgund waren dagegen. Schmettaus Bericht vom 8. Juni.

aus der öffentlichen Noth für sich so besonders hohen Nutzen ziehen wolle. Wirklich bei solch einer Betrachtungsweise steht man entsetzt. Denn nichts hatte der Kurfürst, abgesehen von dem Abschluß mit Frankreich, gefordert, als was ihm Graf Lamberg in Berlin selbst Namens des Kaisers angeboten, 300 000 Thaler Subsidien vom Kaiser und von Spanien statt der sechszehn Tonnen Goldes, die es ihm schuldete 500 000 Thaler*). Daneben endlich noch Jägerndorf, oder, wenn die Kaiserlichen diesen von ihnen selbst so oft anerkannten Anspruch nicht gelten lassen wollten, Ersatz für dasselbe durch Geld, ein Ersatz, den wiederum der Kaiser selbst wiederholt zu Prag wie zu Frankfurt und Regensburg und kürzlich noch zu Wien Schwerin gegenüber angeboten hatte, und der, wenn Klopps Angabe, daß Brandenburg 200 000 Thaler als solchen gefordert hätte, der Million Gulden gegenüber, die der Fürst von Schwarzenberg zahlen sollte und den zwei Millionen Gulden gegenüber, mit denen wie behauptet wurde, der Kurfürst, falls man ihm Jägerndorf überlasse, dem Kaiser an die Hand gehen wollte, erstaunlich gering bemessen ist. Den Anspruch auf die anderen schlesischen Länder macht der Kurfürst gar nicht einmal geltend, und Herr Klopp muß wirklich entschuldigen, daß von denjenigen Dingen, die Brandenburg aus Rücksicht für des Kaisers Lage nicht beansprucht, auch gesagt wird, daß man sie nicht beansprucht**).

Natürlich scheiterte auch Anhalts Sendung. Man legte ihm einen Vertrags-Entwurf vor, mit denjenigen Forderungen, die, wie man bestimmt in Wien wissen mußte, der Kurfürst nicht annehmen konnte, d. h. man lehnte die brandenburgische Hülfe gegen die Türken, obwohl dieselbe übrigens fast vollzählig bei Crossen zum Aufbruch bereit stand, zum vierten Male ab***). Man forderte in dem Vertrage vom Kurfürsten die Vertheidigung sämmtlicher, ob inner- oder außerhalb des deutschen Reichs gelegenen Länder des österreichischen Staates und zugleich den vollständigen Abfall von der französischen Allianz, die Verpflichtung zur Rückerwerbung

*) S. Urk. u. Aktst. III 716/17, 718, 723 u. 739 und Schmettaus Berichte. Ueber die Anhaltsche Sendung finden sich interessante Mittheilungen auch in den Acta Joannis III S. 246/47, 325, 274, 626. S. 253/54 spricht Leopold sogar von dem germanus serenissimi electoris animus patriae amans, der sich von Neuem in der Sendung Anhalts documentire.

**) Vergl. z. B. Schmettaus Bericht vom 14. April 1683. Am 25. Februar theilt er mit, daß Fürst Schwarzenberg dem Kaiser wiederum 900 000 Gulden auf Liegnitz vorgeschossen habe, am 7. März dagegen, daß dies Darlehen noch nicht perfect geworden, da der Fürst größere Sicherheit fordere. Am 25. März heißt es, daß Schwarzenberg statt des Darlehns auf Liegnitz lieber das Fürstenthum Teschen kaufen wolle und am 4. April wieder, daß Schwarzenberg Liegnitz kaufen wolle.

***) Graf Königseck scheute sich sogar nicht, in einer Conferenz sämmtlicher Minister der Alliirten zu erklären, der Kurfürst habe durch Anhalt, auf dessen Versicherungen man Grund habe zu bauen, gute Hoffnungen für seinen Beitritt zur Association gegeben. Urk. u. Aktst. III, 742.

aller Reunionen seit dem Frieden von Nymwegen d. h. die sofortige Kriegserklärung an Frankreich. Augenblicklich rief der Kurfürst den Fürsten von Anhalt ab, dieser aber blieb, wie er meldete, auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers bei demselben, bis dann am 13. September der ruhmreiche Entsatz der Stadt Wien erfolgte, ohne daß brandenburgische Truppen dabei Hülfe geleistet hätten*).

Indem wir noch erwähnen, daß die dem König von Polen gesandten brandenburgischen Hülfstruppen bekanntlich den ruhmreichsten Antheil an dem weiteren Türkenkriege hatten, und daß der Kaiser ein Jahr später im August 1684 sich doch trotz der glänzenden Siege über die Türken genöthigt sah, nach dem Rath des Kurfürsten von Brandenburg mit Ludwig auf dessen Propositionen hin den Waffenstillstand abzuschließen, brechen wir hiermit die Besprechung des Klopp'schen Machwerks ab und vergegenwärtigen uns zum Schluß, warum lehnte der Kaiser trotz der Gefahr die für den so höchst nöthig scheinenden brandenburgischen Beistand verlangten Forderungen ab und warum andererseits hält der Kurfürst an seinen Forderungen fest — oder vielmehr — denn darauf spitzen sich beide Fragen zu — warum lehnte der Kaiser jeden Frieden, ja den Waffenstillstand mit Frankreich ab, und warum machte andrerseits der Kurfürst seinen Beistand von dem Abschluß mit Frankreich abhängig.

In der That erscheint des Kurfürsten Verlangen so nothwendig und folgerichtig wie möglich. Daß der Kaiser in einem Kampf mit Frankreich und den Türken zugleich auf auswärtige Hülfe nicht rechnen konnte, haben wir schon dargelegt, und auch Klopp bringt in der That nichts bei, was eine solche irgendwie wahrscheinlich machen konnte. Allein von Polen schien eine solche in Aussicht zu stehen, aber wie gering diese war, ergiebt sich schon aus dem von Klopp mitgetheilten Gutachten des Grafen Jörger; erst durch wiederholte Geldsendungen gelang es und zwar nach mehr als vierjährigen Verhandlungen im März 1683 den Vertrag zu Stande zu bringen aber auch nur mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß das Bündniß nur gegen die Türken, nicht gegen Frankreich gelte. Die Fürsten des Reichs aber, finanziell meist in erschreckender Weise zerrüttet, hatten sich so gut wie einmüthig für Annahme der französischen Propositionen also gegen den Krieg mit Frankreich erklärt und Hülfe gegen die Türken allein konnte höchstens von fränkischen und schwäbischen

*) Auf die Frage, wem der Entsatz vornehmlich zu verdanken sei, gehen wir nicht ein. Jedenfalls haben neben dem Geschick Lothringens und Sobieskys, der Tüchtigkeit ihrer begeisterten Truppen wie der doch fast unbegreiflichen Sorglosigkeit und Ungeschicklichkeit der Türken selbst die Wiener Bürger und ihre Führer, die Grafen Stahremberg und Kaplir, der Bürgermeister Liebenberg, wesentlichen Antheil an demselben.

Ständen, Baiern und Sachsen*) erwartet werden. Aber der Kaiser selbst hatte weder genügende Mittel noch Truppen. Fast die einzige Quelle seiner Einnahmen bildete die Kurie, die für den Türkenkrieg ansehnliche Summen sandte**), nicht aber für den französischen. Droysen giebt zwar an, daß man sich Ende 1682 in Wien zu einer 1prozentigen, aber auch nur einmaligen Vermögenssteuer entschloß und die großen Herren sich sehr hoch abschätzten, aber — und diese Nachricht verdanken wir Klopp — der Ertrag der Steuer entsprach durchaus nicht den Erwartungen und gerade die Reichsten entzogen sich derselben. Ja obwohl der Zustand der österreichischen Finanzen der denkbar zerfahrenste***) war, weigerten einzelne Stände sich noch im letzten Augenblick, die so nöthigen Geldsummen zu zahlen†). Dieser zerfahrenen finanziellen Lage entsprach natürlich auch der Zustand des Heeres. Im Herbst 1681 standen im Reich etwa noch ein Dutzend kaiserlicher Regimenter und die damals vom Reichstag bewilligte Reichskriegsordnung berechnete die Reichstruppen auf 40, allenfalls auf 60000 Mann, ja zu Crockow sprach man im Herbst 1682 sogar von 65000 Mann, von denen 30000 freilich erst noch anzuwerben seien. Die Waldeck'sche Coalition sollte angeblich ebenfalls 60000 Mann stellen, schließlich rechnete man mit Einschluß der polnischen, baierischen sächsischen und anderen Hülfstruppen auf 80000 Mann. Aber diese Zahlen bewiesen Nichts; noch im August meldet Schmettau, daß man mehr Etat auf die kurfürstlichen Truppen als diese große Zahl mache.

*) O. Klopp führt noch den Erzbischof von Salzburg an. Aber wie scharf dieser Fürst, obwohl die Gefahr für ihn doch besonders dringend war, angefaßt werden mußte, um den von ihm geforderten Antheil der aufgenommenen Anleihe zuzugestehen, ergiebt das Schreiben des Cardinal Buonvisi an denselben vom 31. Juli 1683 bei A. Sauer Rom und Wien im Jahre 1683. S. 21.

**) Nach der Quittung des Grafen Rosenberg (Sauer a. a. O. S. 49/50) hat der Papst vom 25. April bis 25. August 1683 dem Kaiser 150000 Gulden gezahlt. Doch erhöht sich diese Summe noch erheblich, wenn man die indirect durch den Papst flüssig gemachten Gelder in Betracht zieht, namentlich die auf Kirchengüter fundirte Anleihe von 500000 Gulden.

***) Aus Mattighofen (nicht, wie irrig im Inst. f. östr. Gesch. V, 342 angegeben ist, Braunau) berichtet der Nuntius am 18. Juli, daß der Hof kaum Geld genug zum Leben, geschweige denn ein Heer zu unterhalten habe. Sauer a. a. O. S. 136.

†) Noch im Januar wollten die Tyroler Stände nicht den 100. Pfennig geben, die schlesischen Stände verweigerten die geforderte zweite Tonne Goldes, die vom Kaiser im Januar an die Stände gestellte Forderung von 800000 Gulden und Getreide wurde nur ad deliberandum genommen. So nach Schmettauischen Berichten vom Januar und März und deren Beilagen. Dagegen sind nach den im Inst. f. österr. Gesch. gegebenen Mittheilungen aus dem uns nicht vorliegenden Buch von Newald: Beiträge zur Gesch. der Belagerung von Wien . . . 1683, im März 1682 nur 650000 Gulden gefordert und diese nach langwierigen Verhandlungen im September 1682 bewilligt. Es werden wohl Nachforderungen nöthig gewesen sein. Auch konnte man z. B. dem Ban von Croatien nicht die zur Befestigung der Grenzörter nöthigen Gelder bewilligen (Schmettau Ber. v. 18. März) und für die Befestigung Wiens scheint man nicht mehr als 43000 Gulden haben aufwenden zu können. (Inst. f. österr. Gesch. V, 332.)

Von Waldeck erwartete man schon im Juli nur 15000 oder 12000 Mann. Der Kurfürst berechnete, daß die Kaiserlichen Monate brauchen würden, auch nur 20000 Mann aufzustellen, und als endlich im Mai die langgeplante aber durch den schlechten Fortgang der Werbungen von den Generalen selbst absichtlich stets verhinderte große Revue bei Preßburg zu Stande kam, fanden sich nur 36000 Mann, wie Schmettau berichtet, oder nach Klopp gar nur 32600 Mann und mehr als 65000 Mann haben beim Entsatz der Stadt nicht mitgewirkt*). Dazu kam die große Eifersucht zwischen dem Markgrafen von Baden und dem Herzog von Lothringen, die die ganze Armee in zwei Lager spaltete**) und ferner die kaum zu lösende Frage des Oberkommando, welches, von den eben genannten Fürsten abgesehen, auch die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, sowie der König von Polen beanspruchten und für welches auch Derfflinger ins Auge gefaßt sein soll. Endlich waren auch die Befestigungen Wiens wie der Festungen nach Ungarn hin noch in einem keineswegs widerstandsfähigen Zustande.

Unzweifelhaft kannte man in Wien diese Lage ganz genau; wenn aber der Kurfürst auf dieselbe aufmerksam machte, so war die Antwort eine verschiedene: entweder man ignorirte den Mangel an Truppen und Geld, machte auf die polnische Allianz, als eine sacra anchora großen Etat***) und that, als ob Alles in bestem Zustande sei, man sowohl den Türken wie den Franzosen aufs Nachdrücklichste begegnen könne — oder aber man ignorirte die Türkengefahr und that, als ob im Osten der Friede ganz von kaiserlichem Belieben abhänge. In der That aber glaubte man, daß, wenn im Osten wirklich der Krieg ausbrechen sollte, der Kurfürst, zumal da er durch den Verlauf der Hamburger Conferenz mit Frankreich brouillirt sei, auch seine bekannten genereusen Sentiments wegen Liberirung des gesammten Vaterlandes ihm ebensowenig still zu sitzen erlauben würden, wie die Besorgniß, dem certo et evidenti damno,

*) S. Sauer a. a. O. S. 25. Das Mémoire Badois Acta Joannis III ad res a. 1683 imprimis in expeditione Viennensi gestas illustrandas ed Fr. Kluczyki (Acta hist res gestas Poloniae illustrantia vol. VI — Editionum collegii hist academiae literar. Cracoviensis No. 25) S. 628 ff. berechnet 40000 Polen, 15000 Baiern, 11000 Sachsen, 12000 Mann vom fränk. Kreise unter Waldeck und 5000 Mann vom schwäbischen Kreise. Die Stärke des christlichen Heeres auf 65000 Mann giebt Hassel und Gr. Bitzthum S. 140 an.

**) Bei weitem, sagte Fürst Schwarzenberg zu Schmettau, sei man nicht gegen zwei so mächtige Feinde gerüstet, besonders fehle es an Cavallerie und an Einigkeit der Häupter.

***) Wie wenig die kaiserlichen Minister geneigt waren, den Forderungen des Kurfürsten gerecht zu werden, weil sie auch ohne dessen Hülfe mit den Türken fertig zu werden hofften, zeigt übrigens auch ein Bericht des Marchese Pucci, des florentinischen Gesandten in Wien. Acta Joannis III. regis Poloniae III, 246, s. auch Urk. u. Aktst. III, S. 742.

zugleich wider Spanien, Polen, Schweden, Braunschweig und den Kaiser bloß zu stehen; daß der Kurfürst demnach unbedingt zur Allianz mit dem Kaiser gezwungen sei und deshalb die Verwerfung seiner Bedingungen thatsächlich hinnehmen, ja auch ungebeten seine Hülfe leisten müsse. Auch war das Verlangen des Kurfürsten zu derselben in der That so groß, daß er, obwohl voller Zweifel, ob der Kaiser seine Hülfe überhaupt aufrichtig wünsche*), alle wesentlichen Forderungen selbst Jägerndorf, wie wir sahen, fallen ließ. Nur von der Forderung, erst mit Frankreich zu schließen, durfte er nicht abgehen, wollte er sich nicht dem aussetzen, daß Ludwig in Deutschland einbrechen und daß, sobald sein Heer nach dem Südosten abmarschirt war, sein Land von den Heeren der Franzosen, Schweden, Braunschweiger, ja auch möglicherweise Polen und Sachsen**) überschwemmt, ja aufgetheilt werde, ein Plan der, wie alle Welt wußte und wie Burgomainero, naiv genug, selbst Schwerin gegenüber eingesteht, schon längst ins Auge gefaßt***) war und der eine Theilung der kurfürstlichen Truppen als äußerst gefährlich zeigte†). Ein Plan ferner, der ja schon wegen der Schwächung der Protestanten in Wien des herzlichsten Beifalls gewiß war, dessen Ausführung jetzt jedoch noch zurückstehen mußte gegen denjenigen, der damals das Interesse des Wiener Hofes vollauf in Anspruch nahm und der gleichzeitig auch die Ablehnung der brandenburgischen Forderung auf sofortigen Abschluß mit Frankreich gebieterisch forderte. Denn wenn man einmal von Wien aus sogar den Kurfürsten bat, um Gotteswillen den geschöpften Gedanken, als ob man mit Gewalt der Krone Frankreich in die Haare wolle, fahren zu lassen, da die Kaiserlichen ja so ungeschehet nicht wären, daß man nicht genugsam erkennen sollte, wie man mit den Türken allein überflüssig zu thun haben werde, so zeigt sich eben, daß es keineswegs etwa als eine reichspatriotische Pflicht erschien, des Kurfürsten Verlangen abzuweisen, sondern eben ein auf anderem Gebiet liegendes Interesse des Hauses Oesterreich — und zwar die Frage der spanischen Succession. Karl II. von Spanien

*) S. das Kurf. Schreiben an Johann Sobiesky vom 13. August 1683 Acta Joannis III, S. 251.

**) Vergl. übrigens auch die Mittheilung des holländischen Gesandten in Kopenhagen vom 20. Juli, wonach derselbe den Ausbruch des Krieges im Norden bei einer Niederlage des Kaisers in Ungarn für sicher hält. Urk. u. Aktenst. III, 739.

***) Der Kurfürst werde wohl selbst nicht zweifeln, sagte er zu Schwerin, wie Polen, Schweden und Braunschweig, und zwar als des Kaisers Alliirte eine favorable Gelegenheit von des Kurfürsten Unglück zu profitiren nicht gerne ergreifen würden.

†) Allein weiln E. k. D. bey der occidentalischen gefahr nicht weniger als bei der orientalischen interessirt währen, ich auch allhier wahrgenommen, daß man vermeinet, es hätt E. k. D. auf Polen, Schweden, Spanien, Sachsen und Braunschweig als J. K. M. jetzige Alliirte und E. k. D. Nachbaren zu reflectiren, so sehe ich nicht, wie E. k. D. sich entblößen und dero Truppen partagiren könnte . . . . Bericht Schwerins vom 18. März.

wollte Krieg mit Frankreich, lehnte schließlich auch die englische Vermittlung mit Ludwig XIV. trotzig ab und sobald der Kaiser nicht aufs Lauteste dieser Politik seinen Beifall gab, drohte Don Burgomainero mit dem Zorn seines Königs, dem Verlust der spanischen Erbschaft für den jungen Erzherzog Karl. Die desparate Resolution, deren man sich von Spanien versehen zu müssen glaubte, ließ jede Neigung mit Frankreich zu schließen, obwohl man dieselbe schon einmal Seppeville kundgegeben, sofort im Keime ersticken. Ebenso lag aber auch dem Kaiser selbst Alles daran, daß was Ludwig von der spanischen Erbschaft schon in Händen hatte oder wonach er dieselben ausstreckte, zu derselben zurückgebracht würde. Deshalb folgte der Kaiser allein den Rathschlägen des spanischen Botschafters, deshalb durfte mit Frankreich nicht geschlossen werden, sondern sondern sollten deutsche Fluren wieder von französischen Rossen zertreten werden, denn unmöglich könne man vom Kaiser verlangen, daß er sein und seiner Leibeserben patrimonium abandonnire. Deshalb war man bereit, mit den Türken auf jede Bedingung hin abzuschließen, ja deshalb sah man es in Wien wohl lieber, daß der Franzose, so stolz er sich auch anstelle, jetzt wider das Reich nur etwas unternehme, denn im Reich werde man, recht angegriffen, die rechte Hülfe schon finden*).

Aber Ludwig XIV. unternahm, so günstig die Gelegenheit für ihn war, nichts gegen das Reich. Klopp leitet diese Unthätigkeit wesentlich aus der Schwäche des Königs ab**). Daß dies unrichtig, ergiebt sich

*) Ein weiterer Grund, des Kurfürsten Hülfe zu fürchten und deshalb abzulehnen, der aber doch nur in zweiter Linie in Betracht kommen konnte, war die Besorgniß, der Kurfürst möchte die zur Hülfe entsandten Truppen zur Besetzung und thatsächlichen Aneignung der schlesischen Fürstenthümer und weiter dann zur Ausbreitung der evangelischen Kirche benutzen, Folgen, denen man in Wien natürlich unter allen Umständen vorbeugen wollte. Duldung der Evangelischen in Schlesien hatte der Kurfürst selbstverständlich gefordert, aber sehr beachtenswerth dürfte es sein, daß der Wiener Nuntius, während er noch am 21. Juli 1683 berichtet, Sachsen und Brandenburg hätten zwar Hülfe angeboten, aber unter zu harten Bedingungen e particolarmente in pregiudizio della religione, am 25. August diesen Bericht dahin vervollständigt, der Kurfürst von Sachsen habe zwar mit Friedrich Wilhelm darüber verhandelt, diese Gelegenheit für die Wünsche der Lutheraner und Reformirten zu benutzen, aber dieser habe es edelmüthig abgelehnt; er wolle Wien zu Hülfe kommen, ohne bezüglich der Religion Schwierigkeiten zu machen. (E l'Elettore di Brandeburgo generosamente haveva risposto, doversi soccorrer Vienna, e non difficultare con prospisizioni di Religione) Uebrigens wollen wir bei dieser Gelegenheit doch die allerdings sehr interessante Entdeckung Klopps, daß der Kaiser Leopold der erste Fürst war, welcher die Duldung sämmtlicher Religionen proclamirte, nicht unterdrücken. Man lese die betreffenden Sätze auf S. 87 u. 88 selbst nach und ergötze sich daran.

**) Einmal erzählt O. Klopp sogar, daß für Ludwig XIV. die Rücksicht auf die Stimmung des französischen Volks, das nach einem Bericht des kaiserlichen Gesandten in Paris vom 11. März 1683 ganz erfüllt sei von den Gerüchten über die Usurpationen und Friedensbrüche, ein wichtiges Motiv gewesen sei, zunächst nicht weiter zu gehen. Das ist allerdings neu. Da hatte der Held Leopold doch ganz andere Nerven, der ging doch unbekümmert um die Sehnsucht seines Volks nach

aber schon daraus, daß Ludwig, von seiner maritimen Rüstung abgesehen 100 000 Mann auf den Beinen hatte, von denen wenigstens die Hälfte an den Reichsgrenzen stand, und auch daraus, daß der Kaiser sich schließlich auch trotz der glorreichen Siege über die Türken doch bequemen mußte, nach des Kurfürsten oft gegebenem Rathe den von Ludwig geforderten Waffenstillstand anzunehmen. Ob man ferner annehmen will, daß in der Brust Ludwigs XIV. ein Funke des allgemeinen Gefühls von der Pflicht der ganzen Christenheit, dem Erbfeinde derselben zu widerstehen*), geglommen habe, oder ob man gar einen frommen Einfluß des heiligen Vaters in Ludwigs Politik suchen will, mag dahingestellt bleiben, obwohl die Persönlichkeit Ludwigs gewiß nicht eine solche ist, bei der man derartige Motive voraussetzen kann, und obwohl gerade Klopp die bündigsten Beweise dafür zu bringen sucht, daß Ludwig selbst den Einfall der Türken verursacht habe: sicher ist, daß es wesentlich die Haltung des Kurfürsten war, die den König von einem Einfall in Deutschland, einer Erweiterung seiner Reunionen abzusehen zwang. Die Bestimmtheit, mit der der Kurfürst immer aufs Neue seine Gesuche um Prolongation des Termins zur Annahme der französischen Propositionen stellte, die Bestimmtheit, mit der der Kurfürst andrerseits den französischen Forderungen in Wien, Regensburg und anderen Orten Nachdruck gab, die Vorsicht, mit welcher der Kurfürst dem von Ludwig erstrebten Ausbruch eines mit dem Türkenkriege gleichzeitigen

---

Frieden seinen festen Weg! Wie gehen auf die Stimmung des österreichischen Volks nicht näher ein und citiren nur aus einem Bericht Schmettaus vom 3. Januar 1683 die Notiz: Die Licentz in reden und schreiben, so allhie gegen das itzige gouvernement gerichtet, nimt täglich zu, ohngeachtet man sein eußerstes fleiß anwendet, hinter die authores der vielen außgestreuten Schriften (worinnen die in vielen stücken repräsentirte Warheit den grösten Verdruß verursachet) zukommen, wendet man doch vergebene müh an. Vor drey tagen hatte man in J. M. antichambre Eines auf der erden ligend gefunden, worinnen J. M. Person und allzugroße güthigkeit auf gutt satyrisch dargestellt worden." Am 18. Februar meldet er von einer Satyre mit Burgomaineros Bild des Inhalts, daß man sich in Wien zu klug dünke, um auf andere consilia (sc. als des spanischen Gesandten) zu hören. Beachtenswerth in dieser Beziehung scheint uns auch aus dem Bericht Seppevilles vom 14. Juli 1683 die Notiz, daß alles Volk seine Leute um Hülfe von Ludwig XIV. gebeten habe; Ludwig, der seine Unterthanen gerecht behandle, möge sie aus der Sclaverei befreien, da Leopold sich an Gebeten genüge und dem Unrecht nicht zu wehren vermöge. Auch der Commandeur von Wallenstein habe ihn um Ludwigs Hülfe ersucht. Diese Notiz als unwahrscheinlich zu bezeichnen, wie K. Uhlirz thut, heißt doch die viel größere Unwahrscheinlichkeit annehmen, daß ein französischer Gesandter gewagt habe, Ludwig dergleichen zu fingiren. Uebertrieben in den Ausdrücken mag der Bericht sein, ihn aber sachlich für falsch zu halten, liegt ein Grund nicht vor. Marius Vachon Un deuxième centenaire. La Nouv. Rev. 23, 744 ff.

*) Croissy sagt zu Spanheim nach dessen Bericht vom 22. Januar 1683 allerdings Que c'estoit même (sc. la guerre du Turc) une des plus fortes considerations qui retenoient Sa Majesté à n'entrer pas en action bien qu'on ne le croit peutestre à Vienne et mêmes il ne faut peutestre pas à propos qu'on le crust fermement et qu'on n'y prist trop de confiance.

nordischen Krieges und damit einer weiteren Zersplitterung der deutschen Streitkräfte vorbeugte, nöthigte den König zur Aufrechterhaltung seiner dem Kurfürsten gegebenen Versprechungen, zerstörte ihm die Hoffnung, Deutschland überfallen zu können, während ein Theil desselben gegen die Türken, der andere gegen Schweden und Dänen engagirt war. Die Bereitwilligkeit, mit der Ludwig immer wieder auf neue Verträge mit Brandenburg einging, immer wieder neue Zugeständnisse für das Bündniß mit Brandenburg machte, den brandenburgischen Forderungen auf Prolongation der Termine auf Beendigung der Reunionen*) entgegenkam, zeige, daß für Ludwig die Haltung Brandenburgs von wesentlicher Bedeutung, daß sie es wesentlich war, die ihn von der Fortsetzung der Reunionen**) und von einem Einfall in Deutschland zurückhielt. Diese Wahrheit, die noch dadurch an Gewicht gewann, daß der scharfe Ritt nach Fehrbellin, der grandiose Zug nach Preußen wohl vermuthen ließ, daß der Kurfürst ebenso schnell wohl auch vom Osten nach dem Westen marschiren könne, ist so allgemein anerkannt, daß sich ihr selbst Klopp nicht entziehen kann. „Das Verhalten dieses Kurfürsten ist für die weitere Entwicklung der Pläne Ludwigs XIV. gegen den Kaiser Leopold, in der Hoffnung des Königs auf den Einbruch der Türken von höchster Wichtigkeit" — gesteht Klopp und ebenso „Endlich aber ward Ludwig XIV. in den Sommermonaten des Jahres 1683 an jeder Action gehindert durch die Ungewißheit, wessen er sich von dem Kurfürsten von Brandenburg zu versehen, durch die für Wochen lang schwankende Haltung desselben." — Es sieht fast so aus, als ob Klopp dies bedauert, einen Schluß zieht er natürlich nur insofern daraus, als er durchleuchten läßt, daß dies Verhalten des Kurfürsten eigentlich als schnöder Undank des Dieners gegen seinen Dienstherrn moralisch zu verurtheilen sei. Wir meinen aber, daß diese Haltung des Kurfürsten eine ganz außerordentlich kluge und vorsichtige war, deren Resultat dem Kaiser und seinen Verbündeten erst die Möglichkeit verschafft hat, sich gegen die Türken frei und ungehindert bewegen zu können, und meinen, daß der Große Kurfürst auch so, und soweit man in Wien ihm dies gestattet hat, seinen vollen Antheil an der Befreiung Deutschlands von den Türken schon im Jahre 1683 gehabt hat zur Ehre und Aufrechthaltung des deutschen Vaterlandes***). Was geschehen wäre, wenn der Kurfürst eine andere Politik

*) Vgl. z. B. aus dem Jahre 1683 die kurf. Rescripte an Spanheim in Paris vom 21. April, 18. Mai, 16. Juli, 23. Juli.

**) S. z. B. auch Amerongens Bericht vom 2. März 1863, Urk. u. Akt. III. S. 667.

***) Vgl. die bei Droysen a. a. O. Ak. 681 mitgetheilten Worte aus einer Denkschrift von Fuchs für den Kaiser vom 1. Dezember 1683. Insonderheit können S. Kf. D. wenn es erfordert wird, klärlich darthun, daß sie, wo nicht Alles, so doch ein großes Stück beigetragen, daß bis jetzt das Reich von fernerer Vergewaltigung

befolgt hätte, wenn durch seinen Beitritt die Allianz gegen Ludwig zur Action gekommen wäre, das steht freilich dahin, aber die Vorstellung, daß der Türke den Osten, der Schwede und Däne den Norden, der Franzose den Westen überfalle, erweckt Bilder so grausiger Art von Deutschlands Geschick, daß wir sie gern verhüllen. Daß wir das aber dürfen, das ist das Verdienst der vielgescholtenen Politik jener Tage des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

---

befreit blieben, und daß zu eben der Zeit, wo man sie als französisch gesinnt angesehen und ausgerufen, sie die Conservation und den Ruhestand ihres geliebten Vaterlandes aus patriotischem Eifer am meisten besorgt und verschafft haben.

Politiſche Correſpondenz.

Fortgang der Balkankriſis und Stellung der Mächte. — Das Miniſterium Gladſtone und die iriſche Frage.

Berlin, Ende Mai.

Am 23. dieſes Monats haben die Wahlen zur bulgariſchen Nationalverſammlung begonnen und zwar ebenſo in Bulgarien wie in Oſtrumelien. Dem Leſer iſt in Erinnerung, daß beiderlei Deputirten in Sofia zuſammentreten ſollen, die oſtrumeliſchen zunächſt nur als Beiwohner. In der vorigen Korreſpondenz ſprachen wir bereits die Erwartung aus, daß die Deputirten des Nordens und des Südens ſich ſofort als einheitliche Nationalverſammlung konſtituiren, die Untrennbarkeit des ganzen Bulgarien ausſprechen und die Berufung des Fürſten Alexander zum erblichen Herrſcher beſchließen werden. Durch dieſen Beſchluß würde die Nationalverſammlung in Widerſpruch treten mit dem Protokoll der Botſchafterkonferenz zu Konſtantinopel vom 5. April. Darin war feſtgeſetzt, daß der Fürſt von Bulgarien zum Generalgouverneur von Oſtrumelien nach Maßgabe des Artikel 17 des Berliner Vertrags, alſo durch den Sultan auf fünf Jahre mit Zuſtimmung der Großmächte beſtellt werden ſolle. Die jetzige Nationalverſammlung iſt berufen, um die Unterwerfung des Fürſten unter dieſen Beſchluß gut zu heißen. Denn, wenn die Beſtimmungen des Protokolls gut geheißen werden, ſo muß die verweigerte Zuſtimmung auch nur einer Großmacht eines von Beiden zur Folge haben: entweder die Erwählung eines neuen Fürſten für das ganze Bulgarien oder die Abtrennung Oſtrumeliens. Logiſch iſt eigentlich nur die erſte Folge, da das Protokoll ausdrücklich beſtimmt hat, daß der zu beſtellende Generalgouverneur von Oſtrumelien der Fürſt von Bulgarien ſein ſoll. Demnach hat das Protokoll vom 5. April den bulgariſchen Fürſtenthron aus einem erblichen in einen auf fünfjährige Perioden zu beſetzenden umgewandelt. Dies iſt ein Widerſpruch gegen den Artikel 3 der Berliner Konkreßakte; denn dieſer Artikel ſetzt feſt, daß der Fürſt von Bulgarien durch die Bevölkerung frei erwählt, durch die Pforte mit Zuſtimmung der Mächte beſtätigt wird. Daß die Thronberufung eine erbliche ſein ſoll, geht aus dem letzten Satz des Artikels hervor, welcher beſtimmt, daß bei Erledigung der Fürſtenwürde die Wahl des neuen Fürſten nach den Vorſchriften der erſten Wahl vor ſich gehen ſoll. Hätte man ausdrücken wollen, daß der Tod des

erwählten Fürsten immer eine Neuwahl nach den Bedingungen der ersten herbeiführt, so hätte man nicht sagen dürfen: „en cas de vacance de la dignité princière", sondern etwa: après la mort ou l'abdication du prince élu. Die Erblichkeit des Thrones wurde also stillschweigend vorausgesetzt.

Es fragt sich nun, ob die bulgarische Nationalversammlung die Uebertragung der Bedingungen des Artikel 17 auf den Artikel 3 sich ohne weiteres gefallen lassen wird. Wenn sie es nicht will, sondern wenn sie die Regierung des untrennbaren Bulgariens nach den Vorschriften des Artikel 3 regeln will, so ist sie immer noch gehalten, nachdem sie ihrerseits die Wahl des Fürsten Alexander zum Erbfürsten vollzogen haben wird, die Bestätigung der Pforte und die Zustimmung der Großmächte nachzusuchen.

Klüger wäre es freilich, wenn die Nationalversammlung sich entschlösse zu temporisiren; wenn sie also ihre Zustimmung zu dem Protokoll vom 5. April ausspräche, dann aber echt diplomatisch hinzusetzen wollte, daß durch dieses Protokoll die Rechte Bulgariens auf den Artikel 3 nicht geändert seien und nicht hätten geändert werden können. Wenn dann nach fünf Jahren Rußland die Zustimmung zur Neubestellung Alexanders verweigern sollte, so können die Bulgaren immer noch sagen: der Generalgouverneur muß Fürst von Bulgarien sein und der Fürst von Bulgarien ist lebenslänglich und erblich, nicht auf fünf Jahre berufen.

Die panslavistische Partei scheint so etwas zu befürchten, deshalb hatte sie ein Attentat in Burgas organisirt, zu dem Zwecke, sich der Person des Fürsten Alexander zu bemächtigen. Ein bulgarischer Theilnehmer hat die Verschwörung verrathen und unter den Theilnehmern einen russischen Offizier namhaft gemacht, gegen dessen Verhaftung der russische Botschafter in Konstantinopel sich beeilt hat, zu protestiren. Man sieht recht deutlich, daß die panslavistische Partei jeden Hebel ansetzt, um nur die Herrschaft des Fürsten Alexander sich nicht befestigen zu lassen. Man hält, wahrscheinlich mit gutem Grunde, die Beseitigung des Fürsten nach fünf Jahren für schwerer, als jetzt. Daher wird die russische Partei, nachdem das Attentat in Burgas mißlungen, alle Hebel ansetzen, die Nationalversammlung in Sofia auf Beschlüsse zu treiben, welche eine russische Einmischung rechtfertigen. Man wird eine Opposition kaufen, welche die Absetzung des Fürsten verlangt. Man wird darauf spekuliren, daß die Majorität, durch einen solchen Antrag erbittert, die Erblichkeit des Fürsten auch für Ostrumelien ausdrücklich proklamirt und dadurch das Protokoll vom 5. April umstößt.

Diese Dinge, deren Entwicklung bald bevorsteht, muß man vorläufig abwarten. Inzwischen hat Rußland, wie es scheint, Abstand genommen, durch Beförderung des griechisch-türkischen Konflikts einen allgemeinen Ausbruch auf der Balkaninsel herbeizuführen. Am 26. April überreichten die Großmächte bei Herrn Delyannis ein Ultimatum, welches die Abrüstung Griechenlands binnen acht Tagen verlangte. Das Ultimatum wurde überreicht, ungeachtet Griechenland am Tag zuvor erklärt hatte, auf Anrathen

Frankreichs den Frieden nicht stören, sondern eine Regelung der schwebenden Frage auf diplomatischem Wege erstreben zu wollen. Gleichzeitig hatte Herr von Freycinet die Mächte ersucht, von der Uebergabe des Ultimatums abzusehen. Die Mächte ließen sich nicht abhalten, worauf Herr Delyannis am 29. April, nachdem er erst grausam renommirt hatte, nach dem Ultimatum nicht nachgeben zu können, am 29. April die Abrüstung, aber nur in langsamem Vorgehen nach Ermessen der griechischen Regierung versprach. Darauf forderten die Mächte am 6. Mai bestimmtere Erklärungen, welche Herr Delyannis verweigerte. Darauf folgte am 7. Mai die Abreise der Gesandten und am 8. die Notifikation der Blokade. Nun verlangte Herr Delyannis seine Entlassung, welche der König verweigern wollte, aber schließlich bewilligen mußte, da eine Pflichterfüllung, deren Maße auf dem redlichen Willen beruhen, nicht zu erzwingen ist. Darauf bildete der König ein Uebergangsministerium, an dessen Spitze Trikupis nicht treten wollte, lediglich zur Berufung der Kammern und zur Befragung derselben in der Abrüstungsfrage. Nachdem die Kammern die Abrüstung gutgeheißen, übernahm Trikupis die Bildung eines definitiven Ministeriums, und die Abrüstung begann. Doch gab es an der Grenze Scharmützel zwischen griechischen und türkischen Truppen. Man meint, daß die Blokade vor Vollendung der Abrüstung aufgehoben werden wird, und man mißt den Grenzscharmützeln keine friedenstörenden Folgen bei. Sonach wäre jetzt die griechisch-türkische Frage zur Ruhe gebracht, bis die Ruhe der Balkanländer von einem anderen Punkte aus erschüttert wird. Der nächste mögliche Punkt dieser Art wird sich in Sofia aufthun, sobald dort die Nationalversammlung zusammentritt.

* * *

Im englischen Unterhaus hat die zweite Lesung der home rule Bill am 10. Mai begonnen. Die zweite Lesung pflegt in England die entscheidende zu sein; nach ihr beginnt die Einzelberatung, für welche das Haus sich als Ausschuß einsetzt, d. h. die Beratung unter einer bequemern Geschäftsordnung handhabt. Aber man läßt es in England zur Einzelberatung nur kommen, wenn für die Grundsätze einer Bill die Majorität gewonnen ist, mit andern Worten: der Beschluß der zweiten Lesung bedeutet, daß die Majorität sich an die Grundsätze einer Vorlage bindet. Nun hat die Majorität sehr geschwankt und schwankt in diesem Augenblick noch, ob sie die zweite Lesung der home rule Bill gestatten soll. Man nimmt an, daß 84 Whigs unter Führung von Lord Hartington gegen die Bill stimmen werden, demnach würde mit den 351 Tories die Opposition gegen die Bill 335 Stimmen, gerade die Hälfte des Hauses betragen. Allein man rechnete außerdem auf den Abfall von 20—30 Radikalen unter Führung Mr. Chamberlains. In dieser Situation, glaubte man, werde Mr. Gladstone zur Auflösung des Unterhauses schreiten, und man zweifelte kaum, daß ihm gelingen werde, im Bunde mit den Parnelliten und der Hauptmasse der radikalen Wähler unter den Anhängern Mr. Chamberlains, Lord Hartingtons und auch Lord Salisburys eine große Niederlage anzurichten,

Mr. Gladstone scheint indessen diesen Ausweg vermeiden zu wollen, sei es, weil er die Zustimmung der Königin zur Auflösung nicht leicht erlangen kann, sei es, weil er selbst Scheu davor hat, die Flamme des Radikalismus allzustark anzublasen. Er sucht deshalb jetzt einen andern Ausweg. Er sucht seine Gegner unter den Radikalen und Liberalen dadurch zur Annahme der zweiten Lesung, das heißt zur grundsätzlichen Annahme der Bill, zu bewegen, daß er ihnen verspricht: die zweite Lesung solle an nichts weiter binden, als an den Grundsatz eines Parlamentes für irische Angelegenheiten in Dublin, dagegen werde er, Mr. Gladstone, nach der zweiten Lesung die Vertagung des Hauses vorschlagen und werde dann im Herbst die Bill unter Festhaltung jenes Grundsatzes, sonst aber mit wesentlichen Veränderungen einbringen.

Ob Herr Gladstone durch dieses Stratagem seine Majorität jetzt zusammenhalten wird, ist die Frage der nächsten Tage. Was für ihn wirkt, ist die Unmöglichkeit, ein anderes liberales Programm bezüglich Irlands aufzustellen. Lord Salisbury hat das Verdienst, das einzige noch mögliche Programm formulirt zu haben. Es lautet: 20 Jahre Terrorismus in Irland und Beförderung der irischen Auswanderung im größten Maßstabe auf Staatskosten. Dieses Programm ist lange genug probirt worden und es hat die Welt mit dem Krieg der Fenier beschenkt, deren Schüler die Nihilisten und Anarchisten sind. Außerdem läßt sich die irische Auswanderung nur nach den Vereinigten Staaten leiten, dort ist sie aber schon längst der Haupthebel der Englandfeindschaft geworden.

Es giebt noch immer Engländer, welche behaupten, durch ein wenig Terrorismus würden die Irländer sofort ganz zahm werden. Dem Ausländer ist diese Behauptung unbegreiflich: Hat man denn nicht seit Cromwells Zeiten den Terrorismus unzählige Male versucht? w.

Der neue Entwurf einer Branntwein-Steuer.

Wir haben in unseren früheren Correspondenzen die Aufgabe einer Branntwein-Steuer-Reform als eine dreifache charakterisirt; sie muß viel Geld einbringen, sie darf das bestehende, ohnehin in einer schweren Krisis befindliche Gewerbe nicht schädigen und sie muß die Bekämpfung der Trunksucht nicht hemmen, sondern womöglich fördern. Alle diese Aufgaben erfüllte gleichzeitig in glänzender Weise das Monopol.

Der neue Entwurf, den die Regierung vorgelegt hat, hat die letztere hygienisch-moralische Seite gänzlich ausgeschieden; er hat die Rücksicht auf das Gewerbe völlig außer Acht gelassen; er hat allein die fiscalischen Interessen im Auge behalten.

Das erscheint um so auffallender, wenn man sich erinnert, mit welcher Entschiedenheit und mit wie guten sachlichen Gründen die Regierung bei der Monopol-Debatte die jetzt bei Seite gelassenen Gesichtspunkte vertrat. Na-

mentlich was das Interesse der Brennerei betrifft, so wurde in höchst anschaulicher Weise die Wirkung eines Rückganges des Gewerbes dargelegt. Hunderte, vielleicht viele hunderte von Gutsbesitzern würden aus ihrem Besitz weichen müssen; nicht die reichen: diese halten es aus und sind nachher, wenn sie die Concurrenz losgeworden sind, doppelt gut daran. Auf all' den Gütern aber, wo die Brennerei eingeht, wird der Kartoffelboden von da an mit Sommer-Getreide bebaut und Sommer-Getreide gebraucht gerade den vierten Theil von den Arbeitskräften, welche die Kartoffel verlangt. Auch eine starke, schmerzhafte Verschiebung in den Verhältnissen der ländlichen Arbeiter-Bevölkerung also wäre die Folge.

Wie wenn alle diese Erwägungen nicht mehr existirten, legt nun die Regierung einen Entwurf vor, der ausgeführt, den Consum um wenigstens ein Drittel einschränken würde, aber nicht den durch diese an sich sehr erfreuliche Erscheinung entstehenden wirthschaftlichen Verlust auf die Schultern der Gesammtheit übernimmt, sondern dem Gewerbe zuschiebt.

Trotzdem ist die Einbringung dieses Entwurfs wohl zu verstehen und sogar gerechtfertigt. Der Reichstag hat ja das Monopol abgelehnt; große Parteien haben erklärt, sie wollten die Reform, aber nicht in den Formen des Monopols. Nun wohl: hier ist ein Entwurf, der in redlicher Weise alle Monopol-Eigenthümlichkeiten vermeidet: jetzt seht, was ihr damit machen könnt!

An eine Annahme dieses Entwurfs ist garnicht zu denken. Es sind nur zwei Möglichkeiten vorhanden neben völliger Ablehnung: entweder man läßt die Steuer so weit zusammenschrumpfen, daß sie der Industrie keinen positiven Schaden mehr thun kann oder man amendirt die wesentlichsten Elemente des Monopols doch noch nachträglich in ihn hinein. Das erstere wäre das schlimmste von Allem. Das Gewerbe bliebe ohne Hülfe in seiner jetzigen Nothlage und die Finanz-Misere des Reichs dauerte fort: dieser widerwärtige Zustand, seit 1869 mit kurzer Unterbrechung, daß Deutschland bei den besten Verhältnissen unter allen Staaten Europas von allen die schlechteste Finanzpolitik macht.

Seit diese Zeilen geschrieben wurden, hat das Zünglein der Wage mehrfach heftig hin- und hergeschwankt. Das Centrum hat eine Stellung genommen, die einen Augenblick hoffen ließ, daß es die Steuerreform ernsthaft und in einer annehmbaren Form wolle und wenn es zuletzt doch nicht will, muß man versuchen es ohne das Centrum zu machen. —

Die Idee, welche über kurz oder lang in Gesetzesform Gestalt gewinnen dürfte, läßt sich etwa folgendermaßen umschreiben: ein verkleinertes Rohspiritusmonopol vermittelt durch eine große Brennerei-Genossenschaft.

Das Monopol wird verkleinert durch Ausscheidung des Exports. Der frühere Monopolentwurf sah vor, daß der Staat allen Spiritus übernehme und was er im Inland nicht absetze, ausführe. Jetzt macht die Genossenschaft eine Schätzung, wie groß der Consum im Inlande voraussichtlich sein würde

und schreibt darnach vor, wie viel Procent ihrer Leistung jede Brennerei an die Lagerhäuser der Genossenschaft abzugeben hat, wie viel sie exportiren muß. — Ist die Schätzung im ersten Jahr nicht ganz richtig gewesen, so läßt sie sich durch Uebertragung auf das nächste Jahr leicht corrigiren.

Eine eigentliche Contigentirung wird nicht eingeführt. Es wird nur ein Kataster der bestehenden Brennereien mit ihrem regelmäßigen Productionsquantum angelegt. Nur diese Brennereien und nur hierfür treten sie in die Genossenschaft. Neue Anlagen und Erweiterungen müssen ihre gesammte Production unter Steuer-Controlle exportieren.

Die Genossenschaft zahlt den Brennern den 10jährigen Durchschnittspreis, das ist 35 M., entsprechend dem ehemaligen Regierungsentwurf und verkauft zu demselben Preise zuzüglich der Spesen ꝛc.

Die Genossenschaft zerfällt in Sektionen (für jede Provinz resp. Bundesstaat); die Sektionen in kleine Lagerhaus-Bezirke. Die Genossenschaft wird auf allen Stufen verwaltet durch eine Kombination von Beamten und Genossenschaftsvertretern.

Der Staat schießt ihr das nöthige Betriebskapital vor. —

Die Steuer wird erhoben in dem Augenblick wo der Spiritus das Lagerhaus der Genossenschaft verläßt.

Wie hoch die Steuer zunächst bemessen werden wird, darüber läßt sich noch nichts sagen. — Doch ist es klar, daß wenn überhaupt etwas zu Stande kommt, es nicht zu wenig sein darf, da es ohne eine Summe von wenigstens 100 Millionen sich nicht lohnen würde eine so große Organisation wie diese Genossenschaft zu creiren.

So viel wie der alte Monopol-Entwurf der Regierung in Aussicht nahm, ist auf dem nunmehr eingeschlagenen Wege überhaupt nicht zu erreichen, weil dann der Branntwein garzusehr vertheuert werden würde. Das Regierungs-Monopol erreichte ja den hohen Ertrag ohne zu starke Vertheuerung, weil zugleich der hohe Gewinn, den jetzt die Händler, Destillateure und Schänker machen, eingezogen wurde. Trotz der zu zahlenden Entschädigungen hätte das Reich dabei einen großen Gewinn gemacht, der die Steuerzahler nicht drückte. Der Vortheil bloße Verschleißer an die Stelle der verführerischen und vielfach unsoliden Schänken zu setzen, würde noch obenein gewonnen worden sein. Alles das ist jetzt weggefallen und dementsprechend muß die Steuer niedriger gehalten werden und bringt weniger ein. Denn das darf man keinen Moment aus dem Auge verlieren, daß der Branntwein nicht bloß ein Genußmittel, oder gar ein pure schädliches Genußmittel, sondern für sehr viele Kreise unserer Arbeiterbevölkerung ein zur Zeit wenigstens völlig unentbehrliches Bedürfniß ist. Es wird hier schon sehr schwer empfunden werden, wenn nun der Preis desselben um die Hälfte oder gar auf das doppelte steigen sollte.

So werden wir also zu einer Radical-Cur für alle unsere finanziellen Schäden zugleich doch noch nicht gelangen. Ein neuer Kampf wird nun beginnen, wohin die flüssig gemachten Mittel in erster Linie verwandt werden

ſollen: Communalreform oder Schullaſten oder Altersverſicherung oder Beamtengehalte. Dazu wachſen die unmittelbaren Bedürfniſſe des Staates ſo ſehr, daß ohnehin ein Theil der neuen Branntweinſteuer von ihnen im Voraus beſchlagnahmt werden wird. Armee und Marine müſſen Schritt halten mit Franzoſen und Ruſſen und neben der Coloniſation, der transatlantiſchen wie der inneren iſt jetzt noch der Canalbau im gewaltigſten Maaßſtabe, im Nord, Oſt und Weſten zugleich, getreten. Alle drei Unternehmungen, die beiden Coloniſationen und das Canalſyſtem ſind in gewiſſem Sinne große Experimente; es iſt möglich, daß eines oder das andere von ihnen mißlingt. Aber das iſt kein Vorwurf. Ein großer Staat muß große Aufgaben haben und wenn ſie ſich nicht von ſelbſt aufdringen, ſie ſich ſuchen. Er iſt, wie in jenem Rückert'ſchen Spruch der Mühlſtein und das Menſchenherz, die immer etwas zu mahlen haben müſſen und wenn ſie nichts mahlen ſelber zerrieben werden. D.

Notizen.

Schultheß' Europäiſcher Geſchichtskalender. 26. Band. Jahrgang 1885. Herausgegeben von Ernſt Delbrück. Erſte Abtheilung. Das deutſche Reich. Nördlingen. C. H. Beck, 1886.

Das Staatsarchiv. Sammlung der officiellen Actenſtücke zur Geſchichte der Gegenwart. Begründet von Aegidi und Klauhold. In fortlaufenden Heften herausgegeben von Ernſt Delbrück. 45. Band, 5. und 6. Heft (Mit dem Regiſter des Bandes). Leipzig, Duncker und Humblot. 1886.

Nach dem Tode des verdienten Herausgebers des Europäiſchen Geſchichtskalenders, H. Schultheß, iſt die Redaktion mit derjenigen des Aegidi-Klauhold'ſchen Staatsarchivs in einer Hand vereinigt worden. Eine gewiſſe innere Nothwendigkeit drängte ſchon lange auf dieſe Vereinigung hin. Das „Staatsarchiv" bedurfte ſo ſehr der Ergänzung durch einen Geſchichtskalender, daß ſchon vor einigen Jahren einmal der Verſuch gemacht wurde, ihm direkt einen ſolchen hinzuzufügen: ein Verſuch, der ſich zuletzt doch als unpractiſch erwies und wieder aufgegeben wurde. Nunmehr ſind die beiden Werke, indem jedes ſeine volle Selbſtändigkeit behält, doch in eine organiſche Verbindung geſetzt worden und die Vortheile, welche ſich daraus ſowohl für die innere Durcharbeitung jedes von Beiden und den eigenen Werth als für den Gebrauch Beider in der Hand des Publikums ergeben, ſind in die Augen fallend. „Das Staatsarchiv" bringt die vollſtändigen Aktenſtücke, der „Geſchichtskalender" dagegen nur die wichtigſten vollſtändig, von den übrigen nur die Inhaltsangabe, fügt aber ſofort Band und Nummer des „Staatsarchivs" hinzu, wo das Ganze zu finden iſt. Der „Geſchichtskalender" genügt für den Handgebrauch und liefert zugleich, indem er auch die Ereigniſſe und die Preß-

stimmen registrirt, so zu sagen einen fortlaufenden Commentar zu dem „Staatsarchiv". Die völlige Beherrschung des gewaltigen Stoffes im Staatsarchiv kommt wiederum dem „Geschichtskalender" zu Gute; dort werden alle die Blau-, Roth- und sonstigen Bunt-Bücher perlustrirt und nachträglich Dinge ans Licht gezogen, die der Presse entgangen sind und in Folge dessen früher auch keinen Eingang in den Geschichtskalender gefunden hatten. Ein interessantes Beispiel ist folgender diplomatischer Zwischenfall, den wir wörtlich aus dem „Geschichtskalender" wiedergeben.

16. Januar. (Zanzibar.) Die Absendung eines deutschen Kriegsschiffes nach Zanzibar mit dem General-Konsul Rohlfs an Bord veranlaßt die englische Regierung, das deutsche Auswärtige Amt auf die englischen Interessen in Zanzibar aufmerksam zu machen.

Die Note behauptet, daß die Sultane von Muscat und von Zanzibar den größten Theil des gegenwärtigen Jahrhunderts unter dem direkten Einfluß Englands und der indischen Regiernng gestanden haben und legt die englischen Handelsinteressen im einzelnen dar. Der Schlußsatz der Note des englischen Botschafters lautet: „Indem ich Euer Excellenz obigen kurzen Ueberblick über die Interessen mittheile, welche Ihrer Majestät Regierung an dem Wohlergehen und der Aufrechterhaltung der Souveränität des Sultans von Zanzibar hat, dessen Unabhängigkeit sie zu unterstützen wünscht, habe ich im Auftrag Earl Granvilles zu konstatiren, daß die Regierung der Königin überzeugt ist, daß der Reichskanzler bereitwillig den Geist, in welchem diese Mittheilung gemacht ist anerkennen wird."

6. Februar. (Zanzibar.) Graf Münster weist in einer Note die Einmischung Englands in die deutschen Beziehungen zu Zanzibar energisch zurück.

Die Note besagt, daß der deutschen Regierung von einem directen Einfluß Englands oder der indischen Regierung auf Zanzibar nichts bekannt sei, die Kongo-Konferenz habe die völlige Unabhängigkeit des Sultanats anerkannt. Deutschland nehme das Recht in Anspruch, mit dem Sultan einen Handelsvertrag zu vereinbaren. Die Note schließt: „Der Reichskanzler ist daher nicht in der Lage, den Sinn der Schlußbemerkung der (englischen) Note, daß er den Geist der Mittheilung vom 16. Januar zu würdigen wissen werde, zu ermessen, und würde Lord Granville Dank wissen, wenn er ihm weitere Aufklärung über den „Geist", in welchem die in Rede stehende Mittheilung gemacht wurde, geben wollte."

Diese köstliche Abfertigung würde vermuthlich ohne die neue Einrichtung der Vereinigung der beiden Redactionen im „Staatsarchiv" vergraben liegen geblieben sein.

Durch Hinzufügung eines Sachregisters ist der Gebrauch des „Geschichtskalenders" im Vergleich zu den früheren Bänden noch sehr erleichtert worden.

D.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

H. von Treitschke und H. Delbrück.

Siebenundfunfzigster Band.

Sechstes Heft.

Juni 1886.

Inhalt:

	Seite
Die Naturanſchauung des Hellenismus und der Renaiſſance. (Dr. Alfred Biese.)	527
Die Zeugnißpflicht der Reichstagsabgeordneten. (O. Mittelſtadt.)	557
Die Anſiedler Friedrichs des Großen — ein Wink für die Gegenwart. (Dr. Max Beheim Schwarzbach.)	574
Julian Schmidt bei den Grenzboten. (G. Freytag.)	584
Otto Klopp gegen den Großen Kurfürſten. (Ernſt Berner.)	593
Politiſche Correſpondenz: Fortgang der Balkankriſis und Stellung der Mächte. — Das Miniſterium Gladſtone und die iriſche Frage. (O.) — Der neue Entwurf einer Branntwein Steuer. D.	631
Notizen: Ernſt Delbrück, Schultheß' Europäiſcher Geſchichtskalender. — Ernſt Delbrück (Aegidi und Klauhold). Das Staatsarchiv.	637

Man abonnirt halbjährlich für 9 Mark bei allen Buchhandlungen und Poſtämtern.

Berlin, 1886.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

Ausgegeben den 2 Juni 1886.